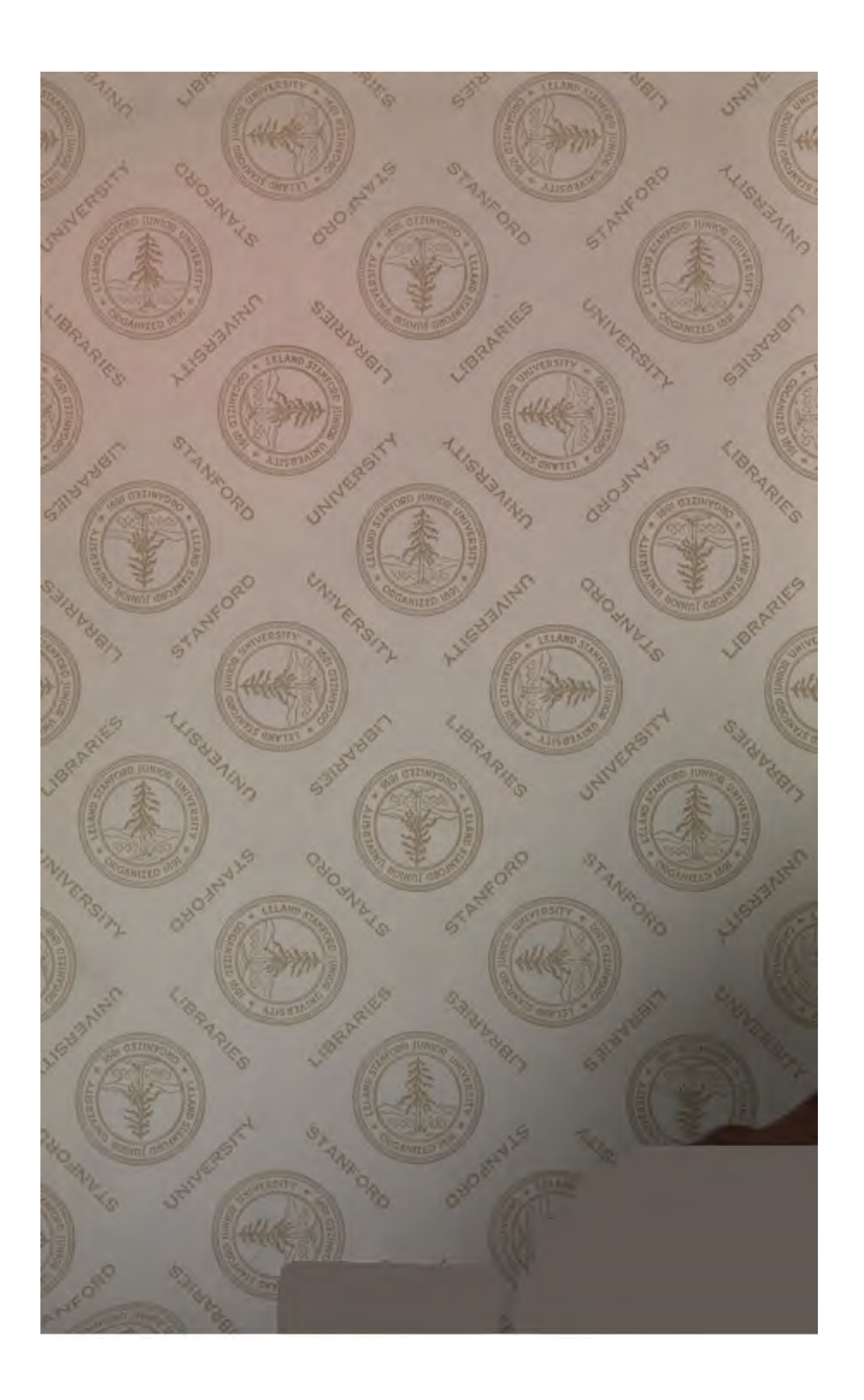
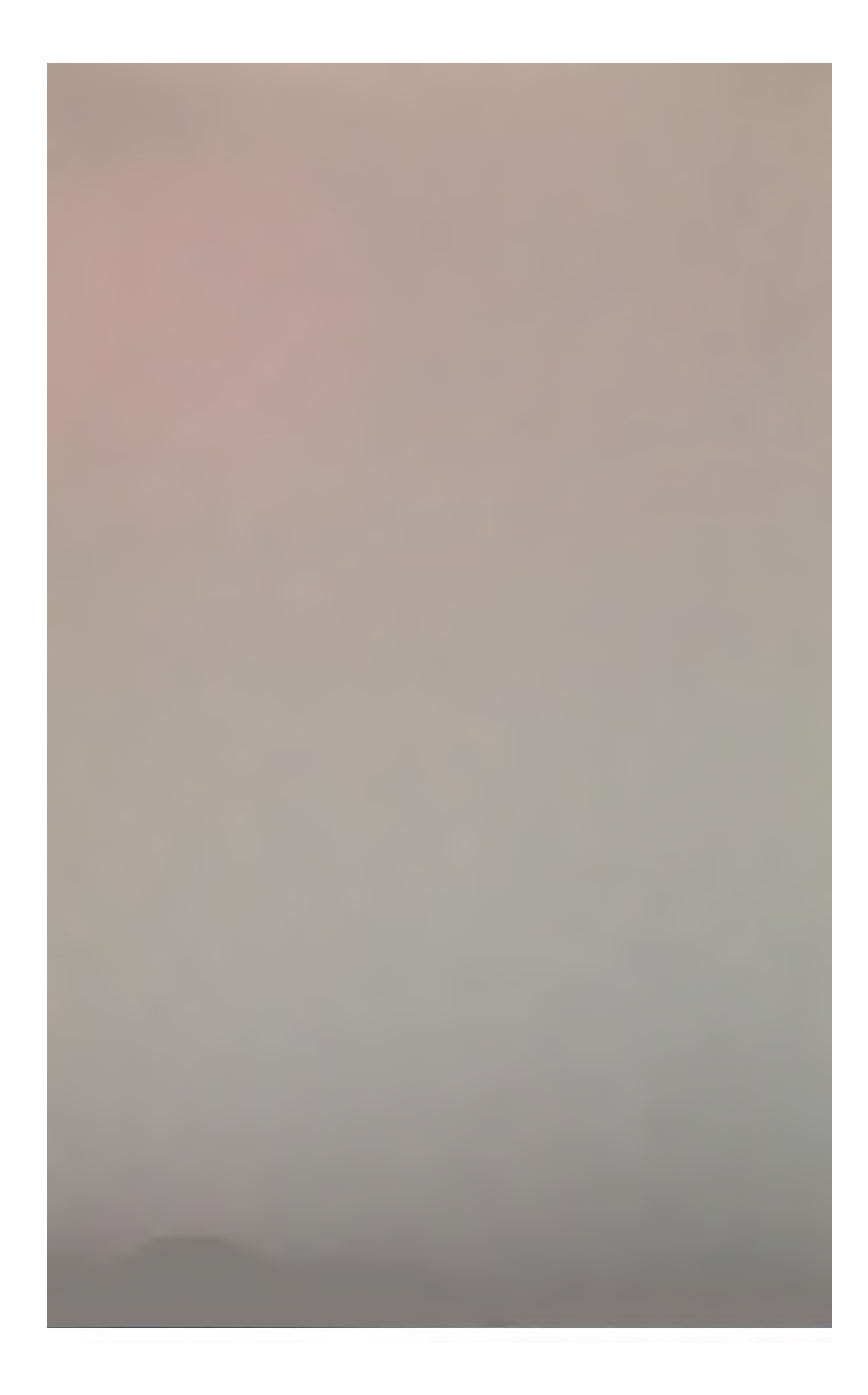
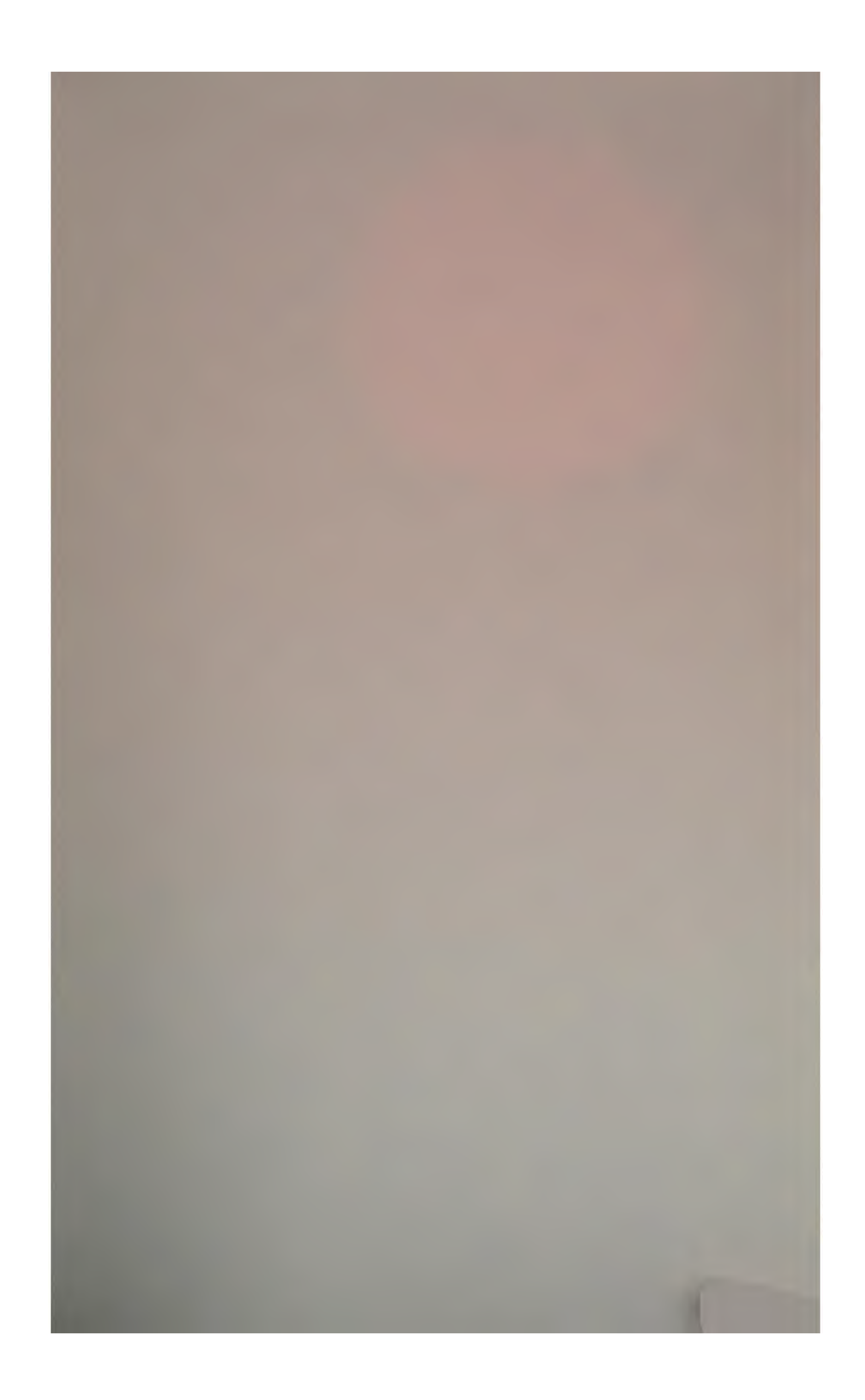
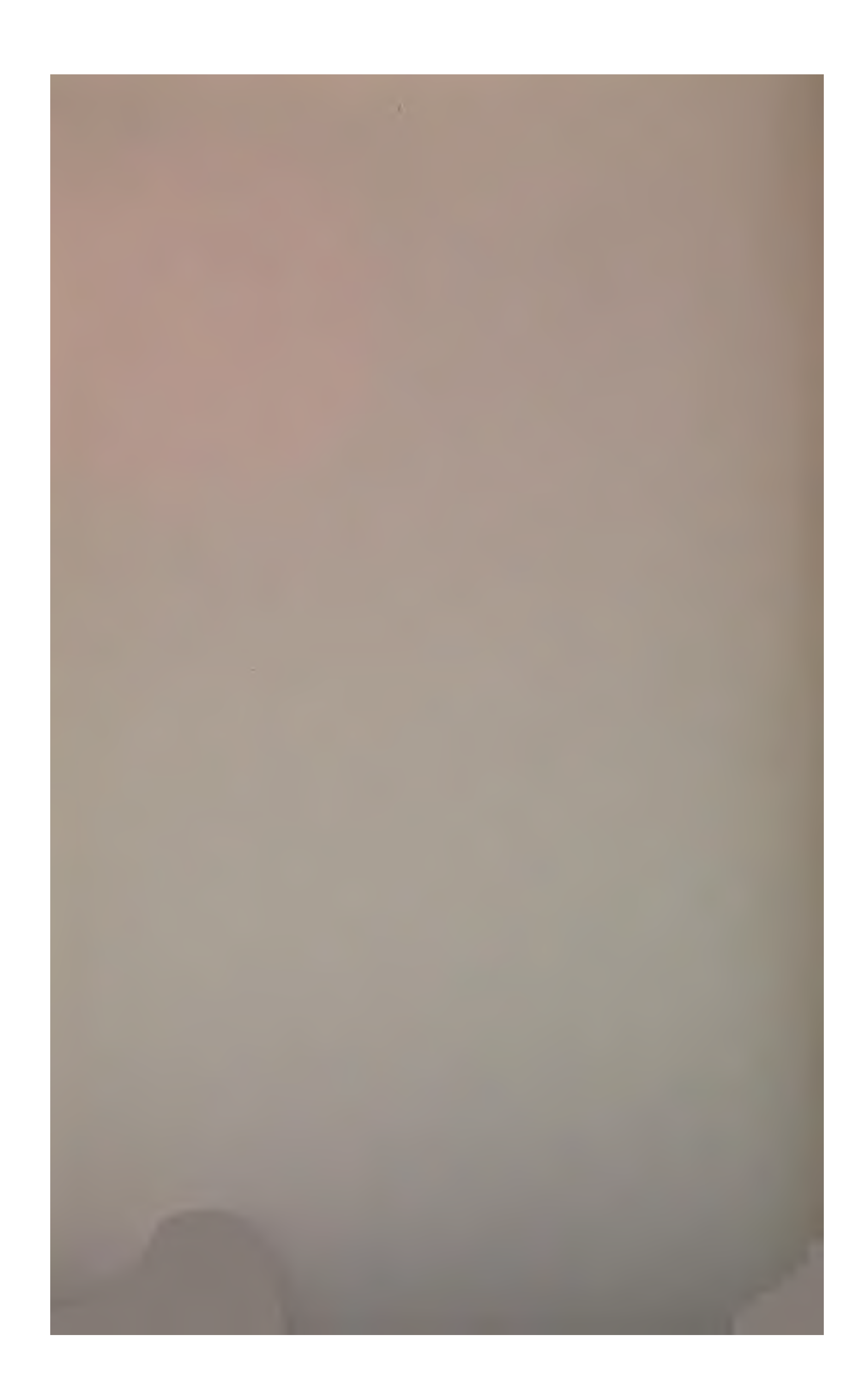












JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXXII.

MIT 11 TAFELN UND 22 TEXTFIGUREN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1892.

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXXII.

MIT 11 TAFELN UND 22 TEXTFIGUREN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1892.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

II. Litteratur.

III. Miscellen.

IV. Berichte.

II. Aufdeckung einer vorgeschichtlichen Niederlassung und eines fränkischen Gräberfeldes in Meckenheim.

Von

Constantin Koenen.

(Mit Tafel I bis X.)

Als sich unter dem Scepter unseres Heldenkaisers Wilhelm die deutschen Stämme zu einem grossen Reiche vereinigt hatten, galt es dessen innere Kraft zu stärken und zu veredeln. In dem Gedanken, durch die Heimathskunde die Vaterlandsliebe zu fördern, wurden durch Mittel der Provinz und des Staates die beiden Rheinischen Provinzialmuseen in Bonn und Trier gegründet. Der erste Director des neuen Provinzial-Museums zu Bonn, Herr Professor Dr. E. aus'm Weerth, glaubte der gestellten Aufgabe am besten nahe zu treten durch eine planmässige Aufdeckung der alten Gräberfelder und zwar zuerst derjenigen, die unserer vaterländischen Geschichte und nationalen Entwicklung zunächst liegen, nämlich der des Merowingerreiches. Zur Verwirklichung dieses Gedankens konnte die für die rheinische Gräbererforschung grundlegende Abhandlung unseres Vereinspräsidenten, Herrn Geheimer Rath Professor Dr. Schaaffhausen „Ueber germanische Grabstätten am Rhein" im Hefte XLIV und XLV dieser Jahrbücher (J. 1868) Anhaltspunkte bieten. Unter Hinweis auf die in der genannten Arbeit S. 135 bis 153 besprochenen fränkischen Gräber in Meckenheim, beauftragte mich die Direction des Bonner Provinzialmuseums, das augenscheinlich noch vorhandene fränkische Gräberfeld in Meckenheim seiner ganzen Ausdehnung nach aufzudecken und zu untersuchen. Nachdem mir Schaaffhausen seine reichen Beobachtungen auf diesem Gebiete und aus'm Weerth seine Information als Museumsdirector mitgetheilt hatte, begann ich die Grabungen im October 1878 und beendete dieselben auf Wunsch der Direction des Provinzialmuseums nach zeitweiser Unterbrechung im April 1879.

Dank einer zuvorkommenden Fürsorge der Ortsbehörde und der Bereitwilligkeit der Grundbesitzer Herren Gottschalk und Mirgel, sowie der Wittwe Dahlhausen konnten die Grabungen ungestört vorgenommen werden. Der Erfolg hat die Erwartungen des Provinzialmuseums weit übertroffen. Es wurde nämlich zunächst das bereits von Schaaffhausen festgestellte fränkische Gräberfeld nach Möglichkeit aufgedeckt, dann, wie ich glaube, der Nachweis erbracht, dass diese Frankengräber sich in solche der früheren und der späteren Merowinger- und solche der Karolingerzeit eintheilen lassen, dass man ausserdem noch eine Anzahl Gefässe der karolingischen Zeit in mindestens zwei zeitlich zu trennende Hauptgruppen, nämlich in solche der früheren und in solche der späteren karolingischen Zeit eintheilen kann. Ausser dieser, für die rheinische Alterthumsforschung bedeutsamen Feststellung wurden grössere Theile einer vorgeschichtlichen Ansiedelung, sogenannte Mardellen der älteren neolithischen Zeit planmässig aufgedeckt, wie ähnliche wohl am Oberrhein und anderwärts gefunden, aber noch nicht am Niederrhein festgestellt und systematisch untersucht worden sind. Nicht unwichtig ist auch die von mir vorgefundene Ruine einer karolingischen Töpferei sowie deren Scherbenberge oder Ausschusswaare. Mancherlei Aufschluss gab besonders auch noch die sorgfältige Bloslegung der Bestatteten insofern, als eine grössere Anzahl von Beigaben ihrer Bedeutung und Zusammengehörigkeit nach beurtheilt werden konnte. Ein derartiger Erfolg war nur möglich durch die zur Verfügung gestellten hinreichenden Mittel des Rheinischen Provinzialmuseums. Schon allein der Nachweis von vier verschiedenen Arten fränkischer Culturreste, von denen jede einzelne einer bestimmten Periode, also einer frühmerowingischen und einer spätmerowingischen, einer frühkarolingischen und einer spätkarolingischen, eigenthümlich ist, bietet der historischen Forschung die Hand zur Lösung einer ganzen Reihe für die Landesgeschichte hoch wichtiger Fragen.

Wir wussten früher wohl Fränkisches von Römischem und Germanischem, allein nicht Karolingisches von Merowingischem, noch weniger in diesen beiden zeitlich unterschiedlichen Gruppen Unterabtheilungen von einander zu trennen. Ebenso fremd war vor den Andernacher Ausgrabungen des Provinzialmuseums die nun ermöglichte Eintheilung der römischen Culturreste in zwei Abtheilungen der frühen und in zwei Abtheilungen der späteren römischen Kaiser-

zeit. Mit Recht hat das jetzt unter der Direction von Professor Klein stehende Provinzialmuseum sich nun zur Aufgabe gestellt, auch das Bild einer rheinisch-römischen Grenzfestung durch Aufdeckung des Neusser Römerlagers vorzuführen. Wählt sich diese Anstalt zu ihrem Arbeitsfeld auch die reichen Hügelgräbergebiete auf den den Rhein begleitenden Höhenzügen und hält sie, nachdem sich die Forschung in die römische und fränkische Epoche vertieft hat, auch die Aufdeckung der vorgeschichtlichen Hinterlassenschaften der rheinischen Provinz für ihre Aufgabe, dann werden wir Rheinländer in der umfassenden Kenntniss unserer Alterthümer anderen Landestheilen vorangehen und den uns gemachten Vorwurf, wir schwärmten nur für kleinliche philologische Liebhabereien, die den Horizont des Römischen nicht verliessen, vernachlässigten aber das national- wie völkergeschichtlich Wichtigste, von uns abweisen; denn es ist kaum ein anderer Boden Europas so reich an Denkmälern aller Zeiten, wie eben unser Rheinland und nirgendwo lässt sich die Aufeinanderfolge verschiedener Culturreste auf einem bestimmten, scharf begrenzten Gebiete so gut und so sicher nachweisen, wie eben hier. Was uns nur fehlt, das ist ein Gesetz, welches die Denkmale der Vergangenheit unseres Volkes in ihrem Werthe anerkennt und aus diesem Grunde schützt vor eigennütziger Gewinnsucht des Einzelnen, dem sie preisgegeben sind.

Zur Lage und Bodenbeschaffenheit Meckenheims.

Der Boden, welcher den Ort Meckenheim und dessen vorgeschichtliche und fränkische Culturreste trägt, erhebt sich, wie Herr Dr. Rauff zu Bonn in hingebendster Bereitwilligkeit mir mittheilte, bis zu 166,64 m gegen 58,23 m der Schienenoberkante des Bahnhof Bonn, während der Nullpunkt des Bonner Pegels 43,616 m über N. N. aufweist. Das Hochwasser 1882 erreichte 9,2 m; das Tiefwasser des Jahres 1884 zeigte 1,05 m über 0 des Bonner Pegels. Die Oertlichkeit wird berührt von dem Flüsschen Schwist. In dem Thal dieses Wassers finden wir ein alluviales Gebilde, in dessen höherer Umgebung hingegen trifft man diluvialen Lehm und Geschotter an. Unterhalb dieser Erdmassen sehen wir tertiäre Thone (sog. Braunkohlenthone), die dem Ober-Oligocän zugerechnet werden. Im Ganzen stellt sich uns die dortige Landschaft als ein Kessel einer Hochebene dar, in welchem die Diluvial-

wasser des Rheinthales ihre leichtesten Sedimente, den Löss, zurückliessen.

Auf der dieser Arbeit beigefügten Tafel I ist die Flur II der Gemeinde Meckenheim im Katasterauszug wiedergegeben und Taf. II, Fig. 9 zeigt den heutigen Bodendurchschnitt derselben. Bei a sehen wir dunkelgefärbte Ackerkrume; bei b—c geht dieselbe allmählich zu dem bei d völlig ungestörten hellgelben, unter dem Namen „Mergel" bekannten Urboden über, der sehr häufig jene als „Mergelmännchen" bekannten Steingebilde vorführt. Die auf meine Bitte hin durch Rauff veranlassten Analysen dieses Urbodens ergaben:

Kalk (CO_3Ca)	15.0 %
Kieselsäure (grösstentheils sehr feiner Sand)	65.5 %
Thonerde (Al_2O_3)	5.3 %

(Der Gehalt an Eisen war nicht unbeträchtlich.)

Die Analyse der „Mergelmännchen" führte auf:

Kalk (CO_3Ca)	75.71 %
Kieselsäure	19.13 %
Thonerde (Al_2O_3)	1.64 %

(Der Eisengehalt war hier nicht so bedeutend. Beide Mineralien enthielten CO_3Mg.) Wir haben in diesen Ablagerungen also echten Löss zu sehen.

Art und Weise der Ausgrabungen.

Vielfach wegen der Art und Weise der Aufdeckungen von Gräbern befragt, glaube ich nicht nutzlos mitzutheilen, dass ich nach Aufnahme der Parzellengrenzen den Mutterboden abdecken liess. In einer Tiefe von etwa $^1/_2$ m zeichneten sich dann die mit Mutterboden vermischten Gruben gegenüber ihrer helleren und reineren Umgebung des Urbodens ab. Es folgte nun eine geometrische Aufnahme und Nummerirung der einzelnen Todtengruben und anderen Erdeinschnitte. Darauf liess ich ausserhalb, in der Regel vor den zugefüllten Gruben, im Urboden eine neue Grube anlegen, von der dann vorsichtig das Füllwerk des Grabes bis zu den Skelet- oder Culturresten ausgeworfen werden konnte und ein Zerdrücken der Gegenstände (durch Betreten des Füllgrundes, welcher diese deckte) unmöglich erschien. Dann schritt ich vermittelst kleiner

Instrumente zur Freilegung des Skelettes. Ein kleiner Blasebalg diente schliesslich zur völligen Klarlegung der Einzelheiten. Jetzt konnte jeder Gegenstand seiner Beschaffenheit und Lage gemäss untersucht und unbewegt in seiner Lage von mir gezeichnet und gemessen werden. Ich versah dann die einzelnen Sachen mit einer Nummer. Nur so war es möglich, über manche Dinge, wie über Gürtelbeschläge, Schwertscheiden und Anderes Aufschluss zu gewinnen, welches, dem Grabe enthoben, unverständlich erschien, oder weil es aus Holz-, Leder-, oder unbestimmbaren anderen Moderresten bestand, sich gar nicht anders, als eben nur in der Grube selbst, in ungestörter Lage erkennen liess. Bedeutungsvoll wurde eine solche systematische Untersuchung auch für das Erkennen einer Zeitfolge der einzelnen Culturreste.

1. Die vorgeschichtliche Ansiedelung in Meckenheim.

(Vgl. Taf. II.)

In dem Bereich der Ausgrabungen des Provinzial-Museums Flur II, $\frac{1749}{16}$, $\frac{1750}{16}$, 15 und $\frac{1574}{800}$, zu beiden Seiten des Gemeindeweges, südwestlich der Gebäude von Mirgel und Dahlhausen und der „Unteren Strasse“ (vgl. Taf. I den Katasterauszug Flur II der Gemeinde Meckenheim) fand sich der hellgelbe Löss an vielen Punkten unterbrochen von kesselförmigen, $1^1/_2$ bis 4 m weiten und bis zu 2 m Tiefe reichenden dunkelen Flecken. Dieselben hatten eine bedeutendere Festigkeit und Zähigkeit, als die sie umgebenden, ungestörten Sedimente der Diluvialzeit. Wir hatten es hier mit in Kesselform angelegten Feuerungsgruben, sogenannten Mardellen, zu thun, die in den hellgelben Löss eingeschnitten wurden. Die dunkle Schicht ist das sehr fetthaltige, zähe, durch Brand geschwärzte Füllwerk der Gruben.

Solche Kesselgruben sah ich auch nordöstlich der Unteren Strasse, wo damals eine senkrecht abgeschnittene Lösswand frei lag. Dann kamen solche nordwestlich von Meckenheim, bei den Grundarbeiten zum neuen Eisenbahngebäude zum Vorschein. Dass auch die nicht aufgedeckten Zwischenräume solche Niederlassungsreste aufzuweisen haben, ist sehr wahrscheinlich.

Ich habe auf dem Taf. I wiedergegebenen Situationsplan die verschiedenen im engeren Bereich der Ausgrabungen des Provinzial-

museums vorgefundenen Brandgruben durch dunkel schraffirte Stellen wiedergegeben. Auf Taf. II, 9 sehen wir auch eine der Gruben im Durchschnitt dargestellt, bedeckt von den bereits beschriebenen Erdmassen, die den Löss zum Liegenden haben.

Bei näherer Untersuchung sah man den Füllgrund hier und da vermischt mit kleinen, ziegelroth angebrannten Lehmstückchen, unter denen sich jedoch keine fanden, die mit einiger Sicherheit auf Lehmbewurf von, etwa ehemals die Brandkessel umschliessenden oder bei denselben errichteten Hütten bezogen werden können.

Das Füllwerk der Brandkessel sowohl, als auch die Oberfläche des Löss barg in näherer Umgebung der Gruben ausserdem hin und wieder Feuersteinspähne wie die Taf. II, in vorderer und hinterer Ansicht und Fig. 7 abgebildeten. Lässt sich auch von diesen nicht mit Sicherheit sagen, ob sie als wirkliches Geräth Verwendung fanden oder aber nur als Abfallstücke betrachtet werden müssen, so zeigt Taf. II, 8 doch den abgerundeten Kopf einer der bekannten weidenblattförmigen Schaber, wie solche aus paläolithischen und neolithischen Funden bekannt sind. Unvergleichlich mehr, als grössere Steinstücke, fanden sich kleine Feuersteinsplitter bis zur Nadelkopf-Grösse. Auch wurden einige Feuersteinknollen, augenscheinlich Kerne des ursprünglichen Materials, vorgefunden, von denen man die Werkzeuge abgeschält hatte; einen derselben habe ich Taf. II, 1 abgebildet.

In einem der Brandkessel lagen auf der Sohle grössere Stücke des Taf. II, 5 abgebildeten, mit Schnurösen versehenen Topfes und das in der Mitte durchgebrochene kleine Röhrtöpfchen Taf. II, 6.

Unter der grösseren Menge der gesammelten Bruchstücke lassen sich drei Arten von Gefässen erkennen, die jedoch, weil deren Reste durcheinander oft in ein und derselben Grube lagerten, ihrer Zeitfolge nach nicht von einander getrennt werden dürfen:

1) Gedrungene cylindrische Töpfe wie Taf. II, 2. Wenigstens fand ich grössere, völlig horizontale Bodenstücke mit unvermittelt senkrecht aufsteigenden Wandtheilen und oben glatte Wandstücke derselben Technik. Diese Arbeiten sehen so roh aus, wie erste Versuche der Gefässbildung. Dafür sprechen ausser der Form die mindestens $1^1/_2$ cm dicken Wände der verhältnissmässig nicht hohen Cylindertöpfe, dann auch die überaus unzusammenhängend erscheinende Gefässmasse. Man glaubt ein nur vermittelst der Sonnengluth gehärtetes Erzeugniss vor sich zu haben. Das täuscht allerdings;

denn so hergestellte Gefässe würden offenbar im Laufe der Jahrhunderte völlig durchnässt und heute von dem Boden der Umgebung kaum zu trennen sein. Die Farbe der Bruchstücke ist freilich die des getrockneten Lehmes. Nach der Aussenseite hin geht dieselbe jedoch etwas in das Gelbrothe über und dieses ist ein Zeichen von leichtem Brande. Auch spricht für ein Verständniss der technischen Behandlung des Thones die Mischung der Erde mit härteren Zusätzen. Die Bruchfläche zeigt nämlich zahlreiche Stückchen zerstossenen Gesteines, von denen einige die Stärke von 2 mm erreichen; viele sind sogar 4 mm dick. Solche Zusätze bewirken bekanntlich eine bedeutendere Widerstandsfähigkeit der Gefässwände gegenüber der Hitze des Feuers. Man findet diese Beimischungen bei allen vorrömischen und römischen Kochgeschirren und noch heute unterscheidet sich die zum Kochen dienende irdene Waare durch solche Zusätze von dem Porzellan-Gefäss, das, zum Kochen gebraucht, zerspringt.

2) Zur Veranschaulichung der zweiten Art kann der Topf Taf. II, 5 dienen; wenigstens stimmt eine grosse Anzahl von Scherben mit der Technik und mit der einen oder anderen Einzelheit dieser Form überein. Der Boden dieser Gefässart ist schmal, dann erweitert sich die Seitenwand und engt sich oben etwas ein. Der obere Rand ist fast senkrecht. An den Seiten sind vier durchbrochene rundliche Ansätze angebracht. Dieselben stehen zu je zweien übereinander und zwar senkrecht, sodass durch jene Oesen eine Schnur gezogen und vermittelst dieser das Gefäss getragen werden konnte. Eigentliche Henkel wurden nicht vorgefunden. Dagegen haben sehr viele Gefässe dieser — und auch solche der ersten Art — warzenförmige Ansätze von $3^1/_2$ cm Durchmesser und $1^1/_2$ cm Dicke. Henkelförmige oder jene nach oben sich biegenden Ansätze — die Anfänge der eigentlichen bei den Gefässen der sogenannten Bronzezeit auftretenden Henkel — wurden nicht vorgefunden. Die Bruchfläche dieser Gefässe ist durchschnittlich 6—9 mm breit; sie hat eine grauschwarze Farbe, welche jedoch unterbrochen wird durch vereinzelte, bis zu $2^1/_2$ mm dicke Stückchen zerschlagenen Quarzes und anderen Gesteines, sowie auch durch Theilchen, welche der Holzkohle gleichen. Die Farbe des Aeusseren ist schwarz, jedoch nicht etwa durch künstlichen Anstrich, sondern durch einfaches Dämpfen erzielt, ähnlich wie die Farbe unserer Dachpfannen. Der Brand ist nur bis zu geringem Grade bewirkt worden, sodass

ein Anschlag gegen die Wand des Gefässes dumpf tönt, wie der gegen Holz gerichtete; ungeachtet dessen hat man Mühe, die Oberfläche mit dem Daumennagel zu ritzen.

3) Die dritte Art von Gefässscherben ist dünner und lässt mit blossem Auge keinerlei Zusätze erkennen. Die 6 bis 7 mm breite Bruchfläche sieht gleichmässiger aus. In der Mitte ist sie röthlichgrau, an den Rändern, in einer Breite von 1 bis 2 mm braun. Der Brand dieser Arbeiten scheint ein schwächerer zu sein; denn so wenig haltbar erwiesen sich die Bruchstücke, dass sie trotz grösster Vorsicht kaum unzerbrochen an das Licht geschafft werden konnten. Aus diesem Grunde habe ich keine sichere Vorstellung von der Form gewinnen können, welche diese Gefässart in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit aufzuweisen hatte. Aber nach Vergleichen, welche ich kürzlich in den Museen in Mainz, Wiesbaden und Worms anstellte, können wir es recht wohl mit jenen dünnwandigen Kugeltöpfen zu thun haben, wie solche auf den Gräberfeldern von Monsheim, Nierstein, Oberolm, Albstein a. d. Eis, Nieder-Walluf, im Fundament des Archivgebäudes in Wiesbaden und in den Höhlen von Steeten neben Gefässen der ersten und zweiten Art vorgefunden worden sind. Das Taf. II, 6 abgebildete Töpfchen von 8 cm Höhe bildet mehr eine Ausnahme von Gefässen dieser dritten Art. Es fand sich mit dem Topfe Taf. II, 5 zusammen auf der Sohle einer Grube vor und zwar fest von der Branderde umschlossen. Jede Möglichkeit, hier etwa ein späteres Erzeugniss gefunden zu haben, ist ausgeschlossen. Der Thon sieht wie unvermischt aus und hat eine durchgehend reine, graugelbe Bruchfläche. Die Wand ist am Boden des Gefässchens am stärksten; sie verdünnt sich nach oben hin in einer gleichmässigen Weise, so dass ein Meckenheimer Töpfer, der täglich eine grosse Zahl von Gefässen dreht, es für „schwerlich möglich" erklärte, ein solches Gefäss ohne Hülfe der Drehscheibe herzustellen. An dem oberen Theile des Gefässchens ist ein durchbohrtes cylindrisches Röhrchen angebracht; es erinnert die ganze Arbeit an ein Saugtöpfchen, ähnlich der römischen mamilla (vgl. über solche röm. Gefässe v. Cohausen, Annal. f. Nass. Alterthumskunde u. Geschichte B. 15).

2. Der geschweifte Becher vorgeschichtlicher Zeit.

(Taf. II, 10.)

In keinem Zusammenhange mit der Meckenheimer vorgeschichtlichen Ansiedelung steht der Taf. II, 10 abgebildete geschweifte

Becher. Er ist als Meckenheimer Fundstück in einer Versteigerung für das Bonner Provinzialmuseum erworben worden. Nach einer dem Herrn Professor Klein gemachten Mittheilung stammt er aus Andernach.

Derselbe ist 16 cm hoch und hat einen oberen Durchmesser von 13 cm. Er ist in der Farbe röthlichbraun, stellenweise braunroth oder in das Grauschwarze übergehend. Die Wand ist nicht sehr dick und ein Anschlag klingt wie der gegen Holz gerichtete. Auf der Oberfläche der Bauchung sieht man in sinnvoller Vertheilung Band- und Zackenmuster, welche aus kleinen Quadratpunkten zusammengesetzt sind. Es sind die einzelnen Punkte scharf eingedrückte rechtwinkliche Grübchen, deren Abstände und Verlauf deutlich erkennen lassen, dass man sich zur Herstellung eines Zackenrädchens, also keiner eigentlichen Schnur bedient hat.

3. Die fränkischen Gräber in Meckenheim.

Die von Schaaffhausen im Hefte XLIV und XLV dieser Jahrbücher besprochenen und auf zwei Kupfertafeln dargestellten Meckenheimer fränkischen Gräberfunde wurden Flur II, 12 bei dem Abtragen der oberen Bodenlagen des Dahlhausen'schen Gartens, bei den Erdarbeiten zu den Mirgel'schen Bauten Flur II, $\frac{1749}{16}$ und $\frac{1750}{16}$ und bei dem Abdecken des nordöstlichen oberen Theiles der beiden letztgenannten Parzellen gemacht. Südwestlich dieser beiden Fundstellen begann das Provinzialmuseum seine Aufdeckung, dehnte dieselbe südwestlich auf Flur II, 15, und südöstlich auf Flur II, $\frac{1574}{800}$ aus, bis zu dem Umfassungsgraben in Meckenheim, oder vielmehr bis zu dem schon früher nordwestlich desselben abgetragenen Boden. Dieser „Bereich der Ausgrabungen des Provinzial-Museums“ ist Taf. I in dem Kataster-Auszug punktirt; die von Nordwest nach Südost gerichtete Länge beträgt 30 m, die Breite 12 bis 16 m. Da nun auch bei dem Bau einer Scheune, 50 m südwestlich der Südwestgrenze der unteren Strasse, wo die Schmitzerstrasse einmündet, auf Flur II, $\frac{1912}{794}$, gleich südlich des Umfassungsgrabens die Taf. I, unter „Grab 84“ bezeichnete Todtenwohnung

angetroffen wurde, so hat das ganze Gräberfeld nach Süden hin eine weitere Ausdehnung gehabt. Nach Norden hin kann die Ausdehnung gleichfalls eine bedeutendere gewesen sein. Festgestellt wurde der Todtenacker auf eine Länge von 50 und eine Breite von 40 m. Auf dieser Strecke öffnete das Provinzial-Museum 250 Gräber; da nach der Schaaffhausen'schen Angabe früher 40 Gräber vorgefunden wurden, sind bis jetzt ca. 300 Gräber zu Tage gefördert worden.

Die Todtengruben lagen in unregelmässigen Reihen von Süden nach Norden; die Langseiten waren von Westen nach Osten gerichtet. Die einzelnen Gruben sind rechtwinklig, haben 1 bis 2,75 m Länge, 1½ bis 1,75 m Breite und bis zu 3 m Tiefe. Es sind dieselben vielfach von einer zweiten, später angelegten Grube durchschnitten und diese beiden Gruben werden sehr häufig noch von einer dritten Grube durchfurcht, so dass also das Todtenfeld einer dreimaligen Beisetzung hat dienen müssen. Gehen wir zu einer Besprechung des Inhaltes der einzelnen Gräber über:

Grab 1.

Grube: 2,80 l., 1,70 br., 2,10 t. Inhalt: 1) Speereisenspitze wie VIII, 18; l.: 0,35. Lage: Fussende, rechts. — 2) Irdener Topf, abgeb. X, 10; blauschwarz; Randprofil: X, d; Bodenplatte: X, I; Ornament: ähnl. X, 23; h.: 0,17, 5. Lage: rechts vom rechten Oberschenkel. — 3) Eiserner Schnallenbügel ähnl. IX, 2, jedoch nicht tauschirt. Lage: Lenden. — 4) Feuerschlagstein. Lage: Lenden. — Bemerkung: Skelet verwittert und gestört. Vgl. Anm. 1a.

Grab 1a.

Grube: 2,80 l., 1,90 br., 2,10 t. Inhalt: 1) Eisernes Kurzschwert ähnl. VIII, 14, jedoch ohne Scheidenrest; l.: Schneide 0,40; br. 0,05. Lage: linke Seite. — 2) Reich tauschirte, mit drei Messingbuckeln besetzt gewesene Beschlagplatte, abgeb. IX, 1 in nat. Gr. Lage: Lenden. — 3) Tauschirter eiserner Beschlag, abgeb. IX, 3 in nat. Gr. Lage: Lenden. — 4) Theile einer Eisenschnalle, durch Rost zersetzt, so dass weitere Bestimmung unmöglich. — 5) Eisenspeerklinge ähnl. VIII, 18; l.: 0,45; Lage: Fussende, rechts, wie im Grabe VII, 15. — 6) Eisenmesser, wie IX, 15, offenbar Sax; Schneidel.: 0,11. Lage: auf Nr. 1. — 7) Eisenrest mit Tauschirarbeit; abgeb. IX, 4. Lage: Lenden. — 8) Gemme mit männlichem Profilkopfe (Karneol) in nat. Gr. abgeb.

VIII, 8. Lage: Lenden. — 9) Beinernes Gewichtsteinchen; Dm.: 0,01, dick: 0,0015. Lage: Lenden. — 10) Bearbeiteter Stein, Thonschiefer, vielleicht Wetzstein, abgeb. VIII, 25; l.: 0,065. Lage: Lenden. — Bemerkung: Da dieses Grab unterhalb des Grabes 1 lag, so gehört dasselbe zu der ersten Todtenlage, während Grab 1 der zweiten zuzufügen ist.

Grab 2.

Grube: 2,40 l., 1,70 br., 2,10 t. Inhalt: gestörte Skeletreste in der Grube zerstreut. Bemerkung: Durch Anlage des Grabes 2a ist Vorgefundenes vielleicht erklärlich.

Grab 2a.

Inhalt: 1) Eisenspeerklinge wie VIII, 18; l. 0,17 Tülle, 0,035 Spitze. Lage: ähnl. Taf. VII, 15, rechts neben rechtem Fuss. — 2) Eisernes einschn. Kurzschwert, ähnl. VIII, 14, jedoch ohne Scheidereste; l. Schneide: 0,28, br. 0,04; Griffl.: 0,13. Lage: linke Seite. — 3) Eisernes Messer, ähnl. Nr. 2 dieses Grabes, nur in der hinteren Hälfte, wie absichtlich zerbrochen vorgefunden, vielleicht als dolchartige Stosswaffe und für den Wurf benutzt „kleinere Art des Sax" (Lindenschmit); l. erhaltener Theil der Klinge 0,085, br. 0,03; Griffl.: 0,08; Lage: neben Nr. 2 des Grabes. — 4) Scheibenförmiger Eisenbeschlag mit zwei Messingbuckeln, ähnl. VII, e; Dm. 0,06. Lage: Lenden. — 5) Aehnl. Nr. 4. Lage: ebendas. — 6) Eiserne Breitaxt mit Axthelm, welcher der Schneidemitte gegenüber liegt; ähnl. VII, 13; l.: 0,16; Schneidebreite: 0,14. Lage: ähnl. Grab Taf. VII, 15. — 7) Eisenschlüssel, abgeb. VIII, 22; l. c. 0,19. Lage: Lendengegend. — 8) Eisenstab, oben umgebogen, fast mit Nr. 7 übereinstimmend, kann vielleicht Schlüsselrest sein. — 9) Eiseninstrument ähnl. VIII, 23. An dem oberen Ende haften Holzreste von dem Griffe; l. c. 0,09. Lage: Lendengegend. — 10) Feuerschlagstahl wie VIII, 11; l. 0,11. Lage: Lendengegend. — 11) Zwei Feuerschlagsteine von 0,04 u. 0,015 L. Lage: Lendengegend. — 12) Irdener Topf wie X, 11; blauschwarz; Randdurchschnitt: X, m; Bodendurchschnitt: X, 1; Ornament X, 25; h.: 0,12; Bauchdurchmesser: 0,13. Lage: Fussende. — 13) Fünf Kleinerz-Münzen, von denen eine Constans, eine zweite Gratian, die dritte nach v. Vleuten (Bonn) zweifelhaft, vielleicht Atalaricus rex ist, entstanden aus der Münze Constantinopolis; Gepräge der beiden letzten Münzen ist un-

bestimmbar. Lage: Lendengegend, wo Gürteltasche gesucht werden dürfte. Anmerkung: Das Grab fand ich in der Grube 2; es liess sich jedoch nicht feststellen, ob dieses oder jenes Grab das ältere war.

Grab 3.

Grube: 2,70 l., 1,80 br., 2,20 t. Inhalt: 1) Eisenbeschlag, wie VIII, 14b, mit vier Messingbuckeln; l. 0,095. Lage: rechte Lendenseite, mit Schmalseite gegen den Hüfterand. — 2) Eisenbeschlag, wie VIII, 14d, mit vier Messingbuckeln; b. 0,06. Lage: Mitte der Lende. — 3) Eisenspeer, ähnl. VIII, 20, jedoch kleiner und mit scharf gezogener, stark hervortretender Rippe; l.: 0,10; br.: 0,025. Lage: an der rechten Seite des Kopfes, mit der Spitze nach oben gerichtet. — 4) Eiseninstrument ähnlich Grab 2a, Nr. 8. Lage: Lendengegend. — 5) Beinkamm wie VIII, 21. Lage rechts vom rechten Unterschenkel. — 6) Irdene Schüssel, gelblich, hart gebacken; Seitendurchschnitt ähnl. X 9, jedoch ist die Seitenwand wie unterer Theil des Topfes X, 7 ausgebaucht; h. 0,06, Dm. 0,21. Lage: neben Nr. 5 des Grabes. Bemerkung: Die Lage des Skelets und der Füllgrund machen es wahrscheinlich, dass in der Grube eine zweimalige Beisetzung erfolgt ist.

Grab 4.

Grube: 2,70 l., 2,10 br., 2,20 t. Inhalt: 1) Eiserner Schildbuckel ähnl. VII, 6. — 2) Unbestimmbare Gürtelbeschläge-Reste. Bemerkung: Nr. 1 lag nebst Menschenknochen zerstreut in dem Füllgrund der Grube, während Nr. 2 sich in der Lendengegend eines Skelets vorfand, bei dessen Beisetzung augenscheinlich ein älteres Männergrab durchschnitten oder aber beseitigt wurde.

Grab 5.

Grube: 2,70 l., 2,10 br., 2,20 t. Inhalt: 1) Eisernes einschneidiges Kurzschwert wie VIII, 12, jedoch ohne Scheidenbeschlagreste; Schneidelänge: 0,38, Grifflänge: 0,21, Schneidebreite: 0,05. Lage: links an den linken Unterarm anschliessend, Griff nach oben gerichtet. — 2) Einschneidiges Eisenmesser wie VIII, 14a, stark verrostet, daher Verhältnisse unsicher. Lage: auf Nr. 1 so dass Grifflage wie bei dem Messer VIII, 12 vorgefunden wurde. — 3) Eisenbeschlag wie VIII, 14b; l. 0,095. Lage: rechte Lendenseite. — 4) Eisenreste einer Schnalle nebst Beschlagplatte, ähnl. IX, 2. Lage: der Ring war nach

dem breiteren Ende von Nr. 3 gerichtet, während der schmälere Theil des Beschlags den oberen Theil der Schneide von Nr. 2 berührte, so dass das Ganze (Nr. 3 und 4) sich als Gürtelverschluss ähnl. IX, 10, vorstellte, von dem jedoch die einzelnen Theile von einander geschoben waren. — 5) Eiserne Speerspitze mit durchbrochener Tülleverlängerung und oberhalb derselben angebrachten zwei vorspringenden, etwas nach oben gerichteten Querstacheln, abgeb. VIII, 13; L. der Spitze nebst Tülle 0,38; Tülleverlängerung 0,23. Lage: wie Lanze VII, 15, rechte Seite des Unterschenkels. — 6) Eiserne Scheere wie VIII, 21; l.: 0,18. — 7) Beinkamm wie VIII, 21. Lage: lag mit Nr. 6 zusammengerostet rechts neben der rechten Hand des Skelets. — 8) Irdener, blauer, schwarz gedämpfter Topf, ähnl. X, 8; Wanddurchschnitt X, n; Bodenplatte-Durchschnitt X, K; Verzierung ähnl. X, 14. — 9) Feuerschlagstein l.: 0,3. Lage: rechts neben Gelenk des rechten Armes. Bemerkung: Knochenreste eines älteren Skelettes fanden sich zerstreut im Füllgrund der Grube, so dass der vorbesprochene Grabinhalt dem Skelet einer zweiten Lage gehört.

Grab 6.

Grube: 2,80 l., 1,70 br., 2,20 t. Inhalt: 1) Eisenspeer, wie VIII, 18; Tüllelänge: 0,22; Spitze 0,18; Breite 0,035. Lage: Fussende, rechts, Spitze nach unten. — 2) Eiserne blattförmige Tüllenpfeilspitze wie VII, 10; l.: 0,09. Lage: rechts der rechten Schulter. — 3) Desgl. stark verrostet. Lage: neben Nr. 2. — 4) Eisenbeschlag mit vier Messingbuckeln wie VII, e; l.: 0,06. Lage: Lendengegend. — 5) Irdener Topf ähnl. X, 10; blau, schwarz gedämpft; Wanddurchschnitt: X, d, jedoch es wiederholt sich 0,02 m unterhalb der oberen Leiste diese letztere; Bodenplatte: X, 1; Ornament: ähnl. X, 18, jedoch zusammenhängender; h. 0,16. Lage: Fussende rechts. — 6) Rest eines Beinkammes wie VIII, 21. Lage: in der Nähe Nr. 5. — 7) Irdener Topf wie X, 11; blauschwarz; oberer Wand-Durchschnitt: X, m; Bodenplatte-Durchschnitt: X, i; Ornament: X, 25. Bemerkung: Es zeigte sich deutlich innerhalb der beschriebenen Grube eine zweite Grubenanlage und auf der Sohle dieser ruhte der mit den beschriebenen Beigaben versehene Todte, dieser gehört somit zu der zweiten Todtenlage.

Grab 7.

Grube: 2,60 l., 1,50 br., 2,10 t. Inhalt: 1) gelbliche, ziemlich hart gebackene Schale; abgeb. X, 16; Durchschnitt des oberen

Theiles der Wand: X, p; Bodendurchschnitt: X, i; h. 0,045; Dm.: 0,12. Lage: auf der Sohle am Fussende. Bemerkung: Das Grab durchschnitt eine der vorgeschichtlichen kesselförmigen Brandgruben von $1^1/_2$ m Dm.

Grab 8.

Grube: 2,40 l., 1,70 br., 2,20 t. 1) Blauer, schwarzgedämpfter irdener Henkeltopf; abgeb. X, 9; h.: 0,18; Bauchdurchmesser: 0,21; Randdurchschnitt: X, d; Bodenplatte: X, i; Ornament: X, 15. — 2) Reste einer Venusmuschel wie IV, 5a. — 3) Einige Perlen des Typus IV, 3. — 4) Beinspuren einer Zierscheiben-Einfassung. Bemerkung: Die Gegenstände lagen, wie die Knochen des Todten, zerstreut in der Grube; die Grube an und für sich zeigte ein zweimaliges Oeffnen.

Grab 9.

Grube: Tiefe 1,80; Grenzen unbestimmbar. Inhalt: 1) Eisernes Kurzschwert nebst Lederresten der Scheide und auf denselben in ursprünglicher Lage angetroffenen Zierscheibchen und Zierstiftchen aus Erz; abgeb. VIII, 5; Schneidelänge: 0,46; Schneidebreite: 0,06; Grifflänge: 0,14. Lage: der Griff des Schwertes lag auf der Brustbeinmitte; von hier aus erstreckte sich die Waffe abwärts bis über den Kopf des linken Oberschenkels hinaus; die Schneide nebst Zierstücken lagen nach der linken Seite hin gerichtet. Wir sehen VIII, 6 einen der Zierknöpfe in vorderer und Seitenansicht in natürlicher Grösse abgebildet. Die obere Fläche des Knopfes ist dreimal durchbrochen. VIII, 5a zeigt in natürlicher Grösse eines der Zierstiftchen. Die Scheidenreste sind keine Reconstruction, sondern sie sind genau nach der Natur in der Grube von mir gezeichnet worden. — 2) Eisenbeschlagplatte, wie VII, c, jedoch wurden Messingknöpfe nicht vorgefunden; l.: 0,06. Lage: an der linken Seite ausserhalb des oberen Schwertklingentheiles und der Stiftchen von dessen Scheide. — 3) Eisenbeschlagplatte ähnl. VIII, 14, b, jedoch nur in Resten vorgefunden. Lage: gegenüber dem Schwertgriffe auf dem oberen Theile des rechten Oberarmes. Nr. 2 und 4 scheinen somit wieder auf eine Gürtelschnalle nebst Beschläge ähnl. IX, 10 zu deuten. Bemerkung: Unsichere Spuren machen es möglich, dass an derselben Stelle sich ein älterer Lage angehörendes Frankengrab befunden hat, so dass in diesem Falle vorliegende Ausstattung zur zweiten Lage gerechnet werden dürfte.

Grab 10.

Grube: Tiefe 1,30, Grenzen unbestimmbar in dieser Höhe. Inhalt: 1) Gefässbruchstücke der Meckenheimer Karolingertöpferei, unglasirtes Steingut mit ersten Spuren der Wellenplatte, ähnl. Westd. Zeitschrift VI, Taf. XI, 2 und 3, jedoch ohne Verzierungen. Lage: zerstreut im Grabe. — 2) Nägel von Eisen. Lage: entlang den Seiten des Skelettes und verbunden mit Holzmoderresten, welche von einem Holzsarge herrührten. Bemerkung: Das 1,72 m lange Skelet hatte die Hände wie gefalten nebeneinander liegen; es wich auch von der Gesammtlage der sämmtlichen Meckenheimer Todtenskelete insofern ab, als es mit den Füssen fast genau nach Norden zeigte. — Nach den Scherben könnte diese Beisetzung in den Normanenzügen vom J. 881 erfolgt sein und vielleicht als eine zufällige betrachtet werden, weil in den drei Todtenlagen, ungeachtet der überaus grossen Menge von Steingutscherben der Meckenheimer Töpferei, welche auf der ehemaligen Oberfläche des Gräberfeldes in bestimmter Höhenlage vorhanden, nirgendwo ein Steinguterzeugniss beschriebener Art vorgefunden wurde.

Grab 11 (Taf. V).

Grube: Grenze nicht bezeichnet. Inhalt: Sogenanntes metallenes Bartzängelchen ähnl. VIII, 4; l.: 8,05, br.: 0,0175. Lage: linke Seite des Skeletes. Bemerkung: Nr. 1 ist der einzige Gegenstand, welcher bei einem Skelet in dem oberen Theile der Grube angetroffen wurde. Vergl. folgendes Grab.

Grab 11a.

Inhalt: 1) Perlen abgeb. V, 4; die oberste ist gelb und braun, die folgende grüngelb, roth und weiss, die untere roth, weiss und grün. Lage: unterhalb der Brust, etwas oberhalb der Lenden, wo derartige dickere Perlen in der Regel gefunden wurden. Dieselben sind deshalb nicht als Halsperlenkette zu betrachten, sondern sie dienten einem anderen Zwecke. Auf frühmittelalterlichen Grabsteinplatten sieht man dort in der Hand der Verstorbenen dicke Perlen zum Bet- resp. Rosenkranz vereint. — 2) Perlen kleinerer Art, abgeb. V, 3 in nat. Gr., grünl. Farbe. Lage: Halsgegend; es sind offenbar Perlen einer Halskette. — 3) Metallring, abgeb. V, 3a, Dm. 0,025. Lage: Neben dem Oberschenkelkopf des linken Beines. — 4) Eisenreste einer Scheere, abgeb. V, 2a.

Lage: links neben dem linken Unterschenkel über der Kniescheibe. — 5) Beinkamm, ehemals zweizeilig, abgeb. V, 2c. Lage: neben Nr. 4. — 6) Zungenförmiger B. Metallstreifen, an einem Ende weidenblattförmig verlaufend, an dem entgegengesetzten gespalten und vermittelst Nietnägelchen den Lederstreifen haltend, abgeb. V, 2. Lage: auf dem Beinkamm Nr. 5, wie abgebildet. — 7) Zwei, durch einen Beinknopf von 1/2 cm Durchmesser zusammen geheftete schmale Lederstreifen, abgeb. V, 2b. Lage: wie abgebildet neben Kamm und Scheere. — 8) Durchbrochene Erzblechscheibe mit einer Beineinfassung, welche durch Metallbänder befestigt ist; das obere Band hält einen Lederstreifen, an diesem hängt die Scheibe; abgeb. in nat. Gr. V, 3. Lage: links neben dem untersten Theile des linken Unterschenkels, so dass der untere Theil der Scheibeneinfassung mit dem Fussgelenk in gleicher Lage sich vorfand, also nur ein wenig höher als die Zierscheibe bei dem linken Beine V, 1. — 9) Metallener zungenförmiger Streifen, oben, wo er gespalten ist, hält er vermittelst eines Nietnagels einen Lederstreifen. Lage: wie abgebildet auf dem Beinrahmen der Scheibe. — Desgl. abgeb. 3 e. Lage: unterhalb der Scheibe. Bemerkung: Das Fehlen einer grösseren Zahl von Halsperlen, sowie auch das augenscheinlich Gestörte des Füllgrundes der Grube, schien auf einen vorgenommenen Grabraub schliessen zu lassen, der vielleicht bei der Beisetzung des in dem oberen Theile der Grube angetroffenen, bei Grab 11 besprochenen Skelets erfolgt sein kann. Die Gegenstände Nr. 3 bis Nr. 10 scheinen in einem gewissen Zusammenhang zu stehen ähnl. den mit der Zierscheibe zusammen getroffenen Sachen Taf. V, 1.

Grab 12.

Grube: Verhältnisse unbestimmbar. Inhalt: Sandsteinplattensarg, abgeb. IX, 5; l.: 2,38 obere Breite: 0,67; untere Breite: 0,55; Höhe: 0,67; Dicke der Steinplatten: c. 0,20. Der Sarg ist am Kopfende breiter als am Fussende; hier wurde er durch besondere Platten verlängert. Eine kleine Platte diente als besonderer Deckstein dieses unteren Theiles. Zum Verschluss sind die Fugen durch Thon verkittet und von Aussen gegen die Steinplatten Bruchsteinstücke gelegt worden. Die Hauptdeckplatte fand sich zertrümmert im Innern des Todtenhauses. — 2) Ausgusstopf von blauer Farbe der Grundmasse und schwarzem, durch Dämpfen erreichtem

Ueberzuge, abgeb. X, 3; oberer Randdurchschnitt X, d; Bodenplatten-Durchschnitt X, i; Ornament X, 14; h.: ca. 0,17. Lage: in Bruchstücken zum Theil an dem Kopfende ausserhalb des Sarges, zum Theil auf dem Deckel vorgefunden. — 3) Oberes Randstück eines weissgelben Thonkruges, augenscheinlich von römischem Henkelkruge späterer Zeit herrührend, wie der Jahrb. LXXXVI, Taf. X, Fig. 51 von mir dargestellte. Auf dem ganzen Gräberfelde wurde ausser dieser Scherbe nur das Bruchstück eines Terrasigillata-Gefässes vorgefunden und zwar in einem der vornehmsten Gräber. Es kann das irgend eine uns bis jetzt noch nicht bekannte Bedeutung haben. — 4) Eisenbeschlagplatte ähnl. VII, e, stark verrostet. Lage: im Füllgrund des Sarges. — 5) Eiserner Messerrest ähnl. IX, 15. Lage: zerstreut im Grabe. Bemerkung: Der Sarg war zweifellos beraubt worden; die Schädel- und übrigen Knochenreste fanden sich zerstreut in der Grube, theilweise lagen sie, wie Abbildung zeigt, am Fussende ausserhalb des Sarges. Ein gelbliches, hart gebackenes Gefässstück, welches im Sargfüllgrund angetroffen wurde, rührt von einem Kruge wie X, 1 her und ist wahrscheinlich frühkarolingisch; es kann daher vielleicht die Zeit des Grabbraubes andeuten.

Grab 13 (Taf. VII).

Grube: l. 2,10, br. 1,70, t. 2,70. Inhalt: 1) Eisernes einschneidiges Kurzschwert mit Lederresten und Erzschmuck der Scheide, abgeb. VII, 1; L. der Schneide: 0,39, Schneidebreite: 0,055, Griffl.: 0,14. Genau wie vorgefunden, liegt, die Mitte des Griffes umschliessend, das erzene Mundstück der Scheide. Dasselbe ist nach dem Rücken der Klinge hin weiter geöffnet, als nach der Schneideseite zu. Taf. VII, 7 zeigt einen der Beschlagplatten-Knöpfe der Schneide in nat. Gr. und Fig. 8 führt eines der in nat. Gr. abgebildeten Erzstiftchen vor. Lage: aus VII, 15 ersichtlich. — 2) Eiserner Gürtelschnallen-Bügel nebst mit 3 Messingbuckeln besetzter Beschlagplatte, abgeb. VII, 2; l. 0,09. Lage: wie abgebildet neben dem Schwertgriff. — 3) Beschlagplatte aus Eisen, abgeb. VII, c, mit vier Messingbuckeln beschlagen; l. 0,09. Lage: etwas oberhalb der Schnalle, wie VII, 15 zeigt. — 4) Vier durchbrochene Erzbeschläge, abgeb. VII, a—d, in der vorgefundenen, im Grabe VII, 15 des Weiteren ersichtlichen Lage angetroffen, dürften sie vielleicht als Gürtelschmuckstücke be-

trachtet werden; VII, 3 zeigt eines der Stücke in Naturgrösse. Das dünne Metallblech ist mit vier Nietstiften besetzt, durch welche das Halten des Lederstreifens ermöglicht wurde; deutlicher veranschaulicht diese Vorrichtung VIII, 16. — 5) Eiserner Schildbuckel mit kegelförmiger Platte; Dm. 0,175. Lage: neben dem rechten Oberarm wie Grab VII, 15 zeigt. — 5) Eiserne mit Widerhaken versehene Pfeilspitze, abgeb. VII, 9; l. 0,09. Lage: rechts neben dem Kopfe des Oberarmes, wie Grab VII, 15 zeigt. — 7) Eiserne, sich der Bolzenform nähernde Pfeilspitze, abgeb. VII, 10; l. 0,11. Lage: neben Nr. 6. — 8) Eiserne, rautenförmige Pfeilspitze, abgeb. VII, 11; l.: 0,12. Lage: neben Nr. 7, wie Grabbild VII, 15 zeigt. Wo diese Pfeilspitzen lagen, dürfte sich vielleicht der Köcher befunden haben. — 9) Eiserne Breitaxt mit Axthelm, welcher der Schneidemitte gegenüber liegt, abgeb. VII, 13; l.: 0,20; Schneidel. 0,15$^{1}/_{2}$. Lage: auf dem oberen Theile des rechten Unterschenkels, so, dass der Stil nach oben hin gerichtet war, wie Grabbild VII, 15 deutlich zeigt. — 10) Speereisen, abgeb. VII, 5; l.: 0,32, Eisenbeschlag: 0,14. Lage: neben rechtem Unterschenkel mit der Spitze nach unten, wie Grabbild VII, 15 zeigt. — 11) Irdener schwarzblauer Topf, abgeb. VII, 4; Randdurchschnitt X, c; Bodenplatte X, k; Verzierung ähnl. X, 18, jedoch regelmässigere Reihen. Lage: Rechts vom rechten Oberschenkel, in der Nähe der Stelle, welche die rechte Hand des Liegenden berühren kann. — 12) Desgl. Lage: neben Nr. 11. Die Höhe des vorderen Topfes ist 0,145, die des hinteren 0,155, Durchm. 0,17. — 13) Einzeiliger Beinkamm, abgeb. VII, 14; l.: 0,20; br.: 0,03. Lage: neben den Thongefässen, wie Grabbild VII, 15 zeigt. — 14) Bearbeiteter Stein abgeb. VII, 12, vielleicht als Schleifstein zu betrachten, da ähnliche zahlreich im Legionslager von Novaesium angetroffen werden und hier das Abgeschliffene erkennen lassen. Lage: Lendengegend. Bemerkung: Taf. VII gibt unter Fig. 15 den ganzen Grabinhalt nebst genauer Lage des Skelettes wieder.

Grab 14.

Grube: Grenzen unbestimmbar. Inhalt: Eisernes Messerchen wie IX, 15, stark verrostet. Lage: Hüftgegend. Bemerkung: Es lag als einzigster Gegenstand bei einem Skelet von 1,60 m Länge. Unterhalb desselben lag das folgende Grab.

Grab 14a.

Grube: l. 2,70, br. 1,80, t, 2,40. Inhalt: 1) Kleine Silbermünze, abgeb. VIII, 2. — 2) Boden eines rothgelblichen fast fleischfarbigen, glatten Gefässes, vielleicht ähnl. X, I; Bodendurchschnitt X, i. Lage: auf der Sohle der Grube. Bemerkung: Das Grab scheint bei der Anlage des Grabes 14 gestört und beraubt worden zu sein, bei welcher Gelegenheit auch wohl die Münze in den Füllgrund gelangt sein kann. Allerdings bleibt dabei zu berücksichtigen, dass der Gefässboden den Typus einer Technik zeigt, welche in der Karolingerzeit zum Ausdruck gelangte.

Grab 15.

Grube: 2,50 l., 1,80 br., 2,80 t. Inhalt: Beinkamm wie VIII, 21. Lage: Sohle der Grube neben folgender Nummer. — 2) Irdener Topf wie X, 11, blauschwarz; Randdurchschnitt X, m; Bodendurchschnitt X, i; Ornament X, 25; Verhältnisse ähnl. X, 11. Lage: zerbrochen auf dem Boden der Grube. — 3) Gelbliche, hart gebrannte Gefässscherbe von karolingischem Typus. Bemerkung: Die Grube schien in der Zeit zum Grabraube geöffnet worden zu sein, in welche die gelbliche Scherbe gehört; die Knochenreste lagen durcheinander.

Grab 16.

Grube: 2,60 l., 1,70 br., 3 m t. Inhalt: 1) Eisenpfeilspitze wie VII, 10; l. 0,10. Lage: auf der Sohle der Grube. — 2) Eisenpfeilspitze wie VII, 11; l. 0,09. Lage: neben Nr. 1. — 3) Kleiner Feuerschlagstein. Lage: Sohle der Grube. — 4) Irdener Topf, hell oder orangeroth, wie schlechte terra sigillata der Römer; Gesammtform und Henkel sowie Ausguss X, 9; Bauchung jedoch abgerundet wie X, 6; Randdurchschnitt X, 0; Bodenplatte X, i; Ornament X, 22; ca. 0,185 h., 0,145 ob. Durchmesser. Lage: Sohle der Grube; Fundstelle: in der Grube zerstreut, zumeist auf der Bodenfläche. Bemerkung: Das Grab war durch Grabraub zerstört worden, vielleicht bei der Beisetzung des oberhalb der Grube angetroffenen, ohne alle Beigaben befindlichen Skelettes. Dieses lag auf der rechten Seite, mit etwas gebogenen Knieen, also so, wie man etwa einen ertrunkenen oder erstarrten Menschen in eine Grube legen würde. Irgend einen Anhaltspunkt zur Feststellung dieses Grabes habe ich nicht gefunden.

Grab 17.

Grube: Grenzen, da mehrere Male geöffnet, unbestimmt. Inhalt: 1) Eisernes zweischneidiges Langschwert der gewöhnlichen Form (vgl. Lindenschmit, Handbuch der Deutschen Alterthumskunde, Braunschweig 1880. I. Th. S. 226, Fig. 127, jedoch ist der Griff etwas breiter und die Griffabschlussplatte wurde nicht vorgefunden) mit eisernem, in der Form des Viertelkreises gebogenem Schwertknopf (vgl. a. a. O. S. 227, Fig. 137); Schneidelänge 0,81; Griffl. 0,12; Schneidebr. 0,05. Lage: an der rechten Seite mit Griff nach dem Kopfe hin, so dass Scheitelhöhe Ende des Griffes bezeichnete. — 2) Eisenbeschlagplatte, stark verrostet, daher Gestalt nicht festzustellen, vielleicht ähnl. IX, 1. Lage: auf der Spatha, 0,22 unterhalb des Griffes. — 3) Aehnl., nur in geringen Resten erhalten. Lage: auf der Spatha unterhalb Nr. 2. — 4) Eisernes einschneidiges Kurzschwert wie VIII, 12, jedoch ohne Scheidenbeschlagreste; Schneidenl. 0,45; Griffl. 0,29. Lage: an der linken Seite des Todten, so, dass die Spitze des Griffes der Beschlagplatte Nr. 2 gegenüber lag. – 5) Eiserne Beschlagplatte, nur in Resten erhalten. Lage: gleich unterhalb des Griffes von Nr. 4, auf der Schneide. — 6) Eisenmesser ähnl. VIII, 14a. Lage: in stark verrostetem Zustande auf der Schneide von Nr. 4, so dass Anfang des Griffes dem Anfange des Griffes von Nr. 4 gegenüber lag. — 7) Eisenspeerspitze wie VIII, 18, jedoch mit verhältnissmässig längerer Schaftröhre oder kürzerer Schneide; Schneidel. 0,13; Schaftröhrl. 0,19; Schneidebr. 0,04. Lage: am Fussende rechts neben dem rechten Fuss, mit Spitze nach unten. — 8) Eiserner Schildbuckel wie VII, 6, nebst Nägeln der Schildwand aus Eisen; Dm. 0,18, h. 0,07; Lage: rechts neben dem rechten Oberschenkel. — 9) Feuerschlagstahl wie VIII, 11; l. 0,11. Lage: Lendengegend. — 10) Feuerschlagstein wie VIII, 10; l. 0,03. Lage: neben Nr. 9. — 11) Eisenscheere wie VIII, 21; l. 0,16. Lage: rechte Seite neben rechter Hand. — 12) Beinkamm mit doppelter Zahnreihe wie VIII, 21. Lage: mit Scheere zusammengerostet wie VIII, 21. — 13) Irdener Topf, blauschwarz gedämpft, ähnl. X, 11; Randdurchschnitt X, m; Bodendurchschnitt X, i; Verzierung X, 25. Lage: in der Nähe von Nr. 11 in Bruchstücken. — 14) Gelblicher Scherben, abgeb. X, 30, stark mit Sand vermischter Thon, ziemlich hart, jedoch keineswegs Steingut. Oberfläche durch die Sandbeimischung

etwas gekörnt, Dicke 8 mm, Verzierungen flach, aber scharf eingedrückt nach karolingischer Art. Lage: im oberen Theile der zweimal geöffneten Grube. — 15) Unterer Theil eines unten abgerundeten Glasbechers wie Jahrb. LXXXVI, Taf. XII, Fig. 18. Lage: in der Nähe Nr. 13. Bemerkung: Die Grube war zweimal geöffnet worden; der Scherben Nr. 14 rührt von dem letzten Füllgrund der Grube her, dahingegen schien beschriebener Grabinhalt der älteren Lage anzugehören. Ob das zweimalige Oeffnen der Grube vom Grabraube herrührt oder von späterer Beisetzung, welche letztere in der oberen Lage des Füllgrundes bald vermodern konnte, habe ich nicht feststellen können.

Grab 18.

Grube: l. 2,60, br. 1,70, t. 3 m. Inhalt: Thonperle wie V, 3. Lage: vereinzelt auf der Sohle. Bemerkung: Die Knochen lagen zerstreut in der Grube; der Grabraub ist dadurch festgestellt.

Grab 19.

Grube: t. 1,30, übrige Grenzen in dieser Höhe unbestimmbar. Inhalt: 1) Eiserne Gürtelschnallenüberreste. Lage: Lendengegend. — 2) Feuerschlagstahl wie VIII, 11. Lage: Lendengegend. — 3) Feuerschlagstein. Lage: bei Nr. 2. — 4) Eiserne Pfeilspitze wie VII, 11, stark verrostet. Lage: am Kopfende der Grube. — 5) Desgl., Lage: ebendas. — 6) Reste eines Beinkammes mit doppelter Zahnreihe wie VIII, 21. — 7) Irdener Topf, ähnlich X, 10, blauschwarz; Randdurchschnitt ähnlich X, d; Bodenplatte X, i; Verzierung ähnlich X, 14, jedoch bedeutend kleiner. Fundstelle: Fussende, in der Nähe von Nr. 6. Bemerkung: Dieses Grab lag auf dem folgenden.

Grab 19a.

Grube: l. 2,60, br. 1,68, t. 2,40. Inhalt: 1) Eisenscheere ähnlich VIII, 21. Lage: im Füllgrunde der Grube. — 2) Unbestimmbare Eisenreste. Lage: wie Nr. 1. Bemerkung: Es konnte der Grabraub festgestellt werden; oberhalb lag Grab 19.

Grab 20.

Grube: l. 2,40, br. 1,80, t. 2,70. Inhalt: 1) Eisernes einschneidiges Kurzschwert nebst Lederresten der Scheide und auf dieser vertheilten Zierknöpfen und Zierstiftchen, abgebildet VIII, 14. Diese Abbildung wurde von mir in der Grube angefertigt

und entspricht der ungestörten Lage jedes einzelnen Gegenstandes. In der Mitte des Griffes sehen wir das Mundstück der Scheide, ein Metallblechbeschlag, der sich nach dem Rücken des Schwertes hin erweitert. Der Rand der Scheide, welcher der Schneide zunächst liegt, ist eingefasst von kleinen Erzstiften mit gewölbten Köpfen, wie VIII, 5a einen solchen darstellt. Zwischen diesen vertheilt sind halbmondförmige Zierknöpfe, wie einen solchen VIII, 19 in nat. Gr. in vorderer und 19a in der Seitenansicht zeigt; Schneidelänge 0,31; Schneidebreite 0,07; Grifflänge 0,125; Ueberragen des Leders der Scheide 0,02; Schwertscheidenbreite 0,09. Lage: an der linken Seite des Skelettes. — 2) Kleinere Art des Sax, abgeb. VIII, 14a, Schneidelänge 0,16; Grifflänge 0,05; Schneidebreite 0,02. Lage: wie die Abbildung zeigt. — 3) Eisenbeschläge des Gürtels, abgeb. 14b—14d, von denen 14b offenbar die Beschlagplatte des fehlenden Gürtelringes zeigt; dieses Eisenstück ist mit fünf Messingbuckeln beschlagen, l. 0,09, br. 00,4. Lage: wie abgebildet; Fig. 14d zeigt ein Stück des Gegenbeschlages, auch dieses scheint ursprünglich zwei Messingknöpfchen gehabt zu haben; 14c führt das Mittelstück des Gürtels vor; l. 0,05, br. 0,55 cm. Lage: wie die Abbildung zeigt, wobei jedoch bemerkt wird, dass 14d der Raumgewinnung wegen mit dem Kurzschwert Nr. 12 zusammengebracht ist. Neben diesem abgebildeteten Eisenstück fand sich noch ein Eisenbeschlagrest, welcher mit Messingbuckeln verziert war, derselbe schien mit 14d zusammen die Form 14b zu ergeben. — 4) Erzbeschläge des Gürtels, wie einer VIII, 16 in vorderer und Seitenansicht in nat. Grösse abgebildet ist. Wir sehen auf der Mitte des Kurzschwertes einen mit Oese versehenen Erzbeschlag und in gewissen Abständen von diesem finden sich unter e—g, in rechtwinkliger Lage zum Kurzschwerte, drei weitere; ein vierter wurde in 0,065 Abstand von dem zuletzt beschriebenen und zwar in derselben Linie angetroffen. Diese Erzbeschläge erstrecken sich in der beschriebenen Lage über einen Raum von 0,33 m, ebenso die Eisenbeschlagplatten. Unsere Erzbeschläge zeigen drei Heftnägel, welche beweisen, dass die schuppenförmigen Plättchen an dem unteren Theile einer lorica befestigt waren, wie wir solche bei dem von Lindenschmit (Handbuch der Deutschen Alterthumskunde, Braunschweig 1880, S. 263, Fig. 199) dargestellten Bilde finden. Andererseits wird man auch an den zweiten Lederriemen erinnert, welchen der römische Legionar neben einem breiteren, der

zum Halten des Kurzschwertes diente, als Dolchriemen benutzte (a. a. O. S. 373, Fig. 384 ist eine Abbildung dieser Art). Eine dritte Möglichkeit, diese Metallplatten als Beschläge von Lederriemen zu betrachten, die von dem Gürtel ausgingen oder herabhingen, welchem die schweren Eisenplatten angehören, erscheint weniger bemerkenswerth. (Ausführlicheres über diesen Gegenstand vgl. a. a. O. S. 349 f.) Es bleibt allerdings zu berücksichtigen, dass der fränkische Gürtel auch dem Beinkleide diente, während der römische für die Waffen allein bestimmt war. Die wiedergegebene Lage ist jedenfalls sehr zu beachten, weil die Eisenplatten 14b—14d wohl zweifellos eine Gürtelschnallen-Vorkehrung wie IX, 10 voraussetzen, da auf 14c thatsächlich Reste gefunden wurden, welche auf einen schweren Schnallenring nebst Zunge zu schliessen gestatten und 14d, wie schon gesagt, der Form von 14b ähnlich oder gleich war. Die Metallbleche lagen also da, wo die Gürtelschnalle ihre Stelle hatte und 14f fand sich unterhalb des Schnallenringes auf der Platte 14c, durch welche Lage sich 14e wiederum als Beschlag ergibt, der ehemals auf dem Rücken des Todten die Mitte des Gürtels zierte, ähnlich dem Mittelstück des von Lindenschmit (a. a. O. S. 355) wiedergegebenen Tyroler Gürtels. — 5) Eiserner Schildbuckel mit kegelförmiger Platte, abgeb. VIII, 15, Durchmesser 0,16, h. 0,08. Lage: an der linken Seite des Todten. — 6) Eiserne Breitaxt wie VII, 13; Axthelm liegt der Schneidemitte gegenüber; l. 0,17; Schneidenl. 0,13; Schaftrückenbr. 0,04. Lage: rechts neben dem Skelette nach oben. — 7) Feuerschlagstahl ähnl. VIII, 11. Lage: Lenden. — 8) Feuerschlagstein. Lage: bei Nr. 7. — 9) Eiseninstrument ähnl. VIII, 23 und IX, 9. — 10) Beinkamm mit doppelter Zahnreihe wie VIII, 21. Bemerkung: Auf und unter dem Schwerte fanden sich Holzreste und Lederspuren, welche zeigten, dass die Scheide aus Holz und mit Leder beschlagen war.

Grab 21.

Grube: l. 2,50, br. 1,60, t. 2,50. Inhalt: 1) Eisensperrklinge ähnl. VIII, 18, stark verrostet. — 2) Gürtelbeschlagplatte aus Eisen, auch nur in Resten vorgefunden. — 3) Hals eines gelblichen Kruges ähnl. X, 5, ziemlich hart gebrannt. Lage: in der Grube zerstreut. Bemerkung: Nr. 1 und Nr. 2 lagen regel-

mässig bei einem in ungestörter Lage befindlichen Gerippe, dahingegen schien Nr. 3 eher zu dem unterhalb dieses regelmässig gelegenen Skelettes angetroffenen beraubten und gestörten Gerippe zu gehören. Es bleibt zu berücksichtigen, dass dieses untere Grab ein Frauengrab, während vorbesprochenes ein Männergrab ist.

Grab 21a.

Grube des Grabes 21. Inhalt: 1) Beinkamm mit vielleicht doppelter Zahnreihe und zwei Metallbeschlagstreifen, abgeb. VI, 1 in natürl. Grösse. Wir scheinen es hier mit einem jener nach Lindenschmit (a. a. O. S. 317) nur in einem Stücke aus den Gräbern von Pfullingen bekannten Kämmen mit seitlich fest angesetztem Griff zu thun zu haben, denn an dem einen Ende sehen wir oben auf und in gleicher Richtung unter dem Kamme liegend, den dargestellten Metallstreifen in zwei Exemplaren, ursprünglich vielleicht mit denselben Nietstiften befestigt (sie wurden lose zusammen angetroffen, zwischen sich den Kamm, wie abgebildet, haltend), während der freie Raum zwischen Zahnreihen und halbmondförmigem Seitenstück des Kammes Spuren zeigte, welche ebenfalls von einer Knochenplatte herrührten. Es würde sich so ein Griff ähnl. dem von Lindenschmit (a. a. O. S. 315, Fig. 254) dargestellten Griffkamm ergeben, der allerdings nur einzeilig ist und dem die Metallstreifen fehlen. Es kann aber auch sein, dass die Metallstreifen auf eine Art Scheide deuten, die zum Einschlagen bestimmt war. An dem, das andere Ende des Kammes begrenzenden kürzeren Beschlage haften Lederreste. Ob an letzteren der Kamm befestigt war, lässt sich so nicht entscheiden; es kann sogar wahrscheinlicher der Kamm ein einzeiliger gewesen sein, so dass die etwas zu zahnartig wiedergegebenen, oberen Stacheln einen anderen Zweck hatten, als als Zähne zum Kämmen zu dienen. Wo sich an dem den Lederstreifen zeigenden Ende jene Kreisverzierung befindet, hat ein Nietknopf gesessen, wie an dem anderen Ende, die Befestigung des Kammes an einem Riemen wird dadurch noch wahrscheinlicher. Lage: neben dem linken Unterschenkel, etwas oberhalb des Fussgelenkes und zwar lag das kürzere, mit Leder versehene Metallstück nach oben, der Hand zu gerichtet, genau in dem gezeichneten Verhältnisse zu den übrigen Theilen des Kammes. — 2) Metallschnalle mit dem Beschlage aus einem Stück gearbeitet, abgeb. VI, 4 in natürl. Grösse.

Lage: auf dem linken Fusse des Skelettes mit dem Ring nach aussen gerichtet. Sie zeigt in dieser Lage deutlich, dass sie nicht zum Gürtel gehören kann, wie Lindenschmit (a. a. O. S. 362) bereits mit Recht vermuthet hat, sondern sie ist zu dem Schuh- oder Riemenwerk des Fusses gehörig anzusehen und kann vielleicht in Verbindung mit folgender Figur gestanden haben. — 3) Metallener zungenförmiger Beschlag ähnl. dem V, 3 auf der Zierscheibe liegenden, jedoch schlichter, oben gespalten und Lederreste haltend, l. 0,05, br. 0,12. Lage: dicht an die rechte Seite des linken Fusses anschliessend und muss deshalb wohl in Beziehung zu Nr. 2 als Schuhriemenzunge betrachtet werden, „da“, wie schon Lindenschmit (a. a. O. S. 349) wahrgenommen hat, „kleine Zierbeschläge der Schuhbänder, namentlich in Frauengräbern, oftmals bis zum Knöchel herab liegend gefunden wurden“, obgleich Nr. 2 und Nr. 3 in der vorgefundenen Lage auch recht gut geradezu als Schnalle mit Zunge betrachtet werden könnten, die das obere Band eines Schuhes, wie des von Lindenschmit (a. a. O. S. 348, Fig. 291) abgebildeten, geschlossen hat. — 4) Mit Metallknöpfen besetzter Lederstreifen, in nat. Grösse abgebildet VI, 2, einen der mit Dorn versehenen Knöpfe oder Metallbuckeln zeigt VI, 2 ebenfalls in nat. Grösse. Wir sehen hier zum ersten Male die Muster, welche jene vielfach in der Nähe des Gürtels angetroffenen Knopfstifte (Lindenschmit a. a. O. S. 355) gebildet haben. — 5) Reich ornamentirter Metallblechstreifen VI, 16 in natürl. Grösse abgebildet. Die Verzierungen sind von der Rückseite aus geprägt, das Metall ist papierdünn. Vielleicht haben wir es hier mit dem Balken eines Kreuzes ähnlich dem von Lindenschmit (a. a. O. Taf. XXX) abgebildeten zu thun. — 6) Irdener Spindelstein mit eingefurchten Gurtlinien, abgeb. VI, 12 in nat. Grösse in Ober- und Seitenansicht. Lage: linker Unterarm des Todten. — 7) Löffelchen aus Erz, abgebildet in natürl. Grösse VI, 8; an dem Stil befindet sich eine Oese und an dieser ein Ringelchen; die Schale ist mehrfach regelmässig durchbohrt (vgl. über derartige Vorkommnisse Lindenschmit a. a. O. S. 460, Taf. XXV). — 8) Stil eines Metallinstrumentes, derselbe, ähnlich dem Stil des Löffelchens Nr. 7, zeigt mehrere Gruppen concentrischer Gurtlinien, l. 0,036. In Verbindung mit Nr. 7 angetroffen, könnte es recht wohl ein Ohrlöffelchenstiel sein. — 9) Römische, abgeschliffene, oben durchbohrte Mittel-

erzmünze der früheren Kaiserzeit. Bemerkung: Dieses ursprünglich jedenfalls reich augestattete Frauengrab ist bei der Anlage des oberhalb desselben errichteten Männergrabes Nr. 21 zweifellos beraubt, die, ihrer Lage nach nicht näher bezeichneten Sachen sind gestört worden.

Grab 22.

Grube: l. 2,70, br. 1,50, t. 2,90. Inhalt: Bewegliche Schnalle, die mit einem Beschlage verbunden ist und am Schnallenringe den durch eine Oese befestigten Dorn zeigt, abgeb. in nat. Grösse IV, 6. Lage: Lenden, mit dem Ringe nach der rechten Seite hin gerichtet. — 2) Geöffneter Armring aus Erz, vor dem geöffneten, an jeder Seite des hier sich erbreiternden Ringes drei Gruppen concentrischer Gurtlinien angebracht, abgeb. in nat. Gr. IV, 8. Lage: bei dem vermoderten linken Unterarmknochen. — 3) Metallener Ohrring mit kegelförmigem Ziergehänge aus Bein, abgeb. in natürl. Grösse IV, 1 und 2. Lage: Kopfseite des Skelettes. — 4) Schmuckperlenkette, abgeb. IV, 3, hergestellt aus Thon, Porzellan, farbiger Fritte; grüne und rothe Farbe herrschen vor. Lage: in der Brustgegend. — 5) Geöffneter Erzblechring, vielleicht als Fingerschmuck benutzt, abgebildet IV, 12. Lage: vereinzelt im Füllgrund. — 6) Flacher Erzring, abgeb. in nat. Gr. IV, 6. Lage: wie Nr. 5. — 7) Rest einer Eisenscheere wie VIII, 21. Lage: unterhalb Nr. 2 an der linken Seite. — 8) Doppelleiste eines Beinkammes mit Punktkreisen und Bändern verziert, abgeb. in nat. Gr. IV, 5. Lage: neben Nr. 7. — 9) Venusmuschelrest, abgeb. in verkleinertem Maassstabe IV, 5a. Lage: etwas unterhalb Nr. 7. — 10) Zierscheibe aus Erz mit Einfassungsring aus Bein und Lederrest, abgeb. in natürl. Grösse IV, 9. Lage: neben dem Fussgelenk des linken Beines, ähnl. V, 1 und III, 9. Die Gegenstände Nr. 7 bis Nr. 10 scheinen an einem gemeinsamen Lederstreifen oder Bande befestigt gewesen zu sein, das von den Lenden bis zum linken Fussgelenk reichte. — 11) Irdener Topf, blauschwarz gedämpft mit dünnen Wänden, die nicht sehr fest sind, ähnlich dem Gefässe IV, 10, Randprofil X, o; Bodenplatte X, i; Ornament X, 25; Dm. $6^1/_2$, h. 12 cm. Lage: rechts neben dem oberen Theile des rechten Unterschenkels. — 12) Irdene Schale von hartem Backwerk, gelblicher Farbe, dünnen Wänden, abgeb. IV, 7; h. 55 cm;

Dm. 0,15. Lage: neben dem rechten Unterschenkel, etwas oberhalb dem Fussgelenk; Randprofil ähnl. X, p; Bodenplatte X, i.

Grab 23.

Grube: l. 2,40, br. 1,80, t. 2,60. Inhalt: Irdener Spindelstein, abgeb. IX, 16 in vorderer und Seitenansicht resp. Querdurchschnitt; Dm. 0,045; h. 0,015. Lage: gestört. — 2) Kette aus zwölf Perlen von Thon und Glas unter Anwendung farbiger Fritte des Typus IV, 3; rothe Farbe herrscht vor. Lage: Halsgegend, jedoch gestört. — 3) Beinkamm mit doppelter Zahnreihe wie VIII, 21; l. 0,09; br. 0,045; Knochenleiste 0,015 breit. Lage: gestört. — 4) Endbeschlagstück eines Lederriemens, ähnl. V, 3 (auf Zierscheibe), jedoch fehlen die Haltstifte. Lage: l. 0,38 mm; gestört. — 5) Kleines irdenes Töpfchen, in der Gestalt X, 6 ähnlich, jedoch Randprofil wie das von X, c, Bodenplatte X, i, Farbe schwarz gedämpft, h. 0,06, obere Oeffnung 0,03. — Lage: gestört. — 6) Ohrringrest aus Metall, glatt, an einer Seite zu einem Haken gewunden, an der anderen durchbohrte Oese zeigend, ähnl. dem von Lindenschmit (a. a. O. X, 13), Dm. 31 mm. Bemerkung: das Grab war beraubt worden. In dem Raume der älteren Grube zeigte sich deutlich die Grenze des bei der Beraubung gestörten Bodens. Die Ecken der alten Grube waren stehen geblieben.

Grab 24.

Grube: 2,60 l., 1,50 br., 2,80 t. Inhalt: 1) Speereisen wie VIII, 18; l. 0,32. Lage: rechts neben rechtem Fuss mit Spitze nach unten. — 2) Einschneidiges Kurzschwert, nur in ganz unbedeutenden Eisentheilen und den Resten der Lederscheide sowie deren Zierscheiben und Zierstiftchen vorgefunden. Diese Zierplatten gleichen den VIII, 19 dargestellten; sie sind glatt und völlig kreisförmig, lagen auch so wie jene in Verbindung mit den Stiftchen vertheilt. Lage: neben linker Hüftseite. — 3) Rest einer eisernen Pfeilspitze ähnl. VII, 10. Lage: an der rechten Seite des rechten Oberarmes. — 4) Reste eines Beinkammes mit doppelter Zahnreihe wie VIII, 21. Lage: unterer Theil der Grube. — 5) Irdener Topf, ähnl. X, 10; Randprofil X, m; Bodenplatte X, i; Ornament X, 24, jedoch quadratische Grübchen der Grösse wie X, 23 zeigend; h. 0,16. Lage: zwischen den beiden Unterschenkeln. — 6) Rest einer kleinen Riemen-

zunge. Lage: neben Nr. 5. — 7) Eiserne Gürtelschnallenreste. Lage: Lenden. — 8) Irdener Spindelstein ähnlich III, 8. Lage: im Füllgrund der Grube. — 9) Bruchstücke eines hart gebackenen gelblichen Topfes, dessen Bodenplatte X, l gleicht, Randprofil ähnl. X, i, jedoch in weiterem Bogen sich wendend und dann scharfkantig ausladend und oben ein feines Stäbchen zeigend. (Es gehört mit zu den nachmerowingischen Typen, wie X, h und die Ornamente X, 30, 31 und 27.) Bemerkung: Die Grube liess ein zweimaliges Oeffnen deutlich erkennen. Bei diesem sind augenscheinlich der Spindelstein Nr. 8 und die Bruchstücke Nr. 9 in das Grab gelangt. Der Scherben Nr. 9 hat den ältesten karolingischen Typus wie die von mir in der „Westdeutschen Zeitschrift“ VI, 355, 2 genannten Gefässe von Duisburg, welche Bonner Jahrbücher LII, S. 33 bis 44 besprochen und Taf. VI und VII zwischen Gefässen älteren Typus abgebildet sind. Diese mit den unsrigen übereinstimmenden Thonarbeiten konnte ich (a. a. O. S. 361 und 362) in die Zeit von 690 bis 785 setzen, sodass also damals, in der früheren Zeit der Karolingen, die Beraubung der Grabstätten erfolgt wäre.

Grab 25.

Grube: 2,30 l., 2 br., 2,50 t. Inhalt: 1) Eisenreste einer Gürtelschnalle kleinerer Art. — 2) Irdener Topf, abgeb. X, 6, Randprofil ähnl. X, m; Bodenplatte X, l; Ornament X, 21; h. 0,13. Der Thon zeigt gebrannt eine ziegelrothe, der orangerothen Siegelerde durchaus ähnliche Farbe, mittelmässige Härte. Bemerkung: Die Gegenstände waren gestört, der Kopf des Skelettes fehlte. Wir haben es hier mit einem durch Grabraub gestörten Todtenhause zu thun.

Grab 26.

Grube: 2,50 l., 1,50 br., 2,30 t. Die ersten Spuren der Grube kamen in einer Tiefe von 1,40 m zum Vorschein. Inhalt: 1) Metallener Schnallenring von der Form des grossen eisernen VII, 2, jedoch ohne Beschlagplatte; an der Stelle, wo die nicht vorhandene Zunge angesetzt hat, befinden sich Eisenreste, vielleicht von dem Dorn herrührend; Dm. 0,04, br. 0,02. Lage: Lenden. — 2) Kette aus acht Perlen, zumeist cylindrischer Form des Typus IV, 3. Lage: neben Nr. 1. — 3) Perlenkette aus 29 Einzelperlen bestehend, hergestellt aus gelbgefärbtem Thon, farbiger

Fritte, Glas, Porzellanmasse; gelbe und rothe herrschen vor. Lage: Halsgegend. — 4) Beinkamm mit doppelter Zahnreihe wie VIII, 21. — 5) Irdener Topf von schwarzblau gedämpfter Farbe, abgeb. X, 11; Randprofil X, b; Bodenplatte X, i; Ornament X, 25. Lage: neben rechtem Fuss des Todten, zusammen mit dem Kamm Nr. 4. — 6) Zwei völlig in Rost übergegangene Eisentheile. Lage: rechts vom linken Kniegelenk und unterhalb des rechten Fusses. Bemerkung: Nach den Knochenresten haben wir es hier allem Anscheine nach mit einem Kindergrabe zu thun. Am Kopfende durchschnitt das Grab eine der vorgeschichtlichen Brandgruben.

Grab 27.

Grube: Grenzen ähnl. wie Grab 26. Inhalt: 1) Fast völlig in Rost übergegangene eiserne Gürtelbeschläge. Lage: Lenden. — 2) Vier Metallknöpfe nebst Resten einer Schwertscheide. Lage: neben linkem Unterarm. — 3) Reste einer Eisenspeerklinge ähnl VIII, 18. Lage: neben rechtem Fussgelenk mit Spitze nach unten. Bemerkung: Der Inhalt hatte sehr durch Rost gelitten, vom Schwert nur noch geringe Reste erkennbar.

Grab 28.

Grube: l. 2,20, br. 1,50, t. 2,50. Inhalt: 1) Irdener, ziemlich hart gebrannter Krug, abgeb. X, 5; oberes Ausgussprofil X, a; Bodenplatte X, i; gelbliche graue Farbe, etwas in das Röthliche übergehend. Lage: Fussgegend des Todten. — 2) Irdener kleiner Topf, abgeb. X, 17, dünne harte Wände von Aussen mehr gelbliche, im Innern mehr röthliche Farbe zeigend. Lage: neben Nr. 1, h. 63 mm. — 3) Bruchstücke von zwei weiteren Gefässen. Lage: zerstreut in der Grube. — 4) Beinkammrest mit doppelter Zahnreihe, ähnl. VIII, 21. — 5) Durchlöcherte unkenntliche römische Bronzemünze. Bemerkung: Die beschriebenen Sachen schienen Reste eines Grabes zu sein und zwar schienen die beiden zuerst beschriebenen Gefässe von einem später in die Grube gesetzten Leichname herzurühren, während die übrigen Sachen älteren Todten angehörten.

Grab 29 (Taf. IV).

Grube: 2,70 l., 1,50 br., 2,40 t. Inhalt: 1) Zwei Ohrringreifenreste aus Metall mit kugeligem, durch Filigranring

verzierten Anhängsel, abgeb. in natürl. Grösse IV, 15. Lage: Ohrgegend, wie Grab 17 zeigt. — 2) Schmuckkette aus Perlen von buntfarbigem Schmelzglas mit Mosaikeinlage, aus Thon und aus Bernstein, abgeb. in natürl. Grösse IV, 13. Lage: Halsgegend. — 3) Scheibenfibel aus Erz mit sehr dünner, aus Silberblech geprägter reich ornamentirter Vorderplatte. Der Zwischenraum der beiden Platten ist durch Kittmasse ausgefüllt. Eine ähnliche ist abgebildet Jahrb. XXXVI, Taf. XIII, 17. Grösse der Fibel 3 cm. Dieselbe ist nur in geringen Resten erhalten. Lage: Mitte der Brust. — 4) Glatter geöffneter Armring aus Erz, in nat. Grösse abgeb. IV, 16. Lage: linker Unterarm, Handgelenk, wie IV, 17 zeigt. — 5) Metallener Fingerring mit eingravirtem Schmuck abgeb. IV, 14 in nat. Grösse. Lage: Mittelfinger der linken Hand. — 6) Vier dicke Perlen, die erste ist rother Thon mit weiss eingegossener Porzellan-Masse, die zweite Perle ist rother Thon mit weissen Tupfen, in deren Mitte Glasflüsse eingelassen sind. Aehnlich sind die beiden übrigen Perlen. Lage: einzelne Perlen fanden sich von der Halsperlenkette abwärts bis unter das Becken vor, hier erschienen die vier dicken Perlen in Verbindung mit Nr. 7. — 7) Zwei platte Metallringe, Durchmesser ca. $1^1/_2$ cm. Lage: im Anschluss an die vier dickeren Perlen unterhalb des Beckens. — 8) Stark verrosteter Eisentheil, vielleicht Schlüsselrest ähnlich VIII, 18. Lage: links von Nr. 7 neben dem oberen Theile des linken Oberschenkels. — 9) Beinkamm mit doppelter Zahnreihe wie VIII, 21. Lage: neben dem oberen Theile des rechten Oberschenkels. — 10) Eisenbeschlagreste des Todtenschutz-Holzwerkes abgeb. IV, 17. Wir sehen zunächst am Kopf und am Fussende je vier eiserne Eckbeschläge, dann, auf der Mitte des Unterschenkels und auf den Köpfen des Oberarmes liegend, dicke eiserne Bänder, welche zu einem Knie gebogen sind und dann in zwei horizontal gerichtete Arme auslaufen. Das obere Eisenband hat 0,61 m Länge, das untere 0,55 m; beide sind durchschnittlich 2 cm breit; die Entfernung von dem oberen Rande bis zu den Querarmen beträgt 0,11 cm. Die oberen Eckbeschläge liegen von dem oberen Quereisen 0,28, die unteren Eckbeschläge von dem unteren Quereisen 0,39 m entfernt. Der ganze von den Eckbeschlägen eingenommene Raum beträgt somit 1,61 m. Es kann sein, dass wir hier nicht Reste eines eigentlichen Holzsarges vor uns haben,

sondern mehr die Beschläge und Trageisen des lignum insuper positum, welches nach bayerischem Volksgesetz den todten Körper vor dem Füllgrund der Grube schützen sollte (vgl. Lindenschmit a. a. O. S. 98), indem dasselbe den Todten kastenförmig bedeckte. An den Eisentheilen hafteten noch grössere Stücke von Holzdielen, dahingegen fand ich nirgendwo eine Spur von Nägeln. Jedenfalls war auch dieser Holzkasten, wie die Maasse angeben, am Kopfende breiter als an den Füssen.

Grab 30.

Grube: l. 2,40, br. 1,72, t. 2,70. Inhalt: Eisernes Kurzschwert ähnl. VIII, 5, Klinge stark verrostet, bei der Schneide vier glatte Knöpfe der Scheide; Schneidel.: 0,26. Lage: neben linker Hüftseite. — 2) Metallene Schnalle nebst Gegenbeschlag, eigentlicher Schnallenring fehlt. Beschläge in der Form eines unregelmässigen gleichschenkeligen Dreiecks sind mit halbkugeligen Heftnägeln versehen, zwei sind an der vorderen Seite der Beschläge gegenüber dem Schnallenring angebracht, der dritte an der Spitze. Die Beschläge sind ähnl. den Jahrb. LXXXVI, Taf. XIII, Fig. 11 und 12 abgebildeten; verwandte Typen, vgl. Lindenschmit, Handbuch, Taf. V, Fig. 348, nebst Gegenbeschlägen, jedoch nur in der Gesammtform ähnl. Taf. V, 346. Lage: Lenden. — 3) Irdener Topf von blauschwarz gedämpfter Farbe ähnl. X, 11; Randprofil X, m; Bodenplatte X, i; Ornament X, 25. Lage: in Bruchstücken neben Nr. 3. — 5) Unbestimmbare Eisenreste, vielleicht von einer Lanze herrührend. Bemerkung: Auf der Grube lag ein Skelet ohne Beigaben.

Grab 31.

Grube: 2,56 l., 1,75 br., 2 t. Inhalt: Eiserne Speerklinge nebst durchbrochenem cylindrischem Beschlag, ähnlich VII, 5. Lage: vereinzelt auf der Sohle mit Spitze nach unten gerichtet. Bemerkung: Es fanden sich die Knochenreste zwar durcheinander, jedoch so, dass es aussah, als habe man hier einen Todten in ein älteres Grab gelegt, als sei bei dieser Gelegenheit jenes beraubt und gestört worden und habe später ein Grabraub auch den zweiten Todten gestört. Ein Thierknochen sowie eine dicke gelbliche Scherbe, welche sich fanden, gehören wohl nicht mit Sicherheit zu dem Grabinhalte, sondern sie können bei einer der Beisetzungen zufällig in die Grube gelangt sein.

Grab 32.

Grube: 2,55 l., 1,75 br., 1,90 t. Inhalt: 1) Beinkamm mit einer Zahnreihe, abgeb. V, 1a. Lage: Mitte des Oberschenkels. — 2) Irdener Becher, abgeb. V, 1b, blauschwarz gedämpft, Verzierung ähnl. X, 19. Lage: wie Abbildung zeigt, neben dem Gelenk des linken Beines. Die Höhe des Gefässes beträgt 0,17 m. — 3) Kleiner Metallring, aus Draht gewunden, daran befestigt ist ein stärkeres Metallgewinde, abgeb. V, 1. Lage: neben linkem Kniegelenk. — 4) Eisenschlüssel, abgeb. V, 1; l.: 0,11. Lage: an dem unteren Ende von Nr. 3, anscheinend an diesem 0,08 m langen Gewinde befestigt. — 5) Metallener Beschlagstreifen ähnlich der Riemenzunge, oben mit zwei Heftknöpfchen versehen, l. 55 cm, abgeb. V, 1. Lage: unterhalb Nr. 4. — 6) Metallenes Beschlagplättchen mit vier Heftknöpfchen versehen, 25 mm l. — 7) Zwei Metallblechstreifen wie Nr. 5. Lage: wie abgebildet auf den Schmalseiten ruhend, so dass die Breitseiten mit den Seitenwänden des Grabes gleich gerichtet waren. — 8) Durchbrochene Zierscheibe aus Metallblech von einem Beinrahmen eingefasst, 0,10 m Dm. Auf der Scheibe und unter derselben liegt wieder ein Metallblechstreifen wie Nr. 5, abgebildet V, 1. Bemerkung: Die unter 3 bis 8 angeführten Sachen lagen in einer Weise neben dem linken Beine des Skelettes, dass es so aussah, als gehörten sie zu einem gemeinsamen Gehänge, welches unten in die Scheibe mündete, allein es lassen sich die Metallblechstreifen vielleicht auch als Endstücke einer Art von Zierbändern erklären, welche dort herabhingen, während die Scheibe ebenfalls an einem solchen Bande besonders befestigt war, wie auch der Schlüssel. Die übrigen Theile des Skelettes waren gestört, vielleicht durch das in höherer Lage angetroffene Grab ohne Beigaben.

Grab 33.

Grube: 2,63 l., 1,74 br., 2 t. Inhalt: Eiserne Speerklinge ähnl. VIII, 18, jedoch stark verrostet. Lage: rechte Seite am Fussende mit Spitze nach unten gerichtet. Bemerkung: Ob auch hier der Grabraub erfolgte, konnte nicht ermittelt werden.

Grab 34.

Grube: 2,54 l., 1,76 br., 2,10 t. Inhalt: Gestörte Skeletreste, einige Scherben der Karolingerzeit lagen in 1,50 m Tiefe, während 2,10 tief Scherben eines Merowingertopfes ruhten. In höherer Lage fand sich ein Skelet ohne Beigaben.

Grab 35.

Grube: Verhältnisse wie Grab 34. Inhalt: 1) Eisenmesserchen ähnl. IX, 15. Lage: Brust eines Skelets in 1,40 m Tiefe, welches auf Grab 35a lag.

Grab 35a.

Grube: vgl. Grab 35. Inhalt: 1) Schmuckperlenkette, 26 Perlen wie IV, 13, darunter finden sich drei Bernsteinperlen; bei dem Bunten der im Allgemeinen kleinen Perlen herrscht rothe Farbe vor. Lage: Hals eines unter dem Skelette des Grabes 35 angetroffenen Todten. — 2) Metallring, daran befestigt sechs kleinere bunte Perlen. Lage: Lenden. — 3) Eisernes Messerchen wie IX, 15, l. 0,06. Lage: linke Seite des Beckens. — 4) Glatter metallener Fingerring. Lage: Fingerglied der linken Hand. — 5) Endbeschlagstreifen aus Metall oder Riemenzunge, wie auf Zierscheibe V, 3 liegt, jedoch glatt und etwas geschweift; l. 75 mm. Lage: auf dem Fussgelenk des rechten Beines mit Schmalseite nach unten. — 6) Stark verrosteter Gegenstand aus Eisen. Lage: neben Nr. 5. — 7) Desgl. Lage: neben dem Fussgelenk des linken Beines. — 8) Gelblicher irdener Krug von hartem Materiale; h. 0,20, Umfang 0,43, ähnlich X, 5, oberes Randprofil X, a, Boden X, i. Lage: neben rechtem Unterschenkel.

Grab 36.

Grube: l. 2,70, br. 1,60. Inhalt: 1) Eisenspeerspitze ähnl. VIII, 18, stark verrostet. Lage: gestört in der linken Ecke der Grube mit Spitze nach unten. — 2) Irdener Krug, gelblich, ziemlich fest, ähnl. X, 5. Bemerkung: Die Knochenreste fanden sich zerstreut in der Grube, Grabraub ist dadurch festgestellt.

Grab 36a.

Oberhalb 36 gelegen. Inhalt: 1) Beine eines Skelettes. Bemerkung: Die Beine lagen auf einer der vorgeschichtlichen Kesselgruben und hatten die Krümmung des Bodens durch den Druck der oberen Massen auf die hart unterlegten Knochen angenommen. Der obere Theil des Skelettes war verwittert.

Grab 37.

Grube: 2,38 l., 1,20 br., 2 m t. Inhalt: 1) Beine eines Skelettes auf der Grenze der Gruben 37 und 36 gelegen, bei

diesen doppelzeiliger Beinkamm in geringen Resten. — 2) Einige Merowingerscherben. Bemerkung: Dieses Grab ist also jünger als Grab 37 und 36.

Grab 37a.

Grube des Grabes 37. Inhalt: 1) Eisenreste einer Scheere. — 2) Beinkammreste. Lage: Nr. 1 und 2 gestört in der Grube. Bemerkung: Das Grab wurde bei Anlage von Grab 37 gestört.

Grab 38.

Grube: 2,84 l., 2,10 br., 1,90 t. Inhalt: Gestörte Skeletreste und zerstreute Beigaben eines Frauengrabes, wie eine Glasperle, eine kleine Eisenschnalle, Gefässscherben. Bemerkung: Vgl. Grab 38a.

Grab 38a.

Grube 38: 1,50 tief. Das Grab hatte keinerlei Beigaben und das Skelet lag auf Grab 38.

Grab 39.

Grube: 2,83 l., 2,17 br. Inhalt: 1) Steinplattenkiste aus rothem Sandstein, abgeb. IX, 6 in oberer und IX, 7 in der Seitenansicht. Die Kiste ist aus sieben Steinplatten zusammengesetzt, nämlich aus den sechs Wandplatten und einer Platte, welche dachförmig am Fussende angebracht ist. Die Länge der beiden Seitenplatten beträgt 0,98 bei 0,51 Höhe und 0,14 m Dicke. Die Platte am Kopfende ist 0,71 m breit und 0,50 m hoch. Die Platte am Fussende 0,57 hoch und 0,45 m breit. Die Deckplatte hat 1 m Länge und 0,14 m Dicke. Der Sarg ist also am Kopfende breiter als am Fussende und muss seiner geringen Länge wegen der Sarg eines etwa 3 bis 5 Jahre alten Kindes gewesen sein. Die vorstehende Platte von 0,48 m Länge und 0,41 Breite (an der schmäleren Seite) ist schwer mit Sicherheit zu erklären. Im Innern fanden sich gestörte Knochenreste eines Kindes und im Füllgrund liegend: 2) Ein Stückchen Mörtel und 3) der Rest eines Goldplättchens, vielleicht von dem Balken eines Kreuzchens, wie VI, 14 herrührend. Bemerkung: Die Deckplatte des Sarges lag 0,67 m unter der Oberfläche. Neben dem Sarge fand sich auch 4) der Scherben eines Reliefbandschmuckgefässes, den ich X, 31 abgebildet habe. Derselbe ist, wie ich in der Westd.

Zeitschrift für Geschichte und Kunst, VI, Taf. XI gezeigt habe, von einem eiförmigen aber grossen Henkeltopfe herrührend und nach meinen Ausführungen S. 362, in die erste Hälfte des 9. Jahrh. zu setzen. — 5) Eisenreste einer Scheere, ähnlich VIII, 21. Lage: neben dem Sargdeckel von Nr. 1 bei Nr. 4.

Grab 39a.

Grube: wie Grab 39. Inhalt: 1) Goldene Nadelscheibe, abgebildet VI, 5 in natürlicher Grösse. Dieselbe zeigt eine Verbindung von Grad- und Schrägkreuz mit starkem Hervortreten des Gradkreuzes mit sich nach Aussen erweiternden Balken. In der Mitte des Gradkreuzes ist ein halbkugeliger Stein von grüner Farbe angebracht. Jeder der Balken zeigt einen keilförmigen rothen Stein in der Form eines dünnen Plättchens. Vor dem breiteren Ende des Balkens sehen wir wieder vier flache Kugeln von grüner Farbe angebracht. Zwischen den einzelnen Balken sind vier flache viereckige Steine von grüner Farbe zu sehen. Goldfiligranfäden, bald herzförmig gelegt und schneckenförmig endend, bald zu kleinen Kränzchen gewunden, füllen die Zwischenräume dieses hochkostbaren Zierstückes aus, dessen dünnes Goldblech der vorderen Seite durch mit abgerundeten Köpfen versehene Heftstiftchen mit dem Erzblech der Rückseite in Zusammenhang gebracht und durch eine Masse verbunden ist. Lage: zwischen den beiden Oberschenkelköpfen eines nur in den letzten Knochenresten erhaltenen, augenscheinlich durch Grabraub gestörten Skelettes neben Nr. 2. — 2) Dreizehn Perlen kleinerer Art des Typus IV, 13. Lage: neben Nr. 1 und zwar unterhalb. — 3) Einundzwanzig Perlen des Typus wie Nr. 2. Lage: Bauchgegend. — 4) Vierzig Perlen, darunter zwei aus Bernstein. Lage: auf Kniegelenk des linken Beines. — 5) Venusmuschel. Lage: gleich oberhalb Nr. 4. — 6) Drei Gruppen unbestimmbarer vom Rost conglomeratartig verbundener Eisenstücke, fast wie Pferdetrense aussehend. Lage: rechts von Nr. 4, dann gleich oberhalb Nr. 5 und in dem oberen Theile der unteren Hälfte (auf dem Boden) der rechten Grubenseite. — 7) Roststücke einer grösseren mit Messingbuckeln besetzten eisernen Gürtelschnalle. Lage: linke Hüftseite. — 8) Kleiner merowingischer Gold-Triens aus dem 6. Jahrhundert, „wie ähnliche in den Jahrbüchern des Vereins XV, 1850 von Senckler auf Taf. V, Fig. 10

und 14 aus Combrouse, Monétaires des rois Mérow. Paris 1873, mit der Aufschrift der Münzsorte Antonnaco und Stradiburg abgebildet sind. Auf unserer Münze ist die Inschrift nicht zu entziffern und die Zeichnung des Kopfes barbarisch, auf dem Revers befindet sich ein kleines Kreuz" (so wird die jetzt im Original nicht mehr vorhandene Goldmünze von Schaaffhausen beschrieben. Vgl. Correspond.-Blatt für Anthropologie, Jahrg. 1879, S. 128). — 8) Metallstift, augenscheinlich Schreibgriffel, falls wir es nicht, was nach Lindenschmit's Ueberzeugung zutreffender ist, mit einem einfachen Nadelstift zu thun haben; L 0,10; oben sind vier Gruppen einfacher Gurtfurchen angebracht. Lage: bei der dritten der bei Nro. 6 beschriebenen Gruppen von Eisenstücken, wo auch Nr. 9 lag. — 9) Beinkamm mit doppelter Zahnreihe wie VIII, 21. — 10) Zusammengedrücktes, stark von dem Grünspan angegriffenes Erzbecken. Lage: rechte untere Ecke der Grube. — 11) Vier eiserne Eckbeschläge wie die Grab 29 besprochenen und Taf. IV, 17 abgebildeten. Lage: in den Ecken der Grube, theilweise augenscheinlich in gestörter Lage. — 12) Eine Anzahl buntfarbiger Perlen des Typus IV, 3. Lage: rechts von Nr. 3. Bemerkung: Die Grube durchschnitt eine der vorgeschichtlichen Brandgruben, sie war bedeckt bis zu 0,42 m von Humus, in 0,76 m erschien die Brandschicht der vorgeschichtl. Niederlassung. Alles, was ich beobachtete: die eigenthümliche Lage von gestörten und wieder beigesetzten Todten, die Lage mancher der Beigaben, das Verhältniss, in dem der Steinsarg zu den auf der Sohle befindlichen Sachen lag, die bei demselben vorgefundene karolingische Gefässscherbe, alles dies erinnert an ein Familiengrab, das wiederholt geöffnet und zu neuer Beisetzung benutzt wurde. Als letzte Beisetzung stellt sich augenscheinlich der Kindersarg des Grabes 39 vor. Die Karolingerscherbe 39, 4 kann damals, vielleicht aber auch bei einer Beraubung in die Grube gelangt sein.

Grab 40.

Inhalt: 1) Kurzschwert wie VIII, 5, jedoch ohne Scheidereste. Lage: linke Seite eines Skelettes, das auf der Grenze einer älteren Grube ruhte.

Grab 41.

Inhalt: 1) Eisenmesserchen ähnlich IX, 15. Lage: Lenden. Bemerkung: Die Verhältnisse der Grube sind nicht bestimmt worden.

Grab 42.

Grube: 2,82 l., 1,71 br., 2,40 t. Inhalt: 1) Eckbeschläge aus Eisen und eiserne Quereisen, angeordnet im Grabe, wie IV, 17 zeigt. — 2) Halskette aus 44 Perlen des Typus wie IV, 3. Lage: Hals. — 3) Zwei metallene Ohrringe mit kleinem würfelförmigen Anhängsel aus Metall, ähnl. Lindenschmit (Handbuch Taf. X, 10). Lage: bei Nr. 2. — 4) Goldene Nadelscheibe, abgeb. VI, 6 in natürl. Grösse. Die aus dünnem Goldblech hergestellte kreisförmige Schmuckplatte ist vermittelst glänzender, mit abgerundeten Knöpfen versehenen Silberstiftchen mit der Rückseite einer dünnen Erzscheibe, die dem Nadeldorn als Haftstelle dient, verbunden. Der Zwischenraum ist mit einer Masse ausgefüllt. Auf der Schmuckplatte ist ein achtarmiger Stern oder aber — was wohl richtiger sein kann — ein Grad- und ein Schrägkreuz angebracht, als habe man heidnischer und christlicher Vorstellung dienen wollen. Die einzelnen Kreuzbalken sind keulenförmig erhöht und es tragen die Balken des einen Kreuzes keilförmige grüne Glasstücke, während sich auf den anderen S-förmige und brillenförmige, durch einen Horizontalfaden getrennte Filigran-Ornamente vorfinden. Zwischen den Kreuzarmen sind wieder eingefasste Steine von blauer Farbe vertheilt und zwar wechselt je ein halbkugeliger mit je einem quadratisch eingefassten und oben glatt geschliffenen Steine. Unterhalb der kugeligen Steine findet man wieder S-förmige, unterhalb der quadratischen Steine hingegen mehr augur- oder hirtenstabförmig gestaltete Doppelfiligran-Fadenornamente. Die Mitte des Ganzen zeigt einen halbkugeligen grünen Stein, umgeben von einem ringförmigen Bande, das aus zwei Filigranfäden besteht, zwischen welchen kleine, kranzförmig gewundene Filigranfäden vertheilt sind. Derartige Filigrankränzchen füllen auch die Zwischenräume der beschriebenen Erhöhungen. Das Ganze ist wieder von einem Filigranfaden umgeben, dann folgt die Umrandung des Erzbleches. Es scheint die Vertheilung der Steine und der Kreuze eine symbolische zu sein, auf welche ich später einmal näher einzugehen hoffe. Lage: in der Brustgegend, fast am Halse. — 5) Runde Nadelscheibe aus Metallblech, welche einen schwarzbraunen Glasfluss in der Form einer abgeplatteten Kugel auf der Vorderseite zeigt. Dieselbe hat 25 mm Durchmesser. Lage: drei Centimeter von der goldenen Nadelscheibe entfernt auf der Brust des Todten. Ob wir es hier mit der eigent-

lichen, zum Verbinden des Gewandes benutzten Nadel zu thun haben, während die grosse Goldscheibe mehr ein Zierstück ist, wie die rosettenförmige Brosche auf dem Denksteine einer reichen Schifferfamilie im Mainzer Museum erkennen lässt (vgl. Lindenschmit a. a. O. S. 409, Fig. 428), ist schwer zu entscheiden, aber möglich oder nicht unwahrscheinlich. — 6) Gewandnadelbügel aus Erz mit eisernem Nadeldorne, unterhalb der Nadel kugelige Reliquienkapsel, von deren unterem Ende ausgehend das Gehänge VI, 11 zu sehen ist. Dasselbe besteht aus drei Reihen von Stangenkettchen, letztere werden durch flache Erzscheiben in ihren einzelnen Gliedern unterbrochen; sie enden unten in umgekehrt gerichtete Kreuze, an diesen hängen wieder drei der Stangen. Sowohl auf der Nadel als auf der Reliquienkapsel und auf den Metallscheiben und Kreuzen sind eingravirte Punktkreise vertheilt. Die Nadel ist $5^1/_2$ cm gross, die Kapsel misst 2 cm, so dass das ganze Gehänge 22 cm Länge hat. Lage: die Nadel lag 56 cm unterhalb der goldenen Nadelscheibe Nr. 4, also unterhalb des Beckens — das selbst völlig verwittert war, von da ab reichte das Gehänge abwärts. Es muss dieser Schmuck — falls die vorgefundene Lage auch die ursprüngliche war — an dem Gürtel befestigt gewesen sein und von da abwärts gereicht haben, ähnlich dem Zierscheibe-Gehänge von dem bei dem Standbilde der Königin Clotilde (vgl. Lindenschmit a. a. O. S. 408, Fig. 427) vorne angebrachten bandförmigen Schmuckgehänge. — 7) Schnur aus 14 der dicken Perlen des Typus V, 4, unten eine durchbohrte Kupfermünze der römischen Kaiserzeit zeigend. Lage: rechts neben Nr. 6. — 8) Beinwürfel, der, von dünnen Erzstreifen eingefasst, oben einen rechtwinkeligen Stil aus Bein zeigt, durch dessen oberen Ansatz ein Erzring gezogen ist. An diesem befindet sich ein umgebogener Messingstreifen, vermittelst dessen der Würfel vielleicht an der Perlenschnur Nr. 7 befestigt war; abgeb. in nat. Grösse VI, 9. Lage: an dem unteren Ende von Nr. 7. — 9) Sehr durch Grünspan zerstörter Metallring, vielleicht Fingerring. Lage: links neben dem Skelet. — 10) Wirtelstein, in der Form des Kegelsegmentes, aus opakem Glasflusse mit eingeschmolzenem Ornamente. Lage: auf der Oberfläche der Auswurfsmassen, augenscheinlich aus diesem Grabe stammend. — 11) Eiserne Speerklinge, sehr dünn und kurz, vielleicht wohl Jagdspeer. Lage: in der linken unteren Ecke der Grube, wo auch in Männergräbern solche,

wenn auch in der Regel grössere Eisenspeerklingen vorkommen. Schwerlich kann diese Eisenspitze zufällig bei dem Grabbaue dorthin gelangt sein oder etwa von einem älteren Grabe dort zurückgeblieben sein. — 12) Bruchstücke eines römischen Sigillata-Gefässes ohne Verzierungen. Bemerkung: Leider griff der Grundbesitzer Mirgel die von mir mit grosser Mühe zum Zeichnen blosgelegte Goldscheibe weg, um vom Provinzialmuseum eine Entschädigung dafür zu erhalten. Durch dieses schimpfwürdige Benehmen einer wissenschaftlichen Untersuchung gegenüber, wurde ich leider verhindert, den so hoch interessanten Grabfund in seinen Einzelheiten ähnlich den Gräbern III, 9 und V, 5 zu zeichnen. Hervorheben muss ich noch, dass die Goldscheibe Nr. 4 mit den Steinen nach unten lag, während die Erzscheibe, also der Rücken des Gegenstandes, sich oben befand.

Grab 43.

Grube: die gewöhnlichen Verhältnisse zeigend. Inhalt: 1) Feuerschlagstein. Lage: vereinzelt auf der Grubensohle. — 2) Scherben eines merowingischen Gefässes. Bemerkung: Die Gegenstände lagen bei einem Skelet, das nur in Spuren zu erkennen war.

Grab 44.

Grube: 2,70 l., 2,62 br., 2 t. Inhalt: 1) Zwei goldene Ziergehänge von Ohrringen, in nat. Grösse, abgeb. VI, 10 in vorderer und Seitenansicht. In der Mitte sehen wir dunkelblauen Stein eingefasst von einem ovalen Stabe aus kleinen Goldperlen; diese letzteren sind durch einen Filigranfaden begrenzt. Ein Filigranfaden bildet auch den äusseren Rand des ganzen Ovals. Lage: in der Ohrgegend des Todten. Es fanden sich neben denselben silberne Ringelchen in kleineren Bruchstücken. — 2) Buntfarbige Perlen des Typus IV, 3. Bemerkung: Das Grab lag am östlichen Ende der im Plane mit Nr. 44 versehenen Grube und schien in dieses Grab hineingereicht zu haben. An der linken Seite fand sich wieder eine jener vorgeschichtlichen Brandgruben.

Grab 44a.

Grube: 2,72 l., 2,63 br., 1,97 m t. Inhalt: 1) Reste einer rothen Sandsteinplatten-Kiste. Es fanden sich zwei Seitenwände von 1,60 m Länge, 0,67 m Höhe, oben 0,67 m aus-

einander, unten 0,57 m. Am Kopfende lehnte sich gegen diese eine dritte Steinplatte, welche etwas über die Seitenwände hinausragte. Am Fussende war der Sarg durch zwei 0,78 m lange Steinplatten, welche an ihrem äussersten Punkte 0,55 m an einander lagen, verlängert. Diese Steine bildeten die Unterlage der eigentlichen verlängerten Seitenwände wie wir sie auch bei dem Steinsarge IX, 5 sehen, diese letzteren selbst fehlten. Der Boden war wieder aus Steinplatten zusammengelegt. Theile des Deckels lagen zerschlagen im Grabe. Der beraubte Sarg hatte so etwa 2,38 m Länge, oben 0,67 m und unten 0,55 m im Lichten. Die Fugen waren durch blauen Thon verkittet. Im Innern lagen nur gestörte Menschenknochenreste.

Grab 45.

Grube: gestört. Inhalt: Gestörte Skeletreste.

Grab 46.

Grube: 2,60 l., 1,50 br., 2,60 t. Inhalt: 1) Merowingisches Thongefäss. Lage: rechte Seite des Skelettes. — 2) Pfeilspitze aus Eisen, ähnl. VII, 11. Lage: rechte Seite am Fussende. Bemerkung: Da sich in dem vorderen Theile der Grube unregelmässig liegende Knochen fanden, in zwei Meter Tiefe die Reste eines ganzen Skelettes zum Vorscheine kamen, so musste dieses an die Stelle gelegt worden sein, wo vorher ein Todter bereits beigesetzt worden war. Eigenthümlicher Weise lag der Kopf neben dem Todten, ob bereits ursprünglich so gelegt oder aber bei einer späteren Beraubung des Grabes war nicht zu bestimmen. Auf der Westgrenze der Grube lag das Skelet Grab 46a.

Grab 46a.

Grube: Grenzen nicht wahrnehmbar, da das Grab auf der Westgrenze von der Grube des Grabes 46 lag. Inhalt: Skelet ohne alle Beigaben. Dasselbe war von auffallender Länge und Stärke. Es maass vom Scheitel bis zur Fusssohle 1,85, Oberschenkel 0,51. Der Schädel schien bei Lebzeiten des Todten an der Stirn durchlöchert worden zu sein, durch wuchtigen Schlag. Von der linken Hand fand ich keine Spur und die rechte Hand lag auf dem oberen Theile des Oberschenkels, als habe man sie hier hin gelegt, getrennt von dem rechten Unterarme. Ebenso fand sich das linke Schlüsselbein, neben der Mitte des linken Oberarmes. Ob diese Erscheinungen etwa als

Wirkungen der Baumwurzeln zu betrachten sind, oder ob der Todte in Folge der fränkischen Gesetzübertretung so verstümmelt wurde, kann nicht entschieden werden.

Grab 47.

Grube: Grenze unbestimmbar. Inhalt: Reste eines Skelettes ohne Beigaben.

Grab 48.

Grube: 2,60 l., 1,48 br., 1,80 t. 1) Flache braune Glasperle von 0,31 Dm. — 2) Sogenanntes Bartzängelchen aus Metall wie VIII, 4; l. 60 mm. — 3) Metallener glatter Schnallenbügel von ovaler Form, ähnl. dem von IX, 11, br. 32 mm. — 4) Ovaler Schnallenbügel, br. 60 mm, l. 32 mm. Bemerkung: Die genannten Gegenstände lagen zerstreut in einem Grabe mit gestörtem Skelet.

Grab 49.

Grube: l. 2,90, br. 2,10, t. 2. Inhalt: Feuersteinspahn, l. 70 mm. Bruchstücke einer gelblichen Schale ähnl. X, 16, Profil X, p, Bodenplatte X, i. — 2) Bruchstücke eines Beinkammes. Lage: neben dem Schädel, als habe er im Haar des Todten gesteckt. Bemerkung: Das Grab war gestört. Vgl. 49a und 49b.

Grab 49a.

Grube: in Grube 49 gelegen. Inhalt: 1) Eisenmesser ähnl. VIII, 14a; Klingenl. 0,12; Griffl. 80 mm. Lage: Lenden. — 2) Eiserne Scheere ähnl. der frühröm., Jahrb. LXXXVI, Taf. VIII, 17; l. 0,15, stark verrostet. Lage: in der Nähe Nr. 1. — 3) Feuerschlagstahl, ähnl. VIII, 11; l.: 0,13, br. 30 mm. — 4) Zwei Feuerschlagsteine von 35 mm und 30 mm Länge. Lage: mit Nr. 3 bei Nr. 2. — 5) Metallstift, oben zu einer Oese umgebogen wie VIII, 22; l. 60 mm. Lage: bei Nr. 3. — 6) Kleine Eisenspeerklinge; l. 0,24. — 7) Knopfförmiges Metallscheibchen, wie die der Schwertscheide VII, 7; Dm. 18 mm. — 8) Mehrere Metallknöpfe, wie die der eisernen Beschläge VIII, 14b. — 9) Eiserner Knopf ähnlich Nr. 8. — 10) Beschlagplättchen aus Metall, ähnlich VII, 3, jedoch in der Mitte die Durchbrechung zeigend. — 11) Gewundener Eisenstift, Rest eines Geräthes, möglicherweise ähnlich VIII, 23. — 12) Bruchstücke eines im Innern braunrothen, von Aussen graubraunen Thongefässes mit Verzierungen ähnlich X, 22. — Bemerkung: Die meisten dieser Beigaben waren augenscheinlich gestört worden, vielleicht als man das Grab 49b anlegte.

Grab 49b.

Grube: auf Grab 49 und 49a gelegen. Inhalt: 1) Reste eines eisernen Kurzschwertes nebst vier Metallknöpfen und kleinen Zierstiftchen der Lederscheide ähnl. VII, 1. Lage: Lenden, linke Seite. — 2) Bruchstücke eines Gefässes der Art wie Grab 49a, 12 beschrieben wurde. — Da dieses Grab auf der Südgrenze der beiden Gruben 49 lag, so haben wir hier wieder ein sicheres Beispiel dreimaliger Beisetzung, von denen jede zeitlich unterschieden werden muss.

Grab 51.

Grube: keine solche wahrnehmbar; in 1,50 Tiefe fanden sich: 1) Randstück eines röthlich gelben, aus stark mit Quarzsand vermischtem Thon hergestellten Gefässes, vielleicht hohe Schale, ähnlich der Andernacher, Jahrb. LXXXVI, Taf. XII, 16, Randprofil unserer Schale ist abgeb. X, i. — 2) Gelbliches, hart gebackenes irdenes Töpfchen ähnl. X, 17, Randprofil ähnl. X, e, jedoch hat man sich die untere Ausladung weg zu denken, Bodenplatte X, i. Der obere Rand hat etwas scharfkantiges; h. 85 mm; Dm. 0,345. — 3) Blaubrauner irdener Topf, ähnlich X, 4, Randprofil mehr X, m ähnlich; Bodenplatte X, i; Verzierung ähnlich X, 22. Der Thon ist hart gebacken, h. 0,12, Dm. 0,465. Bemerkung: Es ist möglich, dass beide Gefässe zu einem später verwitterten Skelette ohne Inhalt gehört haben.

Grab 51a.

Grube: 2,30 l., 1,25 br., 1,95 t. Inhalt: 1) Beinkamm mit doppelter Zahnreihe wie VIII, 21, neben Nr. 3 gelegen. — 2) Reste einer eisernen Gürtelschnalle, 65 mm l., ähnl. IX, 11. Lage: neben Nr. 1. — 3) Zwei zusammenhängende blaue Glasperlen kleiner Art und mehrere gelbe Thonperlen der Grösse und des Typus wie IV, 13, sechste und siebente Perle links. Lage: Halsgegend. — 4) Gelblicher irdener Krug mit vier Wellengurtlinien, abgeb. X, 1, Halsprofil X, a, Bodenplatte X, i, Ornament X, 20. Das Wellenornament hat eine Breite von 11 mm und ist aus drei je 3 mm breiten Furchen zusammengesetzt. Jede der Furchen zeigt vier feine Zahneinschnitte. Der Thon ist ziemlich hart gebacken. Lage: neben dem Kamme Nr. 1. Bemerkung: Der Krug ist in die letzte Zeit der Merowinger oder schon in die erste Zeit der Karolinger zu setzen; ob die Perlen Reste eines älteren Grabes sind, dessen

Inhalt bei Anlage des Grabes 51 beseitigt wurde, habe ich nicht festgestellt. Das Skelet unseres Grabes war nur noch in stark vermoderten Resten erhalten.

Grab 52.

Grube: 2,75 l., 2 m br., 2 m t. Inhalt: 1) Eisernes Messer wie IX, 15. Lage: gegen die linke Seite des Beckens gelehnt. — 2) Kleiner eiserner Schnallenring nebst Zunge, ähnlich IX, 11, jedoch nicht völlig oval, sondern an dem Ansatztheile der Zunge horizontal. Bemerkung: Der Hinterkopf des Skelettes zeigte ein weites Loch, wie bei Lebzeiten des Verstorbenen mit wuchtigem Axtrücken geschlagen. Zwei Wirbel lagen umgekehrt neben der Wirbelsäule, Schien- und Wadenbein schienen ebenfalls bereits bei Lebzeiten des Verstorbenen von dem Oberschenkel des rechten Beines getrennt gewesen zu sein. Der Todte gehört zu der dritten, oder letzten Todtenlage (vgl. Grab 52 a und 52 b).

Grab 52a.

Grube: in Grab 52 gelegen, l. 1,95, br. 1,50. Inhalt: 1) Unterer Theil eines röthlich gelben irdenen Topfes der Form X, 1. Lage: in der Nordostecke der Grube. — 2) Beinkamm mit doppelter Zahnreihe 0,135 l., 50 mm br. Lage: rechts vom rechten Fusse. — 3) Eiserne Breitaxt mit Axthelm, welcher der Mitte der Schneide gegenüberliegt, l. 0,18; Schneidel. 0,17; Rücken 40 mm br. Lage: Schärfe nach unten, an der rechten Seite. — 4) Zwei eiserne Pfeilspitzen wie VII, 10, etwas gedrungener, l. 80 mm. Lage: rechts neben dem Skelet. — 5) Feuerschlagstahl wie VIII, 11. Lage: Lendengegend. — 6) Feuerschlagstein. Lage: bei Nr. 5. — 6) Einschneidiges eisernes Kurzschwert mit den vier Metallknöpfchen und kleinen, mit gewölbten Köpfen versehenen Metallstiftchen, genau so vertheilt wie VIII, 14, jedoch lag der oberste Theil der Scheide etwas oberhalb des oberen Endes der Schwertschneide und ebenso lag der untere Abschluss der Schwertscheide etwas oberhalb der Spitze, als habe man bei der Beisetzung das Schwert in die Scheide gesteckt. Die Scheide selbst zeigte vier übereinander liegende Lederstücke. Schwertschneide l. 0,39, br. 35 mm, Griffl. ursprünglich 0,24 m. Lage: linke Seite der Hüfte. — 7) Gürtelschnalle aus Eisen, abgeb. IX, 12; Beschlagl. 70 mm, Schnallenringl.

30 mm, br. 40 mm. Bemerkung: Diese Grube ist vor Anlage des Grabes 52 errichtet worden, gehört also zur zweiten Todtenlage (vgl. 52 und 52 b).

Grab 52 b.

Grube: reichte bis zu 2,30 m Tiefe. Inhalt: 1) Eisenscheere wie VIII, 21; Bügellänge 0,11, Schneidenl. 90 mm. — 2) Beinkamm mit doppelter Zahnreihe wie VIII, 21; l. 80 mm. Derselbe ist also $5^1/_2$ cm kleiner als der Kamm des Männergrabes 52 a (vgl. Nr. 2). Derselbe lag wie VIII, 21 ebenfalls veranschaulicht mit Scheere Nr. 1, zusammengerostet bei einem in sitzender Stellung beigesetzten Kinde. — 3) Zwei Endbeschlagstücke eines Lederriemens; dieselben sind aus Metall und mit zwei brillenförmigen Ornamenten versehen, sie sind oben gespalten und zeigen hier einen mit abgerundetem Kopfe versehenen Heftstift; l. 42 mm. Bemerkung: Wir haben es hier mit einem Kinde von etwa drei bis vier Jahren zu thun. Bereits in 1 und 1,50 m Tiefe wurden Schädelreste oberhalb der drei Gruben 52 angetroffen. In einer Tiefe von 1,70 kamen die Grenzen der drei Gruben zum Vorschein. Die älteste dieser drei Gruben lag 2,38 m tief. In dieser Tiefe fanden sich noch (als Nr. 4) zwei Pfeilspitzen nebeneinander liegend, in der Mitte der rechten Grubenseite. Ausserdem fand sich bereits 8 cm höher ein Feuersteinstück. Da nun das erstbeschriebene Grab (Grab 52) vollständig war und 2 m tief das Skelet zeigte, und sich unterhalb dieses Grabes ein zweites, ebenfalls gut erhaltenes Grab zeigte, so sind die in verschiedener Höhe vereinzelt vorgefundenen Knochen von einem Todten herrührend, welcher ursprünglich auf der Sohle gelegen hat und dem wohl die Pfeilspitzen und der Feuerstein angehören. Es kann daher die Kinderleiche gleichzeitig mit dem Krieger des Grabes 52 a oder etwas früher beigesetzt worden sein. Grab 52 a gehört also zur zweiten Todtenlage, Grab 52 zur letzten, jüngsten Beisetzung.

Grab 53.

Grube: nicht zu erkennen. Es lagen hier unbestimmbare vermoderte Knochenreste.

Grab 54.

Grube: 2,90 l., 1,70 br., 2 m t. Inhalt: 1) Eisernes Messer wie IX, 15; Schneidenl. 0,14, br. 30 mm. Lage: an der linken Hüftseite neben Gelenk von Ober- und Unterarm. — 2) Feuer-

schlagstein. Lage: in derselben Tiefe wie Nr. 1. Bemerkung: Das wohlerhaltene Skelet, bei dem diese Gegenstände lagen, fand sich 2 m tief, während die eigentliche Sohle 2,22 m tief lag. Das Skelet gehört zu der letzten, jüngsten Todtenlage. In 1,20 m Tiefe erschienen die Grenzen der Grube, 10 cm tiefer fand sich das Bruchstück eines hart gebrannten gelblichen Gefässes von frühkarolingischem Typus und 20 cm tiefer die eines zweiten Karolingertopfes. Es ist möglich, dass beide Scherben noch in die letzte Zeit der Merowinger reichen (vgl. Grab 54 a und b).

Grab 54a.

Grube: im Grabe 54 resp. unterhalb desselben gelegen. Inhalt: 1) Eisenspeerklinge sehr schlanker Art, ähnl. VIII, 18. Tüllenlänge 0,21, Schneide 0,15, Schneidenbr. 40 mm, Breite der Tülle an der schmälsten Stelle, da wo sich Schneide ansetzt 10 mm. Lage: neben rechtem Fuss mit Spitze nach unten. — 2) Eiserne Gürtelschnalle nebst Beschläge und Gegenbeschläge, sowie der viereckigen Platte des Rückenbeschlages vom Lendengürtel. Die einzelnen Stücke lagen wie IX, 10 zeigt. Die viereckige Pl. mit einem Messingbuckel (ursprünglich vier solcher zeigend) versehen, lag unter dem Schnallenring. Lage: in der Mitte der Lenden. — 3) Metallene Gürtelschnalle, abgeb. IX, 11; l. 60 mm, br. 20 mm. Lage: an der linken Seite etwas unterhalb der Schnalle Nr. 2..— 4) Metallblechstreifen, Endbeschlag eines Lederriemens, oben zwei Heftnägel mit abgerundeten Köpfen zeigend, sowie als Verzierung Kreispunkte und Zickzacklinien, l. 60 mm, br. 15 mm. Lage: rechts neben dem linken Kniegelenk. Bemerkung: Auf der in 2,25 m Tiefe vorgefundenen Grubensohle lag eine $^1/_2$ cm dicke Brandlage durch das ganze Grab. Das Grab gehört zur zweiten Todtenlage. Das Skelet war 1,71 m gross.

Grab 54b.

Grube: in Grube 54 gelegen, unter dem Skelette 54a. Inhalt: 1) Beinkamm mit doppelter Zahnreihe. Lage: rechts neben dem Unterschenkel. — 2) Thonperle, wie viertletzte der Kette IV, 3 (links). Lage: vereinzelt auf der Sohle. — 3) Eisen, an beiden Enden zu einem Knie rechtwinkelig umgebogen, l. 0,29, vielleicht Gehänge. Bemerkung: Die Sohle lag 2,45 tief. Wir haben es mit einem gestörten Frauengrabe der älteren Todtenlage zu thun.

Grab 55.

Grube: l. 2,50, br. 1,25, t. 2,10. Inhalt: Ein Skelet von 1,59 m Länge ohne Beigaben in älterem beraubten Grabe. Nach der Schädelform war es ein Frauengrab.

Grab 56 (Taf. V).

Grube: 2,20 l., 1,30 br., 2,40 t. Inhalt: 1) Zwei Quereisen und acht Eckbeschlagwinkeleisen eines Holzbehälters, wie bei Grab 29 besprochen wurde, abgeb. V, 5. Die oberen Eckbeschläge liegen 0,56 m auseinander, die unteren 0,52 m. Der Abstand von den oberen bis zu den unteren beträgt 1,25 m, so gross war also der Kasten. Die beiden Quereisen sind 0,44 m lang. — 2) Halsperlenkette, 36 Stück des Typus IV, 3. Lage: Hals. — 3) Verzierter Schnallenring nebst Beschlägen aus Metall, ähnl. bei Lindenschmit, Tafel V, 346. Lage: Lenden. — 4) Kleines Metallschnällchen, ähnl. IV, 6, jedoch Bügel und Schnallenring aus einem Stück gearbeitet, l. 0,04, br. 0,2. Lage: oberhalb rechtem Fussgelenk. — 5) Zwei Endbeschlagstreifen aus Metall ähnl. den auf Zierscheibe V, 3 liegenden, jedoch lang 0,04 m. Lage: auf rechtem und bei linkem Fussgelenk. — 6) Beinkamm mit doppelter Zahnreihe ähnl. VIII, 21. Lage: rechts neben Kopfende des Behälters. — 7) Irdener röthlichgelber Krug wie X, 1, Hals ist abgebrochen, jetzige Höhe 0,22, Umfang 0,505, Bodenplatte X, i. Lage: rechts neben dem Behälter. Bemerkung: Wir haben es hier mit einem Kindergrabe zu thun. Der Schädel war, wie Abbildung zeigt, zusammen gedrückt und die Knochen stark verwittert. Das Quereisenknie ist 0,11 m und das von diesem ausgehende Quereisen 0,10 m.

Grab 57.

Grube: 2,50 l., 2,20 br., 2,30 t. Inhalt: 1) Kette aus siebenundvierzig Perlen aus Thon, Porzellan, Amethyst, gelbe und grüne Farbe vorherrschend. Lage: Halsgegend. Die Perlen haben den Typus wie IV, 3. — 2) Spangenfibel aus Metall. Es sind zwei runde Plättchen, welche durch einen viertelkreisförmig gebogenen Bügel verbunden werden. Auf der Rückseite ist die eiserne, in eine metallene Halte eingreifende Nadel angebracht. An dem Bügel befindet sich ein Haken aus Metall, welcher ein Kettchen hält, das eine Berlocke aus Metall trägt, in

nat. Grösse abgeb. VI, 13 (in der Seiten- und der oberen Ansicht). Lage: Brustgegend, falls an ursprünglicher Stelle befindlich, was ich nicht mit Sicherheit entscheiden konnte. Bemerkung: Unter diesem Grabe lag das folgende.

Grab 57a.

Grube: in vorbeschriebener Grube gelegen. Inhalt: 1) Zacke eines Geweihes, zwei Mal geästet, 0,085 m l. Lage: Fussende. — 2) Eisengegenstand, stark verrostet, vielleicht Messerchen. — 3) Eiserne Schmalaxt, l. 0,225, br. 80 mm, ähnlich VIII, 17. — 4) Drei Pfeilspitzen aus Eisen, von denen eine die Form VII, 9 hat, l. 85 mm; die beiden übrigen sind wie VII, 10 und 11 geformt und haben etwa 0,11 m Länge. Lage: rechts neben dem Gelenk des rechten Ober- und Unterarmes. — 5) Feuerschlagstahl wie VIII, 11; $12^1/_2$ cm l. — 6) Feuerschlagstein. Lage: neben Nr. 5. — 7) Versilberter Metallschnallenring, vorne halbmondförmig, hinten gradlinig, auf der oberen Fläche Ringornamente zeigend. Grundform wie die spätrömische von Andernach, Jahrb. LXXXVI, Taf. XI, Fig. 15, jedoch ohne Beschlag. 8) Bruchstücke eines Thongefässes von schwarzblauer, durch Dämpfen gewonnener Farbe, der Form wie X, 4, Bodenplatte X, l, Ornament X, 14. Bemerkung: Das Grab war — vielleicht bei Anlage des darüber vorgefundenen Grabes 57 — gestört worden.

Grab 58.

Grube: ohne bestimmbaren Inhalt, so dass Grabraub vorzuliegen schien.

Grab 59.

Grube: 2,49 l., 1,76 br., 1,80 t. Inhalt ein Skelet ohne Beigaben.

Grab 59a.

Grube: wie Grab 59. Inhalt: 1) Einschneidiges Kurzschwert wie VIII, 14, jedoch ohne Scheidenbeschlagreste; Scheidelänge $33^1/_2$ cm. Lage: linke Seite mit Griff nach der Bauchmitte hin gerichtet. — 2) Eiserne Gürtelschnalle nebst mit Messingbuckeln besetztem viereckigem Beschlage, abgeb. IX, 13, Breite 50 mm, Beschläge 80 mm l. Lage: Lendengegend. — 3) Eisenrest vom Gegenbeschlage, ebenfalls mit Messing-

buckeln verziert. — 4) Eisenrest vom Rückenbeschlage, gleichfalls mit Messingbuckeln verziert. — 5) Eisernes Messer abgeb. IX, 15; Schneidel. 56 mm, Griffl. 65 mm. Lage: bei Nr. 1. — 6) Eiserne Speerklinge, abgeb. IX, 8; l. 22 cm, davon fallen 10 cm auf die Tülle und 12 cm auf die Scheide; die Breite beträgt 40 mm. Lage: rechte Fussseite mit Spitze nach unten. — 7) Eiserne Breitaxt, abgeb. VII, 13. Lage: rechte Seite des Oberschenkelkopfes am rechten Beine, l. 17 1/2 cm, Schneidenbreite 14 1/2 cm. — 8) Eiseninstrument, abgeb. IX, 9; der Stachel ist 70 mm l. und mit Holz bekleidet, das sich erbreiternde obere Ende aus Eisen ist 1 1/2 cm l. — 9) Bartzängelchen aus Metall, abgeb. VIII, 4; l. 8 1/2 cm, untere Breite 1 1/4 cm, Ringelchendm. 2 cm. Lage: neben linker Hüfte in der Nähe des Griffes von Nr. 1. — 10) Beinkammrest mit doppelter Zahnreihe. Lage: an der rechten Seite des rechten Kniegelenkes. — 11) Gelbliches irdenes Thongefäss ähnl. X, 17, jedoch geht Halsrand direct zu dem oberen Theil des Bauches, Bodenplatte X, 1; Verzierung ähnl. X, 22; h. 90 mm, oberer Dm. 90 mm. — 12) Bodentheil eines Gefässes wie Nr. 11; Dm. 14 cm. Lage: rechte Seite des Skelettes wie auch Nr. 11. — 13) Eisentheile eines hölzernen Eimers, abgebildet VIII, 7, oberer Durchm. 41 1/2 cm, unterer Dm. 14 cm. Bemerkung: Dieses Grab ist jünger als Grab 59.

Grab 60.

Grube: 2,50 l., Breite 1,74, t. 1,80. Inhalt: 1) Einschneidiges Kurzschwert wie VIII, 14, jedoch schmäler, Schneidelänge 0,36, Schneidebreite 50 mm, Grifflänge 14 1/2 cm. Lage: neben linker Hüftseite. — 2) Kleine eiserne Schnalle, wie VIII, 3 geformt, ohne Beschlagplatte, l. 30 mm, br. 40 mm. Lage: Lenden. Bemerkung: Das Grab lag auf dem Grabe 60 a, ist jünger als dieses.

Grab 60 a.

Auf Sohle Grube 60 gelegen. Inhalt: gestörte Skeletreste.

Grab 61.

Grube: ähnlich Grab 60. Inhalt: 1) Bruchstücke eines blauschwarzen Gefässes mit Verzierungen X, 25. — 2) Gelblicher irdener Gefässboden wie X, 1. — Bemerkung: Neben dem Grabe lagen die Anfänge von zwei der vorgeschichtlichen kesselförmigen Brandgruben.

Grab 62.

Grube: l. 2,60, br. 1,85. Inhalt: 1) Kette aus 39 Perlen von Thon, Glas, Bernstein, Amethyst des Typus IV, 3. Lage: Halsgegend. Bemerkung: Das Grab durchschnitt zwei der vorgeschichtlichen Brandgruben, es war gestört, vielleicht bei der dieses Grab durchschneidenden Skeletgrube 63.

Grab 63.

Grube: unbestimmbare Grenzen. Inhalt: in 1,90 Tiefe: 1) Einschneidiges Kurzschwert, Schneidel. 0,29, Griffl. 9½ cm, Schneidebr. 50 mm. Lage: linke Seite des Todten. — 2) Eisernes Messer wie auf Kurzschwert VIII, 1 liegt, Griffl. 4½ cm, Schneidel. 0,12 m. Lage: bei Nr. 1. — 3) Feuerschlagstahl wie VIII, 11; l. 0,12, br. 3½ cm. Lage: bei Nr. 2. — 4) Feuerschlagstein, l. 50 mm. Lage: bei Nr. 3. — 5) Eisenreste vom Gürtelbeschlag, eines zeigt Messingbuckeln. Lage: Lenden. — 6) Eiserne Schmalaxt wie VIII, 17; l. 19½ cm, Breite der Schneide 7½ cm, Rückenstärke 30 mm. Lage: am Fussende, Griffseite nach oben gerichtet. — 7) Eisenring von 30 mm Durchmesser. Lage: in der Verlängerung des Axtstielloches Nr. 6. Bemerkung: diese Grube ist jünger als Grube 62, denn diese ward von Grab 62 durchschnitten.

Grab 64.

Grube: l. 2, Breite 1,40, t. 1,90. Inhalt: 1) Kette aus 35 Perlen wie Grab 62, 1. Lage: Halsgegend. Bemerkung: Es durchschneidet diese Grube Grab 64a, daher Grab 64 spätere Anlage ist.

Grab 64a.

Grube: wie 64. Auf der Sohle und im Füllgrund der Grube zerstreut fanden sich vereinzelte Knochenreste eines durch Anlage der Grube 64 gestörten Grabes (vgl. Anm. 64b).

Grab 64b.

Auf der Grubengrenze ein Skelet ohne alle Beigaben. Es gehört dieses Grab der letzten jüngsten Todtenlage an, Grab 64 der zweitältesten, 64a der jüngsten, falls kein Familiengrab vorliegt.

Grab 65.

Grube: deren Grenze war nicht zu erkennen, in 1,50 Tiefe bei einem 1,80 m langen Skelet das Nachfolgende: 1) Eisernes

Messer wie VIII, 14a, Schneidel. 18 cm, Griffl. 80 mm, Schneidebreite 30 mm. Lage: linke Hüftseite. — 2) Gürtelschnallenring aus Eisen, wie IX, 13, jedoch ohne Beschläge, l. 25 mm, Breite 40 mm. Lage: Lenden. — 3) Feuerschlagstahl in Muschelform wie der Andernacher, Jahrb. LXXXVI, Taf. XIII, 32, l. 70 mm. Lage: rechts neben Nr. 2. — 4) Zwei Feuerschlagsteine. Lage: auf Nr. 3. — 5) Gelblicher Gefässscherben, karolingischem Typus verwandt. Da dieses Grab auf dem Grabe 75 lag, ist es jünger als jenes.

Grab 66.

Grube: l. 2,50, br. 1,70, t. 2,20. Inhalt: 1) Kette aus 26 Perlen des Typus IV, 3, darunter drei dickere Bernsteinstücke; roth herrscht in der Farbe vor. Lage: Hals. — 2) Kette aus sechs Perlen nebst Metallring, Typus wie Nr. 1. Lage: Lenden. — 3) Eisernes Messer wie IX, 15, Schneidel. 60 mm. Lage: Hüfte. — 4) Zwei unbestimmbare kleine Eisenstücke, stark verrostet. — 5) Endbeschlagstück aus Metall, oben zwei Heftnägel für Riemenbefestigung zeigend, ähnl. dem auf Zierscheibe III, 6 liegenden, l. $7^1/_2$ cm. — 6) Glatter Fingerring. Lage: die diesbezügliche Notiz zu machen ist vergessen worden. — 7) Krug, gelblich, Form wie X, 1, jedoch ohne Verzierung, Halsprofil X, a, Bodenplatte X, i, h. 0,20, Umfang 0,43. Lage: rechte Seite des Skelettes (vgl. Anm. 66a).

Grab 66a.

Grube: nicht zu erkennen. Es fand sich in 1,50 Tiefe auf der Südgrenze der Grube 66 ein 1,75 m langes Skelet mit dolichocephalem Schädel und folgenden Beigaben: 1) Verrostetes eisernes Schnällchen. Lage: rechte Lendenseite. — 2) Eisernes Messerchen des Typus IX, 15. Lage: linke Seite. — 3) Gelbgraue Gefässscherbe, zeigt auf der Oberfläche die Fingerporenlinien abgedrückt, ist ziemlich hart gebrannt und hat den Typus frühkarolingischer Gefässe; die Scherbe lag an der rechten Seite des Skelettes, wohin sie schwerlich zufällig gelangt sein kann. Bemerkung: Alles scheint anzudeuten, dass die obere Todtenlage bis in die frühkarolingische Zeit hineinreicht.

Grab 67.

Grube: Verhältnisse nicht zu bestimmen. Inhalt: 1) Blattförmige Eisenspeerklinge ähnlich IX, 8, jedoch ohne

Mittelrippe und etwas gedrungener; l. 0,24 m, br. 50 mm. Lage: Fussende.

Grab 68.

Grube: l. 2,65, br. 1,70, t. 2 m. Inhalt: 1) Perlen von einer Halskette des Typus IV, 3. Lage: Hals. — 2) Eckiges gelbliches Thongefäss mit gerade aufsteigendem Halsprofile wie X, p. Die Bauchung hat im oberen Theile eine Art von flachen Gurtfurchen. Lage: rechte Seite der Grube. — 3) Doppelzeiliger Beinkammrest. Lage: neben Nr. 2. Bemerkung: Diese Sachen scheinen zu einem älteren Skelet zu gehören, das bei der Beisetzung eines Kindes, dessen Knochenreste ebenfalls in stark vermodertem Zustande angetroffen wurden, gestört worden ist. Jedenfalls zeigten schon die Grubengrenzen an, dass hier zweimal beigesetzt wurde.

Grab 69.

Grube: da hier drei ineinander reichende Gruben lagen, waren Grubenverhältnisse nicht sicher zu bestimmen. Inhalt: in 1,90 Tiefe bei 1,55 m langem Skelet: 1) Eisenmesser wie IX, 15. Lage: neben Kniescheibe des linken Beines. — 2) Kleiner Eisenschnallenring, wie der VIII, 3. Lage: Lenden. — 3) Rechtwinkeliger Messingstreifen, verziert durch in Zickzackform nebeneinander gestellte Querlinien in je zwei Einfurchungen. Lage: schwertförmiger Brustbeinfortsatz. — 4) Gefässscherben eines gelblichen Krughalses, wie X, 13, Halsprofil X, e. Derselbe zeigt wieder den karolingischen Typus, wenn auch nicht mit Sicherheit als karolingisch zu bezeichnen. Bemerkung: Das Grab lag auf zwei anderen Gruben (69 a und 69 b), gehört also wieder zu der jüngsten Todtenlage.

Grab 69a.

Grube: zunächst unter 69 gelegen. Inhalt: in 1,80 m Tiefe: ein Kinderskelet ohne Beigaben. Bemerkung: Das Grab ist älter als das Grab 69, gehört nach Anm. 69 b zur mittleren Lage.

Grab 69b.

Grube: zunächst unter 69 a gelegen. Inhalt: in 2 m Tiefe: 1) Eiserne Speerklinge ähnl. VIII, 18. Lage: rechte Seite des Skelettes. — 2) Eiserne Breitaxt ähnl. VII, 13. Lage: rechte Seite mit Axthelmrücken nach oben gerichtet. — 3) Einschneidiges Kurzschwert. Lage: die Mitte des Schwertes reichte bis zur

Mitte des linken Oberschenkels, neben welchem dasselbe lag. — 4) Eiserne Gürtelschnallenreste, nebst Ueberbleibsel der mit Messingbuckeln besetzten Beschläge. Lage: Lendengegend. — 5) Eisernes Messer, wie IX, 15. Lage: Mitte der Lenden. — 6) Sechs römische Kleinerzmünzen späterer Kaiserzeit deren Umschriften nicht zu bestimmen sind. Lage: Lenden, bei Nr. 4. — 7) Feuerschlagstahlreste. Lage: bei Nr. 6. — 8) Feuerschlagstein. Lage: bei Nr. 7. — 9) Zwei Eisenwerkzeuge, oben zu einer Oese gebogen, vielleicht Schlüsselreste, wie VIII, 22. — 9) Merowingisches Thongefäss in Bruchstücken. Lage: Mitte der rechten Seite. Bemerkung: Da dieses Grab von den Gruben 69 und 69 b bedeckt war, gehört es zu der ältesten Lage.

Grab 70.

Grube: Verhältnisse unbestimmt. Inhalt: Ein Skelet von 1,84 m Länge, ohne Beigaben. Bemerkung: Dasselbe gehört zu der jüngeren Lage, denn unterhalb desselben kam die Grube 70 a zum Vorschein.

Grab 70 a.

Grube: lag mit der Sohle 1,60 tief. Auf der Sohle lagen Brandreste; die Grube war also ausgebrannt worden, bevor man die Leiche hineinlegte. Inhalt: 1) Flacher Teller wie X, 16, falls man sich den oberen Theil wegdenkt.

Grab 71.

Grube: unbestimmt. Inhalt: 1) Eisernes Kurzschwert, Schneidel. 0,21, Schneidebr. $3^1/_2$ cm, Griffl. 90 mm. Bemerkung: Vielleicht gestörtes Grab.

Grab 72.

Grube: unbestimmt. Inhalt: ein Skelet ohne Beigaben.

Grab 72 a.

Grube: unbestimmt. Inhalt: Skelet ohne Beigaben, links vom vorigen gelegen.

Grab 72 b.

Grube: unbestimmt. Inhalt: Skelet ohne Beigaben, links von 72 a gelegen.

Grab 73.

Grube: 2,50 l., 1,76 br., 2,30 t. Inhalt: 1) Einschneidiges Kurzschwert wie VIII, 12, jedoch ohne Scheidebeschlagreste,

Schneidel. 0,44, Griff 90 mm erhalten. Lage: linke Seite der Hüfte. — 2) Eisenmesser, wie das auf Kurzschwert VII, 1 liegende, Schneidel. 0,12, Schneidebr. 25 mm, Griffl. 40 mm. Lage: neben Nr. 1. — 3) Eisenspeerklinge ähnl. VII, 18, Tüllenl. 0,14, Spitze 0,165. Lage: rechte Seite, etwas schräg von Osten nach Westen, rechts von dem rechten Kniegelenk mit Spitze nach unten gelegen. — 4) Schildbuckel aus Eisen wie IX, 14, unterer Durchmesser 15½ cm, Randbreite des Buckels 25 mm, ganze Höhe 73 mm. Lage: neben dem rechten Oberarm. — 5) Feuerschlagstahl ähnl. VIII, 11; l. 55 mm, br. 30 mm. — 6) Feuerschlagstein, l. 35 mm. — 7) Schwarzer eiförmiger Thonschieferstein mit sehr glatter Oberfläche, sogenannter Probierstein der Goldarbeiter, l. 40 mm, br. 31 mm, dick 3 mm. Lage: auf rechtem Unterarm. — 8) Nicht näher bestimmbare Eisentheile einer Gürtelschnalle. Lage: Lenden. — 9) Theile einer gelblichen Schüssel wie X, 16; h. 35 mm, Randprofil X, p. Lage: neben Nr. 3. — 10) Reste eines Tellers der schlichten Form wie unsere Blumenteller aus Ziegelerde. Bemerkung: auf der Grube lag das Skelet 73 a.

Grab 73 a.

Grube: auf 73 gelegen. Inhalt: 1) Zwei Ohrringe aus gewundenem Metalldraht, an dem Ende Oese und Haken zeigend, Dm. 35 mm. Lage: an dem Schädel eines 1,75 m langen weiblichen Skelettes, 1,60 m tief.

Grab 74.

Grube: t. 2,30, auf übrigen Verhältnisse ähnl. Grab 73. Inhalt: 1) Einschneidiges Kurzschwert, Schneidel. 0,42, Griffl. 0,16. Lage: linke Seite. — 2) Eisenmesser, Schneidel. 13½, Schneidebreite 5½ cm, Griffl. 40 mm. Lage: unterer Theil von Nr. 2. — 4) Gürtelschnallenreste (?) aus Eisen. Lage: Lenden. — 5) Kleines Schnällchen, ähnl. IX, 12, l. 30 mm. Lage: vereinzelt auf der Grubensohle. — 6) Feuerschlagstahl ähnl. VIII, 11; l. 0,80, 5, br. 30 mm. Lage: neben Griff von Nr. 2. — 7) Feuerschlagstein, l. 30 mm. Lage: auf Nr. 6.

Grab 75.

Grube: Verhältnisse ähnlich dem Grab 73. Inhalt gestört, vielleicht von Grab 65. Die Nordostecke durchschnitt eine kesselförmige vorgeschichtliche Brandgrube.

Grab 76.

Unterer Theil eines Skelettes. Ueber demselben ruht in gewölbter Form eine Brandlage, vielleicht von einem durch Brand ausgehöhlten Baumstamme herrührend, der das Skelet bedeckte. An der linken Hüftseite fand sich ein kleines Eisenmesser des Typus IX, 15. Der übrige Theil des Skelettes war von dem nachfränkischen Wassergraben durchschnitten.

Grab 77.

Grube: l. 2,60, br. 1,77, t. 2,30. Inhalt: 1) Eisenspeerspitze, VIII, 20, Spitze mit scharfem Grad versehen; l. 0,18, br. 45 mm, Schaftl. 0,12. — 2) Desgl., Spitzenl. 0,23, 5, Schaftl. 0,11. — 3) Eisenreste vom Gürtelbeschlage, mehrere Messingbuckeln zeigend. — 4) Rest eines doppelzeiligen Beinkammes. — 5) Irdener blauschwarzer Topf, abgeb. X, 4, Randprofil X, o, Bodenplatte X, i, Verzierung X, 26; H. nicht zu bestimmen. Es bleibt zu bemerken, dass die Wände eine Härte aufzuweisen haben, welche über die der älteren Meckenheimer Frankengeschirre hinausgeht. Auch sind die Grübchen sehr scharf eingedrückt. — 6) Irdener blauschwarzer Topf, ähnl. X, 4, Randprofil ähnl. X, m, Bodenpl. X, i; h. $12^1/_2$ cm, Verzierung ähnl. X, 15. — 7) Boden eines zerbrochenen gläsernen Bechers. Derselbe ist kugelig abgerundet, hatte die Form des Andernacher, Jahrb. LXXXVI, XII, 18. — 8) Zwei Feuerschlagsteine. — 9) Feuerschlagstahl. Bemerkung: Sämmtliche Gegenstände lagen in der südöstlichen Ecke der Grube, ausgenommen Nr. 3 und 8 sowie 9, welche in der Lendengegend angetroffen wurden. Auf der Grube lagen die Beine eines Skelettes von Grab 81.

Grab 78.

Grube: Verhältnisse ähnl. den vorigen. Inhalt: Ein 1,44 m grosses Skelet, das neben der rechten Hand und zu den Füssen je ein Hundeskelet liegen hatte. Das Skelet des Menschen lag 1,68 m tief. Unter diesem Grabe das folgende.

Grab 78 a.

Skelet ohne Beigaben.

Grab 79.

Grube: Verhältnisse ähnl. Grab 77, t. 2,80. Inhalt: 1) Eisenspeerklinge, l. 0,24. — 2) Rest eines Beinkammes mit

doppelter Zahnreihe. — 3) Irdenes Gefässchen, gelblich, stark mit Quarz vermischt, abgeb. VIII, 24, h. 75 mm, Dm. 43 mm. Bemerkung: Das Grab war gestört. Einzelne Knochen könnten vielleicht von einem Kinde herrühren.

Grab 80.

Grube: l. 2,50, br. 1,50, t. 2 m. Inhalt: 1) Einschneidiges Kurzschwert, abgeb. VIII, 12, Schneidel. 0,40, Griffl. 0,21. An dem oberen Rande der Schwertschneide liegt ein Messingblechbeschlag der Scheide, welcher an der Seite mit eingestanzten Punkten versehen ist. An der Spitze zeigt sich ein Beschlag der Spitze der Scheide, ebenfalls kreisförmige Löcher als Verzierung und drei kleine Metallstiftchen vorführend. Lage: an der linken Seite, so dass die Mitte des Schwertes das Gelenk des linken Armes berührte. — 2) Gürtelschnällchen, wie abgebildet vorgefunden bei Nr. 1. — 3) Eisenreste eines kleinen Messers, abgeb. VIII, 12 auf dem Kurzschwert liegend.

Grab 81.

Grube: l. 3 m, br. 1,60, t. 1,60. Inhalt: 1) Ohrring aus dickem Metalldraht, Dm. 55, derselbe zeigt oben eine Oese und an der entgegengesetzten Seite einen Haken, welche beide Theile mit dem Ring selbst zusammen hängen. Bemerkung: Das Skelet lag auf dem folgenden Grabe.

Grab 81 a.

Grube: vgl. Grab 81. Inhalt: durcheinander liegende Skeletreste ohne Beigaben.

Grab 82.

Grube: l. 2,70, br. 1,50, t. 2 m. Inhalt: Skelet ohne Beigaben. Unterhalb diesem das Grab 82a.

Grab 82a.

Inhalt: 1) Eisenspeerklinge ähnl. VIII, 18, Schneidel. 0,14, Schaftl. 0,16. Lage: Fussende. — 2) Reste eines Beinkammes mit doppelter Zahnreihe. — 3) Eisenmesser ähnl. VIII, 14a, l. 0,15. Lage: Lenden. — 4) Eisenscheere ähnl. VIII, 21, l. 0,22, davon fallen 90 mm auf die Schneide. — 5) Reste dreier Pfeilspitzen, von diesen lassen sich eine blattförmige und zwei rautenförmige erkennen, von denen eine 40 mm Spitzen- und 40 mm Tüllenlänge zeigt. — 6) Eiseninstrument, sehr wahr-

scheinlich oberer Theil eines Schlüssels wie VIII, 22. — 7) Irdener Topf wie X, 4, Randprofil ähnl. X, o, jedoch ohne Stäbchen, Bodenplatte X, i, Verzierung X, 26. Die Farbe ist blauschwarz, Thon fest gebacken. Bemerkung: Die genannten Sachen schienen gestört zu sein, wie auch das ganze Skelet, welches nach seiner Lage (unter 82) älter ist als voriges Grab.

Grab 83.

Grube: l. 2,69, br. 1,60, t. 2,10. Inhalt gänzlich gestört.

Grab 84 (Taf. III).

Grube: unbestimmbar. Als das Bonner Provinzialmuseum die Ausgrabungen der Frankengräber vornahm, wurde ich von einem Manne herangerufen, welcher südlich der Ausgrabestelle, auf der Südseite des Umfassungsgrabens, Parzelle $\frac{1912}{794}$ mit dem Fundamentauswerfen einer Scheune beschäftigt war. Daselbst habe ich die Fundstelle („Grab 84") bezeichnet. Es fand sich hier bei einem von Westen nach Osten gerichteten Skelet, das ich persönlich bloslegte und Taf. III, 9 nebst Beigaben abgebildet habe, folgendes: 1) Kette aus Schmuckperlen von buntem Glasschmelz, von mit Schmelzmasse überzogenem Thon und von Bernstein, abgeb. III, 2. Lage: Hals. — 2) Eiserne, reich in Silber tauschirte Scheibenfibel mit Metalleinfassung und fünf Metallknöpfen, die mit kleinen Kreislinien verziert sind, in nat. Grösse, abgeb. III, 3. Lage: Brust. — 3) Mit Oese versehene metallene Heftspange, in natürl. Grösse abgeb. III, 7. Lage: neben Nr. 2. — 4) Kette aus dickeren Schmuckperlen, darunter die III, 4 abgebildete Bernsteinperle. Lage: Lenden. — 5) Wirtel aus Bein, abgebildet III, 8 in der Seitenansicht, 8a Vorderansicht, 8b Rückenansicht. Lage: auf der Mitte des linken Unterarmes. — 6) Metallene Zierscheibe nebst Beineinfassung und aufliegendem Beschlagstreifen aus Metall, beide durch kleine Kreispunkte verziert; eingefasst ist die Scheibe durch einen Beinrand, der mit Linien verziert ist. Lage: neben linkem Fussgelenk. — 6) Irdenes blaues Thongefäss, abgeb. III, 1, Profil des oberen Theiles abgebildet X, c, Bodenplatte X, k, Verzierung III, 1a; h. 0,13, 5. Lage: neben rechtem Fuss. — 7) Scheibenförmiger Gegenstand aus Eisen, stark verrostet, augenscheinlich jedoch von jeher mehrfach durchbrochen, abgeb. III, 5. Lage: un-

bestimmbar, da vor meiner Anwesenheit ans Licht geschafft. Bemerkung: das Skelet war 1,56 l.

Grab 85 (südöstl. Grab 31 neben Gemeindeweg gefunden).

Grube: Grenzen unbestimmbar. Inhalt: 1) Einschneidiges Kurzschwert nebst Lederresten der Scheide und Zierknöpfen, sowie kleinen Zierstiftchen, ähnlich VIII, 14, jedoch ungewöhnlich langen Griff zeigend, Schneidel. 0,33, Schneidebr. 60 mm, Griffl. (mit Holzresten desselben im Boden gemessen) 0,51. Lage: mit dem mittleren Theile auf dem Kopfe des linken Oberschenkels und von dort aus mit dem Griff nach der Mitte oder rechten Seite der Brust hin zielend, wo die Griffspitze dem rechten Armgelenk gegenüber lag. — 2) Haarpincette, ähnl. VIII, 4, auch oben kleine Ringelchen zeigend, Metall, l. $12^1/_2$ cm. Lage: die Kneife berührte das äusserste Ende des Griffes, während das obere Ende nach dem Brustbein hin gerichtet war, so dass das Ringelchen etwa den schwertförmigen Fortsatz des Brustbeins berühren mochte. — 3) Breitaxt aus Eisen, ähnl. VII, 13, Breite vom Axthelm bis zur Schneide 0,18, Schneidel. 0,16. Lage: neben dem unteren Theile des rechten Unterschenkels, so, dass der Griff nach oben gerichtet war. — 4) Irdenes gelbliches Gefässchen in Form einer kleinen Schale mit weit ausgebogenem Rande. Lage: oberhalb des unteren Endes der Breitaxt Nr. 3. — 5) Conglomerat von zusammengerosteten Eisensachen nebst einigen merowingischen Gefässscherben. Lage: neben dem Kopfe des rechten Oberschenkels. Es könnte wohl Pferdegeschirr, Schildbuckelrest und Anderes gewesen sein; mit annähernder Wahrscheinlichkeit konnte jedoch nichts erkannt werden. — 6) Beinkamm mit doppelter Zahnreihe, l. 0,12, br. 50 mm. Lage: auf dem unteren Theile des Conglomerates. — 7) Zerbrochener Merowingertopf, blauschwarz, fast glänzend schwarz gedämpft, Form wie X, 4, Randprofil ähnl. X, m, Bodenplatte X, i, Verzierung X, 14. Lage: auf dem Conglomerat. Bemerkung: Das Skelet hatte zwischen der Speiche und Elle des rechten Armes ein Stück Eisen; die ganze Länge betrug 1,73 m.

Grab 86 — 95.

Ein von Grube 76 in west-östlicher Richtung gezogener Graben, der den Querdurchschnitt des nachfränkischen Wassergrabens zeigte, bot folgende Vorkommnisse: Der Graben durch-

schnitt mehrere fränkische Gräber, die als Beigaben Eisenmesserchen aufwiesen, also wohl der jüngsten Todtenlage angehört haben können. Zwei Skelette lagen 1,70 m tief. Ein drittes lag 1,80 tief. Ein viertes Skelet lag ebenfalls 1,80 tief, jedoch hier auf einem älteren Grabe. Ein fünftes Skelet in 1,80 m Tiefe, das mit Brandlage bedeckt war, hatte Eisenmesserchen wie IX, 15 bei der linken Hüftseite liegen. Ein sechstes Skelet, ebenfalls in 1,80 m Tiefe vorgefunden, hatte ein Kurzschwert neben sich liegen von 0,34 Schneide und 0,15 Griff, dann ein Eisenmesserchen. Ein siebentes Skelet lag 2 m tief; ebenso tief stiessen wir auf ein achtes Grab. In 2,40 m Tiefe fanden sich noch Schädelreste. Ein neuntes Skelet hatte als Beigaben einen doppelzeiligen Beinkamm, wie VIII, 21 und ein Eisenmesserchen wie IX, 15.

Nachträge

zu den Fundberichten über die Aufdeckung der vorgeschichtlichen Niederlassung und des fränkischen Gräberfeldes in Meckenheim.

Meckenheim wird, wie mir Herr E. von Claer, der Sachkundige unserer Landesgeschichte, mittheilte, zuerst aufgeführt in einer Schenkung des Priesters Heriger an das Bonner Kassiusstift vom Jahre 854: dono seu et trado in pago Tustense, in villa vel marca quae dicitur Meckedenheim, curtilem salaritiam etc. Die Schenkung erfolgte unter Erzbischof Gunthar von Köln (850 bis 873), und an demselben Tage (1. Juli) verlieh der Erzbischof, der zugleich Propst des Kassiusstiftes war, in einer zweiten Urkunde das Geschenk als Präcarei oder zum Niessbrauch zurück. Er sagt fast mit denselben Worten: „hoc est in pago Tustense in villa aut marca Mehkedenheim. Dieser Urkunde gemäss lagen in dem letztgenannten Gau auch die villa Everesdorp (Ersdorf) und die villa Tutehoven (Harless, Die Grafen von Bonn und die Vogtei des Cassiusstiftes. Bonner Festschrift vom Jahre 1868). Der Gau war also in der Frankenzeit nach dem Flüsschen Schwist benannt, an welchem Meckenheim liegt. Er umfasste den östlichen Theil des Kreises Rheinbach; an der Westgrenze gegen den Eifelgau grenzend, gehörte dazu noch die Waldmark Hoenspalde, an welche die Hospelterhöfe in der Bürgermeisterei Münstereifel erinnern. Er war ein Untergau des Bonn- oder Ahrgaues

(1067 pagus Bunnensis et Arensis). Derselbe bestand, seinem Doppelnamen gemäss, aus zwei Theilen unter einem Comitat; er erstreckte sich von Breisig über Franken, Blasweiler, Kesseling, Lind, Ruperath, Müdscheid, an Effelsberg vorbei auf Kirchsaar, Houverath und durch die Sürsch auf Rheinbach, Miel, Heimerzheim, Neukirchen in der Swist, Metternich, Weilerswiss, Roesberg, Walberberg und Schwadorf bis Wesseling. Die Schwist war die Grenze zwischen dem Zülch-, Bonner- und Kölngau (Annalen IX, S. 287, XXI, S. 136). Der Bonnergau bildete mit Eifel-, Zülpich-, Köln- oder Gilgau und dem Nievenheimergau das Land der Ripuarfranken der linken Rheinseite (Harless a. a. O., [Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein] I, S. 32). Berücksichtigen wir die Schreibart Meckenheims, so begegnen wir in einem Güterverzeichniss der Abtei Prüm von 893 dem Ort unter dem Namen „Mekcinheim“ und „Mehcinheym“. Dieselbe Abtei besass auch Güter zu Meckenheim bei Speyer in Rheinbayern (in pago spirense in villa seu marca quae dicitur mekkimheim), welche sie im Jahre 831 vertauscht. 1128 wird ein Ort Meckenbach (Mekkinbach) bei Achtelsbach im Birkenfeldischen genannt (Bäyer, Mittelrhein. Urkundenbuch I, S. 893, 831). Das Grundwort „heim“ lässt mit Sicherheit auf fränkische Anwesenheit schliessen; es ist gleich mit unserem Wohnung, Haus, Dorf, kurz: Aufenthaltsstelle, Heimath, Heim. In der Nähe von Münster, so sagte mir Gymnasialdirektor Dr. Tücking, befinden sich zwei Bäche, von denen der kleinere als Lütgenbäck von dem grösseren, der Meckedenbäck heisst, unterschieden wird. Das Bestimmungswort könnte somit ebenfalls wohl fränkisch sein und mit dem deutschen „gross“ identificirt werden, so dass der Name Meckenheim „grosses Heim“ bedeuten würde. von Claer sagt in seinem Briefe (25. Juni 1890) mit Recht, Meckenheim war, als es 1636 Stadtrechte, Mauern und Gräben erhielt, nach dem Weisthum von 1421 damals bereits befestigt, denn die Lage des Dinghauses des Mariengrabenstiftes werde „supra fossatum ville“ angegeben (vgl. Annalen a. a. O. XLIV, S. 177, 185), daraus lasse sich eine gewisse Bedeutung des Ortes im 15. Jahrhundert und früher nicht verkennen. Bestätigend treten hier die Ergebnisse der Ausgrabungen hinzu und die Grabfunde führten uns nicht nur den Hausrath der fränkischen Meckenheimer, sondern auch deren Tracht vor Augen; sie machen uns auch bekannt mit deren religiösen und abergläubischen Vorstellungen, geben überhaupt einen Einblick in das Denken und Fühlen derselben. Wir sehen, dass die zuerst angelegten Gruben sich von den späteren durch Grösse und Sorgfalt ihrer Anlage auszeichnen; sie reichen im Allgemeinen bis zu bedeutenderer Tiefe. Sehr häufig hat man bei der neuen Beisetzung die alte Grube wieder benutzt, wenn auch in der Regel nicht ganz bis zu den alten Wänden hin ausgegraben. Vielfach wurden bei solchem Auswerfen der alten Gruben die vorgefundenen Knochenreste sorgfältig bei Seite gelegt und neben die neuen Todten auf die alte Grubensohle gelegt. Aber es wurden vielfach auch die älteren Gebeine in der neuen Grube zerstreut vorgefunden. Häufig blieben, je nach Anlage der neuen Grube einzelne Theile der älteren Todten in ihrer urspünglichen Lage zurück. Einige der Todtengruben,

die anscheinend zu den sich der karolingischen Zeit nähernden gehörten, waren ausgebrannt, bevor man den Todten hineingelegt hatte. Die vorgefundenen Skelette zeigten eine verhältnissmässig gute Erhaltung; sie lagen — soweit sie zu dem älteren Bestande des Gräberfeldes gehörten — auf dem Rücken, mit den Füssen oder vielmehr dem Antlitze nach Osten, lang hingestreckt, die Füsse neben einander, die Arme in der Regel an den Seiten ausgestreckt, nicht über Kreuz, manchmal jedoch augenscheinlich den Griff des beigefügten Schwertes berührend. Bei den Skeletten auf der Grubensohle, nicht in den höheren Lagen des Füllgrundes einer Grube wurden die von Menschenhand angefertigten Dinge, oder von Menschen benutzten Naturprodukte angetroffen. Alle solche Funde entsprachen dem Geschlecht des Verstorbenen; Sachen, welche auf irgend einen Beruf schliessen liessen, etwa auf einen Zimmermann oder Schmied, wurden indessen nicht vorgefunden. Alles Mitgegebene lag so, wie es der Verstorbene bei Lebzeiten getragen hatte oder wie er es, falls schlafend in der Grube liegend, beim Erwachen am schnellsten und bequemsten gebrauchen konnte. Das erinnerte an die nationale Denkungsart, wie die Männer da lagen in vollem Waffenschmucke, die Frauen in festlichem Gewande, so, als ruhten sie in der Walhalla, wo sie bekanntlich nach nordisch-germanischer Vorstellung jeden Morgen, wenn sie von dem Hahne mit dem goldenen Kamme geweckt worden, hinaus auf den Plan zogen und kämpfend einer den Anderen zu Boden streckten, während als Walkyren sich die Frauen erhoben und das himmlische Glück ihrer kriegerischen Helden theilten. Je mehr sich die Gräber der karolingischen Zeit näherten, desto mehr liessen die Beigaben nach, so dass fast sämmtliche in der obersten Lage gefundenen, in dem Situationsplane durch die Skelette angedeuteten Todten, keine Beigaben oder nur ein kleines Eisenmesserchen aufzuweisen hatten.

Männer, Frauen und Kinder lagen nebeneinander, Reiche und Arme in denselben Reihen. Die durchschnittliche Länge von 20 Skeletten betrug 1,63, ein ausnahmsweise grosses Gerippe hatte 1,85 m Länge. Ueber die Schädel urtheilt Schaaffhausen (Correspondenz-Blatt der Anthropol. Gesellsch. Jahrg. 1879, S. 129) wie folgt: „Es wurden etwa 30 ziemlich vollständige Schädel gewonnen. Es sind darunter solche von Greisen, Weibern und Kindern. Unter 30 von mir näher untersuchten Schädeln sind fünf weiblich, fünf sind Stirnnahtschädel, vier ächte Brachycephalen, einer ist chamaecephal, einer ein Makrocephalus, die übrigen sind mesocephal oder dolichocephal, sehr rohe Formen sind selten darunter“ ... „Recht merkwürdig ist es für den Ethnologen und Kraniologen, dass unter den Germanen, die hier bestattet liegen, ein ächter Makrocephalus sich findet von jener ausserordentlichen Form, die durch künstlichen Druck hervorgebracht ist, mit allen Eigenthümlichkeiten, die wir an diesen Schädeln kennen, die nach dem Berichte des Hippocrates schon von den scythischen Anwohnern des Schwarzen Meeres künstlich hervorgebracht wurden und die in Gräbern der Krim auch gefunden worden sind. Dieser Schädel zeigt deutlich den Eindruck zweier Touren der Binde, er ist ungemein leicht und dünn und da sich dies häufig findet,

ist zu vermuthen, dass die Zusammenpressung des Schädels auf die Verkleinerung der ernährenden Gefässe einen Einfluss übt. Hier mochte die Verdünnung der Knochen auch durch das Lebensalter des Schädels zum Theil hervorgebracht sein, denn an verschiedenen Stellen ist die Schädelwand durchscheinend oder gar durchbrochen.“ Schaaffhausen hält diesen Schädel für einen Hunnenschädel, weil derselbe übereinstimme mit den Makrocephalen der Krim, nicht nur in der ganz übereinstimmenden Entstellung des Schädels, sondern auch in andern anatomischen Merkmalen; andererseits hätten gerade in der Zeit der Anlage unseres Gräberfeldes die Hunnen ihre Einfälle in Deutschland und die Schweiz bis über den Rhein hin gemacht.

Die Todtenskelette ruhten zumeist auf der Grubensohle ohne jedwede Spur einer künstlichen Umhüllung, fanden sich jedoch auch zwischen aus Felsen gespaltenen Tafeln, in sogenannten Plattenkammern aus Sandstein vor; eine dritte Art der Beisetzung zeigte den Verstorbenen von einem eisenbeschlagenen Brette schützend bedeckt; Eisenbeschlagstücke oder Nägel, welche auf eigentliche Holzsärge schliessen lassen, wurden nicht beobachtet. Dahingegen waren mehrere Gruben ausgebrannt, jedoch fanden sich weder in diesen, noch in einer der anderen Gruben Scherben, welche an absichtlich zur Sühne zerschlagene Gefässe erinnern. Todtenopfer wurden überhaupt nirgendwo, ebensowenig wie sichere Zeichen einer Mitgabe von Speise und Trank beobachtet. Jedoch fanden wir in einem Grabe zwei mitbegrabene Hunde und in einem Männergrabe sind zusammengerostete Eisentheile gefunden worden, die möglicherweise von Pferdegeschirr hergerührt haben können. Dann fehlten kaum in einem der Gräber der Beinkamm und fast alle die älteren Gräber hatten ein Thongefäss aufzuweisen, welche letzteren Gegenstände jedoch, nach der heutigen Ortsitte zu schliessen, wohl eher auf Geschirre deuten, die, bei der Leichenreinigung benutzt, aus Pietät mitgegeben wurden. Verschiedene der Todten zeigten Münzen und andere Sachen in der Gegend des Gürteltäschchens: einmal begegneten wir in der Mundgegend des Todten einer Goldmünze des 6. Jahrhunderts; ob dieselbe auf Fortbestand der römischen Sitte, dem Todten eine Münze für den Fährmann der Unterwelt mitzugeben, deutet, oder aber ob sie zum Schliessen des Mundes oder der Augen Verwendung gefunden, lässt sich nicht entscheiden, das Eine wie das Andere ist möglich.

Wo sich viele Sachen in einem Grabe fanden, war die Ausführung der einzelnen Gegenstände eine bessere; bei Gräbern mit wenigen Beigaben war auch die Ausführung der letzteren in der Regel von geringerem künstlerischen Werthe. Auch in einem Falle, wo ein Verstorbener, der an und für sich den späteren Beisetzungen zuzuschreiben war, eine reiche Ausstattung aufwies, war diese schlicht in der Ausführung ihrer Einzelheiten.

Leider sind durch Grabräuber viele Todtengruben geöffnet und ihres Inhaltes beraubt worden; es waren jedoch gerade die Gräber mit Steinsärgen, welche augenscheinlich den vornehmsten Todten angehörten, beraubt und auch einige in freier Erde errichtete, zweifellos ehemals

[illegible] ausgedehnter [illegible] müssen diese durch [illegible] ein äusseres [illegible] [illegible] gewesen sein, denn die Normannengräber geringeren Inhaltes [illegible] [illegible] geblieben. Nur in der Nähe des Stadtgrabens waren [illegible] [illegible] gewöhnlichen Inhaltes gestört worden; allein dies [illegible] [illegible] im 8. Jahrhundert bei Anlage des Stadtgrabens. Die [illegible] [illegible] das Gräberfeld durchwühlenden mit einigen Werthvolles gefunden haben.

2. Karolingische Gefässreste aus den Meckenheimer Gräbern und Töpfereien.

[illegible] dem [illegible] des auf dem Situationsplan Taf. I gezeichneten [illegible] wurden zahlreiche Gefässscherben vorgefunden, und zwar bis [illegible] [illegible] angetroffenen [illegible]. Unter den Scherben befinden sich [illegible] der karolingischen Reliefbandamphoren, wie X, 31, welche ich [illegible] Zeitschrift VI, Taf. XI in ganzer Gestalt wiedergegeben und a. a. O. S. 362 [illegible] in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts [illegible] [illegible] konnte. Ausserdem fanden sich mehrere [illegible] [illegible] [illegible] Gefässe und zahlreiche Bruchstücke von [illegible], welche die ersten Spuren von Gurtfurchen und die Wellenplatte des Bodens [illegible] [illegible] Eigenthümlichkeiten von Scherben aus Meckenheimer Töpfereien zeigen, die ich a. a. O. als in den Normannenzügen [illegible] [illegible] [illegible] und aufgegeben bezeichnet habe. Es wäre nicht [illegible], dass eine Verfolgung des Grabens auf eine Anlage aus der Zeit der Normannenzüge führen könnte. Vielleicht haben wir es mit einem [illegible] [illegible] Zufluchtsgraben zur älteren Ortsbefestigung zu thun. [illegible] [illegible] damals das Todtenfeld als Begräbnissstätte aufgegeben worden sein. Auch in einer Tiefe von 0,30 bis 0,80 m unter der Oberfläche der übrigen Theile des Todtenfeldes fanden sich zahlreiche Gefässscherben, die mit den Gräbern selbst nichts zu schaffen hatten. Sie rührten derselben zumeist von den Meckenheimer fränkischen Töpfereien her, die nordöstlich des Gräberfeldes in der näheren Umgebung des Ortes bestanden haben. Mehrere Scherbenberge sind noch jetzt dort vorhanden. Scherben daher lassen sich auch in weiter Verbreitung entlang der Strassen und des Schwistbaches verfolgen. Diese Gefässe von blaugrauer, gelber, blauschwarzer, schwarzer und auch wohl mehr oder weniger brauner Farbe sind so hart gebacken wie unser Steingut; sie zeigen zumeist die ersten Spuren von scharfkantigen Gurtfurchen und die wellenförmig ausgebogene Bodenplatte in ihren ursprünglichen, ebenfalls mehr scharfkantigen Biegungen. Die Halsränder sind entweder wie X, m, falls man sich das Stäbchen wegdenkt, oder wie X, a, oder aber, sie führen mehr oder weniger jene scharfkantige Modellirung vor, wie X, h. Viele der Töpfe haben eine cylindrische Form, sind von oben bis unten mit scharfkantigen Gurtfurchen bedeckt, schliessen unten mit einer rohen Wellenplatte ab und oben mit einem scharfkantigen Randprofil. Im Allgemeinen hat diese Waare mit ihren vielfachen Unebenheiten und schlichten Formen, besonders die mehr oder weniger sich der Cylinder- oder Kugel-

form nähernde, etwas sehr Rohes und erinnert an den gänzlichen Verfall der alten Keramik. Von Farbengebung ist keine Rede, das heisst, wenn man von dem durch Dämpfen bewirkten Anschwärzen vieler dieser Erzeugnisse absieht. Glasur fehlt ebenfalls bei diesen Arbeiten, kurz, es ist eine besondere Gruppe von Gefässen, welche ich bereits in der Westdeutschen Zeitschrift VI, S. 362 und 363 in das Ende des neunten Jahrhunderts setzen konnte. Diese Gefässformen fehlen unter den in dem Füllgrunde der Meckenheimer Frankengräber angetroffenen zahlreichen Gefässscherben gänzlich. Es wurden solche nur in dem Füllgrunde des Grabes 10 angetroffen. Dieses Grab gehört aber schon seiner Lage nach in eine Zeit nach Aufgabe des Gräberfeldes. Das Gräberfeld wurde also zu Ende des 9. Jahrhunderts nicht mehr als solches benutzt, denn wäre es benutzt worden, so würden jene zahlreich auf der Oberfläche vorhandenen Scherben in den Füllgrund der Gruben gelangt sein.

In einer Tiefe von 0,90 bis zu 1,30 fanden sich wieder andere und zwar etwas ältere Gefässreste. Dieselben sind ebenfalls zumeist steingutartig hart gebrannt, allein sie haben eine mehr glatte Oberfläche; ihre Farbe ist zumeist gelblich, auch wohl röthlich grau, graugelb, es kommt auch das Graublaue, seltener das Schwarzfarbene bei diesen Arbeiten vor. Die Randprofile nähern sich mehr den Formen Taf. X, f — X, i. Die Henkel haben etwas breit Gedrungenes, sind etwas gerippt, wenigstens selten glatt und gehen zumeist von dem oberen Randprofil aus, um sich dann unterhalb wieder breit gedrückt anzusetzen. Glatte eiförmige und kugelige Töpfe finden sich auch, aber die letzteren zeigen wohl stets eine horizontale Abplattung, als habe man das Gefäss zuerst kuglig abgedreht und dann das Kuglige etwas geglättet. Die meisten der Bodenplatten sind wie X, i, jedoch steigt die Wand noch mehr liegend, sich dem Kugligen nähernd, aufwärts. Als charakteristisches Ornament finden sich X, 30 mit den flachen scharfkantigen Grübchen in mehr länglich viereckiger Form, dann Reliefgurtbandverzierungen wie X, 31, ferner die Wellenlinie wie X, 20. Bei der vorletzten Art ist es sehr bezeichnend, dass diese Grübchen sich über die Hohlkehle des Halses, ja bis auf den oberen Rand hin vertheilt finden und oft eine mehr pyramidale Form annehmen. Vielfach fallen die dünnen steinharten Wände dieser Arbeiten auf und eigenartig ist oft ein leichter Ueberzug, der die manchmal gekörnte Oberfläche bedeckt und in den sich die Poren der Finger leicht abgedrückt haben. Die letzteren Arbeiten, wie auch die Reliefbandgefässe sind in der Regel nicht steinfest gebrannt, sondern mehr wie die römischen irdenen Geschirre. Es sind diese Gefässe also solche, neben denen auch die mit netzförmig oder rautenartig gelegten leichten Einglättungen versehenen vorkommen und zwar unter Umständen, welche ich in der Westdeutschen Zeitschrift a. a. O. in die frühkarolingische Zeit setzen konnte. Da nun, wie im Verfolge dieser Arbeit zu erkennen ist, einzelne dieser Art von Gefässscherben in der obersten Todtenlage und in dem durch Grabraub gestörten Füllgrund der Gruben angetroffen wurden, haben wir allen Grund zu der Annahme,

dass die oberste der drei Todtenlagen und mit ihr der Grabraub bis in die frühkarolingische Zeit hinein reicht. Dazu passt auch die karolingische Münze VIII, 9, welche in Verbindung mit jenen Scherben in dem Füllgrund einer der jüngsten Gruben angetroffen wurde.

Es scheint mir so, als habe das von Carl dem Grossen im J. 785 auf der jährlichen grossen Reichsversammlung in Paderborn den Sachsen gegebene Gesetz, bei Todesstrafe das Festhalten heidnischer Anschauungen und Gebräuche zu unterlassen und die Todten nicht mehr auf den heidnischen Begräbnissplätzen, sondern auf den christlichen Kirchhöfen zu begraben, als hätten ferner die bereits im Jahre 771 auf der Synode in Neucking von Carl dem Grossen erlassenen zahlreichen Verordnungen gegen den Diebstahl, dem Begraben auf dem Meckenheimer Gräberfelde und der Mitgabe von Waffen und Schmuck, sowie endlich auch dem Grabraub ein Ende bereitet. Es bleibt ferner zu berücksichtigen, dass auch gegenüber der Beisetzung von mehreren Todten in ein und derselben Grube, wie dieses in vielen Meckenheimer Gräbern vorliegt, die lex salica: „si quis hominem mortuum super alterum in petra aut in naufo miserit“ nicht wirkungslos gewesen sein kann; denn es bezieht sich diese Strafbestimmung offenbar nicht allein auf die Beisetzung eines zweiten Todten in einen bereits belegten Holz- oder Steinsarg, sondern sie wird auf die Gräber überhaupt bezogen worden sein.

Bezüglich der Zeitstellung der älteren, unteren Todtenlage bleibt hervorzuheben, dass hier sämmtliche Eigenthümlichkeiten fehlen, welche die ältesten Frankengräber des Kirchberges von Andernach gegenüber denjenigen vom Burgthor zu Andernach als frühmerowingisch kennzeichneten: Spätrömische Perlentypen, wie die von mir, Jahrbuch Heft LXXXVI, Taf. XI, Fig. 6 und Fig. 7, dargestellten, fehlen in den Meckenheimer Frankengräbern; es fehlen ferner Ketten von mit braunrother, mit weisser und schwarzer Welleneinlage und gelbem Farbbande versehenen Perlen, wie solche, anlehnend an die spätrömischen, für das Kirchberger Gräberfeld charakteristisch sind (vgl. Jahrb. a. a. O., Taf. XII, Fig. 50). Es fehlen ferner die auf dem Martinsberg vorgefundenen Kurzschwerter mit Parirstange (a. a. O. Fig. 6), der breite, sich dem römischen Dolche nähernde Dolch (a. a. O. Fig. 7), es fehlt die eigenartige, an das Römische erinnernde Lanzenform (a. a. O. Fig. 10), dann das mit orientalischen Granaten versehene Schmuckstück in Vogelgestalt, die für die Frühzeit so bezeichnende, mit Granatplättchen besetzte Scheibe (a. a. O. Fig. 26) und Gürtelschnalle (a. a. O. Fig. 24 und 25), wohingegen alle Typen der Waffen- und Schmuckgeräthe sowie die Thongefässe vorgekommen sind, welche auf dem Gräberfeld vom Burgthor in Andernach angetroffen wurden. Die in unserem Gräberfelde in den unteren Todtenlagen gefundenen irdenen Geschirre haben die grösste Aehnlichkeit mit denjenigen des Beckumer Gräberfeldes. Die Gefässe Taf. X, Fig. 4, 6, 10, 29 sind mit den in der Zeitschrift f. vaterl. Gesch. und Alterthumsk. 3. Folge. B. 5, S. 381—386 besprochenen und Taf. II, 5, 35, 25, 65 abgebildeten nahezu identisch. Da nun die Beckumer Gräber aus guten Gründen von Borggreve

in die Zeit um 650 bis 690 gesetzt werden, so greifen wir schwerlich fehl, wenn wir weniger die ältere, als vielmehr die mittlere und spätere Merowingerzeit, als die der Anlage unserer beiden älteren Todtenlagen betrachten und die Anfänge der Beisetzung nicht über das 6. Jahrhundert, also die Zeit hinaus rücken, in welche die in einem Grabe der untersten Lage angetroffene Goldmünze gehört. Der Ort Meckenheim hat gleich den Gräbern also schon vor der ersten urkundlichen Nachricht des Jahres 854, nachweislich bereits in der Merowingerzeit bestanden.

8. Die Zeitstellung der Meckenheimer vorgeschichtlichen Ansiedelung.

Sehen wir uns nach vorgeschichtlichen Funden um, welche mit denen der Meckenheimer Ansiedelung verglichen werden können, so werden wir zunächst zu den Höhlenfunden von Steeten an der Lahn geführt. Hier fanden sich sowohl Scherben der unverzierten, mit warzenförmigen Ansätzen versehenen Gefässe, als auch solche mit Schnuroesen. Neben den unverzierten wurden jedoch auch verzierte angetroffen. Ein Topf zeigt bis zu 2 mm Tiefe eingeritzte Striche. Auch sind einige der Steetener Topfornamente mit weissem Thon ausgefüllt (vgl. v. Cohausen und Schaaffhausen Annal. d. Nass. V. f. Gesch. und Alterthumsk. XV, 304. XVII, 73). Denselben Gefässtypus fand v. Cohausen in den Brandgruben alter Wohnplätze am Rhein bei Schierstein, am Landgraben bei Mosbach, an der Stelle des neuen Archivgebäudes und der Villa Bertuch bei Wiesbaden; auch hier zeigten sie sich in Verbindung mit kesselförmigen Brandgruben neben Feuersteinspähnen und Stücken Lehm, von denen einige mit Flechtwerk - Abdrücken versehen sind (a. a. O. S. 337 und S. 380). Wir finden sie in ihren verzierten Arten wieder in einem Grabe bei Nieder-Ingelheim (vgl. Schaaffhausen, Bonner Jahrb. H. XLIV und XLV S. 113) und in einem solchen von Ober-Ingelheim, Archiv f. Anthrop. III, S. 131. Im Wormser Museum sind solche aus dem Grabfeld bei Albsheim a. d. Eis. Es besitzt das Römisch-Germanische Centralmuseum in Mainz solche Gefässe aus Oberolm, Nierstein und ein reich verziertes aus Rheinhessen. Die grösste Ausbeute brachte diesem Museum das Grabfeld vom Hinkelstein bei Monsheim (vgl. Lindenschmit, Archiv f. Anthropologie B. 3, S. 112). An diesen Fund schliesst sich noch ein Einzelgrab von Kirchheim (Mehlis, Grabfund aus der Steinzeit von Kirchheim, Dürkheim 1881) an. Das Wiesbadener Museum besitzt endlich noch solche von Nieder-Walluf, die dort 1883 gegenüber der Station gefunden wurden, zusammen mit Feuersteinmessern und „Knochenstechern“, sowie der „Schale einer bei uns ausgestorbenen Flussmuschel, Unio sinuatus“. Merkwürdig ist eine in demselben Museum ausgestellte Schnuroese des Meckenheimer Typus, in welcher ein kleines Eisenmesser festgerostet haftet! Dieselbe wurde in dem zur Steetener Höhlengruppe gehörenden Wildkeller gefunden. Gegenüber diesen Funden bleibt die Thatsache zu beachten, dass keine der

Meckenheimer vorgeschichtlichen Scherben irgend welche Spur von Verzierungen aufzuweisen hat und dass auch in der Form und Henkelvertheilung unseres Topfes Taf. II, 5 sich eine Abweichung kund giebt. Es stimmt nämlich der Topf Taf. II, 5 mit dem von Dupont als ältestes Ueberbleibsel der Töpferkunst aus der Rennthierzeit betrachteten schwarzen Schnurvasentopfe aus dem Trou du Frontal überein, nur ist dieser unten abgerundet und hat nur zwei Oesen, Mém. de l'acad. de Belg. 1867, Pl. IX, 5, so dass es den Anschein hat, als sei der mit phantastischer Ornamentik ausgestatteten Töpferwaare von Monsheim u. a. O. eine schmucklose vorausgegangen, welche hier am Rhein neben den einfachsten neolithischen Steingeräthen vorkomme. In diesem Falle wäre jene Ornamentik nur ein lokales Vorkommen. Da weder bei den Monsheimer noch bei den gleichartigen übrigen rheinischen Funden irgend eine Spur von Metallgeräthen, sondern nur ungeschliffene und die einfachere Art der geschliffenen Steingeräthe vorgekommen sind, so muss man dem Volke die allgemeine Benutzung von Metallgeräthen absprechen. Es lässt sich allerdings trotzdem nicht in Abrede stellen, dass zu dieser Zeit andere Völker die Metalle kannten und allgemein benutzten, ebenso dass selbst diesem Volke Metallsachen nicht gänzlich fremd waren. Ist doch, wie mir noch kürzlich Herr Professor Dr. Wiedemann mittheilte, das Eisen, wie überhaupt der Gebrauch der Metalle in Aegypten so alt, wie die ägyptische Geschichte selbst. Unmöglich ist es daher nicht, dass auch das Eisenmesser der Wiesbadener Schnurvase so alt ist, wie die letztere selbst. Die Wissenschaft hat eben mit jeder Möglichkeit zu rechnen.

Es findet sich dieselbe Keramik auch in Trichtergruben und alten Heerdstätten bei Schinditz, Allstedt (S. Weimar), Taubach (vgl. Klopfleisch in den Vorgeschichtlichen Alterthümern der Provinz Sachsen, Heft I, Halle 1886). Wie im Trou du Frontal, so wurden solche auch in einer Höhle von Rochefort (Ervethal) vorgefunden (im Geolog. Prähist. Museum zu Dresden). Sie finden sich überhaupt in ganz Westeuropa. Bezeichnend für diese Culturgruppe sind in demselben Verbreitungskreise die Trichter- oder Kesselgruben, sowie die hockend beigesetzten, zumeist dolichocephalen Todten mit den roheren polirten, den eigenartigen „schuhleistenförmigen Steinkeilen“, den „länglichen viereckigen Steingeräthen aus rothem Sandstein mit einer Längsrinne, welche wahrscheinlich zum Glätten von Pfeilschäften gedient haben“ (Voss, vorgeschichtl. Alterth. d. Mark Brandenburg, Berlin 1890, S. 6), und den schlankesten, sorgfältigst bearbeiteten geschlagenen Steingeräthen, den Thongefässen in Cylinder- und Kugelgestalt mit Schnurösen und Warzen; zu diesen gesellen sich Halsketten aus Meermuschel-Gehäusen und aus Thierzähnen (vgl. Lindenschmit, Zeitschrift zur Erforschung der Rheinischen Geschichte und Alterthümer zu Mainz, Band 3, Heft 1, Mainz 1868, S. 1 u. flgd., Taf. II) und rohe Getreide-Reibsteine (a. a. O. Fig. 16). Bezüglich der Schädel, welche als eigentliche Träger dieser Cultur in den verschiedenen sicher bestimmten rheinischen Gräbern vorgefunden wurden, erfahren wir das Folgende: „Die schmale hohe Form mit stark vorspringenden Scheitelhöckern (des Kirchheimer Schädels) weicht von

der gewöhnlichen Form des Germanenschädels ab, die wir aus den Reihengräbern kennen und nähert sich mehr dem Typus einiger heutigen rohen Rassen." (Schaaffhausen, Corresp.-Bl. d. Anthrop. G. XII. Jahrg., Nr. 8, S. 57). „Der Nieder-Ingelheimer Schädeltypus hat damit grosse Aehnlichkeit" (Schaaffhausen a. a. O.). „Der Monsheimer Schädeltypus zeigt nach Ecker dieselbe schmale lange Form wie der Nieder-Ingelheimer". „Die schmalen Schädel von Höchst-Steeten dürfen mit den vorliegenden verglichen werden" (Schaaffhausen) ... „mit der vorgermanischen mongoloiden oder finnisch-lappischen Rasse haben die Ingelheimer und Kirchheimer Schädel keine Verwandtschaft" (Schaaffhausen). Bezüglich der Steetener Schädel hebt Schaaffhausen noch hervor, dass sie eine auffallende Aehnlichkeit mit den von Broca beschriebenen Schädeln aus der Rennthierzeit zeigen. Auch manche Eigenthümlichkeiten der Skelettheile stellten die Leute von Steeten an die Seite der Bewohner des Thales du Vezère. Das grosse Schädelvolumen sei vereiuigt mit Zügen der Roheit der Schädelbildung in beiden Fällen, eine auffallende Erscheinung. Die tief eingesetzte Nasenwurzel, die starken Brauenwülste, die vorspringende Nase, die niedrige Form der Augenhöhlen, die schief von aussen nach innen oben abgeschliffenen Zähne eines prognathen Oberkiefers, das vorstehende Kinn, seien die übereinstimmenden Züge einer von dem Lahngebiet bis nach Frankreich vertretenen Rasse der Vorzeit; die Schädel seien dolichocephal oder mesocephal. Die Brachycephalie eines dieser Schädel hänge möglicher Weise damit zusammen, dass er im Grabe verdrückt sei, Annalen des V. f. nass. Alterthumsk. XVII, 1882, S. 25.

4. Die Zeitstellung und archaeologische Bedeutung eines angeblich in Meckenheim gefundenen geschweiften Bechers.

(Taf. I, Fig. 10.)[1]

Wie die Meckenheimer vorgeschichtliche Ansiedelung so tritt auch diese Vase in ein ganz anderes Licht bei einem Vergleiche derselben mit ähnlichen Funden. Rheinaufwärts stellt sich uns zunächst die Gegend von Andernach als Fundstelle eines geschweiften Bechers vor. Derselbe wurde etwa 200 Schritte vom Bahnhof Neuwied-Weissenthurm unter der grauen vulkanischen Sandschicht einer Bimssteingrube gefunden (vgl. Schaaffhausen, Verh. des naturhist. V., Bonn 1883, S. 39; B. d. Anthropol. Ver. in Trier, 1883, S. 121; Jahrb. d. V. v. Alterthumsfr. LXXXVI, Bonn 1888, S. 1). Das Gefäss von Weissenthurm hat dieselbe Form, ist

---

1) Anmerkung der Redaction: Der becherförmige Topf Nr. 1505 des Provinzial-Museums in Bonn ist von Herrn Professor aus'm Weerth bei Herrn Antiquar Hanstein in Bonn gekauft worden und sollte angeblich aus Meckenheim stammen. Nach einer dem Herrn Museums-Director Klein bei Uebernahme der Sammlung gemachten Mittheilung ist derselbe in Andernach gefunden worden. Einige neuere mit ihm nahe übereinstimmende Funde in Urmitz machen dies sehr wahrscheinlich.

aber nur durch drei nicht einmal parallel laufende Kehlungen oder Striche in der rohesten Weise verziert. In der Grösse stimmt es nahe mit dem Meckenheimer Becher überein, in der Höhe ist nur ein Unterschied von 5 mm und im oberen Durchmesser von 1½ cm. Das von Weissenthurm ist 16,5 hoch und misst im oberen Durchmesser 11,5. Ein cylindrischer Becher dieses Typus von der Grösse und Form unserer irdenen Blumentöpfe wurde mir von dem Uhrmacher Hein aus Andernach als Fundstück von Eich bei Andernach übergeben. Derselbe, jetzt im Historischen Museum der Stadt Düsseldorf, ist von Aussen völlig bedeckt mit den bereits beschriebenen Quadratpunkt-Gurtlinien. Das Römisch-Germanische Centralmuseum in Mainz besitzt eine grössere Anzahl von Gefässen eines gleichartigen Typus, von denen einige zwar dieselbe Ornamentvertheilung zeigen, jedoch an Stelle der Quadratpunkte Schnittverzierungen und ein fischgräteartiges Ornament aus schräg gestellten kurzen Parallelstrichen tragen; wieder andere haben Strichverzierungen; ächte Schnurverzierungen fehlen. Als Fundstellen sind die Orte Dienheim, Herrnsheim und Oberolm verzeichnet. Ein charakteristisches Hügelgrab, welches Gefässe dieses Typus barg, ist das von Dorow, Opferstätten und Grabhügel, 1. Abth., Wiesbaden 1826, S. 1—5) beschriebene vom Hebenkies bei Wiesbaden. Dieser Fund zeigt, dass nicht nur der Typus der Thongefässe, sondern auch die Beisetzungsweise der Todten eine andere ist, als die der Monsheimer und anderer gleichartig ausgestatteter Gräber. Das Wiesbadener Grab war ein Brandgrab; an Stelle der Erdgruben erscheint ein künstlich aufgeworfener Hügel mit Steinkern und der Todte selbst ist reicher mit Beigaben ausgestattet, ja man hat ihm sogar sein Leibross mitgegeben, wenn die beiliegenden Pferdeknochen darauf schliessen lassen. Ausserdem fand sich bei ihm eine sehr schöne geschliffene durchbohrte Serpentinaxt, die geschmackvoll facettirt ist. Wie weit schlichter sind dagegen die Monsheimer Steingeräthe; auch hat man sich zu keinem derselben jener gewählteren Steinart bedient. Dann ist zu berücksichtigen, dass sich in dem Wiesbadener Grabhügel schon einige grün oxydirte Kupfer- oder Bronzeringe fanden. Professor Schaaffhausen theilt mir mit, „dass mehrere Gefässe dieser Form auf der Gewerbe-Ausstellung zu Coblenz im Sommer 1891 zu sehen waren. Zwei befinden sich im Besitze des Herrn Dr. Pick in Coblenz. Eines ist von gleicher Grösse und Form wie das von Weissenthurm. Eines ist mit fünf Reihen eingedrückter Punkte verziert, die oberste bildet kleine Rauten, das zweite ist viel niedriger und hat um den Bauch neun durch Punkte hervorgebrachte Linien, neben dem oberen Rande sechs". Schaaffhausen bemerkt ferner, „so weitverbreitet die Form auch ist, so zeigen Technik und Ornamentik doch grosse Verschiedenheiten, die auf verschiedene Zeiten bezogen werden dürfen. Der aus der Hand geformte Topf von Weissenthurm ist die roheste Form dieser Art, die sich aus den Bewegungen der Hand des Töpfers erklären lässt, vgl. Rh. Jahrb. LXXXVI. S. 36. Die mit einem Hölzchen scharf eingeritzten Streifen sind durchaus keine Schnurverzierung; sie verlaufen ganz unregelmässig in ungleichen Abständen, ihr Anfang und Ende gehen aneinander vorbei. Es sind dreimal vier

Streifen, die um das Gefäss laufen. Der becherförmige Topf im Bonner Provinzial-Museum ist viel reicher verziert. Der Rand ist umgeben von einer Reihe kleiner durch Punkte dargestellter Dreiecke. Auch um die Mitte des Gefässes läuft eine Reihe von Dreiecken. Am Fusse sind sie in einer Doppelreihe angebracht, unten kleiner, oben grösser. Ausserdem laufen oben, in der Mitte und unten vertiefte Streifen ebenso unregelmässig um das Gefäss, wie am Topfe von Weissenthurm. Die beiden Gefässe vom Hebekies, die Dorow a. a. O., Taf. I, 1 und 2 abbildet, sind von ähnlicher Form, aber ganz verschieden verziert. Der Becher 1 erinnert an die Schönheit klassischer Ornamente, der mit Punkten und Strichen dicht bedeckte Becher 2 erinnert an die späteren Verzierungen der Gefässe aus fränkischen Reihengräbern. Um dieselben laufen acht Reihen schief gerichteter Striche, in jeder Reihe sind diese entgegengesetzt gerichtet; dazwischen laufen fünf Ringe, die aus 1, 2, 3 oder 4 Reihen eingedrückter eckiger Punkte bestehen. Ausser diesen Bechern standen aber in demselben Grabe zwei stark ausgebauchte Gefässe mit wohlgebildeten Henkeln, zum Beweise, dass Gefässe der verschiedensten Form in derselben Zeit in Gebrauch waren. Diese bauchigen Urnen und der durchbohrte Serpentinhammer stellen das Grab in die jüngste neolithische Zeit. Nicht ohne Werth ist auch, was Dorow über diese Gefässe sagt: „Besonders auffallend erschien mir bei den Urnen 1 und 2 die sehr schöne Form und einfache geschmackvolle Verzierung bei so grober Masse und Arbeit. Könnte dieses nicht vielleicht auch Beweis sein, dass asiatische Colonisten von hoher Ausbildung in diese Gegenden eingewandert sind, bei denen sich die schöne Form zwar erhalten hatte, Arbeit und Masse aber roh und barbarisch wurden?"" Noch mehr an Bedeutung gewinnen alle diese rheinischen Funde, wenn man das interessanteste Denkmal dieser Art heranzieht, nämlich das berühmte, zuletzt von Prof. Klopfleisch (a. a. O. Heft 1 und Heft 2) abgebildete und beschriebene „Merseburger Grabdenkmal". Es ist wieder ein Hügel, der als Kern eine aus schweren Steinplatten zusammengesetzte Kammer barg. Auf den inneren Wänden des Todtenhauses sieht man zwischen teppichartigen Ornamentmustern Rüstungstheile eines Kriegers: Köcher, Pfeilbündel (nach Prof. Wiedemann ist der Köcher nicht gestreift, das vermeintlich Gestreifte ist nach Wiedemann's massgebendem Urtheil ein Bündel Pfeile), Bogen, Gürtel, Harpune (das von Klopfleisch a. a. O. p. 51 aus Leps. II, 19 n. 9 f. besprochene Instrument ist, wie mir H. Wiedemann ebenfalls mittheilte, kein Bogenspanner, sondern das Bild stellt eine Harpune, der Haken vorne den Widerhaken dar), Schild und eine hammerförmig ausladende Streitaxt abgebildet, welche völlig mit der des Wiesbadener Hügelgrabes übereinstimmt. Eine solche Steinaxt wurde auch in dem Grabe selbst vorgefunden. — Die Verbreitung jener Art von geschweiften becherförmigen Töpfen erstreckt sich über einen grossen Theil von Europa. Sie sind in Baden (Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden, Karlsruhe 1885, Taf. III, 31), in der Schweiz (Keller, Pfahlbauten, 6. Ber., Zürich 1866, Taf. III, 1), in Ostpreussen, (Dr. Tischler, Steinzeit in Ostpreussen, Königsberg 1883) und dem ganzen

ostbaltischen Gebiete zu Tage gefördert worden (Virchow, Verhandl. d. Berl. Anthrop. Gesellschaft 1883, S. 430 und 1884, S. 339 u. f.), sie treten dahingegen nicht in den nach Tischler (Westd. Zeitschr. J. V. H. II) „jedenfalls älteren“ westbaltischen skandinavischen megalithischen Gräbern, die sich bis Holland verbreiten, auf. In letzterem Lande sind sie einzeln gefunden worden. In England kommen sie nach Lubbock mit den allerfrühesten Bronzen vor, in Frankreich sind ähnliche mit imitirter Schnurverzierung, in Dolmen ebenfalls mit den frühesten Metallobjekten zu Tage gefördert worden, nach Brocca in der Niederbretagne in den Dolmen von Morbihan; sie gehen ferner durch Portugal, Sicilien, im Osten über Polen, Böhmen und Nord-Ungarn, fanden sich „sogar im Gouvernement Perm in Russland“ (Voss und Stimming, Vorgeschichtliche Alterthümer aus der Mark Brandenburg, Berlin 1890, S. 23). Durch Mitteldeutschland steigen sie hinab und sind in Steingräbern Thüringens häufig. Hier kommen sie vor in Gräbern zu Braunshain bei Hartha und bei Henkewalde, welche einfache Erdhügel mit Leichenbrandspuren zeigen, sowie in ähnlich construirten Erdhügeln in einem Walde bei Kasekirchen (S. Meiningen). Ausserdem treten sie dort, wie schon gesagt wurde, in aus mächtigen Steinplatten gebildeten Kammern auf, deren Boden gepflastert ist und an deren Innenwänden die Todten hockend beigesetzt sind; selten ist das schnurverzierte Ornament in der Mark (Voss und Stimming a. a. O. S. 5; vgl. über echtes Schnurornament auch O. Tischler, Schriften der physik.-ökon. Gesellsch. zu Königsberg i. Pr. XXIX, Jahrg. 1888). Im Museum des Sächs. Alterthumsvereins zu Dresden ist unter Nr. 2346 ein geschweifter Becher mit Schnurornament, zusammen mit zwei Gefässen ähnlichen Typus ausgestellt, Nr. 968 und 974, die in Bornitz gefunden worden sind. Andere dieser Gefässe zeigen einen unverkennbaren Uebergang zu den mit Leisten- und Tupfenschmuck versehenen Gefässen des Lausitzer Typus. Ganz derselben Erscheinung begegnete ich bei einer grösseren Anzahl von Gefässscherben, die mir Herr O. Tischler aus ostpreussischen Grabhügeln der neolithischen Zeit zusandte. Ich habe auf der Heidenschanze bei Altkoschütz unweit Dresden zum Zwecke eines Vergleiches der rheinischen vorgeschichtlichen Funde mit denen der Lausitz, mehrere Monate die dort sehr mächtigen Culturschichten durchgraben und eine grosse Anzahl von Scherben des sogenannten Lausitzer Typus aus ungestörten Schichten hervorgezogen. Deutlich zeigt solche Uebergänge auch die von Klopfleisch (a. a. O. 1. Th. II., S. 89, Fig. 72) abgebildete, mit Schnurverzierung und Leistenschmuck versehene Amphorenform. Wie Tischler, so setzt auch Klopfleisch diese Art von Tupfenverzierungen mit vollem Rechte an das Ende der sogenannten neolithischen Periode Mitteldeutschlands. Die ältesten Formen des Lausitzer Typus, jene mit Tupfen- und Fingernagel-Eindrücken, sowie die mit aufgelegten Leisten versehenen Gefässe, wie sie auch W. Osborne bei Bohnic unterhalb Prag gefunden und im Jahre 1878 im Sitzungsber. d. naturw. Ges. Isis zu Dresden, Heft 1 u. 2, besprochen und Taf. IV, V und VI abgebildet hat, wurden zusammen mit einem rohen metallenen Flachkelt aus der ältesten Periode der Bronzezeit gefunden, welche letztere von Tischler und Montelius in das

2. Jahrtausend vor Chr. gesetzt und als jünger betrachtet wird, als die neolithischen Gefässe nach Art des angeblichen Meckenheimer Bechers. Es fanden sich mit jenen Bohnicer Gefässen des älteren Lausitzer Typus zusammen auch jene (von Helbig und anderen Forschern den Kelten zugeschriebenen) den Terramaren Italiens eigenen Gefässe mit Mondhenkeln (Osborne a. a. O. Taf. VI, 6) Ausser den Säbelnadeln sind der sogenannten Bronzezeit des Nordens Formen von Schwertern eigen, die mit den italischen der Bronzezeit identisch sind, daher man den Beginn der Bronzezeit des Nordens mit der Bronzezeit Italiens zusammen fallen lässt. Während nach den Untersuchungen Klopfleisch's der durch das abgebildete Gefäss vorgeführte Stil „sich in seiner Entwickelung nicht auf deutschem Boden nachweisen lässt, sondern mit allen Eigenarten eines ausgeprägten Stils plötzlich und unvermittelt auftritt“, können wir denselben in seiner Weiterentwickelung verfolgen und zwar im Herzen Deutschlands zunächst, wie schon gesagt, durch den sogenannten Lausitzer Typus (vgl. die bezeichnenden Typen bei Dr. H. B. Geinitz, Die Urnenfelder von Strehlen und Grossenhain, Cassel 1876), dann in weiterer Ausbildung durch die überaus lehrreichen im Dresdener Geologisch-Prähist. Museum ausgestellten Funde von Heidenau bei Pira. Wir sehen hier die Uebergangsformen von der sogenannten Bronze- in die Eisenzeit. Als jüngste Gefässtypen wurden hier zusammen mit Gewandnadeln der älteren und mittleren La Tene-Zeit (400—100 vor Chr.) jene sogenannten Kelchurnen und andere Gefässe der La Tene-Zeit angetroffen, kurz Erscheinungen, denen wir hier am Rhein in Verbindung mit keltischen Münzen begegnen und die sich bis in jene Zeit hinein verfolgen lassen, in der in den betreffenden Landschaften die Kelten des Caesar und Tacitus wohnten. Was Dr. A. Voss, der Director des Berliner Museums für Völkerkunde bezüglich der Lausitz sagt, „dass nämlich hier „und in dem östlichen Theil der Mark der Stil der Thongefässe des Lau„siter Typus, wenn auch etwas verändert, bis in die römische Kaiserzeit „hinein sich erhielt, so dass wir hier eine Continuität der Bevölkerung „mit grösster Sicherheit nachweisen und auf dem Weg des Rückschlusses „behaupten können, dass, wenn die in der Lausitz und der östlichen „Mark zur Römerzeit ansässigen Volksstämme Germanen waren, auch „ihre bis in den Nordwesten der Mark vorgedrungenen Vorfahren germa„nischen Stammes gewesen sein müssen (Voss und Stimming, Vor„geschichtliche Alterthümer aus der Mark Brandenburg, Berlin, 1890, S. 23)“, das kann ich aus persönlichen Studien dortiger Culturschichten und Sammlungen zwar bestätigen, muss aber bemerken, dass das Gesagte auch für die rheinischen Funde der jüngeren Stein-, der Bronze- und der Eisenzeit da zutrifft, wo nachweisbar Kelten wohnten, wohingegen die rein germanischen Gebiete am Niederrhein die bekannten schlichten Graburnen mit Leichenbrand und spärlichen Beigaben bergen. Ich erinnere an die im Düsseldorfer Museum ausgestellten Gefässscherben vom guten Mann bei Urmitz unterhalb Coblenz, an die gleichartigen Scherben, welche Mehlis aus dem Ringwall von Rheindürkheim veröffentlicht hat, an die gleichartigen vom Herrenplatz bei Steeten; alle sehen den von mir bei Dresden gesammelten und den mir von Tischler aus Ost-

preussen zugesandten so ähnlich, dass sie durcheinander geworfen, schwerlich wieder von einander geschieden werden können. Ich verweise auf die im Bonner Provinzial-Museum befindliche Napfurne von Emmerich, die ununterscheidbar ist von gleichartigen, welche der Dresdener Forscher Dr. Deichmüller als Eigenart des Lausitzer Typus bezeichnete. Boyd Dawkins schrieb mir, dass während die neolithischen Schädel in Grossbritannien ohne Ausnahme dolichocephal seien, im Bronzealter die Brachycephalen erschienen; sie seien identisch mit den keltischen Stämmen des Festlandes und mit denselben fänden sich die Vasen mit Schnur- und Sparrenverzierung vor! Lubbock (Vorgesch. Zeit, Deutsche Ausgabe B. I, S. 164) schreibt die in Hügelgräbern Englands vorkommenden geschweiften Becher der neolithischen Zeit zu, hinzufügend, dass allerdings in dem einen oder anderen Grabe ein Bronzewerkzeug angetroffen worden sei und sagt dann auch, dass die Schädel dieser jüngeren Steinzeit so auffallend brachycephal seien, dass unter 70 Exemplaren aus den runden Grabhügeln sich nicht ein einziger zeigte, der dolichocephal ist! Wenn Virchow (Corresp.-Bl. d. Deutsch. anthrop. Gesellsch. XVI, 1885, S. 124) sagt, Ecker habe für Süddeutschland nachgewiesen, dass zwei verschiedene prähistorische Bevölkerungen hier aufeinander gefolgt seien, dass die Bevölkerung der Hügelgräber absolut verschieden sei von dem germanischen Typus, dass in den Hügelgräbern brachycephale Leute stecken, dolichocephale in den Reihengräbern, so wird dies von Schaaffhausen bestritten, weil der Index der Hügelgräberschädel nach Ecker 78, 87, der der Reihengräberschädel 74, 97 sei, die Brachycephalie erst mit 80 anfange. In Italien finden sich bekanntlich ebenfalls die eleganten Steingeräthe bei den brachycephalen Todten, während nach Cuno (Vorgesch. Roms, 1. Theil 1878) Italien seine Bevölkerung thatsächlich aus dem Keltenlande erhalten hat. Die Sage berichtet, dass 300 Jahre vor der Gründung griechischer Colonien auf Sicilien (im 8. Jahrh.), im 11. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung eine arische Völkerwelle von Osten nach Westen sich über Italien ergossen habe. In dieser Zeit können thatsächlich die mit den Lausitzer Gefässen übereinstimmenden Terramara-Funde Italiens recht wohl entstanden sein. Etwas älter sind die geschweiften Becher mit Schnurverzierung. Klopfleisch hat nachzuweisen gesucht, dass das Merseburger Grabdenkmal, wie überhaupt die geschweiften Becher mit Schnurverzierungen merkwürdige Anklänge zeigen an die Ornamentik und Symbolik des alten Reiches in Aegypten. Auf meine Bitte hin hat Herr Professor Dr. Wiedemann auch diese Angaben Klopfleisch's geprüft und sich dahin ausgesprochen, „dass für die 12. Dynastie, welche Klopfleisch heranzieht, sich die Zeit von 3450 bezüglich 2300 v. Chr. ergebe, dass man Anklänge deshalb nicht im alten Reiche suchen müsste, sondern im neuen“. Die Germanenausbreitung wird aber auch nach den überzeugenden Müllenhof'schen Forschungen in eine weit spätere Zeit gesetzt. Es bleibt somit nur die Annahme übrig, dass die Germanen die vorgefundene höhere keltische Kunstweise nicht zerstört, sondern übernommen haben, wie die Dorer, als sie Griechenland eroberten, die höhere Cultur der Besiegten annahmen.

Zur mittelrheinischen Alterthumskunde.

Von

Dr. C. Mehlis.

(Mit Taf. XI.)

---

1. Der Klosterfriedhof von Heilsbruck in der Rheinpfalz.

Aus der Pfalz, Ende April. Zu Füssen der mittelalterlichen Burgen Rietburg und Krobsburg, sowie kaum eine halbe Stunde vom Sitze des hochseligen Bayernkönigs Ludwig I., der Villa Ludwigshöhe, liegt am westlichen Ende der Stadt Edenkoben die Ruine des alten Cisterzienser Frauen-Klosters Heilsbruck. Das urspünglich beim Dorfe Hardhausen gelegene Kloster ward um 1262 nach Vazzenhoven, einem Dörfchen westlich von Edenkoben, verlegt und bestand hier, bis es 1560 von Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz aufgelöst ward.

Noch sind die alten Ringmauern erhalten, noch sieht man den pentagonalen Chor der alten Konventskirche, noch öffnet sich der weite Keller, über dessen Kreuzgewölbe sich die Klosterkirche erhob. Die Ruine des früheren Glockenthurmes ward von dem späteren Besitzer Albert Maier zu einem modernen Belvedere umgebaut. Der ganze, jetzt Dr. med. Hartz von Landau gehörige Landsitz trägt noch den Namen Heilsbruck.

Im März und April d. Jahres 1891 liess nun letzterer Besitzer südlich vom alten Kirchenchore das Terrain zu landwirthschaftlichen Zwecken — die Klostergründe bilden jetzt ein ergiebiges Weingut — um ca. 2 m abheben. Dabei stiess man zwischen Chor und einem nach Süden ziehenden Wirthschaftsgebäude, das wohl einem früheren Kreuzgange entsprach, auf eine Reihe von alten Gräbern. Dicht neben dem Chor fand sich ein steinerner Sarkophag ohne Deckplatte, nämlich von West nach Ost, wie alle übrigen Gräber. In demselben lagen zwei Skelette. Zu vermuthen ist, dass diese

Grabsetzung mit den meisten mittelalterlichen Resten nichts zu thun hat, sondern auf fränkischen Ursprung zurückgeht. Edenkoben erscheint ja schon im 8. Jahrhundert als „Zotingowen“, „Zotingen“ (vgl. Förstemann: „altdeutsches Namenbuch“, 2. Band) und zwar wiederholt, so dass anzunehmen ist, dass schon vorher, nach christlichem Ritus, hier und in dem urkundlich erst später erscheinenden Vazzenhoven fränkische Bestattungen vorgenommen wurden.

Etwas weiter nach Süden wurde nun der ganze Klosterfriedhof allmählich freigelegt. Die meisten Gräber lagen in 1 bis 2 m Tiefe und entbehrten einer steinernen Deckplatte. Die Särge waren vermorscht, ebenso die Knochen; an Beigaben fanden sich nur etliche Beinringlein von 1 cm Durchmesser, die wohl zu Rosenkränzen gehörten.

An Grabplatten wurden acht Stück dem Boden enthoben. Im Durchschnitt messen dieselben 1,80—1,90 m Länge, 0,70—0,80 m Breite, 0,20—0,30 m Dicke; sie bestehen alle aus rothem Bundsandstein, wie solchen die Abhänge der nahen Hartberge liefern. Leider wurden von den sechs Grabsteinen, welche Inschriften aufweisen, zwei beim Herausschaffen aus dem Erdreich zerstückt; zwei Grabplatten entbehren jeder Schrift, eine ist nur noch zur Hälfte erhalten; drei sind völlig unversehrt.

Was die Form der Buchstaben betrifft, so haben wir hier die ausgebildete Majuskelschrift des 13. Jahrhunderts mit ihren abgerundeten Ecken, ihren gebogenen Strichen (nur T bleibt gerade), ihren vielfach undeutlichen Buchstaben. Die einzelnen Zeichen sind bei den älteren Grabsteinen tiefer eingehauen, bei den jüngeren flüchtiger. Die Zahlzeichen sind der römischen Bezeichnungsweise entnommen; die im 12. Jahrhundert im Rheinlande und Italien auftretenden arabischen Ziffern sind hier bereits verschwunden (vgl. Wattenbach: „Anleitung zur lateinischen Palaeographie“, 4. Aufl., S. 99—100).

Mit Bezug auf die Lagerung der Inschriften ist zu bemerken, dass sie nach Art der altrömischen Sepulcralinschriften den Stein in seinem oberen Theile von links nach rechts bedecken. Die Methode, nur den Rand der Platte zu beschreiben, gehört im Mittelrheinlande erst dem 14. Jahrhundert an (vgl. Grabstein zu Seebach bei Dürkheim, im alten südlichen Kirchenschiff gelegen).

Was zuerst die fragmentirten Steine betrifft, so ist folgendes noch zu erkennen:

1. Fragment: MILES, bekannter Titel des 13. Jahrhunderts für das spätere „Ritter".

2. Fragment: SE. 3. Fragment: C (oder S)IMO. Dieses scheint den Eigennamen „Simon" zu enthalten. Ein Simon, der Jüngere, Graf von Eberstein und Zweibrücken, gehört im Jahre 1273 zu den Donatoren des Klosters (vgl. Remling: „Geschichte des Klosters Heilsbruck" Mannheim 1832, S. 26). Möglicher Weise ward dieser Graf nach der Sitte jener Zeit hier bestattet. —

Der älteste datirbare Grabstein enthält folgende Inschrift:

SEPVLCRV̄ 1.
ELISABETH 2.
PARVLE 3.

Die Interpretation von Z. 1 und 2 macht keine Schwierigkeit. Z. 3 dagegen enthält im 4. Zeichen eine Ligatur, die nicht leicht zu deuten ist. Es ist ein doppelt gestrichenes V, dessen zweitem Schenkel jedoch die Hälfte fehlt; dafür ist es kombinirt mit einem dritten halben, nach Rechts gehenden Schenkel. Wattenbach erwähnt eine solche Ligatur nicht. Man ist versucht, dasselbe als VV = VU zu drucken, so dass die Inschrift lauten würde:

„Sepulcrum Elisabeth parvulae."

Elisabeth war die zweite Aebtissin, die von 1268—1274 urkundlich nachweisbar ist (vgl. Remling a. O. S. 24—25).

Ein zweiter Grabstein enthält die folgenden vier Zeilen, darunter innerhalb eines Kreises einen schiefen Wappenschild, der nach unten stark spitz von einem horizontalen Balken getheilt wird.

ANO · DN̄I · M · ᗧ̊I · IX 1.
XIIII · RV_ · IVNII · ø 2.
CVNRAT · DE · AL 3.
DORF 4.

Wappen.

Schwierigkeiten bietet in Zeile 1 das Zahlzeichen, welches dem M folgt. Aus epigraphischen und historischen Gründen muss es als eine Abkürzung für CCC gehalten werden. Aus epigraphischen: das sonst unbekannte Zahlzeichen enthält wirklich drei, mit Querstrichen versehene C; aus historischen: nach Remling (a. O. S. 27) beschenkte „Junker Konrad von Altdorff

mit seiner Gattin Adelheit anno 1279 des Klosters mit dem 4. Theil des Zehnten von Burrweiler". Konrad von Altdorf (Altdorf liegt ca. eine Stunde unterhalb von Edenkoben) gehört demnach Ende des 13. Jahrhunderts zu den Donatoren des Klosters Heilsbruck und suchte hier seine Ruhestätte. Wir lesen denn auch die Grabschrift also:

Anno domini MCCC IX.
XIV. (RV oder RVL ??) Junii obiit
Cunrat de Aldorf.

Des edlen Schenkers, Conrad von Altdorf, Grab und Wappenstein wären somit aufgefunden worden und damit Epigraphik und Heraldik bereichert.

Ein weiterer Grabstein trägt nur den Namen am oberen Ende des Steines:

MARGARETHA.

Nach der Schriftform und den Angaben Remling's (a. O. S. 30—31, 72) haben wir hier den Grabstein der Aebtissin Margaretha, welche in den Wirren der strittigen Kaiserwahl 1325 und 1326 die Güter des Klosters vermehrte.

Der letzte Grabstein ist leider nur noch zur Hälfte (Länge = 0,83 m, Breite = 0,42 m, Dicke = 0,15 m) erhalten. Er zeigt in zum Theil undeutlichen Strichen folgende Zeichen (wobei wir zweifelhafte einklammern):

M C C C·	1.
(S?) R (G F F)	2.
M I L E S	3.
S S O N · ·	4.
halbe Lilie, als Wappenzeichen.	

Zeile 1 enthält ohne Zweifel das Todesjahr dieses „Miles" = 1300. Zeile 2 wird seinen Vornamen enthalten, doch sind sämmtliche Zeichen ausser R ziemlich unsicher. Zeile 3 Miles ist zweifellos. Zeile 4 muss den Sitz des Miles enthalten; von diesem ist jedoch nur die Endsilbe und ein vorausgehendes S, im Ganzen SSON erhalten. Einen passenden Ortsnamen können wir bis jetzt dafür nicht namhaft machen. — Das Ende des Grabsteines enthält Mitteltheil und linken Lappen einer stilisirten Lilie. Sollte diese, sowie die Ortsendung — son auf einen französischen „Ritter" deuten? —

Sämmtliche Grabsteine machte der Besitzer, Dr. Hartz, dem Kreismuseum zu Speyer zum Geschenke. Die Grabplatten, die ebenso wohl für die Lokalgeschichte archaeologische Belege, wie für die Entwickelung der mittelrheinischen Epigraphik und Heraldik — weil genau datirbar! — nicht zu unterschätzendes Material darbieten, dürften nach unserer Ansicht in einem Kreismuseum allen Fachmännern mehr nützen, als in loco als unbequemes Anhängsel einer Kirche oder eines Friedhofes. — Remling, dem Historiograph von Heilsbruck, würde die Entdeckung dieser seine Forschungen ergänzenden Inschriften am meisten Freude bereiten!

2. Altdeutsche Gerichtsstätten in der Pfalz.

(Mit einer Zeichnung.)

Jedermann hat Kenntniss von alten Gerichtsstätten, wo die freien Bauern vor Jahrhunderten zu Gericht sassen, aber in Wirklichkeit sind wenige solcher Malstätten bekannt.

Eine sichere kann der Verfasser nachweisen. Dieselbe befindet sich in der Rheinpfalz am Südufer des von Kloster Höningen nach Altleiningen fliessenden Leiningerbaches. Eine Wiese ist dort von alten Buchen und Eichen malerisch umgeben. Das Thälchen, an dessen Ausgang die Stelle sich befindet, hat den Namen Langenthal. Mitten im Haag erhebt sich ein kubusförmiger, nach oben etwas spitz zulaufender, wohlbehauener, 70 cm hoher, 40 cm breiter, 50 cm dicker Stein, der auf der Südseite in lateinischen Majuskeln folgende Inschrift trägt:

OHTT · SCHVCH · AL// 1.
WO · DIE · DREX · ORTH · 2.
DER · GANERB // 3.
SCHAFT · Wv D, B ·. 4.
HIR · ZV · SAMMEN// 5.
KVNFFT · VND · RECHT · 6.
ZV · SPRECHEN · HA// 7.
BEN · ANNO · 1744. 8.

Das erste Wort ist nicht ganz zu enträthseln, wahrscheinlich soll es OHTS oder OHTE heissen und bildet der dritte und vierte Buchstabe eine ungeschickte Ligatur.

aber nur durch drei nicht einmal parallel laufende Kehlungen oder Striche in der rohesten Weise verziert. In der Grösse stimmt es nahe mit dem Meckenheimer Becher überein, in der Höhe ist nur ein Unterschied von 5 mm und im oberen Durchmesser von $1^1/_2$ cm. Das von Weissenthurm ist 16,5 hoch und misst im oberen Durchmesser 11,5. Ein cylindrischer Becher dieses Typus von der Grösse und Form unserer irdenen Blumentöpfe wurde mir von dem Uhrmacher Hein aus Andernach als Fundstück von Eich bei Andernach übergeben. Derselbe, jetzt im Historischen Museum der Stadt Düsseldorf, ist von Aussen völlig bedeckt mit den bereits beschriebenen Quadratpunkt-Gurtlinien. Das Römisch-Germanische Centralmuseum in Mainz besitzt eine grössere Anzahl von Gefässen eines gleichartigen Typus, von denen einige zwar dieselbe Ornamentvertheilung zeigen, jedoch an Stelle der Quadratpunkte Schnittverzierungen und ein fischgräteartiges Ornament aus schräg gestellten kurzen Parallelstrichen tragen; wieder andere haben Strichverzierungen; ächte Schnurverzierungen fehlen. Als Fundstellen sind die Orte Dienheim, Herrnsheim und Oberolm verzeichnet. Ein charakteristisches Hügelgrab, welches Gefässe dieses Typus barg, ist das von D o r o w, Opferstätten und Grabhügel, 1. Abth., Wiesbaden 1826, S. 1—5) beschriebene vom Hebenkies bei Wiesbaden. Dieser Fund zeigt, dass nicht nur der Typus der Thongefässe, sondern auch die Beisetzungsweise der Todten eine andere ist, als die der Monsheimer und anderer gleichartig ausgestatteter Gräber. Das Wiesbadener Grab war ein Brandgrab; an Stelle der Erdgruben erscheint ein künstlich aufgeworfener Hügel mit Steinkern und der Todte selbst ist reicher mit Beigaben ausgestattet, ja man hat ihm sogar sein Leibross mitgegeben, wenn die beiliegenden Pferdeknochen darauf schliessen lassen. Ausserdem fand sich bei ihm eine sehr schöne geschliffene durchbohrte Serpentinaxt, die geschmackvoll facettirt ist. Wie weit schlichter sind dagegen die Monsheimer Steingeräthe; auch hat man sich zu keinem derselben jener gewählteren Steinart bedient. Dann ist zu berücksichtigen, dass sich in dem Wiesbadener Grabhügel schon einige grün oxydirte Kupfer- oder Bronzeringe fanden. Professor S c h a a f f h a u s e n theilt mir mit, „dass mehrere Gefässe dieser Form auf der Gewerbe-Ausstellung zu Coblenz im Sommer 1891 zu sehen waren. Zwei befinden sich im Besitze des Herrn Dr. P i c k in Coblenz. Eines ist von gleicher Grösse und Form wie das von Weissenthurm. Eines ist mit fünf Reihen eingedrückter Punkte verziert, die oberste bildet kleine Rauten, das zweite ist viel niedriger und hat um den Bauch neun durch Punkte hervorgebrachte Linien, neben dem oberen Rande sechs“. S c h a a f f h a u s e n bemerkt ferner, „so weitverbreitet die Form auch ist, so zeigen Technik und Ornamentik doch grosse Verschiedenheiten, die auf verschiedene Zeiten bezogen werden dürfen. Der aus der Hand geformte Topf von Weissenthurm ist die roheste Form dieser Art, die sich aus den Bewegungen der Hand des Töpfers erklären lässt, vgl. Rh. Ja b. LXXXVI, S. 36. Die mit einem Hölzchen scharf eingeritzten Str sind durchaus keine Sch
zierung; sie verlaufen ganz
ihr Anfang und Ende gehe

Streifen, die um [illegible]
Provinzial-Museum [illegible]
einer Reihe [illegible]
Mitte des Gefässes [illegible]
in einer Doppel[illegible]
laufen oben. [illegible]
mässig um [illegible]
Gefässe vom H[illegible]
sind von ähnl[illegible]
erinnert an die [illegible]
Strichen dicht [illegible]
der Gefässe [illegible]
Reihen schief [illegible]
gesetzt gericht[illegible]
Reihen einge[illegible]
standen aber [illegible]
wohlgebildeten [illegible]
Form in derselben [illegible]
der durchbohrte [illegible]
thische Zeit. Nicht [illegible]
sagt: „Besonders auffa[illegible] n
sehr schöne Form [illegible]
Masse und Arbeit [illegible] ten,
asiatische Colonisten [illegible] elti-
wandert sind, bei [illegible] gen
beit und Masse [illegible] aesar
deutung gewinnen [illegible] rliner
teste Denkmal dieser [illegible] h hier
Prof. Klopfleisch [illegible] es Lau-
schriebene „Merseburger [illegible] iserzeit
als Kern eine au[illegible] kerung
barg. Auf den inneren [illegible] schlusses
teppichartigen Ornamenten [illegible] östlichen
Pfeilbündel (nach [illegible] ren, auch
vermeintlich Gestirn[illegible] ren germa-
ein Bündel Pfeile. [illegible] ring, Vor-
O. p. 51 aus Lepa [illegible] Berlin, 1890,
Wiedemann [illegible] turschichten
stellt eine Harp[illegible] das Gesagte
eine hamm[illegible] nze- und der
der des Wie[illegible] wohingegen
wurde auch [illegible] ten schlichten
Art von [illegible] bergen. Ich
grossen T[illegible] scherben vom
und Urnen[illegible] gen Scherben,
(Keller [illegible] röffentlicht hat,
[illegible] sehen den von
[illegible] chler aus Ost-

masse am Rande der „Heidenmauer" bildet, dürfte die alte Malstätte von Dürkheim gebildet haben. Ein gewaltiger Felssessel ist an dem Südfuss der Felswände herausgearbeitet. Darüber steht:

< I Z O 4 anno

d. h. im Jahre 1204. Wie hier die Malstätte mit der Gottheit Brunhold oder Brynhild = Freya in Verbindung gebracht wurde, so zu Landstuhl im Westrich mit der Göttin Nanna. Landstuhl heisst urkundlich Nannstuhl, woraus mundartlich später Nannstall oder Nannenstall ward (vgl. W. Frey: „Beschreibung des Rheinkreises" IV. Th., S. 172). —

Nanna [1]) „die Blüthe" und Brunehild die „in der Brünne Verborgene" sind nichts als Variationen der Erdgöttin Freya = Nerthus, und in ihrem Schutze versammelten sich am Mittelrhein an göttergeweihter Malstätte die freien Franken. Später verschwanden die Götter, und aus dem Götterstuhle ward der Bundschuhstein.

3. Der Drachenfels im Hartgebirge.

(Mit Kärtchen.)

Der Berg, an den in erster Linie die Sage vom Sigfrid, dem niederrheinischen Drachentödter sich anknüpft, im Kampfe mit diesem Ungethüm um die schöne Chrimhilde aus Worms, liegt drei Meilen westlich von der alten Burgunderhauptstadt Worms im hinteren Isenachthale. Der enge Thalweg führt an Dürkheim a. d. Hart längs der Isenach bis zum Forsthaus „Jägerthal"; dann links im Seitenthälchen hin zum Saupferch; von hier führt ein einsamer Fusspfad in einer Stunde zur aussichtsreichen Höhe. Ein anderer Zugang geht von Dürkheim längs der alten Römerstrasse (vgl. westdeutsches Correspondenzblatt 1891, X. Jahrgang Nr. 6) am Ebersberg vorüber, dann zum Murrmirnichtviel, ferner zum Lambertskreuz und den „sieben Wegen". Von hier, dem einzigen Joche, das den Drachenfels in südlicher Richtung mit den umliegenden Bergketten in Verbindung setzt, führt eine Schneuse und ein Pfad in einer halben Stunde zur Höhe. Auch nach Frankenstein und Weidenthal

1) Ueber Nanna, Baldurs Gemahlin, vgl. Grimm und Simrock, über Brunhild's Bedeutung: Mehlis „im Nibelungenlande" Stuttgart 1877.

führen Zugänge über die „gebrannte Buche“, der Fortsetzung des obigen Römerweges in der Richtung nach Johanneskreuz. Am Stoppelkopf vorüber gelangt man nach Süden nach Lambrecht.

Der Drachenfels selbst liegt in 571 m Seehöhe und bildet die höchste Erhebung der Hart zwischen Dürkheim, Frankenstein, Neustadt. Umflossen wird er von zwei Thalungen, dem Friedrichsthal im Süden und Westen, dem Drei-Brunnenthal im Osten und Norden. Am Joche zwischen beiden Thalungen beginnt der oben erwähnte Zufuhrweg. Der Drachenfels besteht aus einer gewaltigen Bundsandsteinscholle, welche sich im Ganzen von S. nach N. erstreckt (vgl. Kärtchen). Der südliche Theil bildet ein unregelmässiges Rhomboid, der nördliche einen nach NW. laufenden Felskamm von 360 m Länge. Die drei nach S., W., O. liegenden Seiten des Rhomboides haben 160—170 m Länge, die vierte, welche an den im Westerfels endenden Felsgrat stösst, nur 40 m.

An der steilabstürzenden Ostseite befinden sich mitten in den Sandsteinschichten zwei natürliche Felskammern. Die südliche durchsetzt in einem ca. 3 m hohen und 12 m breiten Bogen den ganzen Fels von O. nach W. und bietet nach W. dem überraschten Blick eine reizende Einsicht in die tiefen Forste des inneren Hartgebirges. Diese Höhlung, die wohl dem Einflusse des Wassers zu danken ist, führt den Namen „Drachenhöhle“. Etwas nördlich davon erstreckt sich von S. nach N. eine zweite Felskammer, die etwa 20 m Länge, 3 m Höhe und 10 m Tiefe hat. Sie durchsetzt jedoch nicht, wie die erste, den ganzen Fels, sondern bildet nur eine Seitenhöhlung. Sie führt den Namen: „Drachenkammer“. In beide Höhlungen verlegt die Ortssage den Aufenthalt des sagenhaften Drachen und den Kampf Sigfrids mit ihm um die Wormser Königstochter. Jedenfalls könnte diese mittelrheinische Sage für die Lokalisirung dieses Mythus keinen passenderen Platz finden, als den hochragenden, zu solchen Anschauungen prädestinirten Drachenfels, dessen ganzes Plateau auch „Hohberg“ von den Umwohnern genannt wird. Der ganze Hang des „Hohberges“ ebenso wie das Plateau ist von hochstämmigen Buchen bedeckt. Im Süden entspringt ein frischer Quell, früher vom Grafen Friedrich Magnus von Leiningen-Hartenburg „Friedrichsbrunnen“ genannt, seit etwa 20 Jahren umgetauft in „Sigfridsbrunnen“.

Nördlich von diesem frischen Bronn erstreckt sich dem Fels zu die Teufelsdelle bis zur Drachenhöhle. Ueber dem nächsten,

nach W. ausbeugenden Grate liegt nach W. ausgebogen das Drachenthal. Zwischen Westerfels und dem Eingang zum Drachenfels (vgl. Kärtchen) liegt ein weiteres Thälchen, das wie die vorigen zum Friedrichsthal führt, die Trockendelle. Auch hier liegt zu Beginn der Thalung, wie im Drachenthal, eine kleine Quelle. Wasser war also genug vorhanden. —

Bisher hatte der Drachenfels in erster Linie als touristischer Aussichtspunkt, sowie als Oertlichkeit der Sigfridssage Bedeutung. Das letztere hat auch der Dichter und Forscher Prof. Uhland anerkannt, der vor einem Menschenalter den Drachenfels mit mehreren Pfälzern besucht und diesen Berg als mitspielend in der mittelrheinischen Nibelungensage bezeichnet hat (vgl. auch Mehlis: „Im Nibelungenlande", Cotta 1877). Die Nähe von Worms, Drachenhöhle, Drachenkammer sprechen hierfür, Punkte, welche im Volkslied ja auch erwähnt werden, ferner die auffallende Höhe und Länge des Bergplateaus, was ja auch das Volkslied gebührend hervorhebt, wenn es berichtet, das der Drachenfels auf eine viertel Meile Weges seinen Schatten auf das Gebirge werfe. Auch Eisenschmieden und Eisenschmelzen befinden sich seit Alters in dem Isenachthale; ferner am Ostfusse des Drachenfels eine „Lindendelle" — mit einer Linde hat ja Sigfrid nach der Sage den Drachen erschlagen.

Es hat das deutsche Volkslied vom „hörnen Sigfrid" (vgl. H. von der Hagen und A. Primisser, Berlin 1825: „der Heldenbuch" „hörnen Siegfried") ohne Zweifel den Drachenfels im Hartgebirge genau gekannt, wenn es von „eyner staynen Wand", vom „holen stayn", dem „Trachenstain", von „einer hölen die do was unter dem Trachenstayne" u. s. w. spricht. Auf keinen anderen Berg in Deutschland passt diese Beschreibung so genau, wie auf den Drachenfels im Hartgebirge. Es lässt dies aber voraussetzen, dass es ohne Zweifel hier „weg und steyge" seit Alters gab, die „gen Wurms an den Reyn" führten. Und so ist es auch, wie wir eben schon bei Betrachtung des alten Römerweges, der über Dürkheim zum Rhein führt, bewiesen haben.

Aber noch andere Gründe hatte die Volkssage, gerade bei diesem Felshaupt des Waskenwaldes zu verweilen. Ein Ringwall aus grauer Vorzeit umzieht das südliche Plateau, und auch dieser mag den Augen mittelalterlicher Besucher nicht entgangen sein.

Dass aber solche den Drachenfels besucht haben, beweist folgende in der Drachenhöhle befindliche Inschrift:

I R R S A A * L · 1 Z 4 · 9 ·

Sie ist zu lesen „Irrsaal. 1249“. (Ueber die Form der „4“ vgl. die einschlägige Schrift Wattenbach's 2. Aufl., S. 101—102.) Ob daneben eine Runeninschrift im Altarblock eingegraben steht, ist noch nicht definitiv entschieden, jedoch sehr wahrscheinlich. Der Wall besteht aus zusammengestürzten Sandsteinbrocken und ist grösstentheils als Doppelwall vorhanden. Wir verfolgen ihn kurz von nordöstlichem Eingang her:

Hier hat er eine Höhe von 3 m bei einem Durchschnitte an der Sohle von 10 m. Er ist hier nur einfach. Nach S. zu verschwindet er am Eingang zur Drachenkammer, um westlich der Drachenhöhle wieder zu erscheinen. Die Felswand fällt hier senkrecht ab, so dass hier oben ein Wall überflüssig war. Jedoch unterhalb der Drachenkammer zieht von N. nach S. eine Felsmasse, die mit altem Mauerwerk bis zu einer Höhe von $^3/_4$ m eingefasst ist. In diesem Raume fanden sich Münzen vom Kaiser Magnentius (350 —353 n. Chr.), die zahlreich auf der Heidenburg bei Kreimbach a. d. Lauter vom Ref. ausgegraben wurden und ebenso auf dem Trifels und anderen Befestigungen der Pfalz vorkommen.

Auf der Süd- und Westseite ist der Doppelwall noch vortrefflich erhalten. Er hat hier noch eine Höhe von 2—3 m und eine Kammbreite von 6 — 7 m. Auf der Westseite machen die Böschungen zwischen beiden Wällen den Eindruck, dass zwischen ihnen ein Wallgang vormals herlief. Auf diesem Zuge befinden sich mehrere, durch eingesetzte Querriegel hergestellte Schanzen. Zwei liegen nebeneinander am Ende der Westfront. Die grössere hat 14 m L., 8 m Br., $1^1/_2$ m H. Am tiefsten Punkte der Westfront oberhalb des Drachenthales liegen zwei weitere Schanzen nebeneinander, von denselben Dimensionen. Sie hatten offenbar den Zweck, den hier befindlichen Eingang zu decken, der zu einer Quelle des Drachenthales hinab führte. Hier hat der Wall eine Höhe von $1^1/_2$ m und eine Sohlenbreite von 8 m.

Jenseits dieses Haupteinganges steigt das Terrain nach N. wiederum und wird beherrscht von einer dritten Doppelschanze, welche zugleich das Rhomboid vom Felsgrat des Westerfels absperrt. Diese Schanze hat die stärksten Dimensionen, 40 m L., 8 m. Br., und $^3/_4$ m

Höhe. Von ihr nach NW. zu sind die Ränder eines Grabens von ca. 10 m Breite zu erkennen, der mit dem Walle das Kastell auf dieser Seite von dem Felsvorsprung hinlänglich getrennt hat. Von dieser wichtigen Stelle zieht sich der Wall im Bogen weiter, um bald am höchsten Punkte der Felsmasse anzugelangen an der NO.-Ecke. Es ist hier ein zum Theil mit altem Mauerwerk umzogenes Viereck zu erkennen, an dessen NW.-Rande das Fundament eines Turmes mit 5 m Durchmesser festgestellt ist. Mit dem nahebei befindlichen, trigonometrischen Signalstein hat aber weder Turmfundament noch Mauerviereck etwas zu thun. Das höchste hier befindliche Plateau fällt zum Osteingange in mehreren Felsterrassen ab; in einer derselben scheint eine Wachthütte zwischen den Felsen angebracht gewesen zu sein.

So wäre nur der Felsgrat des Westerfels unvertheidigt gewesen, wenn diesen nicht ein vom Verfasser und Herrn kgl. Bezirksgeometer Frank gefundenes und vermessenes Vorwerk im weiten Halbkreis umziehen würde.

Es ist ein Vorwall, der in ca. 120 m Entfernung den Westerfels umzieht. Derselbe beginnt ca. 100 m w. vom Westerfels und zieht 390 m n. und ö. desselben im Bogen (in summa = 490 m). Nördlich vom Westerfels ist ein Eingang. Der Wall hat eine Höhe von $^3/_4$—1 m.

Auf dem Felsplateau nach W. zu liegen von O. nach W. mehrere kleine Hügel von länglicher Form. Sie sind $^1/_2$ m hoch, 2 m lang. Mehrere derselben liess Verf. im Jahre 1884 untersuchen. Im ersten fand sich eine Art Lanzeneisen (70 cm lang) mit einer paalstabähnlichen Spitze, im zweiten eine von abgebrochenem Fleisch(?)-Haken, im dritten ein Meissel — alles aus Eisen. Dabei lagen scharfgebrannte, grauschwarze Scherben, wie sie der Spätrömerzeit eigen sind. Die drei obigen Werkzeuge resp. Waffen sind wohl in die Spät-la-Tène-Zeit resp. die Spätrömerzeit zu setzen. Die Hügel dienten vielleicht als Heerde der hier oben hausenden Besatzung. Die Funde befinden sich im Museum zu Dürkheim. Zwischen dem Joch und dem Südfuss des Drachenfels liegt rechts vom Wege ein zum Theil schon angebrochener Tumulus, der seiner Form nach der Spätrömerzeit angehören wird. —

Wir kommen zur Frage nach Zweck und Zeit dieser Befestigung auf dem Drachenfels. Nach manchen Andeutungen, welche der Bau derselben gibt, ist dieselbe nicht das

Produkt einer Zeitperiode. Es scheinen zwei Epochen, wie auf der Heidenburg bei Kreimbach, der Heidenmauer bei Dürkheim und anderen, mittelrheinischen Refugien, daran gearbeitet zu haben. Die Drachenhöhle mit ihrem Durchblick, der altarähnliche Block in derselben (neben welchem obige Inschrift steht), der ganze mythisch angelegte Felsberg mögen wohl dem Kultus gallischer Druiden, dem gegenüber Verf. sonst sehr vorsichtig ist, gedient haben. Auch der älteste Steinring mag damals entstanden sein. Allein die regelmässige, wohl überlegte Ausbildung des Plateau's zu einem förmlichen Kastell mit verschanzten Eingängen, dem Vorwall u. s. w. kann nur einer vorgeschrittenen Kulturperiode angehören. Die vorbei, bez. hinaufführende Römerstrasse, die Münzen des Magnentius, endlich die Eisenfunde und Scherben weisen als spätere Benutzungszeit auf das 4. Jahrhundert n. Chr. hin, auf die Zeit des Kampfes zwischen Magnentius, dem Rheinländer und Constantius, dem Italiener (350—353). Auch die Kastelle von Kreimbach, Oberstaufenbach, Dürkheim u. a. standen damals in Blüthe. Wie Münzfunde von der Dürkheim-Weidenthaler Römerstrasse beweisen, mag diese im Laufe des 3. Jahrh. n. Chr., als das Decumatenland, die Vormauer des römischen, oberen Germaniens, eine Beute der Alamannen geworden war, als Militärstrasse angelegt worden sein, nachdem die Verbindung als solche vom Rhein zur Saar schon früher bestanden hatte.

Damals zur Zeit der Tetricus, Gallienus, Probus entstand das ausgiebige Vertheidigungssystem des linksseitigen Geländes am Mittelrhein; damals schon hat man befestigte Militärstrassen von der Rheinlinie nach Divodurum und Augusta Treverorum angelegt. Damals zog man die alten oppida der Gallier in das Befestigungsnetz hinein und baute die verlassenen Stätten des Drachenfels, der Heidenburgen Oberstaufenbach, Kreimbach u. a. nach römischer Weise energisch um. So ward die verwunschene Druidenstätte zum römischen Kastell, so die Drachenhöhle, die vormals wohl Menschenopfer gesehen hatte, zum Beobachtungsposten eines gallischen Auxiliar's, so der Wohnsitz des Druidenpriesters an höchster Stelle des Plateaus zum Prätorium des römischen Befehlshabers. Mit dem Niedersinken der Römerherrschaft 405/406, als Burgunden, Alanen, Vandalen die Römerkolonien am Mittelrhein vernichteten (vgl. Hieronymus 9. epist. ad Ageruchium) fielen auch diese

Strassenkastelle in die Hände der Germanen. Und damals schon wird der Grund zur Sage von Sigfrid, dem Drachentödter, gelegt worden sein, der am Hofe Gundachar's zu Worms geweilt und diese Römerburg gewonnen haben soll, die ja von Vertheidigern geschützt war, die den Drachen im Banner führten. Der späteren Zeit Heldengesänge woben diese Sage noch fester um die Trümmer hier oben um Drachenfels und Drachenhöhle, um Drachenkammer und Riesenhaus, um Sigfrid, den nordischen Recken und Chrimhilde, die geraubte Königstochter von Worms, bis dann wohl von einem mittelrheinischen Sänger, der zur Hohenstaufenzeit selbst den „Trachenstein" besucht hat, das Lied in Nibelungenstrophen gefügt wurde, das uns in zwei Nürnberger alten Drucken (um 1530—1540) überliefert ist, als die Gesangsweise vom „hürnen Seyfrid".

II. Litteratur.

---

1. **Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Erster Band.** I. Die Kunstdenkmäler des Kreises Kempen; II. Die Kunstdenkmäler des Kreises Geldern. Im Auftrage des Provinzialverbandes der Rheinprovinz herausgegeben von Paul Clemen. Düsseldorf. L. Schwann, 1891. gr. 8. XIV und 137; II und 118 S. Preis 3 M. 50 Pfg. und 3 M.

Unter allen deutschen Gebieten ragt die Rheinprovinz durch die Zahl und Grossartigkeit der in ihr erhaltenen Kunstdenkmäler hervor. Von den prähistorischen Zeiten an, deren Reste sich unter vulkanischen Auswürflingen zu Andernach gefunden haben, bis zu der letzten streng umgrenzten kunstgeschichtlichen Periode, dem Empire, hat jede Epoche hier glänzende Vertreter zurückgelassen. In den Bauten von Trier erkennt man die gewaltigsten Ueberbleibsel römischer Thätigkeit auf germanischem Boden, der Dom zu Aachen bezeichnet die Blüthe karolingischer Baukunst, zahlreich sind die Werke des romanischen und des Uebergangsstyls bis im Dom zu Köln die vollendetste Schöpfung der Gothik uns entgegentritt. Können später die Bauten jüngerer Zeiten auch nicht an Grösse mit denen des Barock, Rokoko und Empire in anderen Ländern, insbesondere in Frankreich wetteifern, so geben sie doch gute und charakteristische Proben dieser Stylgattungen. Und gerade in diesen Zeiten des verhältnissmässigen Niederganges der grossen Kunst an den Ufern des Rheines, entfaltet an ihnen wieder die Kleinkunst ein reiches Leben, entstehen zu Raeren, zu Frechen und vor allem zu Siegburg Kunsttöpfereien, deren Erzeugnisse sich hohen Rufes weit über die Grenzen Deutschlands hinaus zu erfreuen hatten. — Hand in Hand mit der Freude am Schaffen neuer Kunstwerke ging im Rheinlande das Interesse an den Werken älterer Zeit. Frühe entstanden hier Sammlungen von Alterthümern aller Art, von Bildern, Inschriften, Urkunden und gab sich in historischen Werken und Materialsammlungen die Liebe zur Heimath und ihrer Vorzeit kund. Als am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts die Kunstgeschichte im eigentlichen Sinne des Wortes ihren Aufschwung nahm, da war es in Deutschland das Gebiet der Rhein-

provinz, welches ihr das reichste Material zur Verfügung stellte, welches zahlreiche der Kunstforscher zu ihren Studien und Schriften begeisterte. Um nachzufühlen, wie gewaltig der Eindruck war, den das Rheinland auf das neu erwachende, historisch forschende ästhetische Gefühl machte, genügt ein Blick in das klassische Werk Georg Forsters und die prächtigen Schilderungen Goethes.

Zweifach war die Aufgabe, welche sich der Forschung darbot. Einmal handelte es sich darum, das vorhandene Denkmälermaterial zu registriren, dann darum, die wichtigsten Stücke oder Gruppen desselben im einzelnen zu bearbeiten. Letztere Seite der Arbeit wurde zuerst in Angriff genommen. Eine lange Reihe von Schriften über archäologische Gegenstände ward veröffentlicht, Zeitschriften erschienen, Vereine bildeten sich, unter welch' letzteren sich besonders der Verein von Alterthumsfreunden während der nun mehr als fünfzig Jahre seines Bestehens um die Veröffentlichung von Denkmälern und die Erweckung des historischen Interesses in weiten Kreisen der Bevölkerung Verdienste erwarb. Die Inventarisirung, welche bereits 1815 von Schinkel angeregt worden war, machte nicht so schnelle Fortschritte. Die erdrückende Masse des Materiales schreckte anfangs von einer zusammenfassenden Bearbeitung ab und so beschränkte man sich darauf, zunächst einzelne, mehr oder minder umfangreiche Denkmälerklassen zusammenzustellen und zu ediren. Vor Allem waren es Boisserée, Bock und aus'm Weerth, welche mit grossem Erfolg nach dieser Richtung hin thätig waren. Erst als in anderen Ländern und Provinzen Aufnahmen des gesammten Denkmälerbestandes stattfanden, als die Baudenkmäler des Regierungsbezirkes Kassel, die von Elsass-Lothringen und der Anfang derer von Baden erschienen, trat auch die Rheinprovinz dieser Aufgabe wieder näher. Nach längern Vorbereitungen veröffentlichte Lehfeldt 1886 die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirkes Koblenz. Dann gerieth das Unternehmen in's Stocken, bis es durch den Landesdirektor der Provinz, Geh.-Rath Klein, wieder in Fluss gebracht ward. Auf seine Anregung hin ernannte die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde eine Commission, um die Statistik durchzuführen. Diese cooptirte ihrerseits eine Reihe von Mitgliedern und erwählte den um die Geschichte der Rheinlande, insbesondere deren Rechtsalterthümer hochverdienten Geh.-Rath Prof. Dr. Loersch zum Vorsitzenden [1]). Nach mehrjährigen, den nothwendigen technischen Einrichtungen und der Feststellung des Planes des gesammten Werkes gewidmeten

1) Die Commission bestand ursprünglich aus den Bonner Professoren A. Dove (jetzt in München), K. Lamprecht (jetzt in Leipzig), H. Loersch und H. Nissen. Cooptirt wurden Professor K. Justi und Dr. H. Thode (jetzt in Florenz) in Bonn; Appellationsgerichtsrath a. D. Dr. A. Reichensperger, Domkapitular A. Schnütgen und Baumeister H. Wiethase in Köln.

Vorarbeiten wurde im Frühjahr 1890 mit der Sammlung des Materials und der Abfassung des Inventars Dr. Paul Clemen betraut, welcher sich in seinen „Porträtdarstellungen Karls des Grossen" (erschienen in Bd. XI. und XII. der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins) als ein gründlicher Kenner der Literatur und für eine derartige Aufgabe besonders befähigt erwiesen hatte. Dass die Wahl eine höchst glückliche war, beweisen die beiden vorliegenden Hefte.

Zu Grunde gelegt ist dem ganzen Werke die bestehende Eintheilung der Provinz in Kreise, jedem Kreise wird ein Heft gewidmet sein. Jeweils wird das Heft eröffnet mit einer topographisch-historischen Einleitung über den ganzen Kreis und beschlossen durch eine Karte desselben unter Angabe der Verkehrsstrassen. Die einzelnen Orte, Burgen u. s. f. in jedem Kreise werden alphabetisch geordnet. Bei jedem Orte steht voran die Speciallitteratur, dann folgen germanische und römische Funde und Anlagen, kirchliche Bauten und deren Denkmäler, weltliche Bauten und deren Denkmäler. Die erste Abtheilung soll mit Recht verhältnissmässig kurz gefasst werden, da über die ersten Jahrhunderte der rheinischen Geschichte die Litteratur, besonders auch in unseren Jahrbüchern, eine sehr reiche ist und Verweisungen auf diese genügend erscheinen konnten. Für die Inschriften der Römerzeit lag bereits in dem mit Unterstützung des Vereins herausgegebenen Werke von Brambach eine Zusammenstellung vor und ist eine neue vollständige Edition derselben binnen Kurzem von Zangemeister zu erhoffen. Schwieriger war die Arbeit für das Mittelalter und die Neuzeit bis zum Empire herab, mit welchem die Statistik abschliesst. Hier lag nur für die altchristlichen Texte eine Sammlung vor, die Kraus verdankt wird (vgl. Jahrb. 90, S. 184 ff.), für die jüngeren Texte war man auf zerstreute Einzelarbeiten oder die Originale angewiesen. Dieselben erscheinen in dem Werke, soweit sie dem Mittelalter entstammen, im Allgemeinen wörtlich, während jüngere Inschriften, besonders Grabtexte, nur auszüglich aufgenommen worden sind. Die Anordnung, um dies noch zu erwähnen, ist bei der mittelalterlichen und neuzeitlichen Abtheilung die, dass der älteste kirchliche Bau, also in der Regel die Pfarrkirche, voransteht und sich die übrigen Denkmäler an diesen, alphabetisch geordnet, anschliessen. Speciallitteratur über einzelne Bauten oder Denkmäler ist, mag sie gedruckt oder handschriftlich vorhanden sein, jeweils mit grösster Sorgfalt der Bearbeitung beigefügt worden. Zu Heft I S. 91 können wir bei dieser Gelegenheit nachtragen, dass die aus dem Kempener Wochenblatt citirte Arbeit von Pohl über die bronzene Gedenktafel des Burgbaues zu Kempen seither auch in den Bonner Jahrbüchern LXXXX, S. 203 ff. mit einigen Nachträgen des Verfassers abgedruckt worden ist.

Ein besonderer Vorzug des Werkes ist seine Illustrirung, die grösstentheils vermittelst Zinkclichés, daneben aber auch durch Phototypien erfolgte.

Dieselbe vermittelt die Anschauung der aufgeführten Werke in ganz anders klarer Weise als es durch die Beschreibung allein hätte geschehen können. Dabei kam es der Sache sehr zu statten, dass der Verf. selbst photographische Aufnahmen und Originalzeichnungen herzustellen vermochte. Dass Druck und Ausstattung vortrefflich sind, braucht bei einem von der Provinz in's Leben gerufenen Unternehmen nicht erst besonders hervorgehoben zu werden. Die Kosten des Werkes hat die Provinz übernommen, für die Drucklegung der beiden bisher erschienenen Hefte hat jeweils die in Betracht kommende Kreisvertretung, also die von Kempen und die von Geldern Beiträge bewilligt. Es ist in hohem Grade zu hoffen und zu wünschen, dass die Vertretungen der später zu behandelnden Kreise dem rühmlichen Vorbilde ihrer Vorgänger folgen werden. Liegt eine solche Unterstützung des Unternehmens doch auch im Interesse jedes einzelnen Kreises, denn dasselbe hat nicht nur eine wissenschaftliche Bedeutung und ist die Schilderung jeden Kreises ein Ehrendenkmal für diesen an und für sich, sondern es hat auch für alle Kreiseingesessenen einen unmittelbaren praktischen Werth. Durch die Registrirung und Veröffentlichung des im Bezirke des Kreises vorfindlichen kunsthistorischen Materiales erhöht sich einmal der ideale und thatsächliche Werth jedes einzelnen Baues und Gegenstandes, andererseits wird hierdurch erst die allgemeine Aufmerksamkeit auf zahlreiche Werke und Anlagen hingelenkt und in Folge dessen das Interesse auch für die entlegeneren Theile der Kreise stetig wachsen. Aehnliche Gründe müssen jedem Sammler, auch demjenigen, welcher nicht aus sachlichen Interessen seinen Besitz bekannt werden zu lassen wünscht, es werthvoll erscheinen lassen, seine bessern und für weitere Kreise beachtenswerthen Stücke in dem Werke verzeichnet zu sehen. Schon die vorliegenden beiden Hefte haben eine Reihe von Privatsammlungen verwerthen können. Ausser 11 kleinern, einzelne werthvolle Stücke bergenden, sind es zunächst die in ihren ornamentalen und figürlichen Holzskulpturen den ersten Rang unter den rheinischen Sammlungen einnehmende des Hrn. C. Kramer in Kempen, dann die durch kunstgewerbliche Erzeugnisse der Römerzeit und des Mittelalters hervorragenden Sammlungen der Reichsfreiherrn von Geyr auf Haus Caen und die Gemäldegallerie des Grafen Loë auf Schloss Wissen. Von Vereinssammlungen kam nur die des Kunst- und Alterthumsvereins in Kempen in Betracht.

Einzelne Punkte aus dem reichen Materiale, welches die beiden Hefte enthalten, hervorzuheben, kann hier nicht unsere Absicht sein; wer sich über solche unterrichten will, wird doch zu dem Werke selbst greifen müssen. Wir begnügen uns mit dem Hinweis, dass für germanische Funde besonders in Betracht kommen Brüggen, Kempen, Sankt Hubert, Walbeck, und für Wallanlagen Nieukerk und Wankum. Römerfunde sind bemerkenswerth zu Aldekerk, Herongen, Leuth, Nieukerk, Pont,

Sevelen, Strälen, Veert, Wachtendonk, Walbeck, Wankum, Weeze. In den Kirchenbauten findet sich fast ausschliesslich der gothische Styl vertreten; durch ihre Altäre, Bilder oder sonstigen Schätze zeichnen sich die zu Dülken, Kempen, Geldern, Kevelaer, Nieukerk, Strälen und Weeze aus. Für Burganlagen ist zu verweisen auf Bocholt, Brüggen, Kempen, Haus Ingenhoven, Oedt, Schloss Haag, Schloss Krieckenbeck, Haus Wissen; Stadtbefestigungen hatten besonders Kempen (vor allem beachtenswerth das Kuhthor) und Geldern (meist zerstört), im Kreise Geldern finden sich auch mittelalterliche Landwehren. Von sonstigen Anlagen sind von besonderem Interesse die Bauernhöfe um Keylaer und um Nieukerk und die leider 1873 abgebrochene Gerichtsstube an der S. Peterskirche bei Kempen.

Was die Durchführung der Arbeit als solche anbelangt, so entspricht dieselbe durchweg dem vorgesetzten Programm. Wenn dieselbe für die weitern Kreise — zunächst stehen in Aussicht Kleve, Mörs und Rees — in gleicher Weise erfolgt, woran bei dem Interesse der betheiligten Behörden, insbesondere des Provinzialverbandes, und den Persönlichkeiten des Bearbeiters und der die Commission bildenden Herren nicht zu zweifeln ist, so wird die Rheinprovinz eine Denkmäler-Statistik erhalten, welche sich denen anderer Gebiete nicht nur würdig zur Seite stellt, sondern dieselbe an Reichhaltigkeit noch erheblich übertrifft. Das Werk wird eine Grundlage bilden nicht nur für lokalhistorische Studien, sondern für jeden, der sich mit den Theilen der politischen und Kulturgeschichte im weitesten Sinne des Wortes beschäftigt, für welche das Rheinland und seine Denkmäler nur irgendwie in Betracht kommen; es wird zugleich den historischen Sinn und die Liebe zum vaterländischen Boden und seine Kunstwerke in hohem Grade zu fördern geeignet sein.

Wie aber jeder erfüllte Wunsch einen neuen zeitigt, so ist dies auch bei dem vorliegenden Unternehmen der Fall und wir möchten diese Besprechung nicht abbrechen, ohne einem solchen Ausdruck zu geben. In den „Kunstdenkmälern" werden die augenblicklich im Rheinlande vorhandenen Werke vergangener Jahrhunderte aufgeführt und geschildert, möge man nun auch Mittel und Wege finden, sie dem Vaterlande zu erhalten. Oftmals ist bereits durch Ministerialrescripte, insbesondere des Herrn von Gossler, auf die Nothwendigkeit der Conservirung vaterländischer Alterthümer hingewiesen worden, bereits 1843 wurde ein Konservator der Kunstdenkmäler für die preussische Monarchie ernannt, 1872 wurden Geh.-Rath Schaaffhausen und der seither verstorbene Geh.-Rath von Dechen berufen für die Erhaltung der Denkmäler thätig zu sein (vgl. Jahrb. 77, S. 248). Allein es fehlt noch jetzt eine Organisation, welche die thatsächliche Durchführung der Conservirung in vollem Umfange und ein rechtzeitiges Einschreiten gegen eine unberechtigte Zerstörung, Veränderung oder Verschleppung der Kunstdenkmäler ermög-

lichte. Eine solche war bisher schwer einzurichten, da man von den in Betracht kommenden Lokalbehörden eine Kenntniss der verschiedenen Kunstdenkmäler und ihres Werthes nicht ohne Weiteres verlangen konnte; jetzt, wo in den „Kunstdenkmälern“ eine Inventarisirung derselben geschaffen wird, ist die Aufgabe wesentlich erleichtert. Jetzt wird es ein leichtes sein, an jedem Orte eine geeignete Persönlichkeit, den Landrath, Bürgermeister oder Geistlichen zu regelmässiger Berichterstattung über die in ihren Amtsbezirken vorhandenen Denkmäler anzuhalten und zu veranlassen, vor jeder Veränderung derselben einem eigens zu dem Zwecke für die Prozinz eingesetzten Conservator bez. einer Commission Mittheilung zu machen. Diese könnten dann über die Zulässigkeit oder Nothwendigkeit einer Umgestaltung der in öffentlichem Besitz befindlichen Denkmäler unter Hinzuziehung der jeweils in Betracht kommenden staatlichen, communalen oder kirchlichen Behörden direkt entscheiden, auf die Erhaltung der in Privatbesitz befindlichen Werke wenigstens indirekt einwirken, insbesondere den Ankauf von in den Handel kommenden Stücken durch den Staat oder öffentliche Sammlungen befürworten und veranlassen. Wie viel hier durch thatkräftiges Eingreifen geschehen kann, hat schon unter den jetzigen ungünstigen Verhältnissen der seit einer Reihe von Jahren thätige Konservator der Kunstdenkmäler der Monarchie Geh. Oberregierungsrath Persius bewiesen; eine straffere Organisation würde nicht nur dessen Aufgabe erleichtern, sondern auch immer mehr und mehr die Gewähr bieten, dass das, was wir als Denkmälerschatz von unsern Vorfahren überkommen haben, auch möglichst vollständig unsern Nachkommen erhalten bleibt.

A. Wiedemann.

2. Baudenkmäler des alten Rom. Nach photographischen Originalaufnahmen herausgegeben von Heinrich Strack, Professor an der Kgl. Technischen Hochschule und der Kgl. Kunstschule zu Berlin. Berlin 1890, Ernst Wasmuth.

Das Werk umfasst 20 Lichtdruckbilder in Folioformat, auf denen die künstlerisch und historisch bedeutendsten Bauwerke des alten Rom, soweit sie uns noch erhalten sind, zur Anschauung gebracht werden.

Den Ansichten ist ein erklärender Text und ein Plan des Forum Romanum beigegeben. Das Werk soll insbesondere Architekten und Archäologen Studienmaterial liefern und ein Hülfsmittel für den Unterricht sein. Die Ansichten zeichnen sich, da sie auf photographischem Wege hergestellt sind, durch besondere Deutlichkeit aus. Die Reliefdarstellungen an dem Triumphbogen des Titus und Konstantin treten klar hervor. Im Innern des Titusbogens sehen wir z. B., wie der siebenarmige Leuchter aus dem Tempel zu Jerusalem im Triumphzuge mitgeführt wird, und auf der entgegengesetzten Seite erblicken wir den sieg-

[illegible] Titus als Triumphator auf dem Viergespann. Die Arten der [illegible] an den einzelnen Tempelresten sind gut zu unterscheiden. Selbst [illegible]hriften auf den Triumphbogen sind leserlich.

[illegible]ur grösseren Anschaulichkeit trägt auch bei, dass wir die wich[illegible] Denkmäler von verschiedenen Standpunkten aus sehen. So ent[illegible] Werk unter anderm 2 Ansichten vom Forum, 4 vom Pantheon, [illegible] Titusbogen, 3 vom Flavischen Amphitheater. Gerade das letztgenannte Bauwerk wird gewöhnlich so abgebildet, dass nur der am besten erhaltene Theil hervortritt. Von dem wirklichen Aussehen des Gebäudes geben uns die verschiedenen Aufnahmen eine klare Vorstellung. Die beigegebene Erklärung theilt uns alles Wissenswerthe über die einzelnen Denkmäler mit, sie beschränkt sich übrigens nicht auf die zur Darstellung gekommenen Bauwerke, sondern enthält auch eine Uebersicht über die verschwundenen und nur in geringen Resten erhaltenen Monumente.

Wenn das Werk des Beifalls eines jeden Gebildeten sicher sein kann, so ist es besonders werthvoll für den Philologen und Historiker. Denn, da es nicht jedem vergönnt ist, die denkwürdigen Ueberreste des alten Rom, deren Kenntniss für das Verständniss einer Anzahl römischer Schriftsteller sehr wichtig ist, persönlich in Augenschein zu nehmen, so muss ein Werk, welches für die Autopsie so viel als möglich Ersatz bietet, mit Freuden begrüsst werden.

Auch für die Schule bilden die Ansichten ein nicht zu unterschätzendes Hülfsmittel, beim Lesen der Klassiker sowohl als im Geschichtsunterricht. Die Abbildungen machen dem Schüler bald den Unterschied klar, der zwischen dem Forum Romanum und dem Marktplatz einer modernen Weltstadt herrscht. Leicht ist es, an der Hand einiger Tempelreconstructionen oder noch erhaltener Bauwerke, wie des Pantheon, das Forum mit seinen herrlichen Bauten vor dem geistigen Auge des Schülers wieder erstehen zu lassen. Die Reden eines Cicero vor dem Volke werden ihm in ganz anderem Lichte erscheinen, wenn er sich vorstellen kann, von welchem Platze aus und in welcher Umgebung der Redner gesprochen. Der Riesenbau des Flavischen Amphitheaters redet deutlich von den gewaltigen Mitteln seines Erbauers, sowie von der Grösse der Stadt, für welche ein solches Gebäude angemessen war. Eine ebenso beredte Sprache führt das Pantheon, das bei seiner Grossartigkeit zunächst doch nur das Werk eines Privatmannes war. Die prächtigen Bogen des Titus und Konstantinus, die Säulen des Trajan und Mark Aurel verkünden noch heute die Siegesthaten der Kaiser, zu deren Preis sie gesetzt sind, und geben uns einen Begriff von dem grossartigen Gepränge, mit welchem ein Triumphator seinen Einzug in die Hauptstadt der Welt hielt. Allerdings bieten sich die meisten Denkmäler dem Auge nur in trümmerhaftem Zustande dar. Allein gerade

die Grossartigkeit der Trümmer zeugt am klarsten für den Glanz, der einst die ewige Stadt umfloss. Schliesslich kann der reifere Schüler auch noch darauf hingewiesen werden, dass gerade die eingehendere Beschäftigung mit den alten Baudenkmälern, wie sie sich in Rom vorfinden, eine neue Periode in der Kunstentwickelung erschlossen hat.

Benutzt man die Ansichten bei passender Gelegenheit in der Schule, so tragen sie nicht nur zu grösserer Anschaulichkeit, sondern auch zur Belebung des Unterrichtes bei. Auch sie wirken dazu mit, dem Schüler an der Hand seiner Klassiker ein lebendiges Bild der alten Welt zu verschaffen. Je klarer er diese, die als ein abgeschlossenes Ganzes vor ihm liegt, erfasst, desto eher wird ihm das Verständniss seiner Zeit, aus der er sich nicht erheben kann, ermöglicht.

Prüm. Kreuser.

3. Das römische Lager zu Kesselstadt bei Hanau von Georg Wolff. Mit drei lithographirten Tafeln. — Nebst einem Anhang von Reinhard Suchier: Fundstücke von Kesselstadt. Mit einer lithographirten Tafel. — Mittheilungen des Hanauer Bezirksvereins für Hessische Geschichte und Landeskunde. Nr. 13. Hanau 1890. Druck der J. J. Kittsteiner'schen Buchdruckerei.

In dieser, für den Limesforscher sowie für den Erklärer römischer Lagerbefestigungen unentbehrlichen Arbeit schildert Wolff in eingehender Weise die Entdeckung und Aufdeckung des römischen Lagers zu Kesselstadt, dann die Strassen, das Kesselstädter Lager seiner architektonischen Beschaffenheit nach, sowie das Verhältniss dieser echt militärischen Anlage zu dortigen Villen, zu den römischen Alterthümerfunden der Umgebung, sowie zur römischen Reichsgrenze überhaupt. Wolff kommt schliesslich zu dem sich auf Möglichkeit stützenden Schlusse: hier eine ältere, etwa für eine halbe Legion bestimmte Festung gefunden zu haben, die mit der unter den flavischen Kaisern erfolgten neuen Offensive in Zusammenhang stehe und die Bestimmung gehabt habe, mit dem Brückenkopf von Castell und den rückliegenden Castellen zu Heddernheim, Wiesbaden und Friedberg der Sicherung einer älteren Grenzlinie zur Verbindung des oberen Donaubeckens mit dem Rheinthal zu dienen. Sehen wir zu.

Das Kesselstädter Lager muss als castra quadrata bezeichnet werden von 375 m Seitenlänge. Es kann also im Vergleich zu dem ungefähr doppelt so grossen Bonner Legionslager recht wohl einer halben Legion zum Standquartier gedient haben. Der decimanus ist von Westen nach Osten gerichtet und theilt das Lager in zwei gleiche Theile. Der cardo liegt mit dem decimanus in rechtem Winkel und theilt das Lager so, dass der nach dem Ausmarschthore (porta praetoria) zu gerichtete Lagertheil, die praetentura, kleiner ist als die nach dem decimanischen Thore

zu gelegenen beiden Lagertheile, latera praetorii und rententura. Die von Wolff angenommene Orientirung nach Osten ist daher ebenfalls zutreffend und sie stimmt so auch überein mit der der Legionslager von Bonn, Neuss, Carnuntum und den bekannten Limescastellen.

Zum Beweise, dass wir in dem Kesselstädter Lager eine ältere Anlage zu suchen haben, hebt Wolff namentlich den quadratischen, durchaus regelmässigen Grundriss hervor, dann die überaus sorgfältige Technik der Mauerconstruction, das festgestellte Fehlen von gestempelten Ziegeln und jener grösseren Masse festgebrannter römischer Gefässscherben, ferner die bedeutenden, vor dem Ausmarschthore, also nach dem feindlichen Gebiete hin gelegenen römischen Villen. Ich möchte noch eine Wolff'sche Beobachtung für diese zweifellos gleichfalls zutreffende Begründung hinzufügen, nämlich das Vorkommen jener älteren römisch-germanischen Scherben.

Dass wir es mit einem Flavier-Werke zu thun haben, wie Wolff für am naheliegendsten hält, scheint mir etwas bedenklich. Das charakteristischste militärische Denkmal dieser Epoche ist zweifellos das nachweisbar unter dem Flavier Vespasian im Jahre 70 von Cerealis erbaute, durch das Bonner Provinzialmuseum in der Aufdeckung weit vorgeschrittene Neusser Legionslager. Orientirung sowie Lage von decimanus und cardo stimmt zwar mit dem Kesselstädter Lager überein; allein nicht der Gesammtgrundriss; denn dieser stellt das Neusser Legionslager zu den castra tertiata des Hygin. Auch ist das Verhältniss, in dem die Thor- und die Flankenthürme zur Lagerumfassung stehen, in dem Kesselstätter Lager eine wesentlich andere als in dem Neusser Werke, in sofern nämlich, als die Kesselstädter Thore sich als von zwei quadratischen Thürmen flankirte Doppelthore vorstellen, deren Mitte auf dem Schneidepunkte von cardo, bezüglich decimanus und Umfassungsmauermitte liegen, so dass ihre vordere Flucht weit über die der Umfassungsmauer hinausragt, während sie bei dem Neusser Legionslager in der Linie der Umfassung errichtet ist. Bei den Thürmen der Umfassungsmauer ist gerade das Gegentheil wahrnehmbar. Diese lehnen sich bei dem Kesselstädter Lager sämmtlich gegen die Innenseite der Mauer; sie liegen also im Lagerwalle, während sie bei dem Neusser Flavierlager, gegen die Aussenseite der Umfassung anlehnend, vor dem Wall in den Umfassungsgraben hinein reichen. Nur einer der zwei an der retentura des Neusser Lagers aufgedeckten Eckthürme lehnt sich wie die Kesselstädter Eckthürme in Trapezform gegen die Innenseite der Umfassung. Auch hat die Neusser Lagerummauerung keine so sorgfältige Technik aufzuweisen, wie das bei dem Kesselstädter Lager der Fall ist. Dazu kommt noch, dass in dem Neusser Flavierlager massenhaft jene schöne festgebrannte irdene Waare der Flavierzeit angetroffen wird, während jene leichtgebrannte

ältere einheimische Waare fehlt. Ausserdem tragen die Flavierziegel zahlreich den Legionsstempel.

Diese mehr auf eine ältere Epoche militärischer Anlagen weisenden Unterschiede der Kesselstädter castra quadrata zu einer flavischen casta tertiata mahnen, eine vorflavische Offensive nicht ausser Acht zu lassen. Es bleibt zu berücksichtigen, dass J. Caesar die Bataver am Unterrhein für Rom gewonnen hatte. Im Jahre 38 vor Chr. folgten die Ubier resp. die wohl an deren Stelle verpflanzten Mattiaken des Taunus. Im Jahre 15 vor Christus ist Rhaetien, im Jahre 35 resp. 14—13 vor Chr. Pannonien gefolgt und bis zum Jahre 9 nach Chr. gewann Rom sogar das ganze Zwischenland bis zur Weser. Diesem römischen Reichslande trat bis zum Jahre 6 nach Chr. die nördlich der römischen Provinzen Rhaetien und Pannonien, südöstlich des römischen Taunusgebietes und östlich des römischen Weserbereiches sich erstreckende gewaltige Macht der suebischen Völkergruppe so gefahrdrohend gegenüber, dass Rom dem suebischen Heere Marbods die doppelte römische Soldatenmasse gegenüber stellte. Es muss, soweit man die historischen Nachrichten über diese Grenzfeinde Roms verfolgen kann, als eine militärische Nothwendigkeit betrachtet werden, dass bis zum Jahre 6 n. Chr., als der pannonische Aufstand ausbrach und Rom mit Marbod Frieden schloss, von Rom aus alle Vorkehrungen getroffen waren, in der römischen Art der Kriegsführung, nämlich von festen Positionen aus vermittelst des concentrischen Angriffes das Reich Marbods zu erobern.

Es dürfte deshalb empfehlenswerth erscheinen, etwa in einem Nachtrage zu der Arbeit Wolff's die Frage zu beantworten, ob das Kesselstädter Lager nicht damals gegen die suebischen Verbindungen errichtet, bei dem unerwarteten Friedensschluss durch die Pannonischen Unruhen aufgegeben und wegen anderweitiger Verwendung der römischen Truppen geschleift worden sein kann? Festgebrannte römische Gefässe waren damals noch selten; wir finden vielmehr jene leicht gebrannte La Tène-Waare des Horchheimer Gräberfeldes (vgl. Zeitschrift des Lahnsteiner Alterthumsvereins, Koenen: HorchheimerGräberfeld); es fehlten damals auch noch die gestempelten Legionsziegel. Auch die Wolff'sche Beobachtung, dass das Lagerinnere unbebaut ist, scheint für diese Zeit nicht fremdartig, wohl aber für die der Flavier, wenn man das völlig mit festen Steinbauten ausgestattete Neusser Flavierlager berücksichtigt, das bereits unter Hadrian um 120 verlassen und geschleift wurde.

Der dem Wolff'schen Werke beigegebene Nachtrag zeigt ebenfalls eine durchaus sorgfältige Besprechung aller Einzelfundstücke aus der Umgebung des Castells Kesselstadt; aber die Behandlungsweise ist mehr eine philologische, keine archäologische. Ich würde an der Stelle der Tafel mit Töpfer- und Ziegelstempel eine solche mit Abbildungen der Gefässformen vorgezogen haben; denn durch diese letzteren, nicht

durch die Namen, welche sich zumeist von einer Familie zur anderen erhalten haben, gewinnen wir Aufschluss für die Zeitstellung und für den Zweck der einzelnen Gegenstände. So ist beispielsweise die Form der terra sigillata-Tassen mit etwas schräg gestellter gradflächiger Wand, welche Suchier (S. 101 und 102) bespricht, in ihrem Auftreten und ihrer Verbreitung später wie die „weit offene zweimal gewölbte Tasse", welche schon in der augusteischen Zeit vorkommt und im Zeitalter der Antonine ausser Mode trat, während dann gerade die erst genannte Sorte, welcher wir in der Flavierzeit zuerst begegnen, Mode wurde und sich erhalten hat bis in die letzte Zeit der Römerherrschaft. In der Flavierzeit finden wir auch die Teller mit Blattverzierung und die Sigilata-Reibschale mit Löwenkopf-Ausguss, wie solche um die Zeit Neros zuerst auftreten und in der Zeit der Antonine ausser Mode traten. Aber das von Suchier beobachtete schlechte Fabrikat der terra sigillata deutet wohl in Verbindung mit den übrigen Erscheinungen auf die Zeit nach Domitian. Noch dürfte zu beachten sein, dass die von Suchier (S. 101) beschriebenen, in einem mit Branderde und Schlacken versehenen Raume gefundenen kleinen, einfach gerundeten Töpfe, die aussen in der unteren Hälfte dicht mit Steinchen besetzt waren, wohl Schmelztigelchen gewesen sein können, denen man wenigstens diese Form gab und deren Thonmasse man der härteren Widerstandsfähigkeit oder Wärmevertheilung wegen härtere Körper beimischte.

Unter allen Umständen haben beide Forscher und zwar in erster Linie Wolff den Dank der Fachgenossen in hohem Maase verdient, dem wir auch an dieser Stelle Ausdruck geben.

Constantin Koenen.

4. Geschichte der Stadt Neuss von Gymnasialdirector Dr. Karl Tücking. Druck und Verlag von L. Schwann. Düsseldorf und Neuss 1891.

In dem Vorwort zu dieser, 24 Druckbogen umfassenden Arbeit, nennt Tücking die Chronik eines Strevensdorff und Brandt dürftig, die Beiträge des Rectors Aldendorff bruchstückartig, die Chronographie des Hofraths Vogel im ganzen recht schwach, das Schriftchen Prisacks über das Neusser Leben und Treiben kritiklos, die Fr. L. Löhrer'sche Geschichte der Stadt Neuss wird schliesslich als Versuch bezeichnet, eine den Forderungen, welche man an ein solches Werk zu stellen berechtigt ist, nach Inhalt und Form möglichst entsprechende Geschichte der Stadt Neuss zu schreiben, dem jedoch auch nicht der Vorwurf erspart werden könne, bei der Sammlung des Stoffes nicht einmal die zugänglichen Quellen gehörig benutzt zu haben. Aber schon ein flüchtiger Vergleich dieser neuen Tücking'schen Geschichte zeigt, dass diese zweifellos auf den Schultern der Vorgänger, vor Allem der

Löhrer'schen Geschichte steht. Eine etwas pietätvollere Beurtheilung der Vorgänger würde daher wohl einen besseren Eindruck hervorgerufen haben. Dazu kommt nun noch der Uebelstand, auch in dem Tücking-schen Werke eine allseitige Benutzung der zugänglichen Quellen zu vermissen und, wo solche verwerthet sind, das Fehlen der Quellenangabe zu beobachten. Das berührt um so betrübender, weil es nach der Tücking'schen Schreibweise so aussieht, als seien die nicht durch Quellen beglaubigten Stellen persönliche Beobachtungen Tücking's. So die Umwandlung des Legions- in ein Alenlager (vgl. dazu meinen Aufsatz in diesen Jahrb. Heft LXXXIX, S. 218 ff.); die Aufgabe und Verlegung der Castellbesatzung nach Neuss (vgl. a. a. O.); das Verhältniss der Zwölftafelgestze zu den römischen Ummauerungen (vgl. in der Pick'schen Monatsschrift meinen Bericht über die Gräberfunde bei Anlage des Neusser Kriegerdenkmales); die Bestimmung der Neusser Besatzungen und deren Zeitfolge (vgl. a. a. O.). — Da, wo Tücking versucht, selbständig zu folgern oder zu erklären, sind seiner Arbeit bedauernswerther Weise fast regelmässig Irrthümer unterlaufen. So soll von den unter Germanicus nach Köln verlegten zwei Legionen — es waren bekanntlich die I. und die XX. Legion — die 16. (!) in Neuss ein Standlager bezogen haben! Nach Bergk ist es ja wahrscheinlich, dass die 16. Legion, als sie vom Oberrhein abberufen wurde, überhaupt nicht Köln, sondern direkt die Neusser Gemarkung bei Grimlinghausen zum Lagern angewiesen erhielt. — Tücking spricht dann etwas ironisch über die in neuerer Zeit „mit grosser Vorliebe" aufgesuchten Römerstrassen, unter denen sich manche befänden, welche gar nicht als Heerstrassen dienten. Indem er nun persönlich zur Beschreibung des „eigentlichen Heerweges" übergeht, nennt er die in den Itinerarien der Reihe nach angeführten Orte: Dornomagus, Buruncum (nach Tücking Bürgel!), Novaesium, Gelduba und Calone als an jener Staatsstrasse gelegene und daher deren Lauf bezeichnende Punkte, während wir ja thatsächlich diese Orte an verschiedenen Strassen vertheilt finden, da eben jene Itinerarien keine Strassenlinien, sondern Reiserouten angeben, die von einer Strasse zur anderen laufen (vgl. Schneider, Die alten Heer- und Handelswege. H. 8. Düsseldorf 1890. S. 8 ff.). Bei Beachtung dieser Thatsache hätte Tücking auch eine Erklärung dafür gefunden, warum die Peutinger'sche Tafel „nur die beiden Zwischenstationen Novaesium und Asciburgia" auf der Strecke Köln-Vetera nennt; denn auch diese Karte bezeichnet nur Reiserouten (a. a. O.). Aber auch in der Bestimmung der Neusser Reste dieser Tücking'schen Staatsstrasse irrt Tücking; denn die von ihm dafür angesehene „südlich von Neuss, unter und neben der Kunststrasse (Cölnerstrasse ist die richtige Bezeichnung) gefundenen Strassenreste" der Römerzeit, welche ich zuerst in dem Correspondenz-Blatt zur Westdeutschen Zeitschrift ver-

öffentlicht habe, führen auf die Linie des cardo-maximus vom Legionslager bei Grimlinghausen und rühren somit von einem in das Lager einmündenden und dieses verlassenden Strassenarme und nicht von der südlicher gelegenen Heerstrasse her.

Nach jahrelangen Studien konnte ich im Jahre 1872 gegen die herrschende Ansicht, nach welcher das Legionslager an der Stelle des heutigen Ortes Neuss gedacht wurde (vgl. u. a. Quossek, Gymn.-Progr., Neuss 1870), die Stelle zwischen linkem Erftufer und Rhein als die des Legionslagers bezeichnen (vgl. u. a. diese Jahrb. und Pick's Zeitschr. J. 1879). Als dann auf meinen Antrag hin im Jahre 1887 das Rheinische Provinzialmuseum zu Bonn seine systematische Aufdeckung des Legionslagers begann, bezeichnete man von wohlbekannter Seite das Aufgedeckte zuerst als Privatgebäude, dann als Castell zum Erftübergange, und als endlich das ganze Legionslager zum Vorschein kam, als das zwischen Novaesium und Dornumagus gelegene Buruncum! Wie gedenkt nun Tücking dieser Bestimmung des Legionslagers? „Bleiben wir auf der Staatsstrasse", sagt Tücking, „und suchen wir (also Tücking!) die Lage des Castells Novaesium festzustellen." . . . „Das Lager war auf einer etwa $1/2$ Stunde von der jetzigen Stadt Neuss nach Süden hin entfernten Bodenanschwellung auf der linken Seite der unteren Erft errichtet." So entschuldigt man sich und schreibt, nachdem ein weiterer Widerspruch der Wahrheit unterliegen musste! — Einen nicht minder ungünstigen Eindruck macht auch der Tücking'sche Versuch, die noch nicht abgeschlossenen Resultate der Ausgrabungen des Bonner Provinzialmuseums für seine Geschichte der Stadt Neuss zu verwerthen; denn abgesehen davon, dass ein solches Vorgreifen dem Verfasser wenig Ehre bereiten kann, beruht das Mitgetheilte vielfach auf Irrthümern und groben Missverständnissen.

Die Aufgabe des Neusser Alenlagers bei Grimlinghausen, welche ich in diesen Jahrbüchern (a. a. O.) unter Zugrundelage bezeichnender historischer und antiquarischer Zeugnisse mit den Neuerungen Constantins in Zusammenhang brachte, indem dieser die Garnisonstädte (civitates muratae) durch Aufhebung der Sonderlager hervorrief, schreibt Tücking „dem gegen Grimlinghausen vordringenden Rhein zu, durch den der alte Platz bedroht erschien!" Ganz abgesehen von der theoretischen Unwahrscheinlichkeit dieser Meinung, hätte Tücking doch die Lage des, durch die Ausgrabungen des Provinzialmuseums festgestellten Alenquartiers berücksichtigen müssen, nach der nämlich der Waffenplatz zu keiner Zeit Gefahr vor der Rheinfluth erkennen lassen konnte; da er, ca. 160 m vom Rheinufer entfernt, auf einer Stelle liegt, die nie von der Hochfluth des Rheines bespült wurde, wenigstens nachweisslich nicht so lange, als das Lager bestand und ebensowenig nach dessen Aufgabe. Auch spricht der von Tücking und von seinen Vorgängern herangezogene einzigste

Begründungsversuch, nämlich die Stelle bei Ammian XVIII, 2, 4, nur von Wiederherstellung und Neubefestigung Novaesiums, nicht von einer Verlegung des Alenquartiers.

Ein innerhalb des heutigen Neuss errichtetes neues „Lager“ kann nach Tücking nicht über das Nordende des Büchels gereicht haben, weil sich von dort ab viele Gräber gefunden hätten, welche nach den Zwölf-Tafel-Gesetzen ausserhalb der Thore sein mussten. Sowohl der Grund, den Tücking hier angiebt, als auch die Angabe über Lage jener Gräber ist irrig. Ich habe allerdings bereits seit der Herausgabe des Quoseck'schen Versuches, im heutigen Neuss das Legionslager zu bestimmen, also seit dem Jahre 1870, auf jenes Gesetz und auf die Römergräber innerhalb des gedachten Lagers verwiesen (vgl. obige Citate), also bevor noch von anderer Seite daran gedacht wurde, jene historische Quelle für die rheinische Topographie zu verwerthen. Aber ich habe auch darauf aufmerksam gemacht, dass nur in der Zeit, in welcher jene Gräber angelegt wurden, die betreffende Begräbnisstätte ausserhalb der Mauern gelegen habe, allein vorher und nachher das betreffende Gebiet bewohnt worden sein könne. Ich begründe dieses durch die frührömischen Gräber innerhalb der Colonia Trajana bei Xanten, dann durch ein augusteisches Römergrab, das vom Bonner Provinzialmuseum im Bereiche des Neusser Legionslagers bei Grimlinghausen gefunden wurde. Da nun die von Tücking angeführten Gräber in die Zeit der Antonine gehören, worauf ich in den verschiedenen Berichten über Neusser Gräberfunde wiederholt hingewiesen habe, so konnte Constantin dort recht wohl ein Castell errichtet haben. Allein das Wichtigste, was diesbezüglich zu beobachten gewesen wäre, hat Tücking nicht berücksichtigt; dass nämlich südlich des Büchels, auf dem Münsterplatze und sogar noch weiter südlich dieses, nämlich am Markte, Römergräber gefunden worden sind und dass sich unter denselben solche mit Münzen von Constantin I. und auch charakteristische Gefässe dieser Zeit fanden (vgl. Bonn. Jahrb. LXIII, S. 181 ff.). Was man aus diesen Gräberfunden für die Topographie von Novaesium folgern kann, ist von mir in diesen Jahrbüchern ebenfalls wiederholt gesagt worden (vgl. Jahrb. LXXXIX, S. 218 ff.). — Tücking versucht auch die Ausdehnung der canabae des Neusser Legionslagers zu bestimmen, verfällt aber auch hier wieder in Fehler und es ist auffallend, dass seine Muthmassungen wie von ihm festgestellte Thatsachen aufgestellt sind. „Nordwestlich des Lagers“, so lesen wir, „zeigten sich Spuren der canabae, deren Nordseite durch eine Sumpfniederung, das sogenannte Meerthal gedeckt worden zu sein scheint.“ In Wirklichkeit sind hier nie Spuren der Lagerstadt festgestellt worden; sie wurden vielmehr durch Untersuchungen des Provinzialmuseums unmittelbar südöstlich des Legionslagers gefunden, geschützt durch den Rhein, die Erft und nordwestlich durch einen vor der porta decimana in der Linie des decimanus maximus gezogenen tiefen breiten Graben,

Wenn Tücking in einer Anmerkung tadelt, dass in den Fundberichten Klein's Grimlinghausen und nicht Neuss als Fundstelle angegeben wird, so ist doch zu bemerken, dass die Lagerstätte in unmittelbarer Nähe des Dorfes Grimlinghausen, aber $^1/_2$ Stunde von Neuss entfernt liegt.

Zu welchen Absonderlichkeiten der an und für sich gewiss löbliche Kirchthurmeifer Tücking's führt, beweist er selbst am besten. So wechselt Tücking in seinen Bezeichnungen der Legions- und der Garnisonstadt stets mit den Ausdrücken Castell und Lager und sagt beispielsweise: „in den Gräbern neben dem alten Römerlager haben sich auch christliche Alterthümer gefunden, so namentlich auf einem Ziegelfelde hinter dem Gütchen oder Josephkloster vor dem Oberthore." Jeder Forscher wird beim Lesen solcher Zeilen offenbar an christliche Legionssoldaten des Lagers bei Grimlinghausen erinnert; allein in Wirklichkeit hat die davon weit entfernte Fundstelle höchstens einen Zusammenhang mit der Garnisonstadt Neuss.

Als Fundstelle eines weiteren Zeugen des Christenthums nennt Tücking die „Nordseite des Friedhofes". Dort soll ein Glasbecher gefunden worden sein, wie man ihn in der ersten christlichen Zeit wohl beim Spenden der Wegzehrung gebraucht und der Leiche mit in das Grab gelegt habe. Tücking verweist dabei auf Jahrb. 64, S. 125, wo jedoch weder der Beweis erbracht, dass wir es hier wirklich mit einem christlichen Grabe zu thun haben, noch die Fundstelle näher bezeichnet ist. Ob hier eine Verwechslung mit dem von Jäger Jahrb. VI, S. 407 ff. besprochenen und von mir Jahrb. LXIII, S. 186—188 als merowingisch nachgewiesenen Gräberfunde an der Nordseite des Friedhofes vorliegt? Jedenfalls finden sich kostbare Gläser sowohl in den heidnisch-römischen als auch in den christlich-römischen Gräbern und sie kommen auch noch in den merowingisch-fränkischen Todtenwohnungen vor, allein, hier wie dort ohne nachweisbaren Bezug auf Kultusgebräuche; denn man gab den ganzen Hausrath mit in das Grab oder warf ihn in die Flamme des Scheiterhaufens (vgl. Jahrb. LXXXVI, S. 148 ff.). An und für sich würden allerdings an der von Tücking bezeichneten Stelle spätrömische und fränkische Gräber vorkommen können.

Es thut mir leid, den einleitenden römischen Theil der Tücking'schen Geschichte der Stadt Neuss in solcher Weise beurtheilen zu müssen, um so mehr, als der unvergleichlich umfangreichere, auf archivalischen Forschungen beruhende, das Mittelalter und die Neuzeit beschreibende Hauptinhalt des Werkes, welcher die Stadt Neuss unter den Erzbischöfen von Köln und die Stadt Neuss im 19. Jahrhundert behandelt, schon bei flüchtiger Durchsicht erkennen lässt, dass hier wohl mit einem wahren Bieneneifer das lokalgeschichtliche Material zusammen getragen und zweifellos auch trefflich bearbeitet, für das grosse Publikum freilich etwas zu trocken vorgeführt worden ist. Constantin Koenen.

5. **Beiträge zur Geschichte der Stadt Greifswald**, begonnen von Dr. C. Gesterding, fortges. von Dr. Th. Pyl. Dritte Fortsetzung. Die niederrheinische und westphälische Einwanderung in Rügisch-Pommern, sowie die Anlage und Benennung der Stadt Greifswald. Greifswald 1892. Vereinschrift der Rügisch-Pommerschen Abtheilung der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde.

Der auf dem Gebiete der pommerschen Specialgeschichte verdiente Verfasser behandelt hier ein Thema, das auch das besondere Interesse des rheinischen Alterthumsforschers erregen dürfte, so dass eine kurze Anzeige in diesen Jahrbüchern sich wohl rechtfertigt. Es ist der Versuch, den Ursprung der Stadt Greifswald auf Ansiedler aus bestimmten Gegenden des Niederrheins zurückzuführen, gestützt vor allem auf die Namen von Ortschaften, Flüssen, Familien, Strassen.

Nach Abweisung zweier älteren Deutungen des Namens Greifswald wird für die folgende Beweisführung die Grundlage geschaffen durch eine Darlegung über die niederdeutschen Ansiedelungen im Gebiete der pommerschen und mecklenburgischen Klöster, sowie in den pommerschen Städten. Allenthalben weisen die vorkommenden Namen der Mehrzahl nach auf niederländischen, niederrheinischen und niedersächsischen Ursprung und bestätigen so die in einem folgenden Abschnitt besprochenen Nachrichten der Geschichtschreiber, besonders die bekannte in Helmolds Slavenchronik, wonach die Germanisirung dieser Landschaften durch Ansiedler aus den genannten Gegenden erfolgt ist. Unter diesen Umständen ist es kein Zufall, wenn die älteste Strasse Greifswalds, der jetzt sog. Schuhhagen, durch seinen ursprünglichen Namen Roremundshagen auf Roermond hinweist, um so mehr als auch Namen der im 13. und 14. Jahrhundert dort ansässigen Bürger von niederrheinischen Ortschaften hergeleitet sind, so Mulard (Mulrad bei Düsseldorf), Horn (bei Roermond), Ypendorf (bei Bonn), v. Hamme, Bonne. Der hiernach nothwendige Schluss auf die Herkunft der Ansiedler wird noch bestätigt durch den vom Verfasser ausführlich gegebenen Nachweis der Uebertragung niederrheinischer Ortsnamen auf die Gewässer und Ortschaften in der Umgebung von Greifswald. Wenn hier eine Uebereinstimmung in Einzelheiten nicht viel besagen will und manchmal auf freier Schöpfung der ja auch niederdeutsch redenden neuen Bewohner der Gegenden beruhen könnte, so ist es eben wieder die grössere Zahl solcher Anklänge, die sie als willkommenes Glied in die Kette der Beweisführung einfügt. Somit gewinnt die Vermuthung des Verfassers, dass auch der Name Greifswald selbst vom Niederrhein stamme, grosse Wahrscheinlichkeit. Es ist der den rheinischen Antiquaren als Fundort von Matronensteinen wohlbekannte Hof Gripswald westlich von Kaiserswerth, welcher sich hier bietet und auf den der Verfasser hinweist. Er

giebt im Anschluss hieran eine Uebersicht der Geschichte dieses als kurkölnisches Lehen im Besitze der Familien von Buderich, von Holtorp und zuletzt von Goltstein gewesenen Gehöftes auf Grund von Urkunden des Düsseldorfer Archivs und einer Urkunde des Archivs der Stadt Greifswald und bietet damit einen schätzenswerthen Beitrag zur rheinischen Specialgeschichte. Ebenfalls in diesem Sinne werthvoll ist der letzte Theil des Buches, worin alle diejenigen Familien der pommerschen Ritterschaft und der Städte Stralsund und Greifswald mit kurzen Nachweisen aufgeführt und besprochen werden, bei denen eine Herkunft aus dem Westen Deutschlands mehr oder weniger sicher oder wahrscheinlich ist. Des Beispiels halber mögen hier von den etwa 200 Namen genannt werden die Familien Datenberg (bei Linz a. Rh.), v. Apeldorn (bei Calcar) aus der Ritterschaft, v. Alen (b. Münster in W.), von Bremen, v. Coesfeld, v. Deventer, v. Dülmen, v. Lingen, v. d. Lippe, v. Meppen, v. Minden, v. Neuss, v. Osnabrück, v. Ravensberg, v. Rekelinghusen, v. Soest, v. Stralen, v. Unna, v. Wattenscheid, v. Wesel, v. Zutphen, v. Zwolle in Stralsund, v. Aken (Aachen), v. Bocholt, v. Kevelaer, v. Dortmund, v. Dune, v. Essen, v. Iserlohn, v. Ludenscheid, v. Mehlen, v. Münster, v. Rhein, v. Teklenburg, v. Warendorp, v. Werden, v. Westerholt in Greifswald. — Mit grossem Eifer ist der Verfasser hier auch entlegeneren Beziehungen zu minder bekannten Oertlichkeiten nachgegangen, so dass seine Arbeit auch dem rheinischen Geschichtsforscher mannigfache Anregung und Belehrung bietet.

Bonn. Sonnenburg.

6. Fritz Sarre, Der Fürstenhof zu Wismar und die norddeutsche Terrakotta-Architektur im Zeitalter der Renaissance. Mit 17 Tafeln. Berlin, Verlag von Trowitzsch und Sohn, 1890.

Die Geschichte des norddeutschen Backsteinbaues, die seit den ersten grundlegenden Arbeiten von Adler und Essenwein vor allem durch Haupt und Lutsch weiter gefördert worden ist, erfährt in der vorliegenden Arbeit eine werthvolle Bereicherung durch eine eingehende, auf umfassender Kenntniss der historischen Litteratur wie des künstlerischen Materiales beruhende Darstellung des vornehmsten unter den Renaissancebauten Mecklenburgs, des Fürstenhofes zu Wismar. Der durch die Grossartigkeit der Verhältnisse wie den fein abgewogenen plastischen und ornamentalen Schmuck gleich ausgezeichnete Bau war in der kunsthistorischen Litteratur nicht unbekannt. Lübke hat ihm in seiner Geschichte der Deutschen Renaissance einige Seiten gewidmet, und Scheffers hat ihn in der Renaissance in Mecklenburg auf einigen Tafeln publicirt. Sarre setzt hier mit neuen Resultaten ein. Die bisher als Urheber genannten Gabriel van Aken und Valentin von Lira werden als einfache

Maurermeister nachgewiesen — nur die dritte an dem Bau betheiligte Persönlichkeit, Statius von Düren aus Lübeck, tritt als Künstler dem Handwerksmeister gegenüber in den Vordergrund. Die Bauthätigkeit und die Baulust des Herzogs Johann Albrecht I. von Mecklenburg, der als ein echter Renaissancefürst sich steinerne Monumente in grossartigen Palastanlagen setzt, des Schöpfers der Schlösser zu Schwerin, Dömitz und Güstrow wird durch einen interessanten Briefwechsel zwischen dem Herzog und den Baumeistern, den Sarre im Anhang aus dem Schweriner Archiv publicirt, in eine schärfere Beleuchtung gerückt. Der Hauptwerth der Sarre'schen Abhandlung besteht in der ausserordentlich sorgfältigen Untersuchung des decorativen Schmuckes des Fürstenhofes, jener Friese und Medaillons aus Terrakotta, die nach den Modellen von Meister Statius von Düren geformt wurden. Ganz sicher ist hier der italienische Einfluss abzuweisen. Die Publikationen von L. Gruner, The Terra-Cotta Architecture of North Italy, London 1867; L. Runge, Beiträge zur Kenntniss der Backsteinarchitektur Italiens, Berlin 1847, H. Strack, Ziegelbauwerke des Mittelalters und der Renaissance in Italien, Berlin 1889 ermöglichen hier eine eingehende Vergleichung. Nur das Dekorationssystem in Horizontalfriesen und Vertikallisenen darf als italiänisch bezeichnet werden, aber auch das kam auf dem Umweg über die Niederlande nach Deutschland. Die niederländische Beeinflussung, die in den Einzelformen unzweifelhaft vorliegt, hätte vielleicht noch etwas deutlicher durch Vergleich mit den friesischen und gelderländischen Bauten zum Ausdruck gebracht werden können. In den Provinzen Limburg und Gelderland finden sich schon im 15. Jahrhundert, zuerst für die Schoorsteene, jene aus feinstem Thon gebrannten Zierplatten mit Köpfen und ganzen scenischen Darstellungen. Die Sammlungen im Rathhaus zu Nymwegen, im Alterthumsmuseum zu Arnheim, im Rijksmuseum zu Amsterdam, die Sammlungen Baron von Geyr-Schweppenburg zu Haus Caen bei Straelen, Buyx zu Nieukerk enthalten eine ganze Reihe von frühen Exemplaren. Der Abschnitt über die Verbreitung der Formsteine bringt sehr beachtenswerthe Beiträge zur Geschichte der mecklenburgischen Profanarchitektur, vor allem werden wir mit den reizvollen Schlossbauten zu Ulrichshausen und Freyenstein zum ersten Male genau und mit feinem Verständniss für die Abwägung der Zierformen bekannt gemacht. Als Anhang ist ein Verzeichniss der Künstler und Werkmeister in Mecklenburg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angefügt, zum grossen Theil aus unpublicirten archivalischen Quellen geschöpft. Unter den 69 Künstlern, über die Sarre alle vorhandenen Notizen beigebracht, befinden sich eine Reihe von Ausländern, deren Anwesenheit nicht nur auf die Freizügigkeit der Architekten der Renaissance, sondern auch auf die hohe und dem Ausland mit offenem Blick gegenüberstehende Bildung des herzoglichen Mäcens schliessen lässt. Neben Fran-

cesco a Bornau, Chiamarella, Meister Paul und anderen welschen Künstlern finden sich eine Reihe niederländischer Werkmeister, weiter wird die enge Verbindung zwischen der brandenburgischen und mecklenburgischen Architektur illustrirt, interessant sind auch die Ausführungen über Erhard Altdorfer, den Bruder des bekannten Regensburger Malers. Die zum Theil nach eigenen Aufnahmen angefertigten vortrefflichen grossen Lichtdrucktafeln bieten neben Ansichten und instruktiven Details vom Fürstenhofe auch Abbildungen von sieben weiteren derselben Gruppe angehörigen Denkmälern.

Paul Clemen.

III. Miscellen.

1. Die Viergöttersteine. Einer mühevollen aber dankenswerthen Aufgabe hat sich Prof. Haug in Mannheim unterzogen, indem er in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst X 1891 p. 9 ff. 125 ff. 295 ff. die unter dem Namen „Viergöttersteine“ den rheinländischen Alterthumsforschern genugsam bekannten Denkmäler zusammengestellt und besprochen hat. Eine Vorarbeit dazu war die Sammlung und Besprechung der „Wochengöttersteine“ in derselben Zeitschrift IX p. 1 ff. (mit Taf. 1). Wir müssen dem Verfasser darin beipflichten, dass, während die Epigraphik den provinzialen Inschriften längst ihre Aufmerksamkeit mit gleicher Sorgfalt zugewendet hat wie den italischen, die Archäologie fast achtlos an den Produkten der provinzialen römischen Kunstübung vorübergegangen ist. Vor Haug hat nur Einer den Versuch gemacht, die vorhandenen Viergöttersteine überhaupt zusammenzustellen: Karl Klein in der Zeitschrift des Mainzer Vereins I 1851 p. 489 ff. Während dieser nur 31 Stücke aufzählen konnte, verzeichnet Haug nicht weniger als 218.

Da in diesen Jahrbüchern nur selten von dieser Denkmälerklasse gesprochen worden ist, was damit zusammenhängt, dass dieselbe am Niederrhein nur spärlich vertreten ist, so halten wir es für angebracht, die Leser auf die Haug'sche Arbeit aufmerksam und mit den Resultaten derselben bekannt zu machen.

Nach einigen Vorbemerkungen über die Form der Steine, die Art der Anbringung der Reliefs u. s. w. erhalten wir im ersten grössten Abschnitt die Aufzählung und Beschreibung der Viergöttersteine. Beigefügt sind 4 Tafeln mit den Abbildungen einiger der bemerkenswerthesten Stücke. Die Anordnung ist geographisch und es fallen danach auf das Königreich Württemberg (mit Bayrisch-Schwaben) 18, auf das Grossherzogthum Baden 23 (n. 19—41), auf die hessische Provinz Starkenburg, Unterfranken, Aschaffenburg, Nassau 22 (n. 42—63), auf Unterelsass 16 (n. 64—79), auf die Rheinpfalz 36 (n. 80—115), auf Rheinhessen 19 (n. 116—134), auf Rheinpreussen mit Birkenfeld und Deutsch-

lothringen 34 (135—168, davon 135—141 aus Kreuznach; vom unteren Rhein stammen nur wenige: n. 163 Andernach, n. 164 Ahrgebiet, n. 165 Bonn, n. 166 Köln, n. 167 bei Neuss), auf Luxemburg mit Belgien 25 (n. 169—193), auf Frankreich 24 (n. 194—217; die bedeutendsten die viel besprochenen Pariser Altäre n. 197—199 und das merkwürdige megalithische Denkmal von Kernuz n. 203). Den Abschluss bildet ein in Rom gefundener Viergötteraltar n. 218. Abgesehen von vereinzelten Exemplaren also kommen diese Denkmäler zunächst im sog. Decumatenland in grösserer Anzahl vor; die nördlichsten gehören zum Gebiet der Mattiaker und gegen Süden reichen sie nur bis Rottenburg. Die unterelsässischen Steine gehören dem Gebiet der Triboker an, die rheinpfälzischen dem der Nemeter; den Vangionen werden n. 106—141 zuzutheilen sein. „Wo die Grenze zwischen den Vangionen und Nemetern einer- und den Treverern andererseits durchlief, ist unseres Wissens noch nicht festgestellt; wahrscheinlich gehörte aber die Gegend von Birkenfeld und Ottweiler schon zu dem weitausgedehnten Gebiet der Treverer, das sich im Westen noch über Luxemburg erstreckte.“ Sporadisch treten die Denkmäler auf in den Gebieten der Mediomatriker (148 ff.) und Ubier (163 ff.); ebenso in Frankreich. Also bei den Tribokern, Nemetern, Vangionen und Treverern finden wir dieses Gebiet religiöser Kunstübung hauptsächlich vertreten.

Im 2. Kapitel giebt der Verfasser die archäologisch-mythologische Besprechung der einzelnen Götterfiguren, d. h. er will nicht die einzelnen Typen der Altäre in umfassender Weise kunstgeschichtlich erörtern, sondern nur das Thatsächliche zusammenstellen.

Juppiter findet sich nur etwa 20 mal dargestellt, am häufigsten im Gebiet der Treverer, einmal sitzend (n. 87), sonst immer stehend. Die gewöhnlichen Attribute sind Scepter und Blitzstrahl; einige Male hat er einen Kranz auf dem Haupte. Auch der ihm heilige Vogel, der Adler, fehlt auf einer Anzahl von Denkmälern nicht. Dreimal (n. 94. 95. 145) ist ohne Zweifel der keltische Juppiter mit dem Rad dargestellt, für den man den keltischen Namen noch nicht gefunden hat (vgl. Hettner, Westdeutsche Zeitschrift III 27 ff.). Dass Juppiter verhältnissmässig selten abgebildet ist, hat darin seinen Grund, dass die Viergötteraltäre meistens oder immer Postamente für sitzende, reitende oder vielleicht auch stehende Juppiterstatuen gewesen sind (siehe weiter unten).

Juno ist neben Hercules, Mercur, Minerva die am häufigsten, sehr mannigfach dargestellte Gottheit. Mehrfach erscheint sie als opfernde Frau mit Opferkästchen und Schale; gewöhnlich ist ihr der Pfau beigegeben, der sie in n. 209 sogar allein vertritt, wie der Adler den Juppiter. Bemerkenswerth ist n. 21 (Taf. I), wo die durch den Pfau als Juno gekennzeichnete Göttin einen Drachen füttert. Haug verweist hierbei auf die Juno Lanuvina (Preller, Röm. Mythol. I³ p. 276 f.). Unsicher ist

die Juno mit dem Blitzstrahl (n. 94. 95. 100. 102). Den Gegenstand, den die Göttin trägt, hält Hettner für eine Schlange und nennt die Göttin Ceres. Ebenso erblickt Hettner in den Darstellungen, die uns die Göttin mit der Fackel zeigen, nicht Juno, sondern Ceres.

Minerva ist ausser durch Helm, Schild und Lanze meistens durch die Eule charakterisirt, die noch häufiger vorkommt als der Pfau der Juno.

Hercules hat den bekannten Typus: die Rechte hält die auf dem Boden ruhende Keule, die Linke die Hesperidenäpfel; von der linken Schulter fällt die Löwenhaut herab. Eine 2. Gattung von Herculesbildern bilden verschiedene Kampfscenen (Hercules mit der Hydra, Hindin, der Amazone, dem Löwen).

Mercurius ist stets jugendlich bartlos dargestellt, meist mit der Chlamys bekleidet. Sehr häufig sind die Flügel am Kopf (ohne weitere Kopfbedeckung), selten Flügel an den Sandalen. Die üblichen Attribute sind Schlangenstab und Beutel, ausserdem eine Reihe Thiere: Hahn, Bock, Widder, Schildkröte, Hund (?).

Apollo findet sich etwa 35 mal; er ist jugendlich bartlos, sein Haar fällt in Locken herab; zweimal schmückt ihn ein Lorbeerkranz. Die Lyra trägt er in mannigfachen Stellungen. Als Thiere sind ihm beigegeben Greif (n. 21. 85), Rabe (n. 85. 199), einmal der Wolf (n. 11).

Mars erscheint etwa 20 mal, immer jugendlich und unbärtig, oft ohne Helm, selten mit Schwert, meist nur mit Panzer, Lanze und Schild. Ebenso häufig etwa kommt der durch Hammer, Zange und Ambos als Schmiedegott charakterisirte Vulkan vor. Victoria (etwa 20 mal) erscheint in 3 verschiedenen Typen, die auch auf römischen Münzen vertreten sind; Fortuna nur 10 mal (mit Steuerruder und Füllhorn, einige Male mit Kugel und Rad); selten die Göttin der Fülle (Felicitas, Abundantia, Copia). Für die Darstellungen der Venus lässt sich ein ausgeprägter Typus nicht erkennen; allen Darstellungen gemeinsam ist der Mangel verhüllender Kleidung. Diana (etwa 14 mal) wird immer als Jägerin charakterisirt, öfter begleitet sie ein Hund. Neben ihr erscheint Silvan auf 2 Steinen aus dem Schwarzwald (n. 11 und 12), ähnlich im Wasgau (n. 215) und in Rom (n. 218). Ganz vereinzelt treten auf Sol, Luna, ein Genius, Castor und Pollux, Neptun, Cybele, Maia, Ganymedes; zweifelhaft ein Bacchus; ganz singulär, aber sicher n. 29 Leda mit dem Schwan.

Aus dem dritten Abschnitt „über die Gruppirung der Götterfiguren“ (p. 319 ff.) sei folgendes angeführt. Gewöhnlich finden sich 2 männliche und 2 weibliche Gottheiten dargestellt, öfter auch 3 männliche und 1 weibliche, selten 3 weibliche und 1 männliche. Weitaus am häufigsten wurden zusammengestellt Juno, Mercur, Hercules, Minerva und zwar meist in der Reihenfolge, dass (von links nach rechts gezählt) die 2 weiblichen und die 2 männlichen Figuren je nebeneinander stehen. Selten treten an die Stelle der Juno andere Gottheiten

(Apollo, Venus, Fortuna, Juppiter, Cybele), noch seltener wird Hercules durch eine andere Götterfigur ersetzt (Vulcan, Mars, Apollo), etwas häufiger Minerva (Victoria, Vulcan, Venus, Apollo, Mars, Fortuna). Am meisten ist die Figur des Mercur Schwankungen unterworfen, an seine Stelle treten Apollo, Mars, Vulcan, Juppiter. Eine von der normalen vollständig abweichende Auswahl von Götterfiguren bieten die Steine 11 f. 29 f. 39. 48. 85. 108. 197. Eine bestimmte Gesetzmässigkeit in der Gruppirung lässt sich sonst kaum nachweisen. Keine Gottheit schliesst an sich die andere aus, und man wird anzunehmen haben, dass persönliche Neigungen und Verhältnisse, in manchen Fällen vielleicht auch ortsübliche Sitte die Auswahl der Gottheiten bestimmt hat.

Im 4. Abschnitt spricht Haug über die Viergötteraltäre als Theile grösserer Denkmäler. Er vertritt die schon von Früheren ausgesprochene Ansicht, die aber unbeachtet geblieben ist, dass die Viergötteraltäre nicht als selbständige Monumente, sondern zum allergrössten Theile als Postamente zu gelten hätten. Wie die Denkmäler von Merten und Heddernheim gelehrt haben, bildeten sie sicher zu einem Theile die Sockel der sog. Giganten- oder Juppitersäulen. Andere werden als Basen für sitzende oder auch stehende Juppiterfiguren gedient haben. Das ist zwar nur eine Vermuthung, aber eine wahrscheinliche. Die einzig sicher reconstruirten Denkmäler sind bis jetzt diejenigen, welche eine Säule und darauf die Gigantengruppe tragen. Haug's Deutung dieser sog. Juppitersäulen ist folgende (p. 334): „Unsere Ansicht geht dahin, dass wir in dem Reiter zunächst Juppiter zu erkennen haben, eben den Juppiter, dem diese Denkmäler wahrscheinlich alle geweiht waren, dass aber dieser gigantenbezwingende Juppiter eine allegorische Darstellung der über die Barbaren siegenden römischen Kaisermacht ist, und dass, um diese Allegorie deutlicher zu machen, aber mit Verkennung der Gesetze des Stils, Juppiter abgesehen von dem Kopfe realistisch in der Tracht und Haltung eines römischen Kaisers dargestellt ist. In dem Giganten aber erblicken wir eine Allegorie der von der römischen Weltherrschaft besiegten Barbaren oder genauer, da im 3. Jahrhundert n. Chr. Gallien längst unterworfen und romanisirt war, der besiegten Germanen.“ Der Verfasser nimmt also einen vermittelnden Standpunkt ein, er verknüpft allegorische und historische Deutung. Es ist in dieser Frage sicherlich noch nicht das letzte Wort gesprochen worden; hoffen wir, dass neue Funde weitere Aufklärung bringen werden.

Was endlich die Zeit anlangt, aus welcher diese Denkmäler stammen, so ergeben nur die Inschriften einige Anhaltspunkte; die datirten fallen zwischen die Jahre 170—246 n. Chr. In Bezug auf Zweck und Veranlassung der Monumente ergibt sich aus den Inschriften sozu-

sagen nichts. Die Widmung lautet meist *I(ovi) o(ptimo) m(aximo).* Sonst stehen auf den Inschriften dieselben Formeln und Wendungen, wie sie auf allen Votivsteinen vorzukommen pflegen. M. I.

2. Matres Ollototae. In Binchester, dem alten Vinovia, wurde kürzlich ein Altar gefunden mit der folgenden Inschrift: ***Iovi optimo maximo et Matribus Ollototis sive transmarinis Pomponius Donatus beneficiarius consularis pro salute sua et suorum votum solvit libenti animo,*** mitgetheilt nach 'The Illustrated London News' vol. 98 (1891) p. 775 und besprochen von Th. v. Grienberger im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift X 1891, p. 204 ff. Den Beinamen *Ollototae (= Ollotoutae)* hat Grienberger durch Annahme eines keltischen Volksstammes, der *Ollotouti (Ollototi)*, wie ich glaube, befriedigend erklärt. *Ollotouti (oll + tut)* würde danach 'Gesammtleute', 'Allmänner' bedeuten, gerade wie *Mediotouti* (vgl. die *Matres Mediotautehae,* Jahrb. d. Vereins LXXXIII, p. 19, 146 n. 280) 'Mittelvolk'. Durch die obige Inschrift fällt einiges Licht auf eine ebenfalls aus Binchester stammende, jetzt verschollene Inschrift, welche Hübner im CIL VII n. 424 in folgender Fassung abgedruckt hat:

DEAB
MA TR B .Q L O
TB C L Q VN
TI N S BF COS
V S L M

Die Ueberlieferung, die im Wesentlichen auf Camden zurückgeht (Gruter 90, 8 von Camden, 1017, 1 von Cotton und Camden, hier mit den Ligaturen), bietet aber ziemlich übereinstimmend in der zweiten Zeile

MATRIB·Q·LO (beziehungsweise MATRBQ·LO).

Nur an einer Stelle soll statt des Q ein Epheublatt als Interpunktionszeichen stehen, und dafür hat sich Hübner entschieden. Auch Thomas Gale hat im 'Antonini iter Britanniarum' p. 11 Q·LO. Ich glaube nunmehr, dass derselbe Beiname der Matres herzustellen ist, den uns die oben mitgetheilte Inschrift besser bewahrt hat, also OLLO oder vielmehr unter Annahme einer Ligatur von O und L, die zwar etwas ungewöhnlich ist, aber doch zu dem Ligaturenreichthum in den übrigen Worten der Inschrift passt: Q̲LO. Wie leicht die Verwechselung mit Q war, springt in die Augen. Also: *Deab(us) Matrib(us) Ollot(otis) Tib(erius) Cl(audius) Quintianus b(ene)-f(iciarius) co(n)s(ularis) v(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito).*

Ein drittes Beispiel desselben Namens scheint endlich in CIL VII n. 425 zu stecken. Der Fundort ist gleichfalls Binchester. Ich habe der

zweifelhaften Ueberlieferung wegen die Inschrift seiner Zeit zu der grossen Gruppe der 'incertae' gerechnet, Matronenkultus p. 173 n. 457. Sibbald, der älteste Gewährsmann, überliefert sie folgendermassen:

LTRIB · O I ... T
CART · * O V A L
MARTIVETTO
GENIO L O C I
L I T · I X T ·

Cotton bietet für die erste Zeile AIRIBOLIST; Camdens Lesart TRIB · COHOR · I scheint auf Interpolation zu beruhen. Ich meine, die Vermuthung, dass auch hier *Matres Ollototae*, die vielleicht noch einen zweiten Beinamen hatten, im Verein mit anderen Göttern angerufen werden, ist nicht allzu gewagt. Dem Boden von Binchester würden wir also bis jetzt fünf Matresinschriften zu verdanken haben, nämlich ausser den drei ebenbesprochenen, CIL VII 426 *Mat(ribus) sac(rum) Gemellus v. s. l. m.*, und, wofür trotz der unsicheren Lesung die Wahrscheinlichkeit spricht, die in der Ephemeris epigraphica VII p. 312 n. 980 mitgetheilte, mit der Widmung an die *Matres tramarinae*.

Nachtrag. Die obige Notiz war längst geschrieben, als mir Herr R. Mowat in Paris Nr. 16 des Jahrganges 1891 (vol. V) der 'Proceedings of the society of antiquaries of Newcastle-upon-Tyne' zukommen liess, worin er (S. 127 ff.) seine Beobachtungen über 'three altars consecrated to the Ollotot goddesses at Binchester' veröffentlicht, die sich im Wesentlichen mit den meinigen decken. Ich gebe die Inschrift nach der auf S. 128 befindlichen Abbildung hier wieder. Veröffentlicht ist sie ausserdem von Hooppell im Journal of the British Archaeological Association 1891 Sept. p. 268 (vgl. Wochenschrift für klass. Philol. 1892 Nr. 4 p. 108) und von Haverfield in der Archaeologia Aeliana vol. XV 1891 p. 225 ff.

I O M
ETMATRIB
VS OLLOTO
TISSIVETRA
NSMARINIS
POMPONIVS
DONATVS
BF COSPRO
S ALVTESVA
ET SVORVM
V S L M///

Der letzte Buchstabe war, wie Mowat (S. 131) bemerkt, nicht A, sondern M. Die Inschriften CIL VII 424 und 425 ergänzt Mowat, wie ich gethan habe — dasselbe haben übrigens auch Hooppell und Haverfield vorgeschlagen —: *Matrib(us) Ollot(otis)*. Die von Grienberger gegebene Etymologie des Beinamens der Matres hält Mowat für richtig und verweist dafür, dass *Ollototae* soviel bedeute wie *Matres totius gentis* oder *Matres ad universam nationem pertinentes*, auf die bekannte Inschrift von Cambeckfort CIL VII 887 (Abbildung bei Mowat S. 129) *Matribus omnium gentium* u. s. w. Dass *Ollototae* Uebersetzung von *omnium gentium* ist, glaube ich allerdings nicht, sondern ich nehme mit Grienberger an, dass *Ollototi* Name eines keltischen Stammes gewesen ist (vgl. die *Ambitoti* oder *Ambituti*) und dass danach die transmarinen Mütter *Ollototae* oder *Ollototiae* benannt worden sind. Die *Matres omnium gentium* sind ihrerseits zu vergleichen mit den *Matres Italae Germanae Gallae Britannae* CIL VII 5 (Winchester) und den *Matres Afrae Italae Gallae* CIL VII 238 (York). Beiläufig bemerke ich zu letzterer Inschrift, dass ich Hübner's Auflösung A*Fris* für richtig halte, dass es dem ganzen Tenor der Inschrift widerstrebt, mit Mowat an *Matres* A*Fliae Italae Gallae* zu denken. Denn die *Afliae* sind in und bei Köln zu Hause (vgl. meinen Matronenkultus S. 25) und werden *Matronae* genannt, nicht *Matres*. Dass in Afrika bis jetzt keine Matronensteine gefunden worden sind, ist ja richtig, aber das spricht noch nicht gegen die *Matres Afrae* (vgl. Matronenkultus S. 71). Und wer will behaupten, dass in Afrika nicht noch Matronensteine zu Tage kommen können? Soldaten können doch überallhin verschlagen werden, nicht nur nach Britannien und Spanien, sondern auch nach Afrika. Zudem sind uns zwei Inschriften der *Campestres* aus Afrika bekannt.

Dass in der Inschrift CIL VII 424 (s. o.) die Herausgeber statt OLLOT haben lesen können Q LOT, sucht Mowat durch Annahme einer Ligatur LL, die die Gestalt eines umgedrehten T (⊥) gehabt haben würde, zu erklären. Undenkbar wäre das nicht; das O müsste dann sehr nahe an dieser Ligatur gestanden haben. Einstweilen möchte ich aber noch an dem von mir oben gegebenen Erklärungsversuch festhalten.

Schliesslich noch ein Wort gegen die Sprachvergleicher, die Inschriftentexte zu emendiren versuchen, als wäre es handschriftliche Ueberlieferung. So lese ich u. a. in der Revue Celtique XII 1891, p. 410, dass Whitley Stokes vorgeschlagen hat, *allototis* zu lesen, statt *ollototis*, bewogen durch kymr. *alltûd* (= was einem anderen Lande gehört, vgl. Glück, keltische Namen bei Caesar p. 27). So lange ein solcher Emendationsversuch nicht unbedingt nothwendig ist — und diese Nothwendigkeit liegt in unserm Falle nicht vor, auch wenn Haverfield im Korrespondenzblatt der Westd. Zeitschrift X 1891, S. 255 für *ollototae*

„eine sich mit *transmarinae* einigermassen deckende Bedeutung" verlangt —, hat der Philologe bei der überlieferten Lesart stehen zu bleiben.

M. Ihm.

3. Zu den Römischen Spieltafeln. Für die Gattung Römischer Spieltafeln, welche ich in den ‚Bonner Studien' (p. 223—239) und danach in den ‚Mittheilungen des Römischen Instituts' 1891 p. 208—220 zusammengestellt habe, ist Rom der hauptsächlichste Fundort, nur wenige stammen aus den Provinzen (Afrika, Gallien). In Trier sind bis jetzt drei gefunden worden, von denen die bekannteste lautet:

VIRTVS ◡ IMPERI
HOSTES O VINCTI
LVDANT ◠ ROMANI

(vgl. Jahrb. des Vereins v. Alterthumsfreunden LXXXX p. 186). Mit dieser zeigt eine gewisse Verwandtschaft die Aufschrift einer kürzlich in Rom bei den Katakomben der heiligen Priscilla vor Porta Salara gefundenen Tafel, welche de Rossi in den Conferenze di archeologia cristiana (26. April 1891) und danach in der Sitzung der École française de Rome vom 1. Mai 1891 mitgetheilt und besprochen hat. Geffroy, der Direktor des genannten Instituts, berichtet darüber an die Pariser Akademie in den Comptes rendus de l'Académie des inscriptions, 4. sér. t. XIX 1891 p. 195. Vgl. Revue archéol. 3. série XVI p. 395. Die Publikation von de Rossi ist erschienen im Bullettino di archeologia cristiana, serie quinta, anno secondo 1891 p. 33 ff. (vgl. p. 27). Auf der einen Seite steht eine christliche Grabschrift, auf der andern

HOSTES ◡ VICTOS
ITALIA O GAVDES
ludi TE ◠ ROMANI

So hat de Rossi unter Heranziehung der Trierer Inschrift richtig ergänzt. Die Buchstabenformen sollen auf das Ende des 3. nachchristlichen Jahrhunderts hinweisen, die Aufschrift selbst soll eine deutliche Anspielung auf ein historisches und militärisches Factum enthalten (etwa den Sieg Aurelians im Jahre 271) — eine Ansicht, zu der man sich nur schwer verstehen wird. Hinter Spieltafelinschriften soll man nicht zu viel suchen. Man vergleiche ausser der oben angeführten Trierer Inschrift, die eben so wenig eine historische Anspielung birgt, die Römische Tafel mit LATINA — GAVDES (Mittheil. des Röm. Instituts 1891 p. 216 n. 71). Gerade das Wort GAVDES oder GAVDEO kommt noch öfter vor (Bonner Studien p. 235 n. 34. Mittheil. des Röm. Instituts 1891 p. 215 n. 68 und 70).

Ein weiteres Spieltafelfragment ist in Orbetello ausgegraben und

von Sordini in den Notizie degli scavi 1891 p. 249 veröffentlicht worden. Es enthält nur die vier Buchstaben LVDE.

Schliesslich möchte ich eine merkwürdige Nachricht, die von England aus ihren Weg in verschiedene deutsche Tageszeitungen gefunden hat, hier beiläufig erwähnen. Die Londoner Zeitschrift Athenaeum vom 13. Februar 1892 Nr. 3355 p. 222 (daraus die Berliner Wochenschrift für klassische Philologie 1892 Sp. 301) brachte die Notiz, dass dem British Museum von Lord Savile eine im alten Lanuvium gefundene Steinplatte geschenkt worden sei mit der Inschrift: „Der Circus ist ausverkauft! Ungeheurer Applaus! Die Thüren sind geschlossen!“ (Circus full! Immense applause! Doors shut!) Die Platte wird als eine interessante Reliquie aus der Zeit der Gladiatorenkämpfe und öffentlichen Spiele bezeichnet und soll nichts anderes sein als ein Circusplakat. Der lateinische Text der Inschrift wird zwar nicht angegeben, aber es ist kein Zweifel, dass wir es mit der im Bullettino della commissione arch. 1887 p. 190 (Notizie degli scavi 1887 p. 118) veröffentlichten Spieltafel (CIRCVS PLENVS, CLAMOR INGENS, IANVAE TE....) zu thun haben (vgl. Bonner Studien S. 237 n. 43). Hoffentlich stiftet die Athenäumnotiz mit der Circusaffiche kein weiteres Unheil.

Halle. M. Ihm.

4. Römische Inschriften aus Köln. Die folgenden drei Inschriftsteine wurden in Köln gefunden und in das Museum Wallraf-Richartz abgeliefert, wo ich sie im Januar dieses Jahres copirte.

I. Grosse Platte aus Kalkstein, 2½ m breit, etwa ¾ m hoch, 14 cm dick, gefunden im Oktober 1891 in der Richard-Wagnerstrasse auf dem Grundstück des Architekten Vohl, von diesem dem Museum geschenkt.

D · BONE · MEMORIAE · M
PERPETVE · SECVRITATI /
ANTONIEGALENETI · ALBA
'S LEONTIVS · ET · EVBSYCHI
FILI · PIENTISSIMI ;

Die Buchstaben sind von guter Gestalt und sorgfältig eingemeisselt; ihre Höhe beträgt etwa 7 cm, die der Buchstaben D M in der ersten Zeile etwa 9½ cm. Das P ist offen, die Punkte sind dreieckig; bemerkenswerth die beiden grösseren Interpunktionszeichen am Ende der zweiten und der letzten Zeile. Rechts und links von der Inschrift je eine weibliche Figur (Victorien oder Eroten), die später ausgemeisselt worden sind. Die Platte ist nämlich als Deckel eines Grabes benutzt worden. Die Inschrift hat inzwischen veröffentlicht und ausführlich besprochen Kenne im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift X 1891 p. 262 f.; vorher

war über den Fund in der Kölnischen Zeitung vom 1. Nov. 1891 berichtet worden. Der Berichterstatter der Kölnischen Zeitung bemerkte, die Inschrift gehöre der „besseren Kaiserzeit" an, und nach den Buchstabenformen zu urtheilen, hat er sicherlich ein Recht dazu; Keune setzt sie in das vierte nachchristliche Jahrhundert ohne zwingende Gründe. Die Namen der Söhne der *Antonia Galene* (*Albanius Leontius* und *Eubsychius*) sind von Keune richtig ergänzt; dass dagegen noch eine sechste Zeile anzunehmen sei (*titulum posuerunt*), habe ich allen Grund zu bezweifeln. Hinsichtlich der Interpunktion bemerke ich noch, dass Nomina und Cognomina nicht durch Punkte getrennt sind.

II. Kleiner Altar aus Jurakalk, ca. 69 cm hoch, 38 cm breit, gefunden am 4. August 1891 in der Moltkestrasse.

D · M · P · ELIO
GERMANIONI
ADIVTORI NIA
MARCELLA
COIIVGI·OBITO
FECIT·

Auf der rechten und linken Seitenfläche Zweige (oder Bäume) in Relief. Die nicht schlecht gestalteten Buchstaben sind $3^1/_2$ cm hoch. Das Cognomen *Germanio* ist inschriftlich noch öfter nachweisbar, z. B. auf der christlichen Inschrift CIL V 1664 (Aquileja). Eine *Adiutorina* erscheint z. B. CIL III 5063, ein *Adiutorinus* III 6515 (in der Inschrift von Niederemmel, Brambach CIRh 862, wohl [*A*]*diuto*[*rius Ur*]*sulus*). Auch diese Inschrift ist inzwischen in der Museographie der Westdeutschen Zeitschrift X 1891 p. 406 von Aldenhoven mitgetheilt worden.

III. Platte aus schwarzem, weissgeädertem Marmor, 82 cm breit, 104 cm hoch, 9 cm dick. Fundort S. Pantaleon.

A P O L L I N I
C·AVR EL I VS· C L
VE RVS · NEGOTIATOR
BRITANNICIANVS
MORITEX·D·D
L · D · D · D

Die Buchstaben sind nicht tief eingemeisselt, von eleganter Form und können etwa dem zweiten Jahrhundert angehören. Zeile 2 zwischen CL kein Punkt, also die Tribusangabe *Cl*(*audia*); der Name des Vaters fehlt, ebenso bei Bramb. CIRh 1492 (*M. Aurel. Cl. Pompeianus*), CIL V 5586. 6822 und öfter. Für das Wort vor *D*(*onum*) *D*(*edit*) in der fünften Zeile habe ich noch keine befriedigende Erklärung. Man vergleiche den

Stein von Doomburg (Brambach ClRh 43 = Orelli 2029, Wilmanns Exempla 2570), den ein *negotiator cretarius Britannicianus* der *dea Nehalennia* geweiht hat *ob merces recte conservatas.* Von einer besonderen Art britannischer creta spricht Plinius Nat. hist. XVII § 45. Vielleicht ist in Moritex ein keltisches Ethnicum zu suchen. Vgl. Morini, Aremorica. D'Arbois de Jubainville (Comptes rendus de l'acad. des inscr. 4. sér., XIII p. 182) führt als Beispiele der Endung rex an die Namen Dubnorex und Mori-rex („roi de la mer"). Aber die Lesung des letzteren auf der verschollenen Inschrift CIL VII 409 (MORI·REGIS) erscheint keineswegs zweifellos. *Britanniciani* nennt die Notitia dignitatum Occ. V 57. 206 (*invicti iuniores Britanniciani*), 209 (*exculcatores iuniores Britanniciani*), VII 154 (*victores iuniores Britanniciani*).

M. Ihm.

5. Köln. Münzfund. Im April 1889 wurden in der Stephanstrasse unweit der Hochpforte beim Kanalbau $2^1/_2$ Meter tief eine grössere Anzahl römischer Bronze-Münzen gefunden. Dieselben befanden sich in einem gewöhnlichen Topfe aus Thon, welcher beim Herausnehmen zerbrach, und wurden in einem versiegelten Sacke, der mit seinem Inhalte 11 k wog, ins Museum gebracht, wo ich den Fund kürzlich untersuchte. Es waren im Ganzen 2764 Stück. Leider befand sich keine einzige Seltenheit darunter. Auffallend ist die grosse Zahl von Münzen des Kaisers Magnentius mit dem christlichen Monogramm und ist meines Wissens noch nie eine solche Menge von Münzen dieses Kaisers zusammengefunden worden. Ich gebe im Folgenden ein Verzeichniss der Münzen, wobei bemerkt wird, dass die Ausgabe des Cohen'schen Werkes von 1862 dabei benutzt wurde. Die Grössen sind nach dem Cohen-Mionnet'schen Münzmesser angegeben und zwar hauptsächlich da, wo die bedeutende Verschiedenheit des Durchmessers derselben Münzsorte dies nöthig erscheinen liess.

Faustina jun., Nr. 207 1 St.

Gordianus III., Nr. 106 1 St., 318 1 St.

Gallienus, kl. Br., ähnlich wie 54. *Annona Aug*, Göttin mit Füllhorn (letzteres fehlt bei Cohen). 1 St., Nr. 495 1 St., Nr. 664 1 St. zus. 3 St.

Victorinus, Nr. 51 1 St.

Claudius Gothicus, Nr. 168 1 St.

Aurelianus, Nr. 100 und Nr. 199, je 1 St.

Tetricus sen., Nr. 63, Nr. 106, je 1 St.

Diocletianus, Nr. 259 2 St., Nr. 306 1 St., Nr. 339 1 St., zus. 4 St.

Maximianus Herc., Nr. 233, Nr. 260 und Nr. 378, je 1 St.

Constantius Chlorus, Nr. 187 1 St.

Helena, Nr. 7 1 St.

Maxentius, Nr. 44 (?) 1 St.

Licinius sen., Nr. 66 17 St., dann 2 m. B. mit derselben Umschrift, 2 St., Nr. 82 2 St., Nr. 89 2 St., Nr. 133 4 St., zus. 27 St.

Licinius jun., Nr. 25 6 St.

Constantinus I., Nr. 241 1 St., Nr. 246 1 St., 281 2 St. M. Br. Gr. 7 und 2 St. Kl. Br. [1]), Nr. 298 1 St., Gr. 7½, Nr. 317 1. St., Nr. 337 1 St., 338 3 St., Nr. 362 2 St., Gr. 6, Nr. 372 2 St., eines davon Gr. 6, also M. Br., Nr. 433 4 St., Nr. 451 1 St., Nr. 460 75 St., 5 davon Gr. 5—6, also M. Br., Nr. 463 1 St.. Nr. 465 1 St., Nr. 466 43 St., Nr. 474 23 St., Nr. 488 1 St., zus. 165 St.

Constantinopolis, Nr. 15 1 St.

Urbs Roma, Nr. 13 1 St.

Crispus, Nr. 32 2 St., Nr. 63 1 St., Nr. 65 1 St., Nr. 70 8 St., Nr. 88 4 St., Nr. 96 1 St., zus. 17 St.

Constantinus II., eine Kl. Br. wie Nr. 99, aber mit VOT. XX, 1 St., Nr. 110 1 St., Nr. 116 6 St., Nr. 136 5 St., Nr. 146 8 St.

Constans I., Nr. 112, Gr. 6, 2 St., Nr. 114, Gr. 4½, 2 St., Nr. 120, Gr. 5—5½, 5 St., Nr. 121, Gr. 4½, 57 St., zus. 66 St.

Constantius II, Nr. 213 20 St., davon 10 St. M. Br. Gr. 5½—7 und 10 St. Kl. Br., Gr. 4—5, Nr. 223 7 St., Gr. 6, Nr. 224 66 St., eines hat im Av. D. N. CONSTANTIVS NOB. CAES. (nicht bei Cohen) Nr. 230 2 St., Nr. 236 3 St., Nr. 253 1 St., Nr. 260 27 St., Gr. 5—6⅕. — Ferner:

A.: D.N. Constantius P. F. Aug. — R.: Stehende Figur mit der Toga bekleidet, durch welche die Tunika und die Beine durchscheinen, in jeder Hand ein labarum haltend, dessen Schaft mit Ringen verziert ist [symbol] Umschrift unleserlich, Kl. Br., Gr. 4½ — 1 St.

A.: Kopf Constantius' II. nur P. F. Aug lesbar. — R.: Felicitas oder Securitas republicae. Der stehende Kaiser hält in der Linken das labarum, in der Rechten eine Kugel, links von ihm: F, unten: AR. M. Br. — Gr. 5½. — 1 St.

A.: Kopf Constantius' II., Umschrift unleserlich. — R.: Figur wie bei Nr. 8 gekleidet, in der Rechten einen Schlüssel, in der Linken das

---

1) Die beiden Kl. Br. würden mit der Nr. Suppl. Nr. 25 bezeichnet werden müssen, im Uebrigen scheint der Verfasser nicht immer mit Cohen in Bezug auf die Grösse der Münze übereinzustimmen, nach unserem Erachten ist es bei den vielfachen Verschiedenheiten der Grösse, welche gerade die Bronze-Münzen von Constantin I. zeigen, ein schwieriges Unternehmen, alle unter die bekannten Benennungen: Gross-, Mittel- und Klein-Bronzen unterzubringen, hier sind Unterabtheilungen kaum zu vermeiden, dabei müsste aber neben der Grösse auch das Gewicht in Betracht gezogen werden, denn die Grösse ist im Hinblick auf die Münztechnik jener Zeit immerhin etwas mehr Zufälliges. D. R.

labarum haltend, rechts von ihm A Umschrift: CTAY . . . CTOATCO unten: LNP, M. Br. — Gr. $5^1/_2$. — 1 St., zus. 129.

Magnentius. A.: D.N. Magnentius P. F. Aug. — R.: Salus D.D.N.N. Aug. et Caes. im Felde: A☧ω, unten: LSLC oder TRP oder TRS. Gr. Br. — Gr. 7—8. — Cohen Nr. 42. — 400 St. — M. Br. — Gr. 6—7. — Cohen Nr. 43. — 1017 St. — Gr. 5—6. — Cohen Nr. 43. — 191 St. — Kl. Br. — Gr. $4—4^1/_2$ [1]. — Cohen Nr. 44. — 19 St.

A.: D.N. Magnentius P.F. Aug. — R.: Vict. D.D.N.N. Aug. et Caes. zwei geflügelte Viktorien halten einen Schild mit der Inschrift: Vot. V mult. X unter TRP oder TRPLC. — M. Br. — Gr. 5—6. — Cohen Nr. 59. — 366 St. — Kl. Br. — Gr. $4—4^1/_2$. — Cohen Nr. 58. — 165 St. — Gr. $3^1/_2$—4. — Cohen Nr. 58. — 50 St.

A.: D.N. Magnentius P.E. Aug. — R.: Felicitas reipublicae. Der Kaiser nach links stehend das labarum und eine Kugel haltend, unten: TRS. M. Br. Gr. 5—6. — Cohen Nr. 29. — 32 St. — Kl. Br. Gr. 4. — Cohen Nr. 29. — 2 St.

A.: Im. Cae. Magnentius Aug. — R.: Fel. temp. reparatio. Der Kaiser zu Schiff eine Viktorie und das labarum haltend, eine zweite Viktorie am Steuerruder, unten: TRS. M. Br. Gr. 5—6. — Cohen Nr. 35. — 2 St.

A.: D.N. Magnentius P.F. Aug. — R.: Gloria Romanorum. Der Kaiser zu Pferde im Galopp, unten: TRS. TRP oder TRPLS. M. Br. Gr. 5—6. — Cohen Nr. 37. — 43 St. — Kl. Br. Gr. $4^1/_2$. — Cohen Nr. 38. — 1 St.

Decentius. D.N. Decentius Caesar. — R.: Salus D.D.N.N. Aug. et Caes. im Felde: ☧ M. Br. Gr. 5. — Cohen Nr. 21. 1 St.

A.: D.N. Decentius nob. Caes. Victoriae D.D.N.N. Aug. et Caes. 2 Viktorien halten einen Kranz mit der Inschrift: Vot. V. mult. X. M. Br. Gr. 5—6. — Cohen Nr. 33. — 18 St. — Kl. Br. Gr. 4. — Cohen Nr. 34. — 2 St. — Im Ganzen 2764 Stück.

Stedtfeld.

6. Das fragliche Mediolanum bei Neumagen an der Mosel, von K. Christ. In einem Gedicht des Venantius Fortunatus vom Jahre 566 — Carm. lib. III no. XII, in der neuen Ausgabe von Leo p. 64 — heisst es, dass der Bischof Nicetius von Trier (527—566) in der Nähe seiner Stadt auf einem fast unersteiglichen Felsenkamm eine von 30 Thürmen flankirte Burg am Einfluss eines kleinen Flusses in die Mosel errichtet habe. Dieses Schloss lag bei Mediolanum, am Fluss Rodanus,

---

1) Man vergleiche, was Cohen I. Ausg. VI, S. 332 über die Grösse der Erzmünzen dieser Zeit sagt. D. R.

zwei Namen, die der aus Venetien stammende Dichter vielleicht nur zur Verherrlichung des von ihm in übertriebener Weise besungenen Bauwerkes auf dieses aus dem allbekannten Namen der Stadt Mailand und des Rhoneflusses übertragen hat.

Beim Rodanus hatte er nämlich einen Anhalt im ähnlich klingenden Namen des hier in der That mündenden Drohanus, d. h. der Drohn oder Trohn, welche bei Trohnecken im Hundsrücken entspringend, bei Neumagen in die Mosel fliesst. In Urkunden des 8.—11. Jahrhunderts heisst dieselbe Drogana, Drona, Troganus, und Förstemann, Altdeutsches Namenbuch II² 477 stellt sie zum alten Flussnamenstamm Drav, also mit älterem a in der Wurzel. Solches enthält denn auch noch die von Ausonius, Mosella, Vers 365 überlieferte Namensform, welche je nach den verschiedenen Handschriften Drahonus, Draconus, Trachonus, Drabonus lautet. Denselben Namen hat auch der oberhalb Coblenz gelegene alte Trachgau, der aber topographisch natürlich nicht hierher zu ziehen ist.

Somit ist denn das Schloss des Nicetius nur eine Wiederherstellung des Castells Constantins zu Noviomagus, welches in der Nähe Ausonius, Mosella, Vers 11 erwähnt.

Ganz abzuweisen ist aber der Bezug von Mediolanum auf den Maiengau oder das Maienfeld zwischen Mosel und Ahr, welches seit dem 7. Jahrhundert als Meginfeld bekannt ist und seinen Namen hat von dem alten Ort Megina, jetzt Maien. Für den Zusammenhang der spätrömischen Bauweise der Castelle, welche höhere Mauern bekamen, mit den mittelalterlichen hohen Burganlagen ist die Befestigung bei Neumagen, wie sie der christliche Dichter des 6. Jahrhunderts, Fortunatus schildert, von hervorragender Bedeutung und wäre es an der Zeit, dessen Beschreibung der Trohnburg an Ort und Stelle durch Ausgrabungen näher zu prüfen.

Auch von Trier erwähnt derselbe hohe Mauern, Vers 20—21 seiner Moselreise, bei Leo p. 242:

> Ad Saram pronis labimur amnis aquis;
> Perducor Trevirum qua moenia celsa patescunt.

Bei dieser Gelegenheit verweise ich auf meine Ausführungen über das spätrömische Castell Alta Ripa in der zweiten, sowie S. 42 ff. der dritten Serie der Vorträge des Mannheimer Alterthumsvereins, Mannheim 1888 und 1891, Verlag von Tobias Löffler.

Die sicher übertriebene Venantius'sche Beschreibung des Felsenvorsprunges, worauf die Nicetiusburg lag, an deren Fuss das von der Mosel und dem hier einfliessenden „Rodan" umspülte Mediolanum sich ausbreitete, passt allerdings weniger auf das ¼ Stunde oberhalb der Mündung der Trohn gelegene Neumagen. Allein nach Eltester in seiner geschichtlichen Uebersicht zu Beyers Mittelrheinischem Urkundenbuch, II, p. CXII, hätte dicht beim Ausfluss der Trohn im Mittelalter

ein Ort Medelingen gestanden, wo die an der Saar gelegene Abtei Mettlach begütert gewesen wäre (vgl. ebenda S. 344 und die Druckverbesserung, welche zum Register S. 527 gehört).

Auch Görz, Mittelrheinische Regesten I, S. 11, no. 31 verlegt Mediolanum in die Gegend von Neumagen, ohne aber jenes Medelingen zu erwähnen. Es wäre daher von grosser Wichtigkeit, wenn sich etwa im Neumagener Gemeindearchiv nähere Angaben darüber fänden. Auch müssten ja Ausgrabungen, die sich bisher immer nur auf Neumagen selbst beschränkt haben, an der bezeichneten Stelle, sowie an den umliegenden Bergabhängen vorgenommen werden.

Wahrscheinlich wurden Trümmer von der Feste Constantins von Nicetius für seine neue Burg verwandt, deren Form auch jene zum Muster genommen haben wird. So bestand ja überhaupt die christliche Kunst des 4—7. Jahrhunderts aus Nachahmungen von profanen, wie besonders Kirchenbauten Constantins zu Rom und Byzanz.

Auffallend bleibt, dass der Kosmograph von Ravenna IV, 26 im 7. Jahrhundert an der Mosel zwar „Nobia" (gekürzt aus Noviomagus) und Princastellum (Bernkastel) erwähnt, nicht aber das vermuthlich schon antike Mediolanum mit seiner damals seit einem Jahrhundert bestehenden neuen Burg, allein die Notizen, woraus jener schöpfte, zum Theil aus einem älteren gothischen Schriftsteller Athanarid, entstammen vielleicht schon der Zeit vor Gründung der Nicetiusburg.

Dem Zusammenhang des Venantius gemäss kann diese aber, als eine der frühsten weltlichen Besitzungen der Trierer Bischöfe nur an der Obermosel gesucht werden, was denn auch schon Valois in der Notitia Galliarum (Paris 1675) bemerkt. Hinsichtlich der genaueren Lage muss man aber auch heute noch mit Böcking ausrufen: Amplius deliberandum!

Heidelberg. K. Christ.

7. Römisches Castell auf dem hohen Venn. Etwa ein und dreiviertel Stunde südwestlich von Montjoie, dort wo die Ruhr (Roer) aus den flachen Mulden des Sourbroder Venns heraustritt, befindet sich in dem Dreieck, welches durch den in die Ruhr mündenden Wingenbach gebildet wird, eine fortificatorische Anlage aus römischer Zeit, welche in unserer nähern Umgebung als einzige, bis jetzt bekannte, derartige Befestigung das grösste Interesse verdient. — Das Werk besteht aus einem Erdwall mit vorliegendem Graben, welcher von der Ruhr bis zum Wingenbach von Ufer zu Ufer 420 Schritte Länge hat. — Die Ecken des Walles erscheinen der bessern Vertheidigung wegen abgerundet. — Wall und Graben sind an der Westseite, wenn auch dicht mit Haide bewachsen, gut erhalten und hat der Graben trotz der Abschwemmungen von mehr wie anderthalb Jahrtausenden noch 6—7 Fuss Tiefe (von der Sohle des

Grabens bis zur Krone des Walles 9—10 Fuss); an der Südseite tritt derselbe infolge der im Laufe der Zeit stattgefundenen An- resp. Abschwemmung nicht mehr so stark hervor, doch hat der Graben stellenweise noch eine beträchtliche Tiefe; an der Ostseite hat er sich durch landwirthschaftliche Arbeiten fast ganz verloren.

Das Praetorium des Castells lag der Längenachse nach fast genau in der Mitte des durch die beiden Bäche und den Wall gebildeten Terrain-Abschnittes. Ausserdem befinden sich östlich, westlich und an der Ruhrseite von den Ruinen des Praetoriums die untern Theile von drei runden mächtigen Thürmen, welche von Aussenseite zu Aussenseite ca. $10^1/_2$ m Durchmesser gehabt haben. Der Wall ist nur in soweit ganz unberührt geblieben, als das höher liegende Terrain Communal-Eigenthum ist, der untere Theil des Gehänges dagegen, wo solches an beiden Bächen in Wiesen übergeht, ist Privat-Eigenthum und wurde dort im Laufe der Jahrhunderte Wall und Graben eingeebnet oder vielleicht durch Eisgänge und Ueberschwemmungen weggerissen. Analogien zu unserm Castell findet man im mittleren Württemberg, wo solche in bestimmten Entfernungen neben dem römischen Grenzwall (zwischen Donau und Rhein), aber meistens in kleineren Dimensionen, angelegt sind. Es bleibt zu bedauern, dass hier, wie es so gut wie überall geschehen, die römischen Ruinen Jahrhunderte hindurch von den umliegenden Ortschaften als Steinbruch benutzt wurden und dadurch leider mancher weitere Anhaltspunkt für immer verloren gegangen ist.

Die Heerstrassen und Posteinrichtungen benutzten die Römer bekanntlich vorzugsweise zu militärischen Zwecken, insbesondere ausser zu Truppenmärschen für die Reisen der Militär- und Verwaltungsbeamten und zur Beförderung von schriftlichen Dienstsachen. Zu diesem Zwecke waren die Stationen in Mutationes „Pferdewechsel“ und Mansiones „Nachtquartiere“ eingetheilt; in letztern waren für den Gebrauch der Statthalter und für den Kaiser selbst Absteigequartiere eingerichtet, welche wir im Villenstyl erbaut nicht i m, sondern stets n e b e n dem Castell finden. Sollte nicht zu einem solchen Absteigequartier ein neben dem betreffenden Castell gelegenes, sehr interessantes, wenn jetzt auch nur noch als Rudera vorhandenes Bauwerk (in hiesiger Gegend im Volksmunde unter dem Namen „g r ü n e s K l o s t e r“ bekannt) gedient haben? Die Ruine befindet sich auf dem gegenüberliegenden linken Ufer der Ruhr ungefähr 45 Schritte vom Castell entfernt, aber merkwürdiger Weise genau in der Richtung des vorstehend besprochenen Erdwalles und zwar dort, wo derselbe von der Anhöhe herunterkommt und am rechten Ufer der Ruhr, wo wohl jedenfalls die porta praetoria gestanden haben dürfte, endet. Das betreffende Gebäude hat innerhalb der Umfassungsmauern, welche eben noch über der Erde hervorstehen und zum Theil aus verworren liegenden schweren Quadern bestehen, 34

Schritt Länge und 17 Schritt Breite; gegen Westen kann man im Boden noch deutlich sehen, dass sich ein grösseres Gebäude von 50 Schritt Länge und 40 Schritt Breite daran angeschlossen. Um die Fundamente und den Mörtel zu untersuchen, nahm ich einen in der Nähe arbeitenden Bauersmann in Anspruch, dem leider bei den ersten Versuchen, die schweren Steine zu heben, der Stiel von seiner Schaufel abbrach.

Das Wasser der Ruhr hat hier, weil direct aus den Torfmooren kommend, noch eine ganz röthliche Farbe, dagegen bringt der Wingenbach, welcher unterhalb Elsenborn entspringt, kristallhelles Quellwasser. Es wird dies die Römer, welche bekanntlich sehr viel auf gutes Trinkwasser hielten, auch wohl zur Wahl dieses Ortes bestimmt haben; zudem kreuzten hier nach der Professor Schneider'schen Karte der linksrheinischen Römerstrassen mehrere alte Strassen, nämlich die von Wertbuisson, Baronheid und Kapelle Fischbach über das Venn nach Sourbrod, Elsenborn, Neuhof, Schmidtheim und von da zum Rheine führende Strasse mit der von Köln über Düren, Simmerath, Montjoie sich auf dem linken Ufer der Ruhr haltenden Strasse, welche alsdann mit der von Aachen über Reinartzhof, Eschweid, Vennhof, Reichenstein, Plattenhäuschen kommenden Route auf der dem Castell gegenüber liegenden Ruhrseite zusammentraf, den Fluss vor der Westseite des Castells überschritt und dann über den sogenannten Rhenberg nach Elsenborn u. s. w. führte. Es ist begreiflich, dass zur Sicherung dieser zum Theil schon seit Caesar's Zeit wichtigen Routen eine grössere feste Position wegen dem Passiren der ausgedehnten Moore und tiefen Thalschluchten unbedingt nothwendig erschien.

Gleich nachdem die Ruhr das Castell verlassen, bildet sie einen tiefen Gebirgseinschnitt und tritt hier wieder die charakteristische Erscheinung zu Tage, dass die Römer fast nie oder doch sehr selten günstige Terrainverhältnisse für ihre Befestigungen benutzt haben. In dem jetzt ganz eng werdenden Ruhrthale schiebt sich nämlich auf dem rechten Ufer ein Felsgrat vor, welcher als Thalsperre sehr gut hätte verwerthet werden können, doch sieht man an demselben keine Spur von darauf hinweisenden Arbeiten. — Einige hundert Schritte weiter Ruhrabwärts sind dagegen an zwei Stellen Erdwälle mit Gräben quer angelegt, wodurch das Thal ganz gesperrt wurde und welche wohl zum Schutze des Castells von der untern Seite gedient haben.

Nach der Berechnung des Oberstlieutenant von Cohausen bezüglich der Besatzung der römischen Castelle in Süddeutschland hatte ein Castell von 300 Schritt Länge und 200 Schritt Breite eine Besatzung von 1000 bis 1100 Mann. — Unser Castell würde demnach bei 420 Schritt Länge und ca. 200 Schritt Breite eine Besatzung von 14 bis 1500 Mann gehabt haben. Caesar kam im Jahre 53 vor Chr. vom Rhein aus der Gegend bei Neuwied, durch einen beispiellosen Marsch, quer durch den Ardennenwald, welcher damals die ganze Eifel mit umfasste, über Mayen,

Hillesheim, Sourbrod und das hohe Venn um Aduatuca wieder zu nehmen und von hier aus die Eburonen zu vernichten.

Sehr interessant ist die Uebereinstimmung der Schilderungen Caesars vor beinahe 2000 Jahren mit der noch heute fast unveränderten Beschaffenheit unserer Gegend. Damals wie heute lagen in den Dörfern die Häuser durch Höfe und wenige Gärten getrennt, rings von hohen Hecken umgeben. — Diese Hecken umschliessen zahlreiche Wiesenstücke, auf denen das Vieh bis zum Winter auf die Weide geht. — Die Landesbewohner sind darauf bedacht, durch Verflechtung der Zweige die Hecken möglichst dicht und undurchdringlich zu machen, wie dies auch Caesar von ihnen erzählt. — Zwischen diesen Hecken führten wenige tiefe Hohlwege ins Dorf hinab, deren Ränder oben mit Hecken besetzt sind, welche sich zu hohen Lauben über den, nur für die Viehheerden benutzten grundlosen Hohlweg wölbten. Dass solche Terrain-Verhältnisse die Flucht des Eburonenfürsten erleichtern und den Eingeborenen eine solche Zähigkeit gegen die Vertilgungskämpfe der Römer geben konnten, ist begreiflich, wenn man diese Eigenthümlichkeit unserer Gegend heute noch betrachtet und sich sämmtliche Kunststrassen als nicht vorhanden denkt.

Zum Schluss möchte hier ein Wunsch, den auch Herr v. Cohausen bei ähnlichen Gelegenheiten ausgesprochen, am Platze sein, dass nämlich mit fernern Untersuchungen und Nachgrabungen nicht ein Verheerungskrieg gegen jene Ueberreste begonnen werde, welcher, durch steingierige und zerstörungslustige Menschen fortgesetzt diese interessanten Ueberbleibsel einer fernen Vorzeit für alle Zeit vernichtet würde.

Aachen. Th. Müllenmeister.

8. Wormersdorf, Karolingischer Fund. In dem ca. dreiviertel Stunde von Meckenheim gelegenen Dorfe Wormersdorf stiess man vor einiger Zeit, wie mir Herr Gastwirth Gabrielz mittheilte, beim Ausschachten behufs Neubaues auf verschiedene alte Mauern. Auch fand sich ein alter Brunnen, welcher zum grossen Theile mit Gefässen und Gefässscherben, sowie mit Eisengeräthen angefüllt war. Die Gefässe sind roh, von festem Brande, von blau-schwarzer und blau-grauer Farbe, zeigen ein scharfkantiges Randprofil und haben die Wellenplatte. Sie gehören den Erzeugnissen der durch die Normanen 881 n. Chr. zerstörten Meckenheimer Töpferei und somit der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts n. Chr. an.

Unter diesen Gefässen fand man ausser Anderem einen eisernen Pferdestriegel. Derselbe hat die Gestalt einer der Länge nach durchschnittenen Röhre; an den beiden Kanten der offenen Seite befinden sich ziemlich grosse dreieckige Auszackungen. Mit den so gebildeten Zacken wurde das Striegeln vorgenommen. An der Rundseite sind in der

Mitte ein gerader Eisenstab und seitlich von diesem je zwei im Halbkreis gekrümmte, auf das Ende des mittleren zulaufende Eisenstäbe vermittelst Nägeln angebracht, welche, wahrscheinlich an einen Holzgriff befestigt, zur Handhabe des Striegels dienten. Dort, wo der mittlere Eisenstab an der Rundseite haftet, ist ein Haken eingerostet, der wohl zum Aufhängen des Geräthes diente. Die Länge der Röhre beträgt 0,18 m, der Durchmesser derselben 0,03 m. Aehnliche Striegel, jedoch viel breiter, sind noch heute auf dem Lande üblich.

Wahrscheinlich sind die Geräthe und Gefässe zur Zeit des verheerenden Normannensturmes (881) in dem Brunnen geborgen worden, zumal mir Herr Gerhardz sagte, die meisten Gefässe seien ganz gewesen. Das Alter der Mauern [1]) und des Brunnens konnte nicht bestimmt werden, da die Fundstelle schon bebaut war. Auch gelang es mir, ausser dem Pferdestriegel von den meist durch Arbeiter zerschlagenen und überall hin zerstreuten Gefässen weiter nichts als einige Scherben zn retten.

Oskar Rautert.

9. Die Zeitbestimmung der Thongefässe. Das Thongefäss ist das zerbrechlichste und darum vergänglichste Geräthe von Menschenhand. Aber seine Formen erhalten sich durch Jahrtausende. Sein Ornament ist wandelbarer, doch haben sich einige aus dem Alterthum bis heute erhalten. Die Technik seiner Herstellung und die Art und Weise der Verzierung müssen uns leiten, wenn wir den Ursprung eines Gefässes bestimmen wollen. Aus der gleichen Form kann man niemals mit Sicherheit auf Gleichzeitigkeit der Herstellung schliessen. Die Deckel der germanischen Urnen am Niederrhein gleichen der noch am Rheine verbreiteten irdenen Schüssel, nur dass an dieser die Oeffnung ein horizontal gerichtetes Profil hat. Nach Wankel ist das heutige Kochgeschirr der kleinrussischen Bauern in Kiew vollkommen ähnlich einigen slavischen Aschenurnen der Vorzeit. Auch Virchow machte bei der letzten Anthropologen-Versammlung in Danzig darauf aufmerksam, dass die Muster von Thongefässen sich Jahrhunderte lang erhalten haben können. Das vor Jahrtausenden übliche Wellenornament wird noch heute im Orient gemacht.

Einen wesentlichen Fortschritt zeigt die Töpferkunst in der Anwendung der Drehscheibe, in der Ausbildung des Henkels, in dem festeren Brande und der Glasur der mittelalterlichen Gefässe gegenüber der mehr mürben Thonwand griechischer, römischer und merowingischer Gefässe. Als vor vielen Jahren in Bonn in 15′ Tiefe eine alte Töpferei gefunden wurde, mit glasirten Gefässen aus hartem Steingut mit wellenförmig gebogenem

1) Koenen sah vor mehreren Jahren in einem anderen Garten, dem des Herrn Töpfermeisters Gerhardz, römische Mauern.

Fussrande, habe ich sie nur als mittelalterliche bezeichnet, vgl. Rhein. Jahrb. LII, S. 183. Im Jahre 1889 wurde unter dem Generalcommando in Coblenz eine ausgedehnte Grabstätte ohne alle Beigaben entdeckt, die mit Rücksicht auf die Erbauung der Castorkirche dem 12. Jahrhundert angehört haben konnte. Nur drei Thonscherben fanden sich, die der erfahrene Demmin in Wiesbaden wohl als mittelalterliche anerkannte, aber einem bestimmten Jahrhundert nicht zuschreiben konnte. Sie waren hartes Steingut, aussen mit vorspringenden parallelen Streifen verziert, vgl. Rh. Jahrb. LXXXI, S. 198. Es ist dankbar anzuerkennen, wenn Koenen in Meckenheim ältere und jüngere Gräber und ältere und jüngere Merowinger-Töpfe hat unterscheiden können. Der Nachweis von Gefässen der Karolinger-Zeit ist aber nicht mit Sicherheit erbracht. Ich habe gezeigt, wie viel Heidnisches bei den früheren Grabungen in Meckenheim sich fand und wie die Spuren des Christenthums fraglich waren. Einzelne römische Terra Sigillatascherben sprechen doch für frühe Merowinger Zeit. Auch Koenen fand mehrere solche, aber nur eine Scherbe, die fast wie Steingut aussah. Eine Münze kann immer nur beweisen, dass das entsprechende Grab nicht älter war als die Münze. Dieselben Grabfelder blieben Jahrhunderte lang in Gebrauch.

Wenn auch der Bau der St. Quirinskirche in Neuss, unter deren Plattenbelag die Neusser Amphoren gefunden wurden, urkundlich im Jahre 825 beglaubigt ist, so können jene Gefässe doch viel älter sein. Sie haben mit Merowingergefässen gar keine Verwandtschaft. Wohl aber hat Schliemann solche bauchige Gefässe mit Henkeln, die von der Oeffnung ausgehen, gefunden (Mycenae p. 64). Die mit denselben verglichenen Gefässformen des Duisburger Gräberfeldes haben doch mit denselben auch keine Aehnlichkeit. Nach Wilms gehören jene in die römisch-germanische Periode. Auch die Grabfunde von Beckum lassen noch römischen Einfluss erkennen. Borggreve setzt sie zwar in die Mitte des 7. Jahrhunderts. Manche derselben können einige Jahrhunderte älter sein. Die älteste Münze ist von Nerva, die jüngste von Justinian (572). Die Funde von Meckenheim sind, was Waffen, Schmuckgeräthe und Thongefässe betrifft, so gleichartig und mit den Funden in anderen fränkischen und alemannischen Gräbern der Rheinlande so übereinstimmend, dass gar kein Grund vorliegt, davon einige der Karolingerzeit zuzuweisen. Auch Lindenschmit fand in seinen zahlreichen Untersuchungen fränkischer Reihengräber keine Gefässe, welche die Merkmale einer neuen karolingischen Töpferkunst an sich tragen. Wenn die Bestattungen übereinander in Meckenheim auf ältere und jüngere Gräber deuten, so ist es doch schwer zu entscheiden, ob die untern Gräber in Folge der Anlage neuer gestört worden sind oder ob Grabraub die Ursache war. Koenen sagt gewöhnlich auch nur, das untere Grab schiene gestört oder beraubt worden zu sein. Wenn aber bei einer solchen Gelegenheit Scherben von der Oberfläche in die

[illegible] ... der angeführten Stelle [illegible] ... Sanktennem gefundene. [illegible] ... ist kürzlich [illegible] ... in [illegible] XXX S. 27 [illegible] ... dieselbe [illegible] ... auf die [illegible] Mercur [illegible] ... Gottesname in der [illegible] ... dagegen einen MERCVRI [illegible] ... Schilderung der Zeichen [illegible] ... einen Beinamen des Merkur, den er [illegible] ... [illegible] ... mit der Bedeutung aller [illegible] ... ganz den Vorstellungen [illegible] ... Mercurius und Hermes: auch [illegible] ... Mercur [illegible] ... 17: nunc omnium [illegible] ... diese Deutung auch an und für sich sein mag, der [illegible] widerspricht der von Much vorgeschlagenen Lesung. Zwar ist das letzte Zeichen der zweiten Zeile wohl [illegible] ein I gewesen, von dem jedoch nur der obere Theil erhalten blieb; allein das [illegible] Zeichen kann kein O gewesen sein. Eine genaue Besichtigung ergab dasselbe als ein C, dessen beide Enden verdickt und damit als abgeschlossen angedeutet sind. Mitten zwischen ihnen befindet sich ein kurzer verticaler Strich, der wohl von dem ursprünglichen [illegible] herrührt, der sich hier verhauen hat; vielleicht, dass er für das folgende H zu nahe bei dem C ansetzte. Jedenfalls ergäbe eine Verbindung dieses Strichleins mit den Enden des C, welche aber auf dem Originale

[1] Vgl. die Entwicklung des Ornamentes in der alten Kunst. Jahrb. [illegible] VIII [illegible]

in keinerlei Weise angedeutet ist, nicht die für das O nöthige Rundung, sondern eine vertikale gerade Linie, so dass für diese Zeile die Lesung CHANNINI festgehalten werden muss. A. W.

11. Fund einer ägyptischen Statue in England. Durch römische Inschriften, die in York (Eburacum) und zu Kirby Thore bei Brougham-Castle (Brovonacae?) entdeckt worden sind (C. I. L. VII, 240, 298) wird der Kult des Serapis für Britannien bezeugt, wohin er durch römische Legionare gebracht worden sein wird, ebenso wie der Kult des Tyrischen Herakles und der Astarte (Inschriften von Corbridge in Northumberland, C. I. Gr. 6806—7). Mit diesen inschriftlichen Zeugnissen gehen Funde von Anticaglien Hand in Hand. Einiger solcher mehr oder weniger authentischer ist bereits Jahrbuch 89, S. 227 gedacht worden, ein weiterer kann hier erwähnt werden. In der Nähe von Norwood in der Grafschaft Surrey wurde der Untertheil der Statue einer auf einem Schemel sitzenden ägyptischen männlichen Figur entdeckt, welcher sich jetzt im Besitze des Herrn C. Davies Sherborn befindet. Das Fragment ist mit Inschriften (publ. Proc. of the Soc. of Bibl. Arch. XIV, p. 163 ff.) bedeckt, welchen zufolge die Statue einen Würdenträger aus der Zeit Ramses II., Namens Râ-hotep darstellte. Dieser wird bezeichnet als Oberrichter, Nomarch, Festordner und königlicher Gesandter nach dem Chetalande, hatte also eine hohe Stellung am Hofe inne. Neben ihm erscheinen mehrere seiner Verwandten, darunter ein Bruder, der Oberpriester des Ptah Pa-neter-hen, woraus hervorgeht, dass der Mann einer bereits durch eine Stele im British Museum (nr. 796, vgl. Lieblein, Dict. des noms nr. 997) bekannten Familie angehörte. Seine Statue, die ursprünglich in seinem, allem Anscheine nach bei Memphis gelegenen, Grabe Aufstellung gefunden hatte, wie dies der Zusatz „der gerechtfertigte“ hinter seinem Namen andeutet, wurde offenbar in der Römerzeit aus demselben geraubt, und zu Zwecken des Isiskultus nach Britannien gebracht. Hier wird sie zerbrochen worden sein und erscheint daher die Hoffnung auf eine Entdeckung auch ihres Obertheiles auf englischem Boden nicht unbegründet. A. Wiedemann.

Berichtigung.

In der Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum des Vereins lese man auf Seite 79, Zeile 23 des Aufsatzes über die Kelten statt Holtzmann: Bertrand.

Mevissen - Stiftung.

Die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde setzt aus der ihrer Verwaltung unterstellten Mevissen-Stiftung, für die Lösung folgender Aufgaben die unten angegebenen Preise aus:

1. Nachweis der im Anfang des 16. Jahrhunderts in Köln vorhandenen Strassen und Plätze, sowie aller Befestigungen, öffentlichen Gebäude, Kirchen, Kapellen, Klöster und Wohnhäuser, nebst Entwurf eines möglichst genauen Stadtplanes, auf Grundlage der gleichzeitigen Pläne und Ansichten, der Schreinsbücher und der Urkunden. Es wird der Wunsch ausgesprochen, die für das 16. Jahrhundert festgestellten Strassen, Gebäude u. s. w. nach Möglichkeit zeitlich zurück zu verfolgen.

   Die Arbeit ist einzusenden bis zum 31. Januar 1897 einschliesslich. Preis 4000 Mark.

2. Entwickelung der kommunalen Verfassung und Verwaltung Kölns von den Anfängen bis zum Jahre 1396.

   Die Arbeit ist einzusenden bis zum 31. Januar 1894 einschliesslich. Preis 2000 Mark.

3. Ursprung und Entwickelung der Verwaltungsbezirke (Aemter) in einem oder mehreren grösseren Territorien der Rheinprovinz bis zum 17. Jahrhundert.

   Die Arbeit ist einzusenden bis zum 31. Januar 1895 einschliesslich. Preis 2000 Mark.

Die Bearbeitungen können unter dem Namen der Bewerber oder anonym mit einem Sinnspruch eingereicht werden. In letzterem Fall ist ein mit demselben Sinnspruch beschriebener versiegelter Zettel beizulegen, welcher Namen, Stand und Wohnort des Verfassers enthält. Die Entscheidung über die Verleihung der Preise erfolgt durch den Vorstand der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde; es ist hierbei nach der Vorschrift der Stiftungsurkunde neben der Beherrschung des bearbeiteten Stoffes der Styl und die künstlerische Form der Arbeiten wesentlich mit in Betracht zu ziehen. Erscheint keine der über eine Frage eingereichten Arbeiten preiswürdig, so kann doch ein Honorar bis zur halben Höhe des Preises zugebilligt werden. Die preisgekrönten Arbeiten werden Eigenthum der Gesellschaft, die nicht preisgekrönten können binnen einem Jahre nach Veröffentlichung der Entscheidung zurückgefordert werden; geschieht dies nicht, so werden sie ebenfalls Eigenthum der Gesellschaft.

Die Arbeiten sind einzusenden an den Vorsitzenden der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde, Herrn Landgerichts-Director Ratjen in Köln.

Köln, den 14. November 1891.

Der Vorstand der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde.

IV. Berichte.

I. Generalversammlung des Vereins am 26. Juni 1891.

Der Vorsitzende, Prof. Dr. Schaaffhausen erstattet den Jahresbericht für das Jahr 1890:

„Die Zahl der Mitglieder des Vereins betrug mit Einschluss der Ehrenmitglieder, der Schulanstalten und des Vorstandes nach dem letzten Jahresbericht am 11. Juli 1890: 658.

Gestorben sind seit der letzten Generalversammlung am 11. Juli vorigen Jahres folgende 16 Mitglieder:

Herr Professor Dr. Heydemann in Halle a. d. S.,
„ Gutsbesitzer Carl Cetto in St. Wendel,
„ Gymnasialdirektor Dr. Bossler in Darmstadt,
„ Rittergutsbesitzer von Rath in Lauersfort,
„ Consul Franz Leiden in Köln,
Se. Exc. der Wirkl. Geheimrath Camphausen in Köln,
Herr Oberbaurath und Professor Schmidt in Wien,
„ J. J. Merlo in Köln,
„ Fabrikbesitzer Keller in Bonn,
„ Landgerichtsdirektor Mitscher in Köln,
„ Baurath Dieckhoff in Bonn,
„ Professor Dr. Springer in Leipzig,
„ Geheimer Commercienrath Al. von Heimendahl in Crefeld,
„ Professor Lewis am Corpus Christi Colleg in Cambridge,
„ Domkapitular Heuser in Köln,
„ Generallieutenant z. D. Elten in Bonn.

Ausgetreten sind für 1891: 16 Mitglieder, so dass der Verein mit den 16 Gestorbenen einen Gesammtverlust von 32 Mitgliedern erfahren hat. Diesem Verluste steht der Gewinn von 35 neuen Mitgliedern gegenüber. Die Mitgliederzahl hat sich also um 3 Mitglieder vermehrt und beträgt heute 661.

Die neu eingetretenen Mitglieder sind die folgenden:

Das Museum Wallraf-Richarz in Köln,
Der Kreisausschuss von Mayen,
" " " Wittlich,
" " " Schleiden,
" " " Merzig,
" " " Lennep,
" " " Wetzlar,
" " " Saarlouis,
" " des Landkreises Crefeld,
" " " " Coblenz,
Die Königl. Realschule in Saarbrücken,
Das Schullehrer-Seminar in Odenkirchen,
Herr Geh. Ober-Regierungsrath Curator Gandtner in Bonn,
" Reg. und Baurath Cuno in Coblenz,
" " " " Bolzer in Köln,
" Reg.-Baumeister Isphording in Bonn,
" Professor Dr. Gothein in Bonn,
" Dr. juris Stader in Bonn,
" Dr. Paul Clemen in Bonn,
Das Gymnasium in Düsseldorf,
Das Realgymnasium in Barmen,
Die Ober-Realschule in Köln,
Das Lehrer-Seminar von Corneli-Münster,
Herr General-Consul G. Rohlfs in Godesberg,
" Professor Dr. Grafe in Bonn,
" Geheimrath Prof. Sämisch in Bonn,
" Professor Elter in Bonn,
" Theodor Deichmann in Köln,
" Consul Hans Leiden in Köln,
Die Lese- und Erholungs-Gesellschaft in Bonn,
Das Königl. Oberbergamt in Bonn,
Herr Dr. Oidtmann in Linnich,
Freiherr Magnus von Mirbach, Hauptmann z. D. in Bonn,

Herr Gutsbesitzer Straeter in Niederdollendorf,
„ Historienmaler Martin in Bonn.

Die Zahl der Mitglieder des Vereines ist in den letzten 20 Jahren, kleine Schwankungen abgerechnet, sich ziemlich gleich geblieben, was bei der jährlich zunehmenden Mitbewerbung anderer Vereine immer ein erfreuliches Zeichen ist. Ich habe durch Herrn Fricke die Summen der Beiträge der zahlenden ordentlichen Mitglieder aus den Rechnungen der letzten 20 Jahre, von 1870 bis 1890, ausziehen lassen, sie betragen: M. 4878, 4571, 5179, 5040, 4873, 5049, 5773, 5814, 5800, 5827, 5719, 5638, 6108, 5954, 5730, 5770, 5690, 5460, 5370, 5470, 5567. Der höchste Beitrag im Jahre 1882 von M. 6108.50 trifft mit der Erhöhung des Beitrags von 9 auf 10 M. zusammen, die Zahl der Beitragenden war 1881 und 1882 genau dieselbe = 628, sie fiel im Jahre 1883 auf 608.

Seit der letzten Versammlung ist Heft LXXXIX mit 2 Tafeln und 10 Holzschnitten, sowie Heft XC mit 4 Tafeln und 21 Abbildungen ausgegeben worden. Das Register II für die Hefte LXI bis XC ist von Herrn Dr. Bone fertig gestellt, der Druck desselben hat begonnen und wird dasselbe in einem der nächsten Monate als Heft XCI erscheinen. Wie sehr der Inhalt unserer Jahrbücher sich vermehrt hat, ergibt sich daraus, dass das im Jahre 1879 erschienene Register I, welches die Hefte 1 bis 60 umfasst, $13^1/_2$ Druckbogen stark war, während Register II über die Hefte 61 bis 90, von demselben Verfasser und nach denselben Grundsätzen zusammengestellt, nach der vorläufigen Schätzung über 17 Bogen stark sein wird. Ausserdem ist die Festschrift zu unserem 50jähr. Jubiläum im October dieses Jahres vorbereitet.

Ich lege mit unserm Sitzungs-Protokoll die Jahresrechnung für 1890 mit den Belegen zur Einsicht vor und theile einige Hauptposten aus derselben mit:

Die Gesammt-Einnahme betrug 1890: Mark 6505.50 gegen 6074.38 im Vorjahre. Die Ausgaben beliefen sich auf Mark 5846.92 gegen 5456.88 im Jahre 1889, so dass am 31. Dezember 1890 ein Kassenbestand von Mark 658.58 gegen 617.50 verblieb. Der Bestand unserer Kasse ist heute Mark 1616.58 gegen Mark 2001.12 am 8. Juli 1889.

Es betragen die Ausgaben:		im Jahre 1890		im Jahre 1889
für Drucksachen	Mark	2460.78	gegen	1398.28
für Zeichnungen und Herstellung der Tafeln	„	424.30	„	1382.21
für Buchbinderarbeit	„	578.46	„	272.30
für die Bibliothek	„	455.75	„	754.75
für Honorare	„	1356.00	„	1108.25
für Kassenführung, Porto und verschiedene Ausgaben . .	„	553.59	„	528.14.

Die Revisoren unserer Rechnung, Herr Rechnungsrath und Hauptmann a. D. Würst sowie Herr Dr. Hauptmann haben dieselbe richtig befunden, so dass ich für unsern Herrn Rendanten Fricke die Entlastung beantrage." Dieselbe wird ertheilt.

„Indem ich den genannten Herren für ihre Mühe den Dank des Vereines abstatte, bitte ich die beiden Herren Revisoren für das Jahr 1891 wieder zu wählen. Ich hoffe, dass sie die Wahl annehmen." Dieses geschieht und die Wahl wird angenommen.

Der Vorsitzende fordert sodann zur Neuwahl des Vorstandes auf. Derselbe wird auf Antrag des Herrn Rectors Geh. Rath Hüffer durch Zuruf wiedergewählt. Der Vorsitzende fährt fort:

„Was unsere Vereins-Sammlung betrifft, so wird auch in diesem Jahre das Provinzialmuseum, Baumschuler Allee 34, wie im vorigen, Donnerstags von 11 bis 1 vom 15. Mai an bis zum 15. October dem Publikum gegen eine zu lösende Eintrittskarte, den Mitgliedern des Vereins gegen Vorzeigung der ihnen zugestellten Karte geöffnet sein.

Den Neubau des schon weit vorgeschrittenen Provinzialmuseums hofft man bis zum Herbst 1892 fertig zu stellen.

Die Bibliothek ist bis auf weiteres zum Ausleihen von Büchern an Vereinsmitglieder Donnerstags von $11^{1}/_{2}$ bis 1 Uhr geöffnet. Aenderungen werden durch die Zeitung bekannt gegeben. Die Bibliothek hat Geschenke erhalten von den Herren Dr. Hauptmann, Prof. Schneider, Dr. Wiedemann, Prof. Schaaffhausen, dem Magistrat der Stadt Budapest, der Société des Antiquaires du Centre. Neuer Schriftenaustausch ist angeknüpft oder der unterbrochene wieder hergestellt worden mit folgenden 12 Vereinen und Zeitschriften: mit dem Alterthumsverein in Kempten, dem historischen Verein in Neuburg, der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Alterthumskunde in Metz, der deutschen Gesellschaft

zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig, der philosophisch-historischen Gesellschaft in Heidelberg, dem Nordischen Museum in Kopenhagen, der Zeitschrift für Numismatik von A. von Sallet, den Commissions royales d'art et d'archéologie in Brüssel, der Società di archeologia e belle arti in Turin, den Écoles d'enseignement supérieur zu Algier, dem Bergischen Geschichtsverein, der Société d'archéologie de Bruxelles. Die Bibliothek hat sich um etwa 175 Bände vermehrt.

Am 9. Dezember wurde in hergebrachter Weise der Geburtstag **Winckelmanns** gefeiert, worüber das Heft LXXXX der Jahrbücher berichtet hat.

Ich muss noch eines, für uns Alle bedeutsamen Ereignisses gedenken. Am 1. October sind es 50 Jahre, dass unser Verein gegründet worden ist. Der Vorstand war der Ansicht, worin ihm ein grosser Theil der Bonner Mitglieder zustimmte, dass der 1. October kein geeigneter Tag zu einer Jubiläumsfeier sein würde, weil er in die Mitte der Universitätsferien fällt. Er hofft Ihre Zustimmung dafür zu finden, dass er diese Feier, wie ein dem letzten Heft beigelegtes Blatt schon bekannt gibt, auf den 26. October verlegt hat. Es wird eine Festschrift erscheinen, zu der die Herren Dr. **Düntzer**, Prof. **Löschcke**, Prof. **Furtwängler** in Berlin, General **von Veith**, Prof. **Klein** und ich selbst Abhandlungen in Aussicht gestellt haben. Ein Theil dieser Beiträge ist schon in unsern Händen. Diese Festschrift wird an alle Mitglieder des Vereins vertheilt werden. Das Programm der Jubiläumsfeier wird erst später festgestellt.

Mit Dank gegen die Provinzialverwaltung theilt der Vorstand mit, dass dieselbe zur Herstellung des mit grossen Kosten verknüpften Registers einen Beitrag von 400 Mark auf unser Ersuchen bewilligt hat, wofür wir derselben bereits unsern Dank ausgesprochen haben. Ein an das K. Cultus-Ministerium gerichtetes Gesuch um Bewilligung eines Beitrags für denselben Zweck, ist unter dem 5. Februar 1891 abschlägig beschieden worden.

An den Vereins-Vorstand sind zu [illegible] Zeit von [illegible] Seiten Anträge gestellt worden, er möge seinen Einfluss geltend machen zur Erhaltung [illegible] Kunst- und [illegible] des Landes. Dieser Hülferuf [illegible] den [illegible] Zehnthof in Carden an der Mosel, [illegible] Kapelle aus dem [illegible] 11. Jahrhundert [illegible] Burgruine [illegible] ehemaligen [illegible] gehörig, ferner die in der [illegible] zu [illegible]

Wandmalereien aus dem 13. bis 15. Jahrhundert und endlich den durch einen Steinbruchbetrieb an einer Stelle bereits zerstörten germanischen Ringwall auf dem Petersberge im Siebengebirge.

Der Vorstand des Vereines, der auch den Schutz alter Denkmale des Rheinlandes als seine Aufgabe und Pflicht betrachtet, hat in allen diesen Fällen durch Schreiben an das Königl. Oberpräsidium wie an den Conservator der Kunstdenkmäler, Herrn Geh. Rath Persius die Mitwirkung der Behörden in Anspruch genommen.

Zum Schlusse bringe ich noch einen wichtigen Gegenstand zur Kenntniss und Beschlussfassung der Generalversammlung. Es handelt sich um die Bedingungen, unter welchen der Verein seine Sammlung dem Provinzialmuseum übergeben wird.

Unter dem 5. Februar 1891 richtete der Landesdirektor der Rheinprovinz, Herr Geh. Ober-Reg.-Rath Klein, folgendes Schreiben an den Vorstand:

Für die Wahl der Stadt Bonn zur Errichtung eines Provinzial-Museums ist seiner Zeit mit ausschlaggebend gewesen, dass der Verein sich bereit erklärt hatte, später seine Sammlung von Kunstsachen und Alterthümern dem Provinzial-Museum zu Bonn zu überweisen. Da das neue Museumsgebäude an der Colmantstrasse dortselbst der Vollendung entgegengeht und demnächst mit der inneren Einrichtung desselben begonnen werden wird, so beehre ich mich Euer Hochwohlgeboren um eine gefällige Mittheilung darüber ergebenst zu bitten, unter welchen Bedingungen die Ueberweisung der Vereins-Sammlung an das Provinzial-Museum erfolgen soll.

Die unter dem 6. März 1891 abgesandte Antwort des Vorstandes an den Herrn Landesdirektor lautet:

„Auf die geehrte Zuschrift vom 5. Februar d. giebt der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande die folgende Erklärung ab:

Die Generalversammlung des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande fasste in Erwiderung auf ein Schreiben des Kgl. Oberpräsidiums der Rheinprovinz vom 9. Juni 1875 bezüglich der Ueberweisung der Vereins-Sammlung an das Bonner Provinzial-Museum am 27. Juni 1875 mit allen gegen zwei Stimmen folgenden Beschluss:

„Die Generalversammlung des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande vom 27. Juni 1875 beschliesst, unter Vorbehalt des Eigenthumsrechtes des Vereins und unter den gleichen Bedingungen,

wie sie von der Universität zu Bonn bezüglich der von dieser zum gleichen Zwecke abzugebenden Alterthümer gestellt werden, die Sammlung von Kunstsachen und Alterthümern, welche sich im Besitze des Vereins befindet, dem Provinzial-Museum zu Bonn zu übergeben. Dem Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande hat das Provinzial-Museum bei Ueberweisung der Sammlungen künftig ausreichende Räume zur Unterbringung und Benutzung der Vereins-Bibliothek zur Verfügung zu stellen" (vgl. Jahrb. LVII 1876 S. 235).

Unter dem 12. October 1875 theilte das Kgl. Oberpräsidium dem Vereinsvorstande mit, dass der Herr Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten die von der Universität gestellten Bedingungen, welche der Verein sich zugestanden zu sehen wünscht, soweit solche auf denselben in Anwendung kommen können, angenommen hat.

Des Näheren bezeichnet heute der Vorstand als Bedingungen und Wünsche bei der Uebergabe seiner Alterthümer-Sammlung an das Provinzial-Museum:

1. Die Vereins-Sammlung bleibt Eigenthum des Vereins und die ihr zugehörigen Gegenstände sind, wie es auch schon jetzt der Fall ist, durch besondere Etiquetten zu bezeichnen.

2. Die freie Benutzung des gesammten Provinzial-Museums zu wissenschaftlichen Zwecken wird dem Vereine gewährleistet, ebenso der ungehinderte Gebrauch der von dem Vereinsvorstande verwalteten Vereins-Bibliothek, die in einem besonderen Raume eine geeignete Aufstellung und Einrichtung finden wird.

3. Der Vereinsvorstand erwartet einen passenden Raum für seine Sitzungen und die Generalversammlungen des Vereins.

4. Die Sammlungen des Provinzial-Museums müssen den Vereinsmitgliedern an noch zu bestimmenden Tagen und Stunden unentgeldlich zugänglich sein.

5. Der Vereinsvorstand wünscht bei der Aufstellung seiner Sammlung in den Räumen des Provinzial-Museums zur Mitwirkung in geeigneter Weise hinzugezogen zu werden.

6. Der Vereinsvorstand setzt voraus, dass das Provinzial-Museum wie bisher die Kosten der Feuerversicherung der Vereins-Sammlung und der Bibliothek tragen wird.

Der Vorstand wird bei der nächsten Generalversammlung im Juni dieses Jahres die Genehmigung der Vereinsmitglieder für diese seine Erklärung beantragen."

Am 5. Juni 1891 erhielt der Museum-Direktor Prof. Klein ein Schreiben des Herrn Landesdirektors, worin es heisst:

Bezüglich der von der Universität gestellten Bedingungen bemerke ich ergebenst, dass meines Erachtens durch das staatlich genehmigte Reglement über die Verwaltung der Provinzial-Museen, durch die Zusammensetzung der Museums-Kommission, in welcher mehrere Universitäts-Professoren als Mitglieder vertreten sind, durch die demnächst zu erlassende Besuchs-Ordnung, welche in der Weise wie diejenige für Trier aufzustellen sein wird, ferner durch die Thatsache, dass in dem demnächst zu eröffnenden Museum dortselbst, dessen Ausführung nach Massgabe des seiner Zeit von dem Herrn Minister genehmigten Projektes zu erfolgen hat, die nöthigen Räume zur Aufnahme der in Rede stehenden Sammlungs-Gegenstände vorgesehen sind, die Interessen der Universität nach allen Richtungen hin genügend gewahrt sein dürften. Die Forderung der Königl. Universität, ihr auch noch die zu erlassende Besuchs-Ordnung (Reglement über die Benutzung des Museums) vor deren Feststellung zur Prüfung vorzulegen und somit diese Besuchs-Ordnung von der Zustimmung der Universitäts-Verwaltung abhängig zu machen, erscheint mir jedoch zu weit zu gehen.

Dasselbe gilt bezüglich der von dem Vorstande des Vereins von Alterthumsfreunden gestellten Bedingungen, die sich im Wesentlichen mit den Bedingungen der Universität decken.

Indem ich noch eine Abschrift der zur Zeit für Trier geltenden Besuchs-Ordnung hier anschliesse, ersuche ich Eure Hochwohlgeboren ergebenst, dem Vorsitzenden des Vereins von Alterthumsfreunden, Herrn Prof. Dr. Schaaffhausen die diesseitigen Ansichten gefälligst kundgeben und mit demselben die Angelegenheit gefälligst erörtern, resp. darüber verhandeln zu wollen, ob der Verein geneigt sei, sich den diesseitigen Ansichten anzuschliessen. Von dem Ergebniss der Besprechung wollen Sie mir gefälligst Mittheilung machen.

Der Landesdirektor der Rheinprovinz:
Klein.

Ich theile auch das Schreiben mit, welches von dem K. Curatorium der Rhein. Friedrich-Wilhelms-Universität an den Herrn Landesdirektor gerichtet worden ist:

Bonn, 10. Mai 1891.

An
den Landesdirektor der Rheinprovinz,
Herrn Geh. Ober-Regierungsrath Klein.

Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich auf das gefällige Schreiben vom 5. Februar d. ergebenst Folgendes zu erwidern:

Bereits unter dem 5. October 1875 ist zwischen der Provinzial-Verwaltung und der Universität mit Genehmigung des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten ein Abkommen dahin getroffen, das akademische Museum rheinischer Alterthümer mit dem Provinzial-Museum zu vereinigen und zwar unter folgenden Bedingungen:

1. dass die Universität sich das Eigenthumsrecht an der zu überliefernden Sammlung wahrt;
2. dass die Universität für sich und insbesondere für den akademischen Unterricht die freie Benutzung des gesammten Provinzial-Museums, d. h. nicht blos der seitens der Universität zugebrachten Sammlung, sondern auch der sonst hinzutretenden Sammlungen ohne andere als die bei öffentlichen Instituten durch die allgemeine Ordnung und das Interesse des Dienstes unumgänglich gebotenen Beschränkungen beansprucht, so dass gewisse Uebungen und Unterrichtsstunden, die bisher in dem Local der gegenwärtigen akademischen Sammlung stattfanden, künftig ebenso angesichts der Monumente in den betreffenden Räumen des Provinzial-Museums stattfinden können;
3. dass die Reglements, durch welche zukünftig die Verwaltung und Benutzung des Provinzial-Museums im einzelnen geordnet werden soll, vor ihrer Feststellung dem akademischen Senat vorgelegt werden, damit er prüfen könne, ob die Interessen der akademischen Studien in genügender Weise gewahrt sind.

Nachdem ich aus Anlass von Euer Hochwohlgeboren gefälligem Schreiben dem Herrn Minister über den gegenwärtigen Stand der Angelegenheit Vortrag gehalten, hat derselbe mich beauftragt, Euerer Hochwohlgeboren die Bereitwilligkeit zur Ueberweisung der akademischen Sammlung auszusprechen und Euere Hochwohlgeboren zugleich zu ersuchen, vor Ausführung der Ueberweisung zunächst das Einverständniss der Provinzial-Verwaltung mit der Uebernahme der Sammlung unter den obigen Bedingungen herbeizuführen.

Hiernach darf ich Euer Hochwohlgeboren ergebenst ersuchen, in dieser Beziehung das Erforderliche gefälligst veranlassen und mir von dem Ergebniss der Verhandlung weitere Mittheilung machen zu wollen. gez. Gandtner.

Der Vorsitzende ersucht die Generalversammlung, die vom Vorstande für die demnächstige Ueberweisung der Vereins-Sammlung an das Provinzial-Museum zu Bonn unter dem 6. März aufgestellten Bedingungen zu genehmigen und den Vorstand zu bevollmächtigen, die endgültige Feststellung des Wortlautes dieser Bedingungen, einschliesslich unwesentlicher Aenderungen oder Zusätze zu denselben im Interesse des Vereines mit der Provinzial-Verwaltung zu vereinbaren.

Die vom Vorstande aufgestellten Bedingungen werden einstimmig genehmigt und die von demselben erbetene Vollmacht einstimmig bewilligt.

Der Vorstand.

Die 50jährige Jubelfeier des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu Bonn.

Dieselbe fand am 25. October, Vormittags $10^1/_2$ Uhr, in der Aula der Universität statt. Am Abend vorher war eine Bewillkommnung der von auswärts eingetroffenen Festtheilnehmer im Saale der Lesegesellschaft vorausgegangen. Zur Festversammlung hatte sich eine grosse Zahl von Theilnehmern, darunter der Curator, der Rector und der Prorector der Universität und viele Mitglieder des Lehrkörpers, der Bürgermeister Spiritus, seine beiden Amtsvorgänger, viele Mitglieder des Vereins, auch eine stattliche Anzahl von Damen eingefunden. Der Vorsitzende des Vereins, Geheimrath Schaaffhausen, eröffnete die Versammlung, indem er die Anwesenden willkommen hiess und daran erinnerte, dass schon die jährliche Wiederkehr des Geburtstages uns auffordere, zurückzublicken, wieviel mehr ein Zeitraum von 50 Jahren, den von 100 Geborenen nur etwa 30 vollenden! Wie Vieles drängt sich zusammen in dem Leben eines Vereines, in. dem Viele zusammenwirken für einen edlen Zweck. Da dürfen wir fragen, ob wir der Gesinnung, die am Tage der Gründung Alle begeisterte, treu geblieben sind und ob wir mit Befriedigung auf die Ergebnisse mühevoller Arbeit hinweisen können. Ich sage, wir dürfen fragen, aber wie Wenige leben noch von denen, die dem Vereine vor 50 Jahren angehörten. Einer der Gründer, Herr Heinrich Düntzer in Köln, kann sich noch seines Lebens freuen, ist aber durch sein hohes Alter verhindert, in unserer Mitte zu sein. Wie der Mensch in seiner Gattung fortlebt, so stirbt auch ein Verein nicht, wenn er Lebensfähigkeit besitzt und sich stets vergüngt, trotz der Lücken, die der Tod reisst. Wenn 50 Jahre für jede menschliche Thätigkeit eine lange Zeit sind, was sind sie aber gegen die Zeit, womit unsere Forschung, die Alterthumswissenschaft sich beschäftigt? Sie hat die Grenzsteine unseres Wissens bis an den Anfang aller menschlichen Cultur hinausgerückt und giebt uns Rechenschaft über das Schaffen und Denken vergangener Völker, deren Erbschaft das

lebende Geschlecht in Religion, Sitte, Kunst und Wissenschaft angetreten hat. Die grossen Fortschritte dieser Wissenschaft sind das Ergebniss des Wetteifers aller gesitteten Völker auf diesem Gebiete der Forschung. Auch unser Verein darf einen Theil dieses Verdienstes für sich in Anspruch nehmen. Seine Hauptthätigkeit hat der Verein in der Erklärung des klassischen Alterthums gefunden und ihr erst später das Mittelalter und zuletzt auch die Urgeschichte hinzugesellt. Es wurde kein wichtiger Fund im rheinischen Boden gemacht, der in den Jahrbüchern nicht besprochen worden wäre. Wohl kann sich das Rheinland nicht mit Italien oder Griechenland vergleichen, aber die Zahl der für die Cultur- und Kunstgeschichte wichtigen Denkmale ist eine sehr grosse und Manches darf dem Besten beigezählt werden, was das Alterthum uns überliefert hat. Unsere Berge sind gekrönt mit den Steinringen der Vorzeit. Noch älter sind die Ansiedelungen aus der Rennthierzeit, noch älter die aus der Zeit des Mammuth und des Moschusochsen. Die Spuren der Kelten finden sich im ganzen Rheinlande. Die zahlreichen römischen Inschriften hat Brambach in seinem Werke Corpus Inscriptionum Rhenanarum 1867 gesammelt. Was Funde und Denkmale betrifft, so erinnere ich an die Bronzestatue des Amor von Calcar, die das Berliner Museum ziert, an die kunstvollen Gläser der rheinischen Sammlungen, an die Lauersforter Phalerae, an den Goldfund von Waldalgesheim, an so viele kleine Bronzen unserer Museen, an die grossartigen Ruinen der Porta nigra und der römischen Bäder in Trier, an die Skulpturen von Neumagen und so vieles Andere. Nicht als Ruinen, sondern in bester Erhaltung oder Wiederherstellung stehen vor uns die Dome und Kirchen und wie reich sind die Schatzkammern derselben. Haben wir auch diesem Jubeltage mit einer gewissen Bewegung entgegen gesehen, so wollen wir doch auch vertrauensvoll der zweiten Hälfte des Jahrhunderts entgegen gehen, mit rüstiger Arbeit zur Ehre des Rheinlandes und zum Nutzen der Wissenschaft.

Hierauf beglückwünschte der Rector der Universität, Geheimrath Strasburger den Verein namens des Universität mit folgenden Worten:

Es fällt mir als zeitigem Rector die Ehre zu, Sie im Auftrage unserer Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universät zu begrüssen. Es geschieht dies in demselben Raume, in welchem die Universität ihre eigenen Feste feiert. So zeigt schon die Wahl des Ortes die nahen Beziehungen an, welche zwischen unserer Universität und dem

Vereine der Rheinischen Alterthumsfreunde bestehen. Davon geben auch Zeugniss die Namen zahlreicher hervorragender Lehrer unserer Hochschule, welche zugleich Vorsitzende des Rheinischen Alterthumsvereins waren. Ich darf, um nur der Todten zu gedenken, an Namen wie Welcker und Ritschl erinnern, mit die klangvollsten Namen, deren sich unsere Universität zu rühmen hat, Namen, die auch mit goldenen Lettern in die Annalen Ihres Vereins eingetragen sind. Docenten unserer Hochschule waren es, die vor 50 Jahren den Verein gründeten und in hervorragender Weise haben sich auch Docenten unserer Hochschule stets an den Arbeiten des Vereins durch Veröffentlichungen in den Jahrbüchern desselben und durch Vorträge bei der Winckelmannfeier betheiligt. Fast alle grundlegenden Arbeiten für die älteste Vergangenheit der Rheinlande sind den Bemühungen des Vereins der Rheinischen Alterthumsfreunde zu danken, so dass derselbe mit Befriedigung auf das vergangene halbe Jahrhundert seiner Thätigkeit zurückblicken kann. So möge ihm ein erspriessliches Gedeihen auch für alle künftigen Zeiten beschieden sein!

Der Vorsitzende sagte in seinem Danke, dass die Verbindung des Vereins mit der Universität eine nothwendige und für beide vortheilhafte sei, er hoffe, dass sie stets fester geknüpft werde. Es sei ein wesentlicher Vortheil gewesen, der dem Vereine schon an seiner Wiege zu statten kam, dass seine drei Gründer, Düntzer, Lersch und Urlichs junge Docenten dieser Universität waren. Die Vorsitzenden des Vereins seien mit einer Ausnahme alle Lehrer der Hochschule gewesen, an der die klassische Philologie und Archaeologie seit ihrem Ursprung, wie heute noch, in ausgezeichneter Weise vertreten war. Welcker und Jahn schufen in dem Kunstmuseum eine Sammlung der besten Kunstwerke des Alterthums in Abgüssen, wie sie keine andere deutsche Universität als Lehrmittel aufweisen kann.

Herr Bürgermeister Spiritus überbrachte die Glückwünsche der Stadt Bonn. Die Ziele und Bestrebungen der modernen Städte seien sehr verschieden von den Zwecken, die der Verein verfolge. Das heutige Städteleben stehe unter dem Zeichen des Dampfes und der Electricität. Wir graben unter der Erde zur Herstellung von Kanälen, zur Leitung von Gas, Wasser und Telegraph, wir suchen über der Erde Luft und Licht zu schaffen, enge und ungesunde Verhältnisse zu beseitigen im Interesse des Verkehrs und der Gesundheitspflege. Da schwindet manches Alte und Ehrwürdige als ein Opfer der neuen Richtung der Zeit. Hier, meine Herren, greifen

Sie erhaltend und rettend ein. In Wort, Schrift und Sammlung erhalten Sie die Verbindung der Vergangenheit mit der rasch lebenden Gegenwart und bewahren, was uns Grosses von den Altvordern überkommen ist vor Untergang und Vergessenheit. Erhebt sich doch in der Neustadt Bonn's der Prachtbau des Provinzialmuseums, dessen reiche Sammlung vorwiegend den Bemühungen des Vereins zu danken ist. Die Bürgerschaft Bonn's nimmt innigen Antheil an dem heutigen Jubeltage und hält sich für berechtigt, den Ehrentag des Vereins mitzufeiern, der 50 Jahre lang seinen Sitz und den Mittelpunkt seiner Wirksamkeit in Bonn gehabt hat und seine Mitglieder alljährlich hier versammelt. Ich lade die auswärtigen Gäste zur häufigen Wiederkehr an den alten Wohnsitz der Wissenschaft ein, wo die ewig junge Mutter Natur ihre Gaben so verschwenderisch ausgebreitet hat und mit jedem neuen Lenze die alte Frühlingspracht der Rheinlandschaft wiederkehrt. — Der Vorsitzende dankt dem Vertreter der Stadt für seine freundliche Begrüssung. Dass der Verein in Bonn seinen Sitz genommen, sei nicht allein durch die Universität veranlasst, sondern auch durch die Oertlichkeit. Wenn hier am Rhein sich schon früh die Liebe zur Alterthumsforschung entwickelte und der Sinn für Sammlung von Alterthümern geweckt wurde, so lag das unzweifelhaft in dem Umstande, dass das Rheinland einen Reichthum geschichtlicher Denkmale besitzt, wie kein anderer deutscher Gau. Wo der Spaten in die Erde gräbt, stossen wir auf altes Gemäuer und der Ackerer auf dem Felde hebt hinter dem Pfluge die römischen Münzen auf, auf denen, wenn auch die Legende nicht mehr lesbar ist, unser Gymnasiast schon an dem Gesichte den römischen Kaiser erkennt. Ich habe es selbst erlebt, dass man hier in Bonn vor 50 Jahren, wenn man dem Rheine entlang am Castrum vorbei ging, mit dem Spazierstocke aus dem ansteigenden Ufer Sigillatascherben, römische Gläser, Münzen und Anderes herausgrub. Diese ganze Gegend ist ein römischer Schutthaufen und alle Heerstrassen Bonn's sind römische Gräberstrassen. Darum gab es hier auch frühe schon berühmte Sammlungen, wie die des Canonicus Pick, die von Göthe erwähnt wird und später die berühmtere der Frau Sibylla Mertens-Schaaffhausen, die leider in alle Welt zerstreut wurde. Wieseler sagt allein von der Gemmensammlung, dass sie die bedeutendste war, die in Deutschland je bestanden hat. Möge Bonn immer ein ergiebiger Boden für unsere Forschung sein, möge aber auch die

Stadt und ihre Behörde uns immer gewogen bleiben. Ich muss dankend erwähnen, dass die Stadt dem Vereine Jahre lang städtische Räume zur Aufstellung seiner Sammlungen überlassen hat. Der Verein ist keine staatliche Schöpfung, er ist keine gelehrte Gesellschaft, er ist dem rheinischen Boden entsprossen und hat sich, um seine volksthümliche Richtung zu bezeichnen, einen Verein von Alterthumsfreunden genannt, auf deren Hülfe er angewiesen ist.

Geheimrath Hüffer beglückwünschte den Verein als Vorsitzender des historischen Vereins für den Niederrhein. Er sagte: Als Pro-Rector der Universität bin ich vom akademischen Senat beauftragt, in Gemeinschaft mit Sr. Magnificenz dem Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande den Festgruss und die Wünsche der Universität zu überbringen. Der Herr Rector hat alles, was dabei zu sagen wäre, so vollkommen zum Ausdruck gebracht, dass ich nichts hinzuzufügen habe. Aber als Vorsitzender des historischen Vereins für den Niederrhein bitte ich mir noch einige Worte zu gestatten. Wenn man, wie es in unserer Zeit so häufig geschieht, den 70. oder sogar den 60. Geburtstag eines Mannes feiert, so haben daran die Zeit und das Wohlwollen der Befreundeten zuweilen grösseren Antheil als das Verdienst des Gefeierten. Aber wenn ein Verein, der nur durch seinen wissenschaftlichen Zweck zusammengehalten wird, ein halbes Jahrhundert überdauert, so wird dadurch ein Doppeltes erwiesen: zuerst, dass der Zweck des Vereins in der That ein bedeutender und würdiger ist, sodann dass die Leiter des Vereins diesen Zweck wirksam und geschickt zu fördern verstehen. In doppelter Weise dürfen wir also dem Verein von Alterthumsfreunden Glück wünschen. Wer die Fortschritte der Alterthumswissenschaft in den Rheinlanden während der letzten 50 Jahre sich vergegenwärtigt, findet den Verein in eifriger und besonnener Thätigkeit dabei betheiligt. Der Verein hat, wie es recht eigentlich die Aufgabe solcher Genossenschaften ist, Neigung und Interesse für das Alterthum und dadurch die Kenntniss desselben in immer weiteren Kreisen verbreitet; dafür zeugen die 90 stattlichen Bände seiner Zeitschrift, die reich ausgestatteten Festschriften, dafür zeugt die wachsende Zahl seiner Mitglieder, die Theilnahme, welche an jedem Winckelmannsfeste, welche am heutigen Tage sich kundgiebt. Er hat aber auch unmittelbar um die Alterthümer sich verdient gemacht, indem er werthvolle Bauten vor Vernachlässigung und Zerstörung bewahrte und schon in früher Zeit

eine Sammlung anlegte, die, wie sie den Gedanken des Provinzial-Museums angeregt hat, jetzt auch den wesentlichsten Theil seiner Schätze bildet. Er arbeitete dabei freilich durchaus für seine eigensten Interessen. Denn seine wissenschaftliche Aufgabe besteht ja darin, durch die Kenntniss und das richtige Verständniss der Denkmäler zu einer sichern Grundlage des Studiums und einer deutlichen Anschauung des antiken Lebens zu gelangen, hauptsächlich, aber nicht ausschliesslich, des antiken Lebens. Der vielseitigen Begabung des Präsidenten und hervorragender Vorstandsmitglieder verdanken wir, dass der Verein seine Untersuchungen auch auf die Denkmäler einer vorgeschichtlichen Zeit und des Mittelalters, also zugleich nach vorwärts und rückwärts ausdehnt mit glücklichem Erfolg und gewiss dem lebhaften Wunsch vieler Vereinsmitglieder entsprechend. Ueberblicken wir nun diese emsige, fruchtbare Thätigkeit, so werden wir mit freudiger Anerkennung uns bewusst, dass der Verein rheinischer Alterthumsfreunde, der im Alter allen wissenschaftlichen Vereinen dieses rheinischen Landes voransteht, auch durch glückliche Erfolge und zielbewusste Leitung allen ein leuchtendes Vorbild geworden ist. So gereicht es mir zur besonderen Freude, als Vertreter des im Alter ihm nächststehenden Vereins hier zuerst aussprechen zu dürfen, was gewiss alle ebenso lebhaft fühlen: den Wunsch, dass der Verein von Alterthumsfreunden fort und fort, wie er an Jahren zunimmt, auch zunehmen möge an Wissenschaft, Weisheit und Wirksamkeit und an Gnade, Gunst und Ehre vor den Bewohnern unserer rheinischen Heimath und unseres deutschen Vaterlandes. Möge er, dessen Art es nicht ist, die Dinge halb zu thun, das halbe Jahrhundert seiner Existenz durch andere 50 glückliche Jahre vervollständigen. Mögen dann nach Ablauf eines vollen Säkulums die Wünsche, die wir heute aussprechen, um so freudiger in diesem Saale erneuten Ausdruck finden!

Für den Düsseldorfer Geschichtsverein sprach hierauf Herr Dr. Bone: Gestatten Sie auch einem der jüngsten Nachbarvereine, welcher dem 50jährigen Bestehen erst ein 10jähriges entgegenstellen kann, dem erfahrenen älteren Genossen an seinem Ehrentage mit glückwünschender Begrüssung zu nahen. Mit besonderer Freude habe ich den ehrenden Auftrag übernommen, diesen Glückwünschen hier Ausdruck zu geben, indem ich so zugleich meine persönliche Antheilnahme an dem heutigen Feste um so nachdrucksvoller zeigen kann. Glaube ich doch ganz besonders eingehend und umfassend

das Wirken des Jubelvereins in seinem Vereinsorgane würdigen gelernt zu haben, indem ich es bereits zum zweiten Male unternahm, den Vereinsmitgliedern gleichsam einen Schlüssel zu den Schätzen der Jahrbücher zu überreichen. Da wurde mir vielfach Gelegenheit, die starke und lebensvolle Fortentwickelung wahrzunehmen, sowohl in sachlicher Beziehung, als namentlich auch hinsichtlich der Behandlungsweise. In erfreulichem Maasse schwinden subjective Erwägungen und das Hereinziehen der entlegensten Dinge in wuchernden Anmerkungen; in vertrauenerweckender Klarheit zeigt sich mehr und mehr, dass die Feder des Schreibenden aus dem Spaten des Suchenden und Beobachtenden geschmiedet ist, und dass die Genialität der Combination durch den Zügel gewissenhafter und unbefangener Beobachtung nicht geknechtet wird. Es hat sich ferner in wachsendem Maasse gezeigt, dass der Verein bei aller Energie, die er dem Nächstgelegenen zuwendet, seine Augen auch für das Ferne und Fernste offen hält, wohl wissend, welch' lebendige und feste Fäden auch für ihn Raum und Zeit durchziehen. Mag auch verschiedentlich die Meinung hervortreten, es dürften die engen Grenzen der Provinz nicht überschritten, es dürften nur wenige und sehr bestimmte Arten von Gegenständen zur Darstellung gebracht werden, so gereicht es dem Vereine und seinem Vorstande zur doppelten Ehre, dass er den erkannten Weg nicht verlässt und in den Abhandlungen, in der Bücherschau, in den Sitzungsberichten — ich nenne namentlich die unschätzbaren Berichte über die Anthropologen - Versammlungen — seine Mitglieder über möglichst Vieles belehrt, was der Erforschung und dem Verständniss des Nähergelegenen so oder so dienlich werden kann. Dieser Blick in's Weite hat den Blick für die Nähe nicht geschwächt, hat namentlich eine Concentration auf gewisse Hauptpunkte nicht gehindert. Schauen Sie in dem neuen Registerbande, der in wenigen Wochen in Ihrer Aller Hände sein wird, auf das Inschriftliche und auf die Römerstrassen, so werden Sie beim Vergleiche den Unterschied gegen den Inhalt der ersten 60 Hefte mit leiblichem Auge sehen. Eine solche zusammenfassende Aufmerksamkeit ist bei der Unerschöpflichkeit so zahlloser Einzelforschungen eine wahre Forderung unserer Zeit und es ist etwas Vortreffliches, dass die Vereinsleitung dieser Forderung in so geschickter Weise gerecht wird. Unbeirrt, mit offenem Auge für das Ferne wie für das Nahe, zielbewusst — so schreitet der gereifte Mann durch seinen Wirkungs-

kreis, gleicht er Homer's erfahrenen Berathern, die vorwärts und rückwärts schauen, sein Selbstgefühl hindert ihn nicht, auch der Andern Thun zu würdigen und verleitet ihn nicht zu glauben, wer Vieles vermöge, müsse Alles allein thun und der Verdienstvolle müsse Alles Fremde für nichts achten.

Giebt es doch auch räumliche Bezirke — und der Kreis Düsseldorf mit seiner östlichen Nachbarschaft gehört wenigstens vor der Hand in hohem Maasse dazu — Bezirke, welche das Auge des Forschers weniger verlockend auf sich ziehen, wo der Historiker im engern Sinne des Wortes mehr Stoff und Anregung findet, als der Archäologe mit Spaten und Zollstab. Auch diese Gebiete werden mit geringen Ausnahmen von kleineren und grösseren Lokalvereinen bearbeitet, die freilich nur zum geringsten Theile in der Lage sind, ein besonderes Vereinsorgan zu besitzen. Der Ausbau einer lebendigen, sich nicht auf Austausch der Vereinsschriften beschränkenden, noch weniger die Selbstständigkeit der einzelnen gefährdenden Verbindung mit diesen und unter diesen könnte eine aussichtsvolle Aufgabe aller Betheiligten bilden und würde ganz gewiss fördernd wirken. Der Gesammtverein der deutschen Alterthumsvereine, dessen Schwerpunkt doch immer stark nach Osten fällt, kann für uns hier nicht genügen. Die Grenzen müssten weit enger gezogen sein, ohne sich jedoch an jetzt bestehende politische Grenzen zu binden. Jedenfalls müssten diese Grenzen das ganze Gebiet umschliessen, in welchem die Ueberzahl der Mitglieder des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande wohnt; das Gebiet, aus welchem heute vorzugsweise die Festgenossen und Glückwünsche zusammenströmen und zu welchem sich gerne rechnend auch unser Düsseldorfer Verein heute hier nicht fehlt, sondern seine freundschaftlichen und aufrichtigen Glückwünsche bringt, Glückwünsche für die Vergangenheit, auf welche der Verein als eine bedeutsame zurückblicken darf, mag er der überwundenen Schwierigkeiten oder der errungenen Erfolge gedenken, Glückwünsche für die Zukunft, dass sie der Vergangenheit entsprechend sich gestalten und neidlose Anerkennung nicht nur bei den Alterthumsfreunden im Rheinlande, sondern allerwärts finden möge. Dieser Zukunft möge der Jubel-Verein in freundschaftlichem Gesammtwirken mit den grössten wie den kleinsten Brudervereinen um so vertrauensvoller entgegen gehen, je unerschöpflicher seine Aufgaben im Grossen wie im Kleinen sind, wo immer der Spaten angesetzt und

das Licht der unbefangenen wissenschaftlichen Betrachtung angezündet wird.

Hierauf redeten noch Herr Dr. Weckerlin für den Verein in Worms und Dr. Knickenberg für den in Hohenzollern. Beide sprachen mit höchster Anerkennung von den Verdiensten der Jahrbücher um die rheinische Alterthumsforschung.

Der Vorsitzende theilt hierauf mit, dass durch verbindliche Schreiben verschiedene Ehrengäste und Ehrenmitglieder ihr Bedauern ausgesprochen hätten, der Feier nicht beiwohnen zu können, so der Cultusminister Graf Zedlitz-Trützschler, der Fürst zu Wied, der Prinz zu Schaumburg-Lippe, der Minister von Berlepsch, der Erzbischof Krementz, Oberpräsident Nasse, der commandirende General von Loë, Freiherr von Solemacher-Antweiler, Landesdirector Klein, die Geh. Räthe Schöne, Greiff, Althoff, die Herren Asbach, Haug, Mehlis u. A. Se. Exc. Herr Oberpräsident Nasse schreibt, dass er lebhaft bedauere, verhindert zu sein, an der Feier eines Vereins Theil zu nehmen, der sich durch Erweckung des Interesses und Verständnisses für die Geschichte des Rheinlandes und die Erhaltung seiner Kunst- und geschichtlichen Denkmäler in weiten Kreisen um Wissenschaft und Heimathsliebe gleich verdient gemacht hat und dessen Mitglieder-Verzeichniss seit vielen Jahren so viele berühmte Namen zieren. Wegen hohen Alters oder Unwohlsein haben ihre Theilnahme versagen müssen: der noch lebende Gründer des Vereins, Heinrich Düntzer in Köln, Lindenschmit in Mainz, von Cohausen in Wiesbaden, Leemans in Leiden, Wieseler in Göttingen, der dem Vereine von seinem Anfang an angehört, von Veith in Bonn. Die Herren Düntzer, Lindenschmit und Leemans haben in ausführlichen Schreiben dem Vereine ihre Anerkennung ausgesprochen. Der Festgruss des Herrn Düntzer lautet wie folgt:

Zum goldenen Ehrentage
des Vereins von Alterthumsfreuden im Rheinlande
zu Bonn.

Hochverehrter Herr Präsident!

Sie wissen, wie schmerzlich es mich rührt, dass ich Ihren und des verehrten Vorstandes so ehrenvollen wie dringend herzlichen Einladungen aus Gesundheitsgründen nicht folgen darf, nur im Geiste am Jubelfeste des mit meinem Leben verwachsenen Vereines anwesend zu sein vermag. Lassen Sie mich wenigstens eigenhändig meinem aufrichtigen Herzenswunsche für seine, unter der Gunst

der Verhältnisse gedeihende Fortentwicklung Worte geben und nicht als ein würdiges Pfand meiner Verehrung, sondern als geringes Zeichen treuer Anhänglichkeit mein eben ausgegebenes Buch: „Zur Götheforschung“ bescheiden darbringen. Einen guten Theil meines Lebens hat mich neben dem altklassischen Leben und der römischen Vorzeit des Rheinlandes die Förderung der Erkenntniss des unsterblichen deutschen Dichters, des edlen Mannes und grossen Geistes beschäftigt, den das Rheinland als den Seinigen in Anspruch nehmen darf. Zwar streift unter den mannigfaltigen Aufsätzen meines Buches nur der zweite das Gebiet unseres Vereines, da er den reisenden Mann als leidenschaftlichen Verehrer und Sammler der Antiken zeigt; aber den Zwecken der Alterthumsvereine hat Frankfurts grösster Sohn nicht fern gestanden. Schon in den gespanntesten Zeiten, als er dem unseligen Feldzuge in die Champagne folgen musste, hat er dem Igeler Denkmale und den Alterthümern Triers lebhafte Theilnahme zugewandt. Als endlich der Rhein von den Deutschland verheerenden Armeen des Welteroberers befreit war, galt es ihm im Verein mit dem grossen Stein in den so lange verwahrlosten Rheinlanden Kunst- und Wissenschaft vorsorgend zu heben und besonders für die Wahrung der vorhandenen Schätze in Sammlungen zu sorgen. Leider drang seine Stimme bei den höhern Behörden, die sie in Anspruch genommen, nicht durch, aber seine vor zwei Menschenaltern erschienene Beschreibung der Rheinreise war der begeisterte Vorläufer aller Kunst- und Alterthumsvereine in Westdeutschland. Er sah damals die Alterthumssammlungen in Köln, Bonn, Neuwied, Coblenz und Mainz und suchte mit Geist und Wärme für sie zu wirken, besonders für die römischen Alterthümer, für die der Festungsbau in Köln, die Aufgrabungen in Neuwied, Mainz und sonst eine reiche Ernte versprachen. Er selbst suchte manches von römischen Funden durch Freunde, Freundinnen und Händler zu gewinnen und das Göthehaus in Weimar zeigt manche Gefässe, Schalen, Lampen und Ziegel, die von Köln, Mainz, Castell und Heddernheim stammen. Aber auch germanischen Alterthümern schenkte er seine Aufmerksamkeit, er selbst schrieb über die Köstritzer Funde, gab eine stattliche Ausgabe der Heilsberger Inschrift und suchte das Räthsel der Externsteine zu lösen. Wie er ein wahres Sammlertalent war, brachte er eine Sammlung von Münzen aller Zeiten und Länder zusammen und wirkte mit seinem Freunde Meyer erfolgreich für

die Münzkunde. Ein Plan einer Gesellschaft für deutsche Geschichte und Sprache wurde reiflich von ihm erwogen und wenn er auch der daraus hervorgegangenen Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte, welche Gründerin der Monumenta Germaniae wurde, nicht als Mitarbeiter angehören konnte, so ernannte ihn diese doch auf Steins Antrag an seinem siebzigsten Geburtstage zu ihrem Ehrenmitgliede.

Darf man an Weihetagen gute Geister anrufen, so gehört der ewig junge Alte von Weimar zu den besten, da sein Geist und Herz für jedes der Menschheit würdige, nicht auf Eitelkeit hinauslaufende, sondern ernstthätige Unternehmen war, und so kann auch unser Verein seiner, wie eines Schutzheiligen gedenken. Noch an seinem Jubeltage hat der Greis an den damals begonnenen Frescomalereien der Aula, in welcher der Verein seine Festsitzung hält, mit Jünglingswärme Antheil genommen und so darf in ihr auch seiner mit verdienten Ehren gedacht werden. Er ist einer unserer hohen Ahnen, die über jedem mit deutschem Ernste begonnenen und durchgeführten Werke vereinter Kraft und Liebe segnend schweben. Wie er besonders rheinisches Feuer und rheinische Treuherzigkeit ehrte, das hat er vor Allem an einem der begabtesten Söhne Kölns, dessen letzter Jahre sich Bonn erfreute, an Sulpiz Boisserée bewiesen. Heute möge es mir vergönnt sein, als anspruchloses Zeichen meiner Festfreude eine seiner Erkenntniss gewidmete Schrift darzubringen mit dem Wunsche, dass der Verein, seiner Vergangenheit würdig, blühe und gedeihe und unsern Nachkommen es beschieden sein möge, dasselbe Fest noch oft in gleich frohem Bewusstsein gedeihlichen Zusammenwirkens zu einem menschlich schönen, echt vaterländischen Zwecke zu feiern. Aus vollem Herzen Ihr und des Vorstandes dankbar verbundener

Heinrich Düntzer.

Von 26 Vereinen und Gesellschaften sind Adressen und Telegramme eingelaufen, darunter sind Glückwünsche aus Holland, Belgien, Schweden, Russland, Böhmen.

Es sind die folgenden:

Die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde in Köln.

Der Aachener Geschichts-Verein.

Die Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier.

Der Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung in Wiesbaden.

Der Hanauer Geschichtsverein.

Die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Der Verein für die Geschichte Berlins.

Der Mannheimer Alterthumsverein.

Der historische Verein von Unterfranken und Aschaffenburg.

Das Germanische National-Museum in Nürnberg.

Der Geschichts- und Alterthumsverein zu Leipzig.

Der Verein für thüringische Geschichte und Alterthumskunde.

Der königl. sächsische Alterthumsverein in Dresden.

Der historische Verein für Niedersachsen.

Der Verein für Rügisch-Pommersche Geschichte.

Die historische Gesellschaft für die Provinz Posen.

Die Württembergische anthropologische Gesellschaft.

Die Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.

Der Wiener Alterthumsverein.

Der Münchener Alterthumsverein.

Der historische Verein von Oberbayern.

Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Die Société d'Archéologie in Brüssel.

Das nordische Museum in Stockholm.

Die gelehrte esthnische Gesellschaft.

Der Verein für siebenbürgische Landeskunde.

Frau Geheimräthin von Urlichs sandte als Geschenk die Photographie ihres verstorbenen Mannes. Dr. Urlichs, Düntzer, Wiesner, Deppe schenkten neu erschienene Schriften, Breitner das wie ein römisches Buch in Rollen gebundene Gedicht: Vindobona's Rose.

Der Vorsitzende stattete Allen für die dem Vereine heute in so ehrender und mannigfaltiger Weise ausgesprochenen Glückwünsche den wärmsten und lebhaftesten Dank ab und sagte, so viel Lob und Anerkennung erscheine dem Vorstande als ein erquickender Lohn für manche Mühe, die ihm nicht erspart bleibe, sie würden ihm und dem ganzen Vereine ein Sporn sein, sich der ihm dargebrachten Hochachtung stets würdiger zu zeigen. Wenn wir bei der heutigen Feier zuerst der Gründer des Vereins ehrend gedächten, so müssten wir uns auch an alle Die dankbar erinnern, die sich seit seinem Beginne an seiner wissenschaftlichen Arbeit betheiligt haben. Er könne die lange Reihe der Namen nicht aufzählen, die Jahrbücher und die Winckelmannshefte gäben Aus-

kunft darüber; viele dieser Mitarbeiter waren oder seien noch Zierden der deutschen Alterthumsforschung. Der Vorstand habe in der Festschrift, die er seinen Mitgliedern zu dieser Feier überreicht, die verschiedenen Richtungen der archaeologischen Forschung, mit Ausschluss des Mittelalters, zum Ausdruck bringen wollen. Er bittet, diese Gabe freundlich entgegenzunehmen. Der Vorsitzende macht dann folgende Mittheilung: Ich habe noch eine angenehme Pflicht zu erfüllen. Es ist der Dank gegen die Königliche Staatsregierung und die Provinzial-Verwaltung. Beide haben unsern Bestrebungen stets wohlwollend zur Seite gestanden und haben denselben mehrfach ihre Hülfe zu Theil werden lassen, wenn wir sie in Anspruch nahmen. Der glänzendste Beweis dafür ist die Gründung der Provinzial-Museen in Bonn und Trier. Der Vorschlag dazu ist von unserem Vereine ausgegangen, dem ein Raum fehlte zur würdigen Aufstellung seiner Sammlungen. Schon im Jahre 1870 fanden Berathungen des Vorstandes mit den Behörden statt. In der Vorstands-Sitzung vom 1. Juni 1870 theilte der I. Secretär des Vereins, Dr. aus'm Weerth, mit, dass er auf Veranlassung des Herrn Ministers von Mühler eine Denkschrift abgefasst habe über die Conservirung der Denkmale im Rheinland und die Anlage eines Provinzialmuseums; Freiherr von Diergardt habe 1000 Thaler zu Ankäufen von Alterthümern für dasselbe geschenkt. Am 24. October 1872 wird beschlossen, den Herrn Stadtbaumeister von Noel zur Ausarbeitung eines Planes für den Museumsbau aufzufordern. Die eifrigen und erfolgreichen Bemühungen meines Vorgängers im Präsidium des Vereins, des Herrn Professor aus'm Weerth, um das Zustandekommen der Provinzial-Museen verdienen rühmliche Erwähnung. Erst nach der Gründung der Rheinischen Museen im Jahre 1874 erhielten auch andere Provinzen vom Staate unterstützte Provinzial-Museen. In letzter Zeit haben die Herren Minister von Gossler und von Puttkamer auch dadurch dem Vereine eine wirksame Hülfe geleistet, dass sie ihren Einfluss für die Verbreitung unserer Jahrbücher bei den höheren Lehranstalten und den landräthlichen Kreisen geltend gemacht haben.

Unser Verein hat schon frühe Theil genommen an den Bestrebungen, dem gewinnsüchtigen Handel mit Alterthümern des Landes und dem unbefugten Gräberraub ein Ende zu machen. Auf fiskalischem Boden und auf Gemeinde-Eigenthum stehende Denkmale sind in Folge dessen durch neue Verordnungen der Staatsregierung

geschützt. Es fehlen aber noch zwei Gesetze, die das Privateigenthum im Interesse der Alterthumsforschung beschränken. Nur ein kühner Griff wird sie in's Leben einführen können. Es muss ein Verbot erlassen werden gegen die Ausfuhr der im Boden des Landes gefundenen Alterthümer und es muss eine Anzahl solcher Denkmale bezeichnet werden, die als National-Eigenthum zu betrachten sind und nicht zerstört werden dürfen. Mit dem wärmsten Danke für Alles, was die Königliche Staatsregierung und die Provinzial-Verwaltung bisher zur Förderung unserer Arbeiten gethan haben, verbinden wir den lebhaften Wunsch, dass sie dem Vereine auch ferner ihren Schutz und ihre Hülfe mögen angedeihen lassen.

Hierauf erstattete der I. Secretär des Vereins, Herr van Vleuten, einen Bericht über die Thätigkeit des Vereins von dessen Gründung an. Bei der zahlreich besuchten Versammlung von Philologen und Schulmännern, die im Herbste 1841 in Bonn stattfand, entschlossen sich die drei Docenten Heinrich Düntzer, Laurenz Lersch und Carl Ludwig Urlichs einen Verein zu gründen, der es sich zur Aufgabe stellte, für die Erhaltung, Bekanntmachung und Erklärung antiker Monumente aller Art in dem Stromgebiete des Rheines und seiner Nebenflüsse von den Alpen bis zum Meere Sorge zu tragen, ein lebhaftes Interesse dafür zu verbreiten und, so viel als möglich, diese Monumente aus ihrer Vereinzelung in öffentliche Sammlungen zu versetzen. Nachdem Dr. Urlichs in einer der Versammlungen diese Anregung ausgesprochen, vereinigten sich am 1. October 1841 24 Theilnehmer des Congresses im kleinen Saale der Lese- und Erholungs-Gesellschaft, um einen solchen Verein unter dem Namen: Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu gründen, die Statuten zu entwerfen und den ersten Vorstand zu wählen. Diese Gründer waren die folgenden:

Professor Dr. Ritschl in Bonn.
Professor Dr. Böcking in Bonn.
Professor Dr. Schopen in Bonn.
Professor Dr. Roulez in Gent.
Oberlehrer Pütz in Düren.
Dr. Urlichs in Bonn.
Oberlehrer Remacly in Bonn.
Oberlehrer Klein in Mainz.
Lehrer Ditges in Neuss.
Dr. Krosch in Bonn.

Director Klein in Coblenz.
Professor Dr. Halm in Speier.
Dr. Düntzer in Bonn.
Professor Dr. Fiedler in Wesel.
Oberstudienrath Dilkey in Darmstadt.
Dr. Hilgers in Bonn.
Oberlehrer Dillenburger in Aachen.
Oberlehrer Pieler in Arnsberg.
Dr. Meyer in Zürich.
Professor Dr. Vischer in Basel.
Dr. Lersch in Bonn.
Baron d'Estorf in Paris.
Rector Dr. Rein in Crefeld.
Dr. Menn in Düsseldorf.

In dieser ersten Versammlung wurde zum Präsidenten Prof. Dr. Ritschl, zum I. redig. Secretär Dr. Urlichs, zum II. Dr. Lersch, zum Archivar Prof. Dr. Schopen, zum Rechnungsführer Dr. Düntzer gewählt. Im Juni 1842 bei Ausgabe des ersten Heftes seiner Jahrbücher hatte der Verein bereits 116 Mitglieder. Schon in dieser ersten Publication sehen wir zwei Gesichtspunkte beobachtet, welche für die Folge die leitenden Motive für die litterarische Thätigkeit des Vereins abgeben sollten. Man wollte erstens dem Forscher durchaus zuverlässiges Material zum weiteren Studium bieten, dann aber wollte man durch mehr anregende Beiträge die Liebe zur Archäologie und zu den uns erhaltenen Zeugen einer grossen Vergangenheit in weiteren Kreisen verbreiten. In der ersten Zeit der Vereinsthätigkeit mussten manche Ansichten und Kenntnisse, welche heute Gemeingut aller Gebildeten geworden sind, mit mühevoller Arbeit erst grossgezogen und festgestellt werden. Dieser Wirksamkeit des Vereins ist zum Theil das rasche Wachsen mehrerer grosser Privatsammlungen in unserer nächsten Umgebung zuzuschreiben, von denen einzelne einen europäischen Ruf erlangten. Wenn auch der ideale Zustand der ist, dass jedes wichtige Fundstück in eine öffentliche Sammlung verpflanzt werde, wo es Allen zugänglich ist, so hat doch die Privatsammlung vor dem Kunsthandel den grossen Vorzug, dass der gewissenhafte Sammler dem Fundbericht weit grössere Beachtung schenkt als der Händler, der denselben zu oft verdunkelt, um grösseren Vortheil aus der Erwerbung zu ziehen oder um die Bezugsquellen den Concurrenten zu verheimlichen. Der

Fundbericht muss an geeigneter Stelle niedergeschrieben werden. Darauf gründet sich die Sicherheit unserer Alterthumskunde.

Bis zum Jahre 1878 war die Mitgliederzahl des Vereins bis auf 697 gestiegen, in den letzten 10 Jahren schwankte sie zwischen 600 und 680. Zu Vorsitzenden wurden gewählt: 1842 Böcking, 1844 Welcker, 1849 Braun. 1863 Ritschl zum zweiten Male, 1865 Nöggerath, 1875 aus'm Weerth, 1883 Schaaffhausen. Die Jahrbücher des Vereins sind bisher in 90 Heften erschienen, Heft 65 enthält das Register der Hefte 1 bis 60, das im Druck befindliche Heft 91 umfasst das Register der Hefte 61 bis 90. Ausserdem sind 27 Winckelmanns-Programme, worunter Wilmowsky's Mosaik zu Nennig 1865, aus'm Weerth's Siegeskreuz Constantins des VII. und aus'm Weerth's Mosaikboden von S. Gereon wegen der prachtvollen Illustrationen hervorzuheben sind, und mehrere Gelegenheitsschriften herausgegeben worden, 1859 zu Welckers Jubiläum, 1868 zum Universitäts-Jubiläum und zum internationalen Congress für Alterthumskunde und Geschichte in Bonn, 1888 zur Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Bonn, so zum heutigen Jubiläum wieder eine Festschrift. Seit dem Jahre 1846 wurde auch das Mittelalter in den Kreis unserer Forschung gezogen, in neuerer Zeit auch die Urgeschichte. Mit dem 41. Hefte wurde mit Rücksicht auf die Illustrationen das grössere Format für die Jahrbücher gewählt. Seit 1842 war die kleine Vereinssammlung in gemietheten Räumen untergebracht, später in der Münsterschule, dann seit 1870 im Arndthause, seit 1883 im Nassehause, jetzt steht sie bis zur Vollendung des Provinzial-Museums im nächsten Jahre in dem von der Provinzial-Verwaltung uns zur Verfügung gestellten Hause. Seit Gründung des letzteren im Jahre 1874 wurden die Mittel des Vereins nicht mehr zu Grabungen oder Ankäufen, sondern nur zur Herausgabe der Jahrbücher verwendet. In der General-Versammlung vom 27. Juni 1875 wurde beschlossen, die Vereinssammlung mit Wahrung des Eigenthumsrechtes dem Provinzial-Museum zu übergeben. Dies veranlasste den Verein, die Rechte einer juristischen Person nachzusuchen, die ihm durch allerhöchste Ordre vom 2. Dezember 1881 ertheilt wurden. Der Verein steht mit 128 anderen Vereinen im Tauschverkehr, seine Bibliothek enthält 5500 Bände. Mögen Sie, verehrte Anwesende, dem altbewährten Vereine auch für die Folge Ihre Mitwirkung nicht entziehen, mögen Sie mit uns für seine Aus-

breitung Sorge tragen, damit er auch in den nächsten 50 Jahren seinem bei der Gründung ausgesprochenen Zwecke voll und ganz genügen kann.

Zuletzt hielt der Vorsitzende den hier folgenden Vortrag über die Aufgaben der Alterthumsforschung und ihr Ergebniss.

Die neuere Alterthumsforschung gründet sich auf die von den Griechen und Römern uns hinterlassenen Denkmale und ist aus den philologischen Studien hervorgegangen, denn nur die Schriften der Alten konnten zum Verständniss jener führen. Deshalb waren auch die Gründer unseres Vereins Philologen. Je älter die Denkmale waren, um so höher wurde ihr Werth geschätzt, um so anziehender erschienen sie. Den Burgen und Kirchen des Mittelalters wendete sich erst später die kunstgeschichtliche Forschung zu; merkwürdiger waren die Reste der Römer aus einer Zeit, in der Caesar zweimal den Rhein überschritt, Drusus hier seine Castelle baute und Trier eine der vier Hauptstädte des römischen Reiches war.

Die Alterthumskunde ist älter, als man gewöhnlich glaubt. War auch den Griechen und Römern das Gegenwart, was wir Alterthum nennen, so sprechen doch die klassischen Schriftsteller schon mit Verehrung von den Alterthümern ihrer Zeit, wie es Herodot, Pausanias und Plinius thun. Schon Homer beschreibt den Grabhügel, der dem Helden zum Gedächtniss errichtet wird, er erzählt uns auch von dem menschenfressenden Polyphem, der in einer Höhle wohnt. Pausanias stellt die cyklopischen Mauern von Tiryns als Wunderwerke den ägyptischen Pyramiden gleich und schätzt ihr Alter auf 3200 Jahre. Manche Thatsache der Urgeschichte, die von den Alten wohl geahnt aber nicht entdeckt wurde, ist in das Gewand der Mythe gekleidet. Prometheus raubt das Feuer vom Himmel in einer Dolde, das ist eine Erinnerung an das älteste Reibfeuerzeug, in dem das trockene Mark einer Pflanze sich entzündete. Deukalion liess aus Steinen Menschen entstehen, weil man durch Aneinanderschlagen der Steine ihnen den Feuerfunken entlocken konnte.

Unsere Kenntniss des klassischen Alterthums der Griechen und Römer erreichte mit Winckelmann einen Höhepunkt, den sie im Wesentlichen nicht überschritten hat, vor ihm und nach ihm ist Keiner so tief in das Wesen der Kunst eingedrungen und hat ihre Gesetze mit solcher Begeisterung für das Schöne dargelegt. Göthe sagt in seinen Betrachtungen über Winckel-

mann: Das letzte Product der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Sie kann ihn nur selten hervorbringen, weil ihrer Idee gar viele Bedingungen widerstreben und ihrer Allmacht ist es unmöglich, dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Da tritt die Kunst ein, ihr Werk bringt eine dauernde Wirkung hervor, es nimmt alles Herrliche in sich auf und erhebt den Menschen über sich selbst. In dem Olympischen Jupiter war der Gott zum Menschen geworden, um den Menschen zum Gotte zu erheben. Wir dürfen hinzusetzen, dass, wenn auch die Kunst der Schönheit Dauer verleiht, doch auch das Kunstwerk der Vergänglichkeit anheimfällt, bis die Alterthumsforschung das Verlorene wieder an's Licht zieht.

Nach Winckelmanns Tode 1768 wurde das Gebiet der Alterthumsforschung nach allen Seiten erweitert. Die Ueberführung der Elgin-Marbles aus Athen nach England 1816, wo durch Parlamentsbeschluss die ganze Sammlung herrlicher griechischer Bildwerke für 35 000 Pfd. St. für das britische Museum angekauft wurde, war ein Ereigniss, indem die Meisterwerke aus den Zeiten des Phidias und Praxiteles, die Trümmer von 14 Statuen und mehr als 60 Basreliefs vom Parthenon der europäischen Forschung nahe gerückt waren. Das der Sage nach um 2000 vor Chr. gegründete Babylon, dessen Wunderbauten Herodot beschreibt, wurde, wie Strabo sagt, durch die Perser, die Zeit und die Sorglosigkeit der Macedonier zerstört. Niebuhr entdeckte 1761 die Ruinen, Rich, Rennell, Loftus, Oppert beschrieben sie. Th. Young, Rawlinson, Grotefend u. A. entzifferten 1815—1840 die persische Keilschrift. Botta und Layard haben uns 1842—1849 mit den Alterthümern Assyriens bekannt gemacht.

In Folge des Zuges Napoleons nach Aegypten wurde dieses Land in den Kreis der Alterthumsforschung gezogen. J. F. Champollion gelang es durch gleichlautende ägyptische und griechische Texte nach den Vorarbeiten Anderer durch seine Arbeiten von 1822 bis 1826 die Hieroglyphen zu lesen.

Und blicken wir zurück in die jüngsten Jahrzehnte, wie hat unser Verständniss des griechischen Alterthums gewonnen durch die Entdeckungen Schliemann's in Troja, Mykene und Tiryns, aus denen wir den Einfluss der Cultur Kleinasiens, Aegyptens und Assyriens auf die griechischen Kunst erfahren haben, sie haben uns die homerische Welt näher gerückt, aus der die ganze griechi-

sche Kunst und Dichtung ihren Stoff entlehnt hatte. Welche Schätze haben die Grabungen in Olympia und Pergamon an's Licht gebracht! Auch die Erklärung der Bildwerke aus der Blüthezeit der griechischen Kunst hat sich verfeinert, seit wir die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Schulen feststellen und den Einfluss, welchen die grössten Meister wie ein Praxiteles auf eine ganze Reihe bildlicher Darstellungen ausübten, nachweisen können. Wenn man sieht, wie unerreicht die griechischen Meisterwerke der bildenden Kunst da stehen, so könnte man an dem menschlichen Fortschritt zweifeln. Aber der Schönheitssinn ist heute bei allen gesitteten Völkern verbreitet und wie klein war damals Griechenland! Die ganze Welt freut sich jetzt an seinen Schöpfungen, die überall neue Kunst wecken und fördern. Der grosse Fortschritt liegt darin, dass jetzt weit mehr Menschen durch die Kunst veredelt werden, wie jemals.

In Vorderasien haben wir eine Cultur kennen gelernt, die an 2000 Jahre vor Chr. hinaufreicht. Es ist die der Hethiter in Syrien, die in befestigten Städten wohnten und die Metalle kannten. Die vielleicht kuschitischen Herrscher in Babylonien lassen sich bis weit über 2000 Jahre vor Chr. verfolgen. Die Entzifferung der Inschriften auf assyrischen Backsteinen und Steinplatten hat uns eine mehr als 1000 Jahre gleichlaufende babylonische und assyrische Geschichte aufgehellt. Es sind bereits 150 Herrscher dieser Reiche durch Inschriften bekannt. Auch bewundern wir nicht mehr blos in unseren Museen die so kunstvoll gemeisselten Götterbilder der Aegypter und die Malereien ihrer Grabkammern, sondern die Mumien der ägyptischen Könige selbst sind im Museum von Gizeh aufgestellt. In den farbigen Bildnissen der Gräber des Fayum haben wir die treuen Portraits einer Reihe von Personen aus der Blüthezeit römischer Cultur in Nieder-Aegypten. In den Skythengräbern der Krim haben wir die Makrocephalen des Hippocrates aufgefunden und es fehlt nur noch, dass wir auch die von Herodot beschriebenen Pfahlbauten der Paeonier am See Prasias im heutigen Rumelien entdecken.

Die klassischen Studien führten hinab zum Mittelalter, das nach den Stürmen der Völkerwanderung zuerst bei den Franken in kunstreichen Waffen und Schmuckgeräthen ein Wiederaufleben der Cultur uns zeigt und dann in der romanischen Baukunst mit ihren Wandmalereien uns glänzende Denkmale hinterliess. Aus der römischen Basilika, aber auch aus dem Mithrastempel entstand die christliche Kirche. Dem flachen Dache der Basilika folgte der

Rundbogen und diesem der gothische Spitzbogen, aus dem sich die Prachtbauten der deutschen Baukunst entwickelten. Die christliche Kunst hat in ihren Bauwerken neue Formen geschaffen, in der Skulptur und Malerei hat sie das Vollkommenste nur durch Wiederaufnahme und Fortbildung der Antike geleistet. Das bezeugen Raphael und Michelangelo. Man darf aber behaupten, dass die neuere Kunst in dem geistigen Ausdruck des menschlichen Antlitzes die alte übertroffen hat.

Aber nicht nur durch ihren Uebergang auf die jüngere Zeit hat die Alterthumsforschung ihr Gebiet erweitert, sie hat mit ihrem Lichte auch das Dunkel der ältesten Vorzeit erhellt. Nur mit Rücksicht auf die heutigen Wilden sagte Schiller schon 1789 in seiner Antrittsrede zu Jena: „Eine weise Hand scheint uns die rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Cultur weit genug würden fortgeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nutzbare Anwendung auf uns selbst zu machen und den verlorenen Anfang unseres Geschlechtes aus diesem Spiegel wieder herzustellen. Wie beschämend und traurig aber ist das Bild, das uns diese Völker von unserer Kindheit geben? Und doch ist es nicht einmal die erste Stufe mehr, auf der wir sie erblicken. Der Mensch fing noch verächtlicher an.“ Die Urgeschichte wurde nur desshalb eine Errungenschaft der Neuzeit, weil diese, von dem fruchtbaren Gedanken der Entwicklung erfasst, in den unscheinbaren Stein- und Knochenwerkzeugen der Vorzeit den Anfang der menschlichen Cultur erkannte. Es sind nicht schöne Statuen und Bauwerke, es ist nicht goldener Schmuck und mit Edelsteinen besetztes Kunstgeräth, das sie uns vorführt, es sind roh zugehauene Steine, aus Knochen gefertigte Werkzeuge und grobe Thonscherben, die uns zu den bedeutsamsten Schlüssen geführt haben. Wie bei der Betrachtung einer Landschaft die Aussicht sich erweitert, je höher man steigt, so entdeckt die Wissenschaft neue Wahrheit, je weiter das Feld ihrer Forschung reicht. Nun wissen wir, dass alle hohe Kunst und Bildung einen kleinen Anfang gehabt hat und dass die herrlichsten Werke der Menschenhand aus rohen Versuchen erst nach und nach entstanden sind. Durch die Auffindung der zierlichen Statuetten von Tanagra liegt die Entwicklung der keramischen Kunst von den rohen Idolen von Troja bis zu jenen hochkünstlerischen Darstellungen vollständig vor unsern Augen. Die bemalten Schalen und Vasen, auf denen die ganze griechische

Mythologie dargestellt ist, lassen sich zurück verfolgen bis zu den aus der Hand geformten groben Bechern und Töpfen, die mit Eindrücken der Fingernägel geziert sind. Das thönerne Gefäss ist aber aus dem Korbe entstanden, den man, um ihn zu dichten, mit Thon bestrich, der über dem Feuer erhärtete. Aber wer lehrte den Menschen das Flechten des Korbes? Wie so Vieles, was der Mensch erfunden zu haben glaubt, ein Vorbild in der Natur hat, so wird er das Flechten der Spinne abgesehen haben, deren ausgespanntes Netz dem Boden eines geflochtenen Korbes gleicht.

Die Archäologie würde den hohen Stand nicht erreicht haben, wenn mit der Zahl der Alterthümer nicht auch die Untersuchungsmethoden sich vervollkommnet hätten. Welche Dienste haben uns das Mikroskop und die chemische Analyse geleistet? Aus den Pflanzenresten in den nur an der Sonne getrockneten Backsteinen der Mauern von Babylon hat Unger die Flora wieder herstellen können, die damals jene Gegenden geschmückt hat. Durch das Mikroskop erfuhren wir, dass die Mumienbinden der Aegypter aus Leinwand bestehen, wir vermögen genau diese von der Wolle, der Baumwolle, dem Hanf, der Seide zu unterscheiden, noch nach Jahrtausenden, so unterscheiden wir auch den Knochen von dem Elfenbein. Die Untersuchung des mikroskopischen Schliffs der Nephrite und Jadeite lassen sichere Schlüsse zu über deren Herkunft und über alte Wanderungen der Völker. Wir haben gelernt, durch die Strahlenbrechung den Rubin der Schmuckgeräthe vom rothen Glase zu unterscheiden. So giebt uns die chemische Analyse der Bronzen, ihr Gehalt an Zinn, Blei, Antimon, Zink und anderen Metallen Aufschluss über ihr Alter und ihr Herkommen. Aus dem Natron- oder Salzgehalte der Gläser schliessen wir, ob sie in der Nähe der Meeresküste oder im Binnenlande gefertigt sind. Auch aus dem verminderten Knorpelgehalt der Knochen kann man in gewissen Fällen ihr Alter bestimmen. Der Anthropologe weiss von einem mehrtausendjährigen Menschenschädel sich einen Ausguss zu verschaffen, der die Gehirnform wiedergiebt, welche auf die Geistesentwicklung des betreffenden Menschen Schlüsse gestattet.

Nur die Culturgeschichte ist die wahre Geschichte der Menschheit. In der politischen Geschichte entscheiden die Zerstörungswaffen, in der Culturgeschichte ist es die stille friedliche Arbeit des Denkers, welche unserm Geiste neue Welten eröffnet und zu Entdeckungen führt, die das ganze Leben der Menschen umgestalten. Die grossen Welt-

reiche, welche die Ruhmsucht der Eroberer gegründet, sind zusammengestürzt, die Errungenschaften der Cultur aber gingen niemals verloren, die neuen Völker traten die Erbschaft der alten an und was unter dem Schutte der Ruinen begraben liegt, das bringt unsere Wissenschaft wieder an den Tag.

Die Freunde der Menschheit haben es oft ausgesprochen, dass die friedliche Entwicklung der Völker ihr wahrer Beruf sei, der allein zu Glück und Wohlfahrt führe, Andere aber halten das für eine Schwärmerei und sehen im Kriege jenen wohlthätigen Kampf um's Dasein, der als ein nothwendiges Naturgesetz erkannt sei. „Der Krieg", sagt Emil Zola, „ist das Leben selbst. Nichts in der Natur besteht, nichts wird geboren, wächst und vermehrt sich anders als durch den Kampf. Essen und gegessen werden, heisst die Losung, wenn das Leben in der Welt bestehen soll. Der Krieg ist die Schule der Mannszucht, der Aufopferung, des Muthes, er stärkt Leib und Seele, erzeugt die Kameradschaft in der Gefahr, giebt Gesundheit und Kraft." So kann nur der reden, welcher die Entwicklung der Menschheit nicht kennt. Diese zeigt uns vielmehr, wie nur allmählich das Thier im Menschen gebändigt wurde durch die Cultur. So gewiss diese den Cannibalismus, das Menschenopfer und die Vielweiberei unter den gesitteten Völkern beseitigt hat, so sicher wird sie auch dem Zweikampf und dem Kriege ein Ende machen, wenn auch erst nach Jahrhunderten. Der Zweikampf ist in seinem Ursprunge nichts anderes als ein Aberglaube, der in seiner ältesten Form noch mit dem Cannibalismus verbunden war, denn der Sieger verzehrte den niedergeschlagenen Feind, um seine Tapferkeit sich anzueignen. Was Schiller von der Geschichte der Menschheit vor 100 Jahren gesagt hat, sie begleite ihn durch alle Zustände, die er erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, das gilt noch mehr von der Alterthumsforschung, die nicht wie jene nur aus den überlieferten schriftlichen Berichten schöpft, sondern, diese ergänzend, uns die Hinterlassenschaften aller Zeiten und Völker in Bauwerken, Geräthen, Waffen, Münzen und Kunstwerken vorführt und damit uns das vollständigste Bild von der Entwicklung der Menschheit aufrollt, wie sie nach dem Plane des Weltenschöpfers sich vollzieht. Wir sehen den Bildungsgang des Menschengeschlechtes von seinem Anfang bis zu der Höhe, die es heute erreicht hat. Das bewahrt uns vor der

übertriebenen Bewunderung des Alterthums und vor der kindischen Sehnsucht nach vergangenen Zeiten! Wir danken es aber der Alterthumsforschung, dass sie uns das Schönste und Beste, was edle Völker für die Cultur einmal geleistet haben, immer wieder vor Augen stellt, damit es uns nicht verloren gehe. Das goldne Zeitalter, welches die Dichtung an den Anfang der Geschichte gesetzt hat, ist für die Wissenschaft das ferne Ziel, dem die Menschheit allmählig entgegen reift!

Hiermit war die Feier beendet. Die Festgenossen begaben sich um 2 Uhr mit Extrazug nach Godesberg, wo im Hotel Blinzler, unter zahlreicher Theilnahme von Herren und Damen das Festessen stattfand. Der erste vom Vorsitzenden ausgebrachte Toast galt dem Kaiser. Der Redner wies darauf hin, dass die Alterthumsforschung sich auch mit den verschiedenen Formen der menschlichen Gesellschaft beschäftige, die sich aus ihrem Vorbilde in der Natur, aus der Familie entwickelt haben. Manche Ereignisse in der socialen Welt, die ganz neu zu sein scheinen, seien uralt. Wie es einen Kampf um's Dasein in der Natur gebe, so hätten auch die verschiedenen Gesellschaftsklassen immer um Besitz und Vorrecht gehadert. Cultur und Rohheit, Gesetz und Willkür haben stets mit einander gestritten und ebenso die Völker unter einander um den Vorrang. Das seien glückliche Zeiten, in denen die Nationen im edlen Wettstreit nur nach Wohlstand und Bildung strebten. Der Lauf der Welt bringe es mit sich, dass auf den Lärm der Schlachten Ruhe und Frieden folge. Wir lebten im Genusse einer solchen Zeit, die auch den Wissenschaften zu Gute komme. Wir Deutsche könnten heute mit Stolz auf den Besitz von Gütern blicken, die wir nach langem Ringen uns erst erobert hätten. Macht, Wohlstand, Bildung seien solche Güter. Das grösste aber sei das geeinigte Vaterland. Das Band aber, welches uns am festesten verknüpfe und zusammenhalte, das sei der geliebte Herrscher, der wie kein Anderer von den Pflichten seines Berufes erfüllt sei. Er kenne die drohenden Gefahren der Zeit. Mit Recht nennten wir ihn den Friedensfürsten, aber er sei auch der mächtige und wachsame Schirmherr des Reiches, der den äussern wie den innern Feind des Vaterlandes niederzuhalten wisse. Er sei allem Guten ein

Förderer, den Armen und Bedrängten ein hülfreicher Freund, der Kunst und Wissenschaft ein einsichtsvoller Beschützer! Mit lautem Jubel erscholl der Ruf: Hoch dem Kaiser!

Der Rector Magnificus, Herr Geheimrath Strasburger hielt folgende Ansprache:

Wenn ich nunmehr auch bei fröhlichem Festmahle das Wort ergreife, so geschieht es, um als zeitiger Rector unserer Rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität den Verein von Rheinischen Alterthumsfreunden zu ehren. Als Botaniker von Fach bin ich nicht in der Lage, die Verdienste, die sich der Verein erwarb, nach der wissenschaftlichen Seite hin zu würdigen. Wohl aber weiss ich als Gelehrter seine Aufgaben und Bestrebungen in vollem Maasse zu schätzen. Sind doch die Deutschen die wahren Erben der hellenisch-römischen Cultur, die sie, ohne ihre Eigenart aufzugeben, zur wissenschaftlichen und künstlerischen Grundlage ihrer ganzen Bildung erhoben haben. So greift denn ein Verein, der die Verbindung der Vergangenheit mit der Gegenwart herzustellen sucht, in die tiefsten Interessen unseres Geisteslebens. Ein jeder Gebildete, der in Rom auf der via sacra wandert, wird von heiligem Schauer ergriffen in Erinnerung all des menschlich Grossen, das sich dort zugetragen. Und wie hoch schlägt nicht das Herz des Deutschen, wenn er dem Rheinstrom folgt, dieser via sacra des Deutschen Reiches und von beiden Ufern her Denkmäler zweitausendjähriger Vergangenheit auf ihn herabschauen. Wie soll er nicht diejenigen ehren, derjenigen dankbar gedenken, deren Bestreben es ist, ihm diese Denkmäler zu deuten, sie vor Untergang zu bewahren. Und rechts und links, so weit sein Auge reicht, sieht er nur deutsche Lande und wo einst die Wachtposten der römischen Lager standen, da erheben sich die mächtigen Bollwerke des Deutschen Reiches.

Doch mit diesen ernsten Worten möchte ich nicht schliessen. Gedenke ich all des frischen Lebens, welches dem Studium des Alterthums entsprosst, so fällt mir auch immer wieder das alte Wortspiel in Webers Democrit ein: „Die Alten sind die einzigen Alten, die nie alt werden." Diesen Ausspruch hätte ich hier aber die Neigung, auch auf den Vorsitzenden Ihres Vereins anzuwenden, wenn ich sehe, mit welcher Jugendfrische und Begeisterung er noch immer alle menschlichen Ideale pflegt, welche Arbeitskraft und Ausdauer ihm immer noch zur Verfügung steht. Er wird älter, ohne zu altern, ja man sollte meinen, dass er nur älter wird, weil

dies das einzige Mittel ist, um lange zu leben. So fasse ich denn meine Wünsche für das fernere Gedeihen des Vereins der Rheinischen Alterthumsfreunde in ein Hoch auf den Vorsitzenden desselben zusammen. Dadurch ermögliche ich es auch den Mitgliedern des Vereins in dieses Hoch mit mir einzustimmen: der Herr Geheimrath Professor Dr. Schaaffhausen, er lebe hoch!

Als dritter Redner erhob sich Herr Landtagsabgeordneter van Vleuten und führte aus, dass von allem Lobe, welches dem Vereine heute zu Theil geworden sei, keines ihn so befriedigt habe, wie der Hinweis auf das wissenschaftliche Streben des Vereins. Dies lege ihm nahe, zu forschen, wo denn der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens am Rheine zu suchen sei. Da falle uns alsbald die Bonner Hochschule in die Augen, die als ein Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens weit über die Grenzen unserer Provinz ihr Licht verbreite. Man könne vielleicht sagen, der Verein habe die von dem leuchtenden Centralpunkte ausgehenden Strahlen durch Reflex in entferntere Gebiete hinübergeführt, und es sei ihm vielleicht auch gelungen, durch das Sammeln lokaler Forschungen der Centralstelle neues Material zu liefern. Der Herr Rector habe am Morgen schon es ausgesprochen, dass die Beziehungen des Vereins zur Hochschule immer vorzügliche gewesen seien und habe daran den Wunsch geknüpft, dass dies immer so bleiben möge. Die Festversammlung könne überzeugt sein, dass dieser Wunsch vom Vorstande und dem Vereine voll und ganz getheilt werde. Redner schlägt vor, den Dank des Vereins für so manche wissenschaftliche Förderung und den Wunsch bezüglich der Fortdauer und des Wachsens der guten Beziehungen der beiden Corporationen ausklingen zu lassen in den Ruf: Die Universität Bonn, sie lebe hoch!

Nach einer Pause gedachte der Vorsitzende des 82 Jahre alten Dr. Heinrich Düntzer in Köln, dem es versagt war, dem Feste beizuwohnen. Er schilderte die Thätigkeit desselben für den Verein und sagte am Schlusse: „Möge es dem hochverdienten Manne, der mit seinen Freunden vor 50 Jahren einen Bau errichtet hat, dem, wie wir heute hoffen dürfen, auch für die Zukunft eine sichere Dauer verliehen ist, beschieden sein, sich am Abend seines thatenreichen Lebens noch manches Jahr am Genusse des Schönen in der alten wie in der neuen Kunst erfreuen zu können, dessen Erforschung die edle Aufgabe seines ganzen Lebens war.“ Er schlug der Versammlung vor, ihn durch ein Telegramm zu begrüssen, was mit

grossem Beifall aufgenommen wurde. Dasselbe lautete: „Herrn Heinrich Düntzer, dem Gründer des Vereins von Alterthumsfreunden, senden die in Godesberg versammelten Festgenossen als Zeichen ihrer Verehrung herzlichsten Gruss!"

Später brachte der Vorsitzende noch ein Hoch aus auf die noch lebenden, um die Alterthumswissenschaft hochverdienten Veteranen des Vereins, die Herren von Cohausen, Leemans, Lindenschmit, Schneider, von Veith und Wieseler, worauf der allein beim Feste anwesende Professor Schneider antwortete.

Mit einem launigen Trinkspruche des Herrn Franz Merkens aus Köln auf die Damen schloss die Reihe der Toaste. Ein schöner Herbsttag hatte die Feier begünstigt. Möge die Wiederkehr des Tages in derselben frohen Feststimmung die Mitglieder des Vereins wieder zusammen führen, mit der diesesmal die Jubelfeier begangen wurde.

H. Schaaffhausen.

Die Winckelmann-Feier am 9. December 1891.

Die vom Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande am Geburtstage Winckelmanns veranstaltete und im Saale des Kley'schen Gasthofes abgehaltene Gedächtnissfeier wurde vom Vorsitzenden des Vereins, Geheimrath Schaaffhausen, um 7 Uhr abends eröffnet. Er begrüsste die zahlreich erschienenen Theilnehmer an der Versammlung, die das dankbare Andenken an den grossen Meister der Alterthumsforschung in jedem Jahre erneuern soll. Drei sehr schöne und grosse Steinbeile der germanischen Vorzeit, die Bonn besitzt, waren ausgestellt, ferner ein Schwurring der Bronzezeit aus einem Grabe an der Ostsee, die Gipsabgüsse der gallischen Münzen des Centralmuseums in Mainz, der Plan des aufgedeckten römischen Castrums bei Grimmlinghausen nebst einigen dort gefundenen Bronzen, die Zeichnung eines zu Köln im October gefundenen römischen Mosaikbodens aus bester Zeit, sieben Bronze-Statuetten aus der Sammlung des Herrn Stedtfeld in Köln, eine Sammlung von Bildern merowingischer und karolingischer Ornamente, endlich das eben im Druck vollendete Register über die Jahrbücher LXI bis LXXXX und ein Album der Zuschriften und Adressen, mit denen der Verein bei seinem am 25. October gefeierten 50 jährigen Jubiläum geehrt und erfreut worden ist. Der Vorsitzende gab eine kurze Erläuterung aller ausgestellten Gegenstände. Das 35 cm lange Jadeitbeil von Grimmlinghausen ist das grösste in Deutschland. Herr Guntrum, der frühere Besitzer, hat es kurz vor seinem Tode dem hiesigen Provinzial-Museum geschenkt. Es ist 13 cm breit und 22 mm dick. Es wurde 1862 in der Nähe des Castrum Novesium 9′ tief im Gerölle des alten Rheinbettes gefunden. Sein spec. Gewicht ist 3,347. Mikroskopisch ist es nicht untersucht. Als der Vorsitzende dasselbe in der Anthropologen-Versammlung zu Constanz 1877 zeigte, wollte man an den rheinischen Ursprung desselben nicht glauben. Grössere Beile dieser Art sind in Dolmen der Bretagne gefunden worden. Vgl. Verh. d. V. 1877 Stzb. S. 169,

Anthrop.-Vers. in Constanz S. 140. Bonn besitzt noch zwei sehr schöne Beile dieser Art, das Chloromelanitbeil von Wesseling und das Nephritbeil von Marthas Hof. Das Beil von Wesseling ist 20 cm lang und hat ein spezifisches Gewicht von 3,373, vgl. Rh. Jahrb. L 1871 S. 290. Auch bei diesem fehlt die mikroskopische Untersuchung. Das Beil von Marthas Hof ist 26,8 lang, sein spec. Gewicht ist 3,055, es ist von Prof. v. Lassaulx mikroskopisch untersucht und als Nephrit erkannt worden, vgl. Rh. Jahrb. LXXVII 1884 S. 216. Vielleicht sind diese Beile der Lapis silex oder Saxum silex, bei dem die Römer schwuren und den die Fetiales mit sich führten, wenn sie mit andern Völkern Bündnisse schlossen. Galen sagt, dass man diese Steine in Aegypten gegen Magenleiden gebrauche. Plinius nennt sie grünen Jaspis. Die Namen Jade, lapis ischiaticus und Nephrit, lapis nephriticus, die ihre Wirkung gegen Ischias und Nierenleiden bezeichnen sollen, sind nach Fischer, Nephrit und Jadeit, Stuttgart 1875, erst neueren Ursprungs. Härte und Zähigkeit sind die Eigenschaften, in denen dieses Mineral von keinem andern übertroffen wird. Früher unterschied man den Nephrit, Jadeit und Chloromelanit nur nach dem specifischen Gewichte, das zwischen 2,93 und 3,41 liegt. Das des Nephrit ist 2,93 bis 3,18, des Jadeit 3,32 bis 3,35, des Chloromelanit 3,41 und mehr. Jetzt ist eine genaue Bestimmung nur möglich durch mikroskopische Untersuchung eines Dünnschliffs, die auch auf die Herkunft dieses Gesteins schliesen lässt. Nach Arzruni sind die Nephrite aus den Schweizer Pfahlbauten, die von Turkistan und Neu-Seeland durchaus verschieden. Auch der in Schlesien entdeckte ist von dem der germanischen Beile verschieden. In den Schweizer Alpen ist Jadeitgerölle gefunden, nicht aber das Anstehende des Gesteins. Auch heute noch muss man das specifische Gewicht berücksichtigen, für Nephrit ist 3 ein Maximum, für Jadeit und Chloromelanit, der eine eisenreiche Varietät des Jadeit ist, ein Minimum. Nephrit ist nach Arzruni ein Amphibolmineral, Jadeit ein Pyroxenmineral, ersteres ist magnesia- und kalkhaltig und von Thonerde frei, das zweite ist eine Thonerde-Verbindung, das erste ist schwer, das letzte leicht schmelzbar. Auch die alten Mexicaner fertigten Idole und Amulette aus Nephrit, dessen natürliches Vorkommen in Amerika auch nicht bekannt ist, daraus schloss man auf ihre Einwanderung aus Ostasien, während die Indogermanen die Nephrite aus Persien nach Europa gebracht haben sollten. Aber die mexicanischen

Nephrite sind von den persischen verschieden und in den prähistorischen verarbeiteten Gegenständen aus Europa findet sich nach Arzruni kein Splitter turkistanischen Materials. Das Anstehende für die europäischen verarbeiteten Nephrite und Jadeite ist noch nicht entdeckt. In einem der „Nature“ entlehnten Aufsatze über Nephrit in Burma werden im Scott. Geogr. Magaz. 1889 Vol. V, Nr. 10 die Fundorte des anstehenden Gesteins, sowie die mühevolle Gewinnung desselben geschildert. Es scheint, dass die Römer in unsern Gegenden dieselben als Alterthümer verehrten und einen symbolischen Gebrauch davon machten; schon in drei Fällen sind sie in der Nähe von römischen Lagern gefunden worden. Dass das Beil von Grimmlinghausen neun Fuss tief im alten Rheingerölle gelegen hat, spricht nicht dagegen, denn das Rheinbett hat sich seit der Römerzeit an verschiedenen Stellen um 2—3 m erhöht. Man pflegt die grossen Hohlringe, die am häufigsten in Gräbern des östlichen Deutschlands gefunden werden, Schwurringe zu nennen. Lindenschmit will diese Bezeichnung nur für einige gelten lassen, Globus XIV, S. 176. Für diese Deutung spricht der Umstand, dass nach Grimm, Rechts-Alterth. 892, urkundlich feststeht, dass man im germanischen Norden bei einem Ringe geschworen hat. Die Sitte stammt aus Asien. Auf Bildwerken von Persepolis ist dargestellt, wie zwei Reiter einen grossen Ring mit der Hand anfassen, der eine hält ihn, der andere berührt ihn nur. Auch Könige schwören darauf. Ueber diesen ist zuweilen eine menschliche Gestalt mit Flügeln dargestellt, die in der Hand einen Ring hält, das ist nach Brugsch eine altpersische Gottheit. Das Münzcabinet der Bibliothek in Münster besitzt eine solche Münze. In der Zeitschrift Globus XIII, S. 329 ist dieselbe als eine gallische abgebildet. Die vielen gallischen Münzen, die sich neben denen der ersten römischen Kaiser und aus früherer Zeit in den Rheinlanden finden, verdienen einmal zusammengestellt zu werden. Sie haben meist ein barbarisches Gepräge, einige sind Nachahmungen griechischer Münzen. Davon sind die zierlichen Regenbogenschüsselchen zu trennen, die älter sind und von Keltenstämmen herrühren, die sich in Süddeutschland und Oberitalien niederliessen und gar nicht nach Frankreich kamen. Das römische Lager zu Grimmlinghausen schilderte der Vorsitzende nach den Mittheilungen von Prof. Klein und Constantin Koenen. Schon 1877 erklärte Professor Schneider, Rh. Jahrb. LX S. 4, dass hier ein römisches Lager gestanden haben müsse. Tacitus führt das Castrum Novesium als

Standquartier der 16. Legion an. Auch die 6. stand hier, wie die zahlreichen Legionenstempel beweisen; die 16. verliess das Lager etwa 70 p. Chr., die 6. ging 120 nach Britannien. Früher glaubte man, dass das römische Castrum an der Stelle des heutigen Neuss gestanden habe. Koenen bewies aus den zahlreichen Römergräbern aus der Zeit zwischen Vespasian und Constantin innerhalb der Stadt Neuss, dass hier in dieser Zeit kein Lager gewesen sein kann. So war es auch in Xanten und Bonn, wo die späteren Städte neben dem Lager aus der Ansiedelung der Kaufleute und der Handwerker, den sogenannten Cannabae ihren Ursprung nahmen. Wohl war aber ein solches in der Zeit nach Constantin vorhanden und vielleicht von Julian errichtet. Es ist mehr als die Hälfte des Lagers bei Grimmlinghausen aufgedeckt, sein Innenraum ist 24 Hectar gross, der des Bonner Lagers ist zu 25 Hectar berechnet. Tacitus nennt Bonna und Novesium als Winterlager für je eine Legion. Düntzer vermuthet, dass die Verlegung der beiden Legionen aus dem Oppidum Ubiorum mit der Erhebung dieses zur Colonia Agrippinensis zusammenhänge. Im Herbst 1887 wurde mit den Grabungen begonnen. Welchen Werth man auf die Bloslegung des ganzen Lagers legt, geht daraus hervor, dass bereits 20,000 Mark aus dem Fond des Provinzial-Museums und einige 1000 durch besondere Bewilligung der Provinzial-Verwaltung verausgabt worden sind. Besondere Schwierigkeiten verlangsamen die Untersuchung, weil das ganze Gebiet des Castrums bebautes Feld ist, welches von den Eigenthümern erst nach der Ernte zur Verfügung gestellt wird. Sobald die Mauern aufgedeckt und aufgenommen sind, müssen die Gräben wieder zugeworfen werden. Aus dem Mangel aller werthvollen Funde kann man schliessen, dass eine gänzliche Zerstörung und Ausplünderung des Lagers wohl schon in den Stürmen der Völkerwanderung stattgefunden hat. Im Schutte liegen nur Scherben von Gefässen, Ziegel, Bronzen aller Art, Münzen, Architekturstücke, die auf grossartige Bauten schliessen lassen. Es sind Theile der Einfassungsmauer aufgedeckt worden, auch die Porta decumana und die Via praetoria; die Via principalis liegt unter der Kölner Chaussee, die das Lager durchschneidet. Die Länge des Lagers verhält sich zur Breite wie 3:2, es hat also eine Forma tertiata. Colossale Bauten im Innern, deren Grundmauern bis zu 3 m Breite haben, sind für

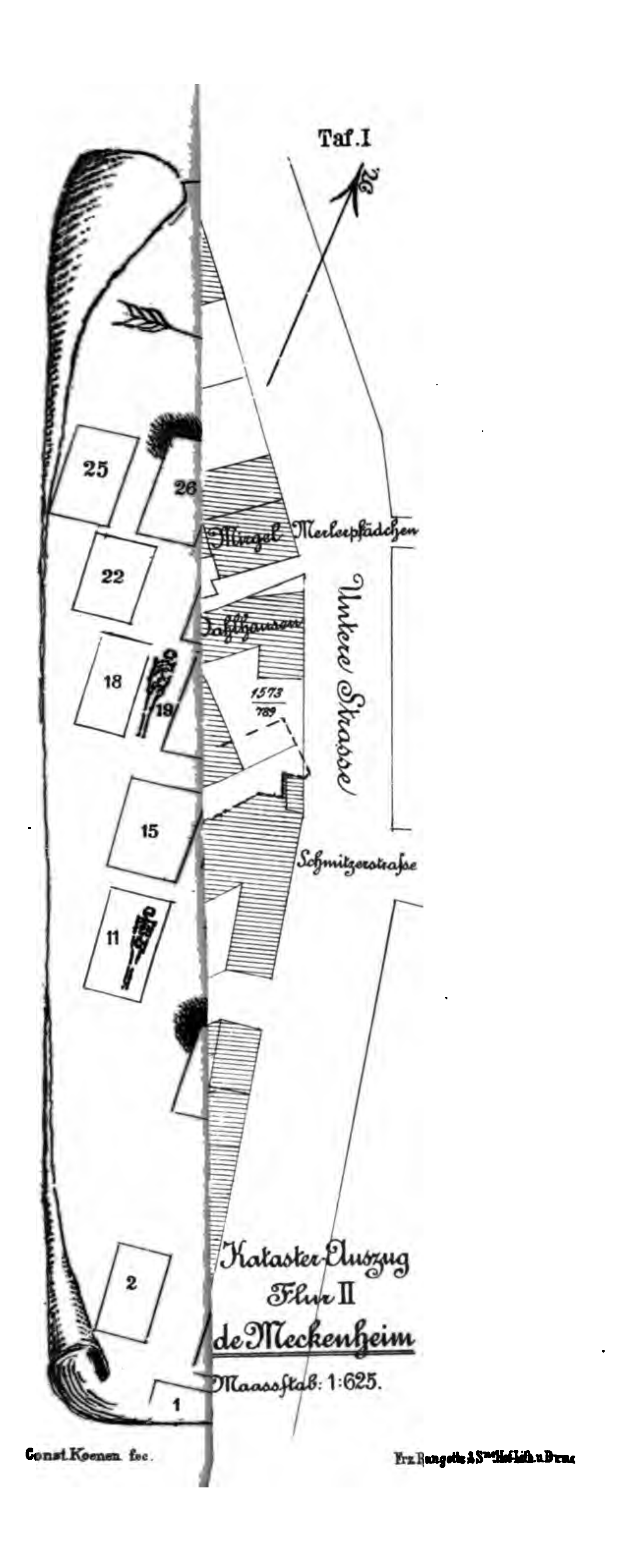
das Prätorium zu halten. Zu den Fundamenten sind zumeist Tuff, aber auch Basalt und zu unterst Rheingerölle verwandt.

Der kürzlich in der Händel-Strasse zu Köln gefundene Mosaikboden kam in so zertrümmertem Zustande aus der Erde, dass er nicht mehr zusammengesetzt werden kann. Von den erhaltenen Theilen hat Dr. Kisa die vorliegende farbige Skizze gefertigt. Das Jahrbuch XCIII wird diesen Fund veröffentlichen. Die Zeichnungen merowingischer und karolingischer Ornamente sind einer Arbeit des Herrn Dr. P. Clemen entnommen, die im Jahrbuch XCII erscheint und den Ursprung dieser neuen Kunstweise nach dem Niedergang des antiken Lebens in den verschiedenen europäischen Ländern zum Inhalte hat.

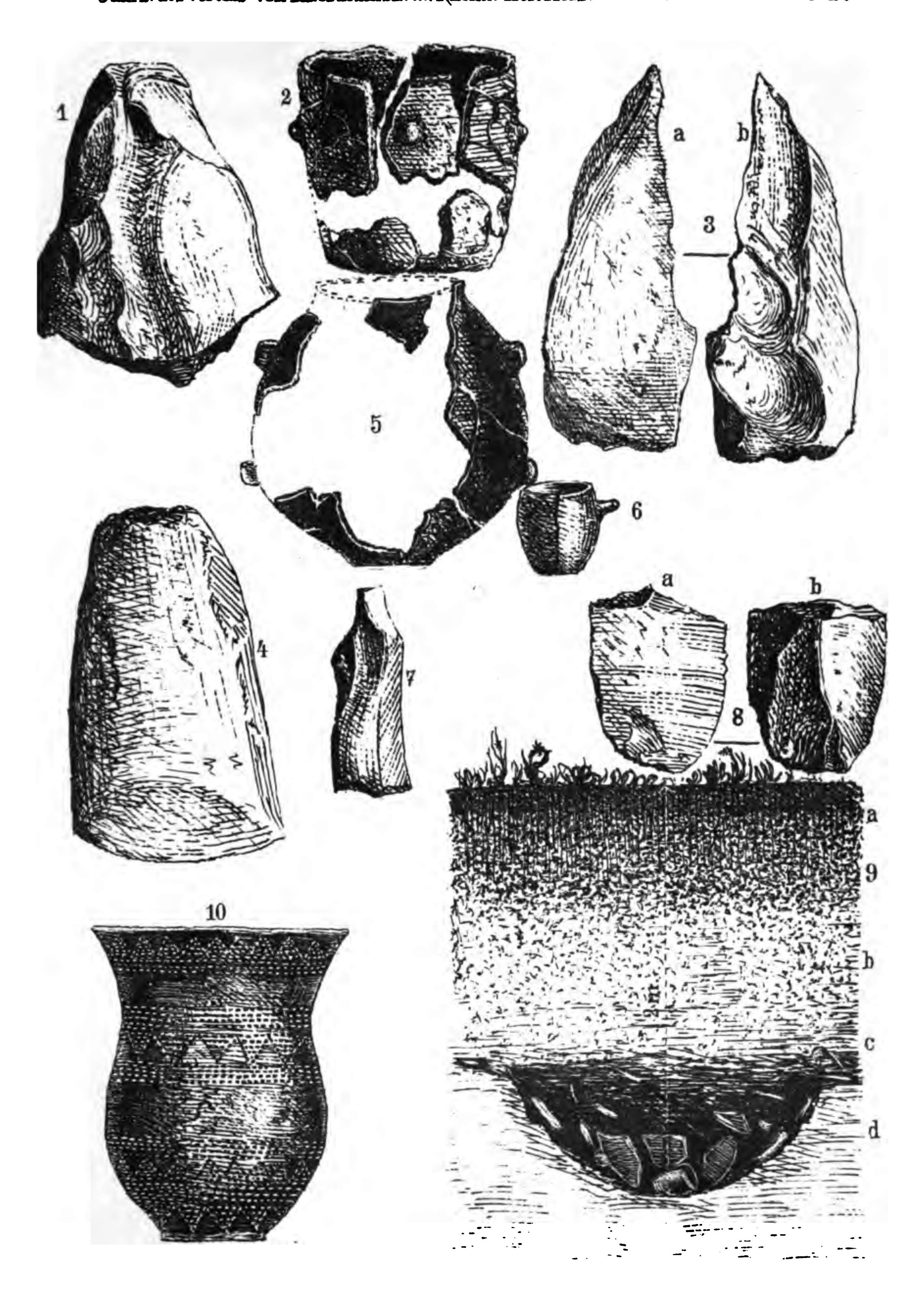
Hierauf hielt Herr Professor Dr. Justi einen Vortrag über eine aus Köln stammende Architekten-Familie, die im 15. und 16. Jahrhundert in Burgos auftritt und der dortigen Cathedrale erst die abschliessende Form gegeben hat; der Vortrag wird im Jahrbuch XCIII abgedruckt.

Den Abschluss der Winckelmannfeier bildete ein Festmahl, an dem sich auch Damen betheiligten.

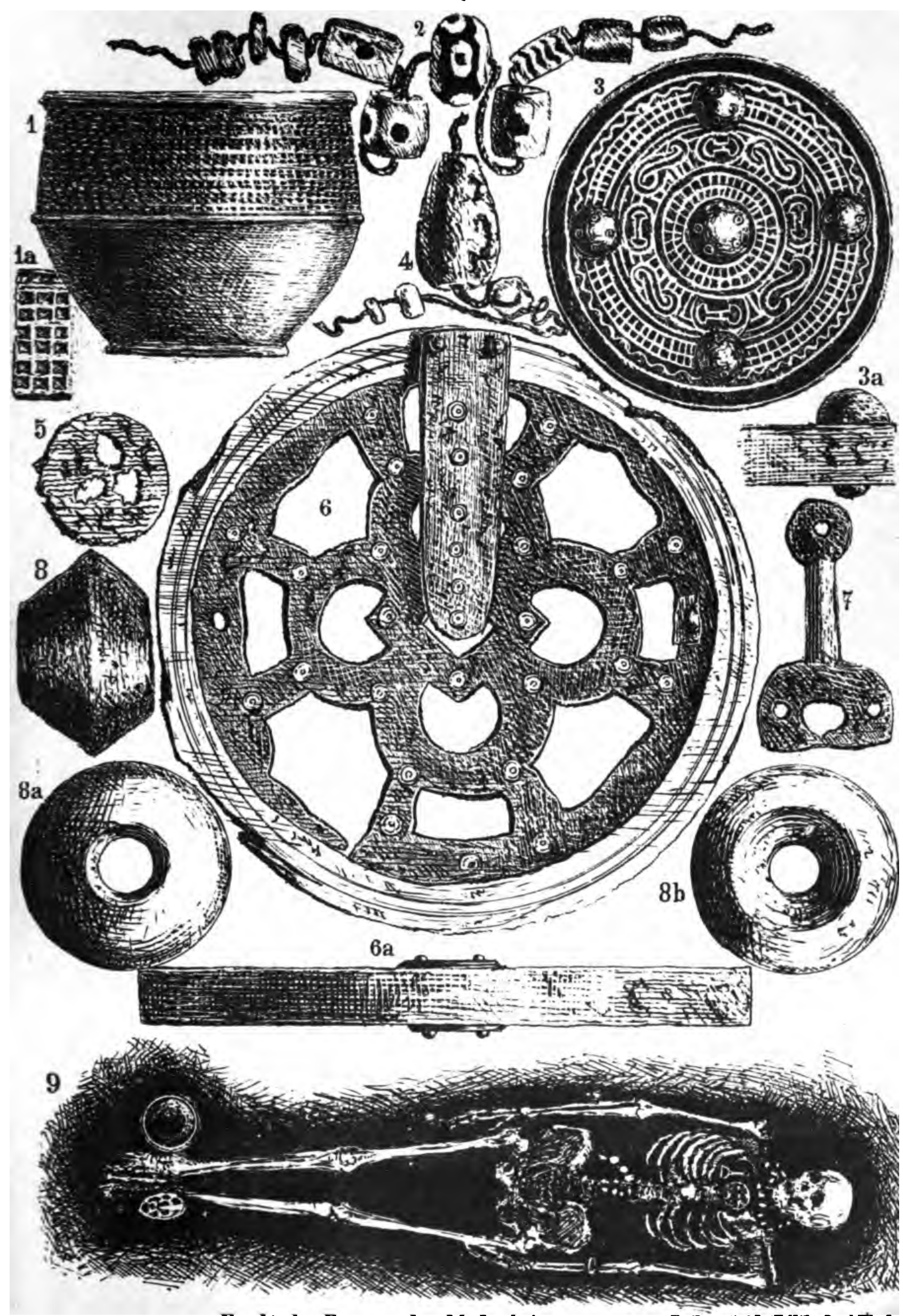
Schaaffhausen.



Taf. I
25
26
Merlerpfädchen
22
Untere Strasse
18
19
1573
789
15
Schmitzerstrasse
11
Kataster-Auszug
Flur II
de Meckenheim
Maasstab: 1:625.
2
1
Const. Koenen fec.



Const. Koenen. fec. Vorgeschichtliche Funde in Meckenheim. Frz. Rangette & Sne Hof-Lith. u. Druck.

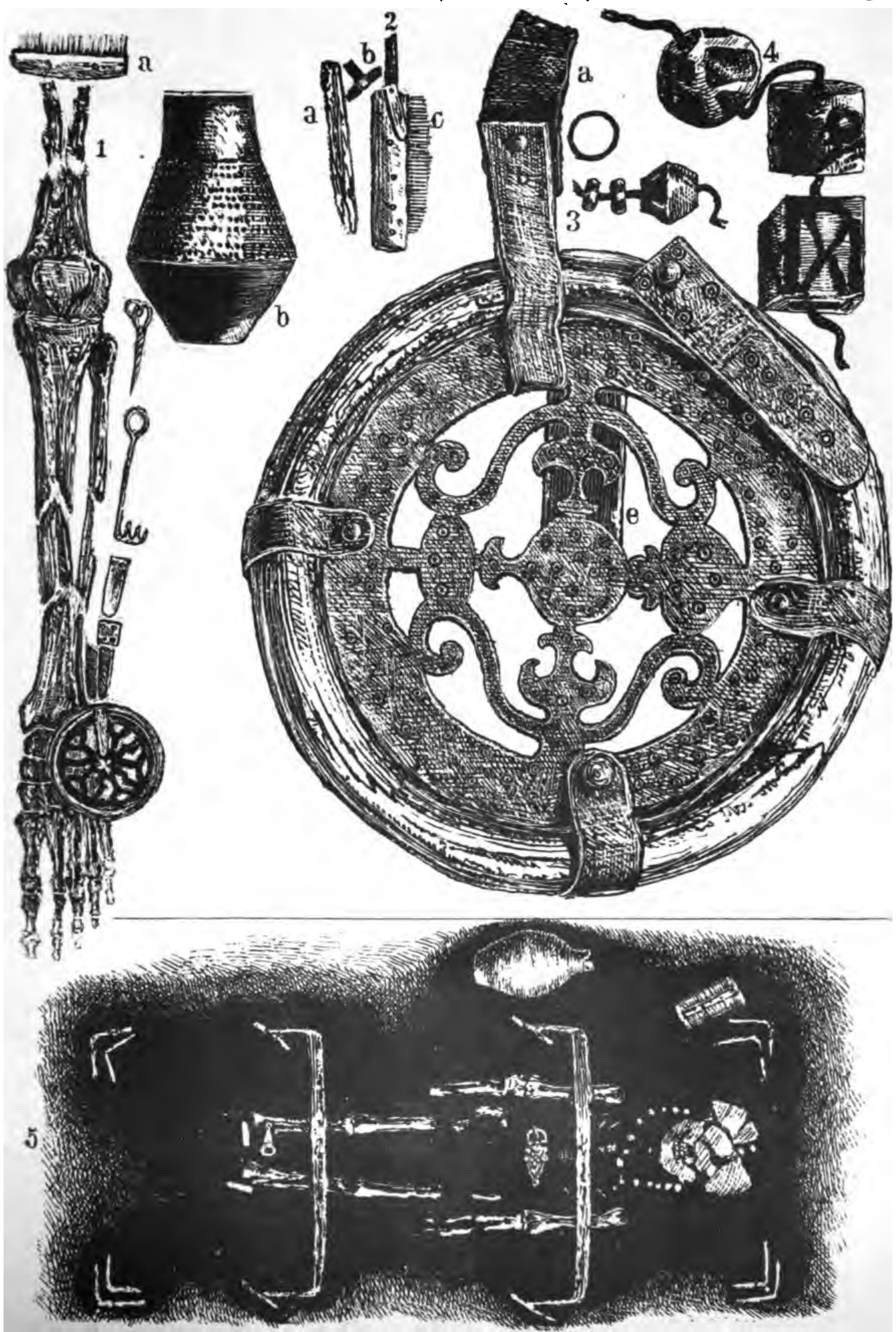


Const. Koenen. fec.

Fränkisches Frauengrab in Meckenheim.

Taf. I, Grab 84.

Frz. Bangette & S^ne Hof-Lith. u. Druck. Ddorf.

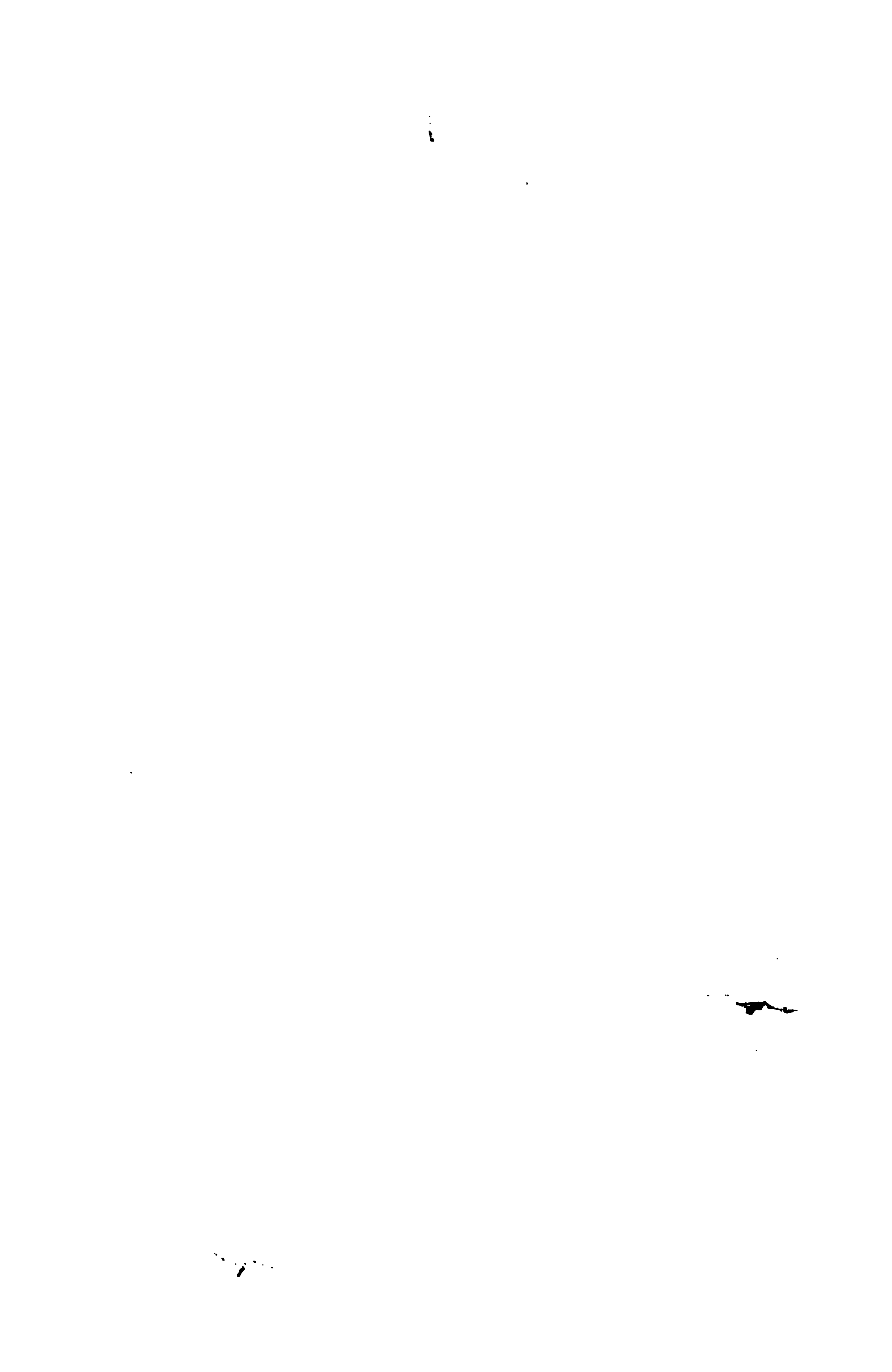


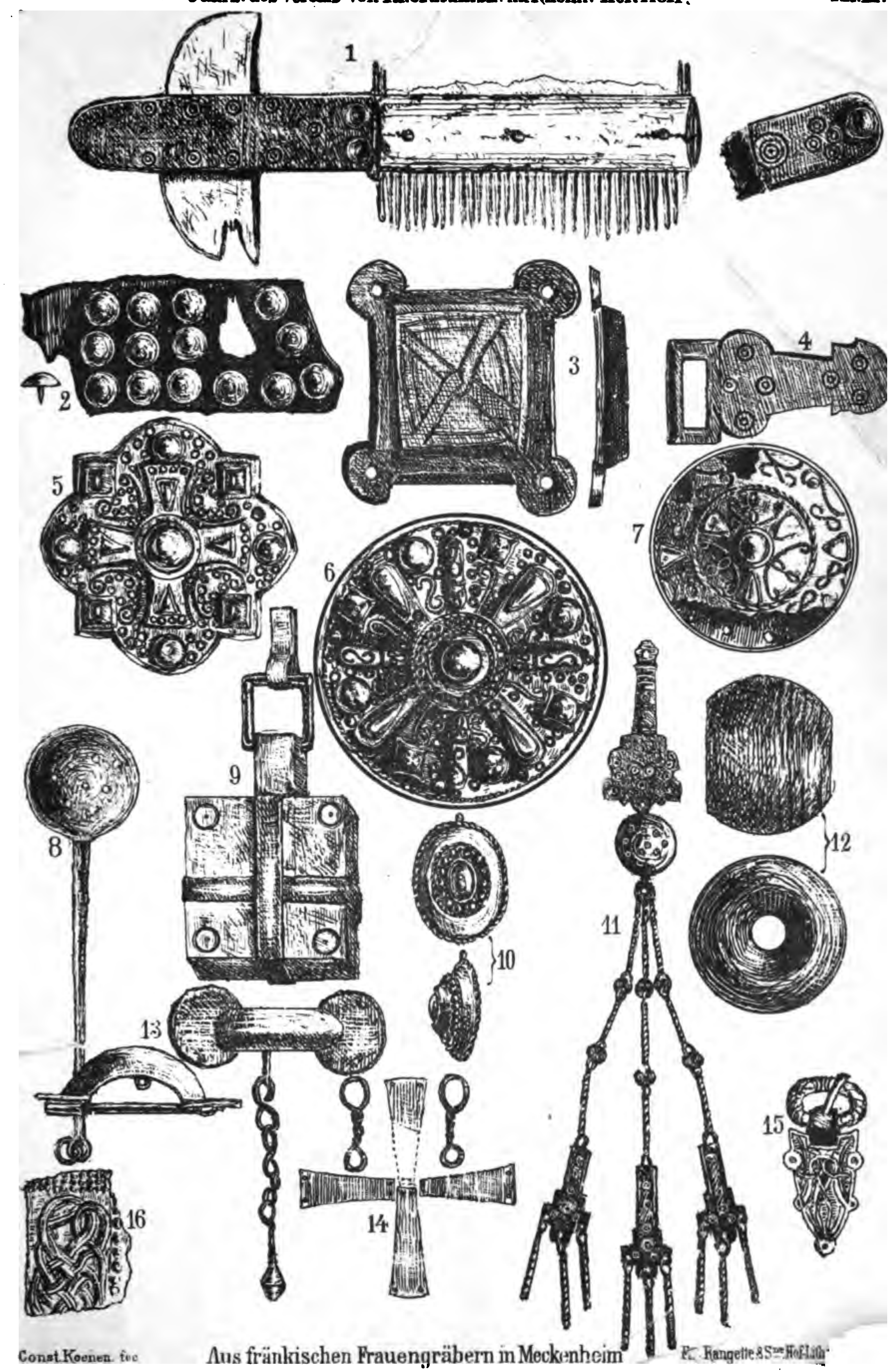
Inhalt zweier fränk. Frauengräber u. fränkisches Kindergrab in Meckenheim.

Const. Koenen. fec.

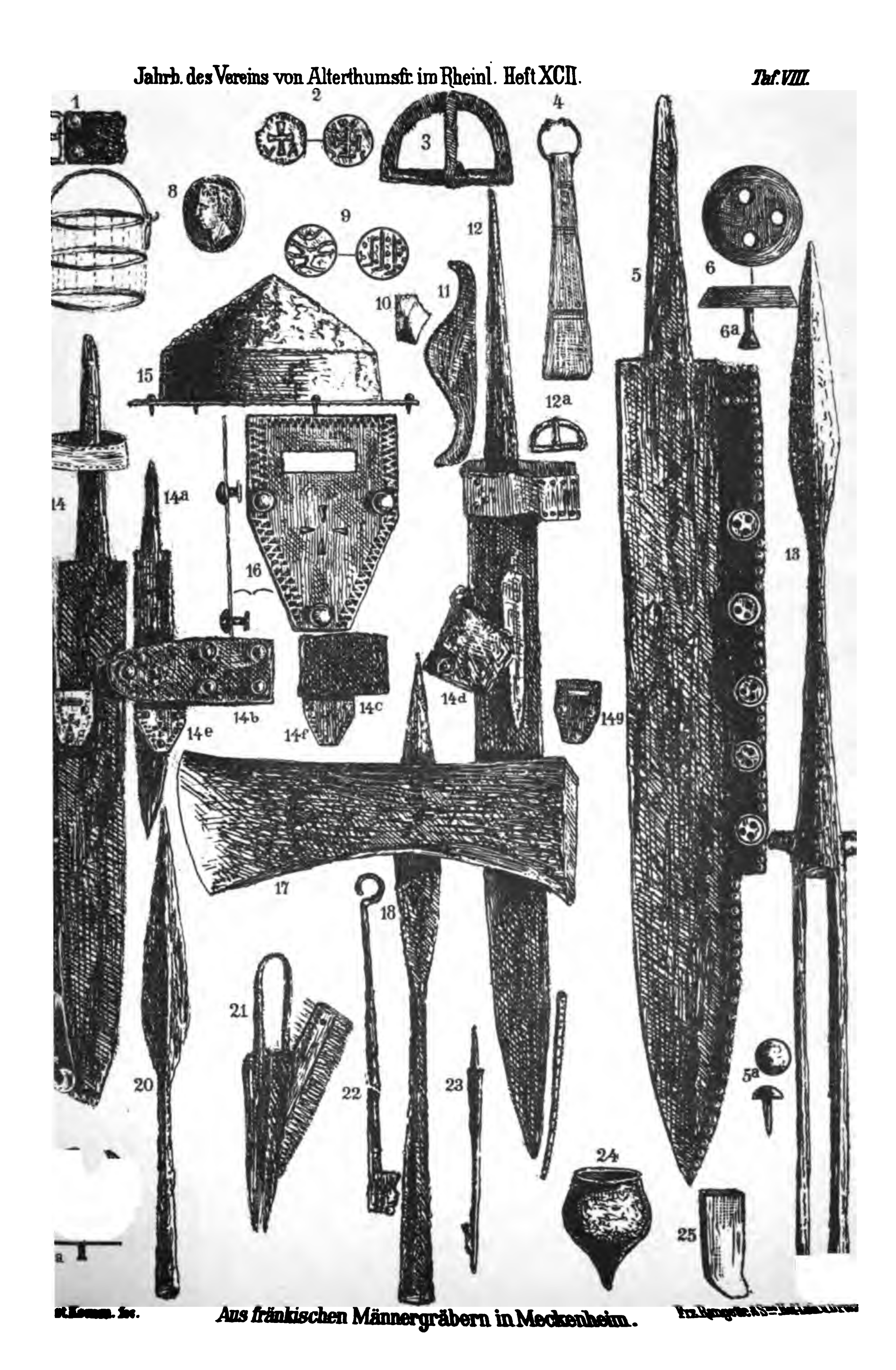
Aus fränkischen Frauengräbern in Meckenheim

F. C. Hangette & Söhne Hof-Lith. u. Dr.





Const. Koenen. fec. Aus fränkischen Frauengräbern in Meckenheim Fr. Kanzlette & S. Hof. Lith.

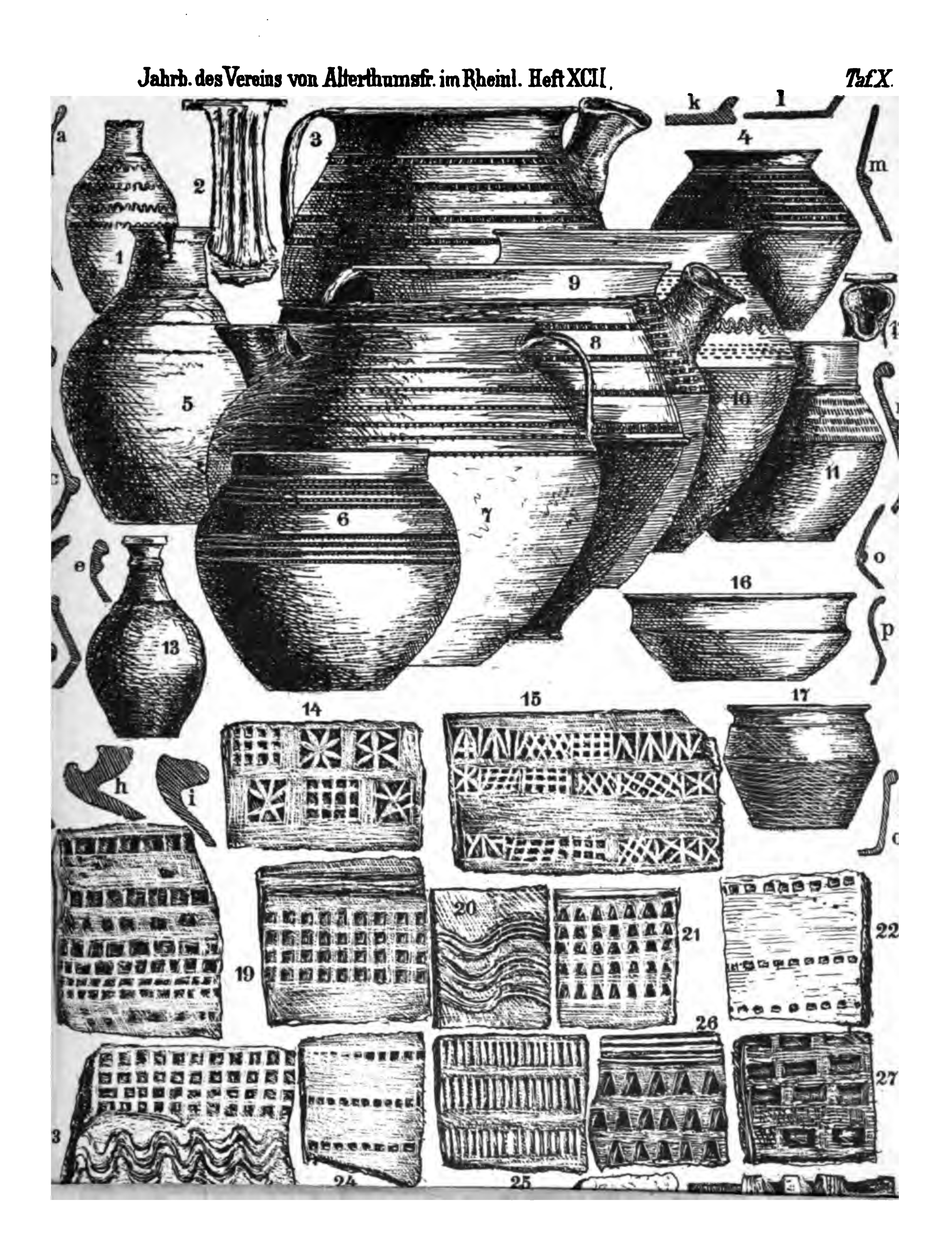


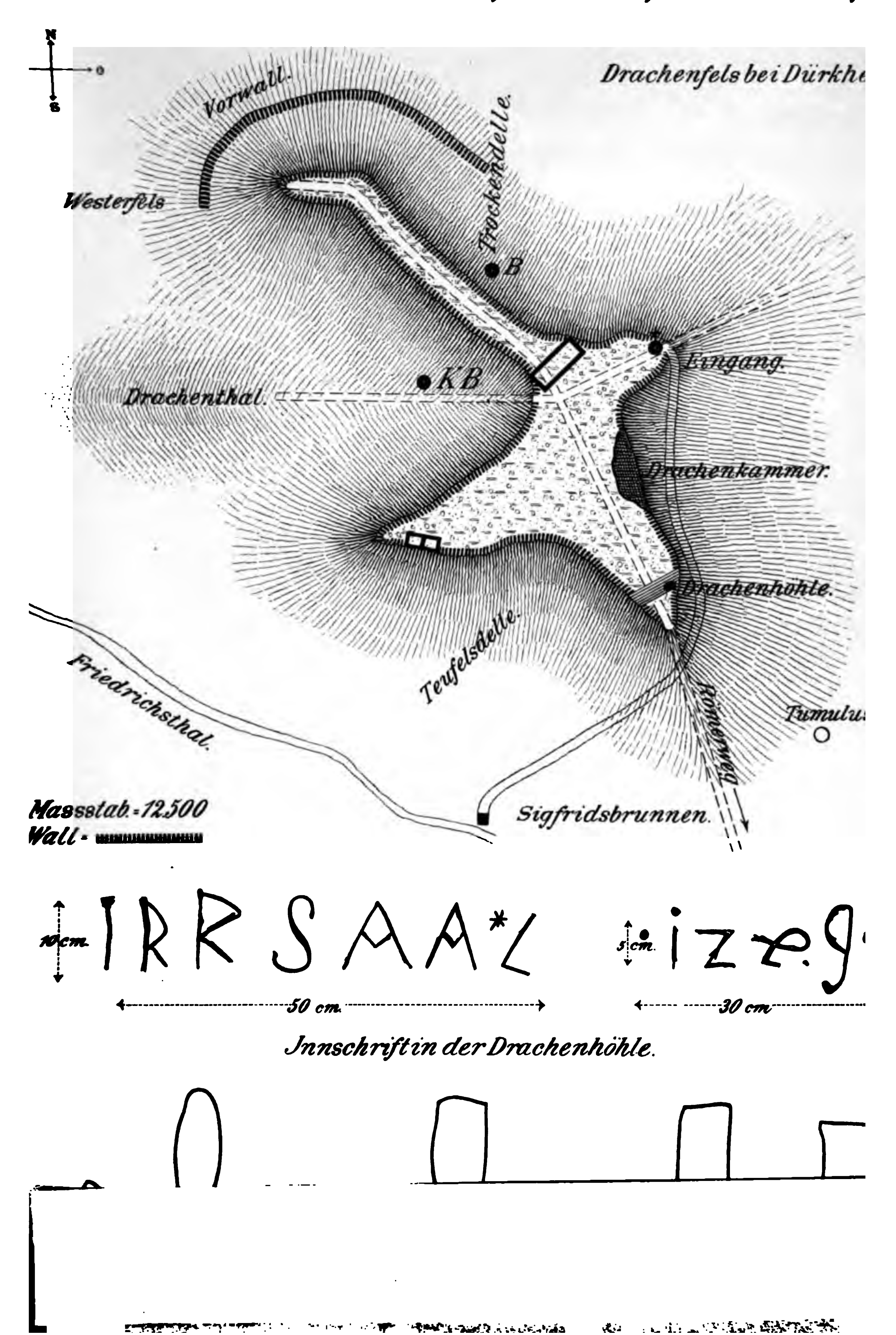
Aus fränkischen Männergräbern in Meckenheim.



Tauschierarbeiten, Steinsärge, Schnallen, Waffen, Wirtel.
aus fränk. Gräbern in Meckenheim.




a
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
13
14
15
16
17
19
20
21
22
24
25
26
27
e
h
i
k
l
m
o
p



Jnnschrift in der Drachenhöhle.



JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

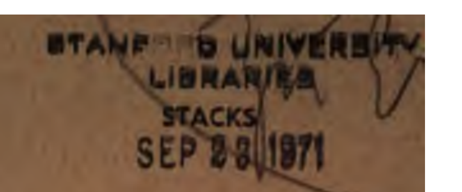
IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXXIII.

MIT 10 TAFELN UND 25 TEXTFIGUREN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1892.



JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXXIII.

MIT 10 TAFELN UND 25 TEXTFIGUREN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1892.

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXXIII.

MIT 10 TAFELN UND 25 TEXTFIGUREN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI A. MARCUS.
1892.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

II. Litteratur.

*) Im Text steht irrthümlich Tafel XI.

Seite

III. Miscellen.

IV. Berichte.

I. Geschichte und Denkmäler.

1. Die Kölnischen Meister an der Kathedrale von Burgos.

Vortrag gehalten am Winckelmannstag 1891

von

Karl Justi.

(Hierzu Tafel I—IV.)

An wenigen Grenzmarken Europas dürfte sich — wenigstens war es so bis vor Kurzem — die Verschiedenheit zweier verwandter Nationen dem Reisenden so schroff aufdrängen, wie da, wo am Nordwestende der Pyrenäen der geschichtlich berühmte Bidasoafluss, zwischen Frankreich und Spanien, in den Golf von Biscaya mündet. Der hier angeschlagene Ton wird indess nicht immer festgehalten. Beim Vordringen ins Innere bieten sich zunächst nichts weniger als afrikanische Eindrücke. Der Weg führt, fortwährend im Steigen begriffen, bald aus den baskischen Provinzen hinauf in das Tafelland Alt-Castiliens, und auf einer Höhe von dreitausend Fuss, in einem der unbestrittenen Herrschaft der Nordwinde untergebenen Gebiet, zu dem kältesten Punkt Spaniens. In einer weiten, baumlosen Thalfläche, zwischen unabsehbaren Weizen- und Flachsfeldern, die den Reisenden oft schneebedeckt (denn der Winter währt acht Monate), oder geröstet vom Sonnenbrand, nur in Glücksfällen grün bewillkommnen, erscheint, unvorbereitet, hinter dem von langen, melancholischen Alleen begleiteten Flüsschen Alarzon, am Saum eines kahlen Hügels mit formlosen Trümmern der einst stolz thronenden Königsburg, das ehrwürdige *Caput Castellae*, das jedem Knaben aus den Romanzen vom Cid bekannte Burgos, einst Königshof, Sitz eines streitbaren Adels und reicher Kaufherren; nun schon dreihundert Jahre als verarmte Provinzialstadt seine matten Lebensreste hinschleppend. Und aus seinen hohen Häuserreihen taucht auf die graue Kathedrale, — im Schweigen dieser Oede wie eine aus den Lüften tönende Musik, von Menschen- und Engelzungen[1]), ein

1) Philipp II. sagte von der Laterne, sie sei ein Gebilde der Engel, kein Menschenwerk.

Hymnus von Geschlechtern, Thaten und Gedanken, die längst im Strom der Zeiten versunken sind.

Es ist die Südseite der Kirche, die sich da vor uns dehnt — noch länger erscheinend durch die Versenkung des unteren Geschosses hinter dem anstossenden erzbischöflichen Palast und dem Kreuzgang; denn man sieht von ihrem Körper nur die Fenster und Schwibbogen des Lichtgadens. Um so mächtiger wirken die am West- und Ostende und in der Mitte, ohne Einschiebung steiler Dachflächen, frei in die Lüfte aufsteigenden Hochtheile, den Segeln eines Dreimasters vergleichbar. Hier grüssen den Nordländer vertraut zwei Thürme mit durchbrochenen Helmen — ein Anblick, der ihm dort nicht zum zweiten Male werden wird —, fremdartiger ein ungewöhnlich breiter und hoher Vierungsthurm, endlich im Osten eine Kapelle von ähnlicher Form. Durch diese Theile wird der erste Eindruck des Baues bestimmt, und die von jeher ausgesprochene Meinung, dass in malerischem Reiz kein Kirchenbau jenes Landes, wenige überhaupt, ihm gleichkommen[1]).

Und die freie Gruppirung und Mannichfaltigkeit der Formen dieser drei Gebilde, welche die Gliederung des Unterbaues, dem sie entsteigen, ahnen lassen; die hohen Kronen jener Spitzthürmchen, die in ihren wechselnden Verschiebungen, Cypressengruppen vergleichbar, die starren Formen beleben und ihre Massen verklingen lassen; die Achtflächigkeit, eine Form von der Beweglichkeit der Kreislinie, aber mit den klarmarkirten Wechseln von Licht und Schatten, die gekrümmten Flächen fehlen; endlich eine Zierlust, die keine ungeformte Stelle übrig lässt: das ist wie ausgedacht für malerische Wirkung, und doch ist es nicht ausgedacht worden.

Keinen Augenblick wird man sich besinnen, dies alles der Spätzeit der Gothik, dem XV. Jahrhundert zuzuweisen, derjenigen Abwandlung, die man dort, von der Erinnerung an Pflanzengebilde, den blühenden (*florido*) Stil nennt.

Aber man würde sich täuschen, wollte man hieraus auf Alter und Charakter der Kirchenanlage schliessen[2]). Tritt man vor die Fassade, blickt man hinauf zu den Pfeilern und Gewölben der drei

---

1) Unica en la hermosura de su vista exterior, y grandeza del crucero. *Florez*, España sagrada, XXVI, 308. Madrid 1771.

2) Wie man früher that, und auch jetzt noch zu lesen ist, z. B. in dem Buche von Edmondo de Amicis, Spagna. 1873, p. 86: La chiesa appartiene all' ordine gotico, dell' epoca del Rinascimento.

Schiffe, verirrt man sich in den Winkel der halb in den Berg vergrabenen Nordostseite, so entdeckt man eine streng einfache, ernste Construction, in den schlichten Formen der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Was uns aus der Ferne von dem Bau entgegenragte, das ist mehr als zweihundert Jahre, zum Theil viertehalbhundert Jahre jünger als der Plan des ersten Architekten. Es rührt zumeist her von Künstlern anderen Stammes, deren erster aus weiter Ferne kam, von einer Familie deutscher, rheinischer Herkunft, den Meistern *de Colonia*, die in mehreren Geschlechtern, in ununterbrochener Folge, an der *fabrica* der Kathedrale den obersten Bauposten besessen haben. Doch bevor man sich in ihr Werk vertieft (es ist fast das einzige was man von ihnen weiss), möchte man von der Geschichte des Baues etwas hören, dem sie ihre Lebensarbeit gewidmet haben.

Die Gründung der neuen Kathedrale.

Burgos besass im Anfang des XIII. Jahrhunderts eine kleine romanische Kathedrale; Alfons VI. hatte sie (1096) an der Stelle seines Palastes, bald nach Verlegung des uralten Bischofstuhles von Oca nach dieser Stadt (1075) errichtet. Bei Umbauten, im Jahre 1862, hat man noch Reste von ihr, im Stil des XI. Jahrhunderts gefunden, an der Stelle zwischen der Kapelle del Santo Christo und dem erzbischöflichen Palast: ein romanisches Portal; in einer Urkunde von 1285 wird dieser Platz *el claustro viejo* genannt. Der Bau entsprach längst nicht mehr den Begriffen des Kapitels und des Bischofs vom Rang der Kirche von Burgos, „Mutter und Haupt der Kirchen Castiliens“. Nun trug damals ein junger Fürst die Krone, dem auch in diesen Dingen grosse Entschliessungen abzugewinnen waren. Nach Heinrich I. Tode (1257) hatte dessen Tochter und Erbin D[a]. Berengaria (oder Berenguela), Gemahlin des Königs Alfons von Leon, die ihr zugefallene Krone Castiliens ihrem achtzehnjährigen Sohne *Ferdinand* übergeben. Nach vorläufiger Niederwerfung starker Widersacher, unter ihnen der eigene Vater des jungen Monarchen, war die staatskluge und sehr thatkräftige Dame darauf bedacht, ihrem Sohn eine Königin zu suchen. Um die häufigen Wirren in Folge späterer Auflösungen von Verwandtenehen abzuschneiden, nach anderen in Erinnerung eigener Jugendneigung zu dem früh verstorbenen Konrad von Rotenburg, beschloss sie, die künftige Beherrscherin beider Reiche im Ausland zu holen. Die

auserwählte Braut war eine Prinzessin deutschen Stammes, Beatrix, Tochter des ermordeten Königs Philipp von Schwaben und der griechischen Irene, also die Muhme Kaiser Friedrich II. Es war der Bischof von Burgos (seit 1213), Mauricio, von einem Nachfolger zwei Jahrhunderte später *famosus* genannt, der als Brautwerber, mit einem Gefolge von drei hohen Geistlichen, an den Hof des Kaisers in Speier abgeordnet ward (1219). Die Reise dauerte lange, von Mai bis zum November, weil Friedrich vier Monate mit der Antwort zögerte[1]). Auf dem Rückweg, in Paris, veranstaltete König Philipp August seiner Verwandten glänzende Feste, und gab ihr ein ansehnliches Geleit bis zur Grenze mit. Am 30. November 1219 fand die Trauung in der alten Kirche von Burgos statt. Am 20. Juli 1221 legten der 23jährige Ferdinand und Bischof Moriz den Grundstein zu der *nueva obra,* auf dem Platz der alten Kathedrale. Wie diese wurde sie der heiligen Maria geweiht, unter dem Titel ihrer Himmelfahrt. Schon nach neun Jahren (1230) konnte das Kapitel den Chordienst in den neuen Chor verlegen. Mit dem Chor, als dem nothwendigsten Theil, pflegte man den Anfang zu machen. Der König war eifrig, sagt die Chronik, mit Gold, Silber, Juwelen und seidenen Geweben Christi Kirche zu schmücken. Noch sieht man im Kreuzgang zwei köstliche, einst bemalte Statuen von Stein, Ferdinand der Beatrix den Ring reichend. Sie stammen wahr-

---

1) Mauricio wurde zur Belohnung für die Reisemühen von Ferdinand III. zu Valladolid am 22. Juni 1221 mit drei Ortschaften beschenkt, für sich und seine Nachfolger. Volens remunerare labores multiplices venerabilis patris praedicti Mauricii nunc Burgensis Episcopi quos sustinuit in eundo in Alemaniam, et redeundo, de mandato meo, et dulcissimae matris meae, pro karissima uxore mea Regina Doña Beatrice (*Florez* a. a. O. 305). Hiernach ist kaum denkbar, dass Mauricio von der Gesandtschaft ausgeschlossen werden müsse, wie *Schirrmeister* auf Grund von Schwierigkeiten in der Datirung der Reise fordert (Geschiche von Spanien IV, 343). Die Schwierigkeiten bestehen darin, dass die Speiersche Chronik zum Jahre 1219 die Anwesenheit König Friedrich II. in Speier in der zweiten Hälfte des Februar bezeugt, und zu demselben Jahre der spanischen Gesandtschaft gedenkt. Wogegen Mauricio's Unterschrift in königlichen Urkunden vom 20. Februar (Burgos) und 15. Mai (Toledo) vorkommt. Da aber auf die Ankunft der Beatrix in Spanien ihre Vermählung unmittelbar gefolgt sein muss, so ergiebt sich für die Reise des Mauricio ganz natürlich die Zeit zwischen Mai und November, wo für Hin- und Rückweg und den viermonatlichen Aufenthalt in Deutschland Platz ist.

scheinlich aus der Zeit ihres Sohnes, Alfons des Weisen. Grosse Dinge waren damals im Werden, die Anfänge der Kirche von Burgos sind mit ihrer Erinnerung verwebt. Während sonst schon der Niedergang der Kreuzzugbewegung begonnen hatte (die mit der Entstehungsgeschichte der Gothik ziemlich parallel läuft)[1]), lebte hier der Glaubenskampf mächtig auf. Im Jahre 1224 eröffnete Ferdinand III. den andalusischen Krieg, der seine ganze Regierung, d. h. alljährlich die gute Jahreszeit ausfüllte. Und während seine Mutter in Castilien die Regentschaft führte, fielen die blühenden Maurenstädte mit ihren trotzigen Alcazars Schlag auf Schlag in die Hände der vordringenden Race. Die Grenzmarken, die Ferdinand der Heilige († 1252) erstritten, sollten mehr als zwei Jahrhunderte ziemlich unverändert bleiben.

Die Kirche des Bischofs Mauricio ist die erste auf spanischem Boden in dem mittelfranzösischen Kathedralenstil des XIII. Jahrhunderts; das Signal gleichsam, dass dieser gothische Laienstil die Pyrenäen überschritten hat und im Begriff ist sich eine neue Provinz zu erobern. Ihr folgte rasch Toledo (1227), dessen Grundstein ebenfalls Ferdinand legte, und Leon. Die neue Form tritt hier auf ohne die Uebergangsbildungen, die man im Mutterland Schritt für Schritt verfolgen kann; auch so rein von Beimischungen an bestehendes Spanisches oder Maurisches, dass man, wie George Street bemerkt[2]), sich hier nach Frankreich versetzt glauben kann. Nichts liegt also näher als die Vermuthung, dass jene Reise des Bischofs durch Frankreich im Jahre 1219 die Veranlassung des Entschlusses wo nicht zum Umbau, doch zum Neubau der Kirche in dieser Gestalt gegeben hat. Jedermann erinnert sich hier der Reise des Conrad von Hochstaden zum Lyoner Concil (1245). Früher hat man den neuen Stil mit der angeblichen fremden Herkunft des Prälaten, englischer oder französischer, in Verbindung gebracht; sie wird schon von seinem Nachfolger Alonso de Cartagena im XV. Jahrhundert als Ueberlieferung erwähnt (*quem ferunt Anglum fuisse*). Allein nach den von Florez mitgetheilten Daten aus seinem Vorleben muss man diese Annahme aufgeben. Wohl aber darf man

---

1) *Louis Gonse*, L'art gothique. Paris, 1891. p. 46.

2) *G. E. Street*, Some account of Gothic Architecture in Spain. London 1869, p. 15.

sagen, ihm könne auf jener Reise unmöglich die ausserordentliche Bewegung im Kirchenbauwesen entgangen sein, die damals die Städte des französischen Kronlands ergriffen hatte, und deren Ergebniss jene erstaunliche Zahl von Bauwerken war, die selbst noch des modernen Frankreichs Stolz sind. Diese Bewegung knüpfte sich ja gerade an die Errichtung bischöflicher Kirchen. Die Entzündung des Feuers ging von den Bischöfen aus, aber es fand in der vorangegangenen Pflege der Baukunst bei den grossen Orden, in der religiösen Begeisterung des Jahrhunderts, in dem städtischen Ehrgeiz reichlichen Nahrungsstoff. Kühnheit und Eleganz der Construction und dadurch befreiter Erfindungsgeist, Neuheit und Frische der decorativen Motive, Aufschwung des ausschmückenden Kunstgewerbes verband sich mit einem Unternehmungsgeist, der auf die Dauer gleichen Eifers bei künftigen Geschlechtern rechnete.

Die damals im Bau begriffenen Kathedralen befanden sich in den verschiedensten Stadien der Ausführung, einige der ersten Versuche, mit noch tastendem Stilgefühl konnten als abgeschlossen gelten: Noyon, Laon, Senlis, Soissons. Kühne Glockenthürme mit steinernen Nadeln besassen St. Denis, Chartres, Rouen. Vor vier Jahren war der Chor von Rheims (begonnen 1212) eingeweiht worden. Andere hatten sich noch kaum über die Grundmauern erhoben, wie Bourges; von Amiens, dem Vorbild des Kölner Domes, ist erst im Jahr darauf (1220) der Grundstein gelegt worden.

Wir kennen die Reiseroute der Beatrix von Schwaben nicht, aber in Paris hat der Zug verweilt. Von Notre Dame, 1163 von Maurice de Sully begonnen, waren nach dem ersten Plan Chor und Langhaus fast beendigt (1220), und 1218 die Fassade in Angriff genommen worden. Mauricio konnte bereits die drei Portale aufgemauert sehen, denn 1223 stand die Front bis zur grossen durchbrochenen Gallerie, welche die Thürme verbindet. Er mag hier an die Enge und Kleinheit seiner eigenen Kathedrale gedacht haben und die Vorstellung ihn ergriffen, dass sein Name einst im Munde nachfolgender Geschlechter mit einem so erhabenen Gotteshaus verbunden sein solle.

Die Kathedrale von Burgos war also das erste Beispiel dort des französischen Kathedralenstils, — nicht des Spitzbogenstils. Dessen Einführung war bereits erfolgt: selbst in Burgos. Vor den Thoren von Burgos hatte Alfons VIII. 41 Jahre vor der Grundstein-

legung der Kathedrale ein Cistercienserkloster[1]) gegründet, seiner Gemahlin Leonor, Tochter Heinrich II. von England zu Liebe. Das königliche Nonnenkloster Las Huelgas wurde schon 1181 bewohnt, die Kirche 1199 eingeweiht; ihr Stil ist streng und schmucklos.

Wenn es der übermächtige Einfluss der Abteien gewesen ist, dem die französischen Bischöfe eine gleich starke Anziehungskraft in *ihren* Kirchen entgegenstellen wollten, so ist es ein merkwürdiges Zusammentreffen, hier bei dem ersten Schritt in Spanien eine Analogie dieses Verhältnisses zu finden.

Ob der Bischof die Bildung einer Kolonie der pariser Bauhütte dort angeregt, ob er selbst einen Werkmeister mitgenommen hat, wird wohl nie ausgemacht werden. Wäre es jener Maestre Enrique, dessen Tod im Jahre 1277 verzeichnet wird[2]), so müsste der Schöpfer des Bauplans ein sehr junger Mann gewesen sein. Antheil an der Ausführung aber hat Enrique gewiss gehabt. Er ist bekannt als Architekt der viel schlanker und luftiger gebauten Kathedrale von Leon.

Die Formen von Burgos sind natürlich alterthümlicher als die der ungefähr gleichzeitig gegründeten Kirchen von Amiens, Rheims, und entwickelter als Notre Dame, dessen Vergleichung am nächsten liegt. Notre Dame stand damals im Vordergrund französischer Kirchenbauten, alles bisherige in Schatten stellend. Unser Plan ist freilich viel einfacher. Das noch kriegerisch harte Wesen des Spaniers verleugnet sich hier nicht: *Fortiter et pulchre construxit Ecclesiam Burgensem,* rühmt das Chronicon Tudense von Mauricio. Der Chor, fünfseitig aus dem Zehneck, hat nur einen Umgang und hatte einen Kranz von fünf strahlenden Kapellen; das Langhaus drei Schiffe, das Transept eines. Aber an der Westseite erscheint doch die Signatur des Zeitpunktes der Notre Dame-Fassade unver-

---

1) Das Kloster von Viruela, gegründet 1146, ist die älteste Cistercienserstiftung in Spanien. Die Kirche hat bereits den Spitzbogen.

2) Historia del Templo Catedral de Burgos, escrita con arreglo á documentos de su archivo por El Dr. D. *Manuel Martinez y Sanz,* dignidad de chantre de la misma santa iglesia metropolitana. Burgos 1866. Diesem goldenen Büchlein verdankt man die Mehrzahl der auf die Baugeschichte und das Personal bezüglichen genauen Angaben. Vgl. p. 16, 182 f. Eine Beschreibung des Baues im Einzelnen liegt nicht im Plan dieses Aufsatzes. Vgl. *E. Guhl,* Architektonische Studien in Spanien in G. Erbkams Zeitschr. f. Bauwesen, VIII. *C. v. Lützow,* Meisterwerke der Kirchenbaukunst. Leipzig 1862. *Street* a. a. O.

kennbar. Die beiden Thurmgeschosse mit den mächtigen, langen Fensterpaaren und dem Kugelwerk der Hohlkehlen, scheinen Notre Dame nachgebildet. Die Fortsetzung der viereckigen Form bis zu den beabsichtigten achtflächigen Pyramiden, also ohne das schon im romanischen Stil eingeführte vermittelnde Octogon ist den Kirchen von Isle de France eigen. Die Thürme bekamen hier freilich zwei ganz ähnliche Geschosse; eine Wiederholung, welche der Geschmack des Erfinders von Notre Dame nicht geduldet hätte.

Am meisten hat der plastische Schmuck des pariser Portals den bildfrohen Spanier angesprochen. Die statuenaufnehmende Gliederung der Thorgewände setzte sich fort in den Fronten der vier grossen Strebepfeiler mit ihren beiden Reihen Statuen. Leider hatte das Eis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts diesen Portalen arg zugesetzt, von vielen waren nur noch Trümmer vorhanden, doch sah Ponz[1]) noch bedeutende Köpfe (*cabezas grandiosas*). Um 1790 (die Jahreszahl sagt genug) wurde dann von Madrid aus eine noch jetzt die Fassade entstellende Restauration vorgenommen. Nur vier alte Statuen haben den Platz behauptet: Ferdinand und Mauricio, Alfons II. und Asterius von Oca. Dieses Statuenheer verbreitet sich hinauf über die Thürme. Der italienische Tourist vergleicht sie einer himmlischen Legion, die über dem Monument Wache halte. Sogar die Fialen über der Verbindung der Schwibbogen mit dem Kranzgesims sind durch Engel ersetzt.

Auch Kleinigkeiten erinnern an Notre Dame, z. B. die Blendrosetten mit Dreipass in den Zwickeln der Rose und der Fenster unter den Thürmen.

Anderes ist vereinfacht, oder verräth eine jüngere Zeit. Von den durchgehenden Galerien, die bei Notre Dame die Horizontale so stark betonen, ist nur die Statuengalerie des Mittelbaus geblieben. Sie stimmt mit denen in den Querschiff-Fronten. In die zu Paris ganz einfachen Steinringe der Fenster ist ein Vierpass gesetzt. Die Fenster des hohen Chors haben eine Form, ähnlich der an der Galerie der Fassade von Amiens (1230—40).

Alonso von Cartagena.

Im XV. Jahrhundert wurde in Burgos angenommen, die Kathedrale, deren Chor das Kapitel 1230 bezogen hatte, sei noch von

1) *A. Ponz,* Viage de España XII, 23. Madrid 1783.

dem Bischof Mauricio († 1238) bis auf die Thürme vollendet worden, was freilich eine Bauzeit von nur siebzehn Jahren ergeben würde. Diese Meinung beweist jedenfalls, dass die letzten Arbeiten damals weit genug zurücklagen, um dem Gedächtniss entschwunden zu sein. Honorius III. ertheilte 1224 einen Ablass für den „vornehmen und kostspieligen Bau“[1]). Möglich aber ist, dass Körper und Fassade schon im Lauf des XIII. Jahrhunderts bis auf die Plattform der Thürme gefördert worden sind. Der herrliche Kreuzgang nämlich (zu dem man doch kaum vor Vollendung des Inneren geschritten sein wird), mit seinen hochbedeutenden Statuen, gehört dem XIV. Jahrhundert an, man sagt dort der Zeit Heinrich II. (1379—90); aber Street setzt ihn richtig viel früher, 1280—1350; das ihm angeschlossene Kapitelhaus wurde schon 1316 gegründet. Sein reicherer Stil beweist aber, dass im XIV. Jahrhundert auch dort jene schlichten Formen nicht mehr im Gebrauche waren.

Eine neue Bewegung kam in die Baulust der Prälaten um die Mitte des XV. Jahrhunderts, und jetzt wandte man sich der Ausgestaltung des Domes in verticaler Richtung zu. Hier war für wirklich organische Zusätze noch Platz. Verdriesslich war, dass eine Kathedrale, die ihre Stadt überragend beherrschen sollte, kaum aus der Umgebung hervorsah. Dem konnte zunächst abgeholfen werden durch den Ausbau der Thürme.

Der Mann, auf den die nun beginnende, durch Berufung fremder Architekten eröffnete Bauperiode zurückgeht, war der Bischof Alonso de Cartagena (1384 † 1458), eine der merkwürdigsten Erscheinungen spanischer Prälatur.

Er entstammte einem alten, in Burgos ansässigen jüdischen Geschlecht. Sein gelehrter Vater, der sich zum Stamme Levi rechnete, hatte, im Forschen über Jeremiä 31, die Göttlichkeit des Neuen Bundes mit dem ins Herz geschriebenen Gesetz erkannt und im vierzigsten Lebensjahre mit den Seinigen die Taufe empfangen (1390). Hierbei nahm er den Familiennamen de Santa Maria an, und als Wappen die (in der Folge an des Baues höchsten Theilen prangende) silberne Lilie im grünen Feld; als Taufname aber Paulus, denn Paulus, sagte er, hat mich zum Glauben bekehrt. Ein hinreissender

1) Cum igitur burgensis ecclesia structura nobili et adeo sumptuosa consurgat, ut ad eius consummationem ipsius non suppetant facultates etc., bei Martinez 16.

Prediger (vor dem Pabste zu Avignon), durch sein *scrutinium scripturarum* ein noch in den Tagen des Tridentiner Concils hervorgezogener, hochgeschätzter Polemiker, lenkte er die Aufmerksamkeit Heinrich III. auf sich und erhielt das Bisthum Cartagena (1402); seitdem nahm die Familie den Namen de Cartagena an. Sterbend bestimmte ihn der Monarch zum Archicancellarius des Reichs, damit er die Erziehung des unmündigen Johann II. leite; er gewann Einfluss auf die Staatsgeschäfte, und bahnte sich so den Weg zum Stuhl von Burgos (1415).

Sein zweiter Sohn Alonso war bei der Taufe zwei Jahre alt. Er erhielt eine humanistische Bildung (er verfasste später eine glossirte Uebersetzung von Schriften Seneca's); als Jüngling fertigte er bereits Rechtsconsulten aus. Der 32jährige Dechant von Segovia und Santiago sass im Rathe des Königs und wurde mit staatsmännischen Sendungen betraut, z. B. den Frieden mit Portugal zu unterhandeln (1422—24). Der Hof Juan II. war eine Akademie von Schöngeistern, dort fanden die mächtigsten Grossen des Reichs Musse, eine neue Kunstdichtung zu pflegen, die bei aller Ueberspanntheit und Spitzfindigkeit doch spanisch war in Sprache und Versmass. Wir finden da neben einem Marques von Santillana, Juan de Mena, und seinem Verehrer und Freund Fernan Perez de Guzman unsern Alonso in der ersten Reihe der Poeten des Cancionero general. Er hat auch staatsrechtliche und historische Arbeiten verfertigt: eine Vindication der Ansprüche Castiliens auf die Canarien und Marokko gegen Portugal; dem Kapitel aber widmete er kurz vor seinem Tode einen Abriss der Geschichte Spaniens, vom ersten Gothenkönige an. Sie sollte die Mitte halten zwischen Genealogie und Geschichte, mit synchronistischen Angaben der Päbste, Kaiser und Könige von Frankreich; bei jedem spanischen Monarchen wurde dessen bildliche Darstellung angegeben und die Berühmtheiten der Zeit als Köpfe beigesetzt [1]). Kurz, Don Alonso war einer jener universellen Menschen, welche dem XV. Jahrhundert, nicht bloss in Italien, eigen sind.

1) Das eigentlich „Genealogica Regum Castellae et Leonis arbor" betitelte, gewöhnlich Anacephalaeosis genannte Werk steht in A. Schott's Hispania illustrata. Frankfurt 1603. I. p. 247. At quia imagines rerum fortius memoriam coadiuvant, quam nuda scriptura, Reges ipsos congruo arboris loco depingi feci in recta linea Regibus solis depictis: in marginibus vero aliquibus aliis quorum strenuitas non ab re iuxta Reges collocari petebat, per sola capita figuratis.

Bald erhielt er Gelegenheit, sein Licht auf der grössten Bühne leuchten zu lassen. 1434 wurde er, nach dem Tode des Cardinals Carrillo, der Gesandtschaft zum Concil von Basel beigesellt, und zugleich mit einem Auftrag an Kaiser Albrecht III. (in Prag) abgeordnet. In Basel stritt er mit Erfolg für den Vortritt des spanischen Gesandten gegen den englischen. Aeneas Sylvius nennt ihn „die Wonne Spaniens“ und „die Zierde der Prälatur“, vor allen ragend in Klugheit und Wohlredenheit. Als der Orator des Königs von Spanien, erzählt er, das Wort nahm für die Oberhoheit des Concils über den Pabst (wobei auch Aristoteles ins Feld geführt ward), da hingen alle an seinem Munde und statt nach Schluss der Rede begehrten sie deren lange Fortsetzung. Eugen IV. gewann in der Folge eine hohe Meinung von ihm, ja wenn man der Chronik Johann II. glauben dürfte, sollten dem Pabst, als er vom Kommen Don Alonso's hörte, die Worte entfallen sein: „er würde sich schämen, auf dem Stuhl Petri niederzusitzen, wenn der Bischof von Burgos daneben stünde“ [1]). Florez (S. 391) glaubt, der Abschnitt, wo dieses steht, rühre von Juan de Mena her. Sein Biograph Hernando de Pulgar sagt von ihm: er sprach wenig und gewählt und war sehr reinlich. Seine Erscheinung war ehrfurchterweckend, kein unziemliches Wort wagte sich in seiner Gegenwart hervor [2]).

Meister Hans von Köln.

Als der Doctor und Dechant von Santiago schon nach dem Concil unterwegs war (1435), entschloss sich sein 83 jähriger Herr Vater, auf den Krummstab zu verzichten; der König bestimmte den Sohn zum Nachfolger. Als Bischof also sollte er die Vaterstadt wiedersehen. Und da man ihn später als eifrigen Bauherrn kennen lernt, so darf man glauben, dass er auch auf seiner Reise in Deutschland den Kirchengebäuden besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, und bei den schönen durchbrochenen Helmen von Freiburg und Basel (der nördliche war schon vorhanden) an seine Kirche gedacht hat, deren Antlitz nun mehr als zwei Jahrhunderte baarhaupt zum Himmel schrie. Dass er kunstfertige Meister, und darunter

1) Por cierto que si el obispo de Alonso de Burgos en nuestra Corte viene, con gran vergüenza nos asentaremos en la silla de S. Pedro.

2) *Hernando de Pulgar*, De los claros varones de España. In dessen Epistolae, Amsterdam 1670. „Todos se honestaban“ p. 271.

den Kölner, von der Concilfahrt mitgebracht, ist allerdings nur Ueberlieferung. Im alten Kapitelsaal steht es indess unter seinem Bildniss[1]). Solche Notizen wurden bei der Erneuerung dieser bischöflichen Portraitgallerie (1711—12) von Kanonicis und Archivisten aufgestellt. Ueber den Ausbau der Thürme enthält das Kapitelarchiv keine Akten, da der Bischof selbst die Kosten bestritten hat. In jenem „Stammbaum" giebt er als Anfangsjahr 1442 an, zwei Jahre nach seiner Rückkehr[2]). 1447 gewährte Nicolaus V. eine Ablassbulle. Juan de Colonia wird im siebten Jahre des Baues (1449) zum ersten male (als Zeuge) genannt und im zwölften als *maestro de las obras* der Kathedrale. Dass er die Thurmhelme nicht bloss beendigt, sondern auch entworfen und begonnen hat, darauf führt schon der Stil, der nach Deutschland weist. Die Verbreitung der Angehörigen der Kölner Dombauhütte nach Norden und Süden ist bekannt; Burgos aber ist wohl die letzte Mark Kölnischer Maçonnerie, der äusserste Punkt im Westen, bis zu dem der Dom des heiligen Köln seinen Riesenschatten erstreckt hat.

Es versteht sich von selbst, dass Helme von Anfang an beabsichtigt waren; das starke Strebewerk der Thurmgeschosse kündigt sie deutlich genug an[3]). Man wird sich aber diese geplanten Helme des XIII. Jahrhunderts natürlich anders vorzustellen haben als die jetzigen, etwa nach dem Muster des alten Thurmes von Chartres, oder des abgebrochenen der Stiftskirche von S. Denis. Durchbrochene Helme sind erst gegen Schlüss des XIII. Jahrhunderts aufgekommen, im grössten Maassstab aber und mit völliger Beseitigung der Flächen in Deutschland ausgeführt worden. Sie waren das Ergebniss des sich nie genügenden Dranges nach Leichtigkeit und des Grundsatzes, solche gegen das Leere absetzenden Theile mit Baugliedern zu bekrönen, die einen Uebergang aus dem Vollen ins

1) Truxo sigo maestros, que acabaron las pirámides de esta iglesia.

2) Turres duae principales quae sunt in porta quam vocant regia, non fuerunt tunc ex toto finitae, sed post anno Domini 1442°, 220°. postquam incepta fuerat aedificari ecclesia. In eadem fere die coepit continuare aedificium illarum turrium Alphonsus Episcopus huius nominis II., qui hodie per divinam misericordiam sedet, et cum divino auxilio opus hoc facit continuari (1456). Schott a. a. O. cap. 83, 282.

3) Man hat dem Johann auch die Untergeschosse zugeschrieben, aber Einzelheiten späteren Gepräges können von einer damals vorgenommenen Restauration herrühren.

Leere vorstellen. Ueber einem offenen Glockenhaus wäre die geschlossene Pyramide ein Rückgang gewesen. In diesen höchsten Spitzen, aus weiter Ferne auf dem Grund des offenen Himmels filigranartig sich abzeichnend, sollte, wie Florez sagt, der Bau sich in die Luft aufzulösen scheinen. Eine Ballade preist die Thürme von Burgos, durch welche die Sterne flimmern.

Der Kölner hätte gewiss gern ein vermittelndes Octogon gegegeben, aber dazu war es zu spät, er begnügte sich mit einem von unten kaum bemerklichen, achteckigen, 2,80 cm hohen Tambour. Indess hat diese kunstlose Verbindung der achtseitigen Pyramide mit dem Dreieck den Gesammteindruck nicht beeinträchtigt. Das Viereck giebt den Eindruck der Festigkeit, die dem Octogon weniger eignet, und die Eckthürmchen kommen in ihrer flankirenden Funktion besser zur Geltung.

Der Anfang wurde gemacht mit dem südlichen Helm, am 18. September 1442. Don Alonso hat die Vollendung des nördlichen (4. September 1458) nicht mehr erlebt, die aber nur zwei Jahre seines Nachfolgers in Anspruch nahm. Ihre Höhe beträgt dreihundert Fuss, — ungefähr das Längenmass der Kirche. Man kann sie als verkleinerte Nachbildungen der Kölner betrachten, deren Aufrisse dem Meister gewiss bekannt waren; an dem kölner Südthurm hat er ja wohl mitgeholfen. Die durchbrochenen Füllungen der Fassetten (55 cm dick) ebenso wie die Krabben der Kanten, sind derb genug; letztere z. B. zwei Fuss lang, aber zur Entlastung oben ausgehöhlt und mit Canälchen für das Regenwasser versehen. Dadurch gewann man eine klare Fernwirkung der Silhouette und trug den zerstörenden Einwirkungen von Eis und Sturmwind Rechnung. Und so haben diese luftigen Steingebilde fast fünftehalb Jahrhunderte Stand gehalten, während tiefer gelegene, massivere Theile vom Unwetter herabgerissen wurden. Erst 1692 und 1749 (und jetzt) sind Ausbesserungen nöthig geworden; aus dieser Zeit stammen die eisernen Klammern.

Der rheinische Meister berücksichtigte den dortigen Geschmack. Ein eigenthümlicher Zug der gothischen Ornamentik dieser Zeit ist die den Arabern entlehnte Verwerthung von Inschriften als Ornamentmotiv. Die schöne eckige Mönchsschrift eignete sich hierzu eben so gut wie die arabischen oder kufischen Charaktere. An dem Mittelbau, wo ein Bild der Mutter Gottes steht, ist die Brüstung aus den Schriftzügen Pulcra es et decora gebildet. An der Westfläche der

beiden Plattformen dienen als Balustraden die ebenfalls auf Statuen bezüglichen Worte Ecce Agnus Dei und Pax vobiscum. In den letzten Galerien unter den Thurmspitzen (*arandelas*, Halskrausen) stehen die Monogramme von Santa Maria und Jesus.

Jedermann fallen die stilwidrigen Spitzen auf. Der englische Architekt, der gegen deutsche Gothiker immer etwas hart ist, verfehlt nicht, sie dem Hans von Köln anzukreiden. Dreihundert Jahre lang ragten hier (wie seit Sixtus V. auf den Imperatorensäulen Roms) Statuen der Apostel Peter und Paul. 1749 wurde die erstere entfernt; ein Narciso Cortés vollführte den halsbrechenden Auftrag. Damals wurden die jetzigen (73 Pfund schweren) Bleihüte aufgesetzt.

Während jener sechszehn Jahre ist der Domwerkmeister natürlich noch durch andere Unternehmungen in Anspruch genommen worden. Don Alonso hat manche Kirchen und Klöster seiner Diöcese neu gebaut. Oben an steht die von seinem Vater als Grabstätte für sich und die Seinen begonnene prächtige Kirche des S. Paul-Klosters, die neuerdings zerstört worden ist[1]). Wer eine gründliche ecclesiologische Tour durch die Diöcese unternähme, würde wahrscheinlich mehr als einmal den Spuren des Hans von Köln begegnen.

Die Errichtung seiner eigenen letzten Ruhestätte war es, worauf der Bischof vor allem Anderen bedacht gewesen war. Gleich nach seiner Rückkehr von Basel, im Jahre 1440, überredete er das Kapitel, ihm eine Kapelle der hl. Marina am Südtransept als Baustelle zu überlassen. Der Capitelbeschluss betont die Verschönerung und Würde, welche die Kirche durch Erweiterung des, wie es scheint, hier verbauten Querschiffs, durch freien Blick und Helle gewinnen werde[2]). Hier erbaute er in zwei Jahren die Kapelle der Heimsuchung Mariä. Schon 1447 und 49 heisst es, „hier sei das Grab des Bischofs gebaut, wenn es Gott gefallen werde, seine Seele zu sich zu nehmen“[3]). In ihr wurden noch im vorigen Jahrhundert

1) Ausserdem S. Juan de Ortega, ebenfalls von seinem Vater begonnen. Er gründete auch das Kloster S. Ildefonso, von Augustinerinnen-Canonissen. Florez p. 392.

2) Los dichos señores Dean é Cabildo . . . dijieron que en se facer la dicha capilla . . . la dicha eglesia seria *mas clara é mas honrrada*, cá por ello se ensanchaba (Acta capit. 17. Febr. 1440). La cual (capilla) daba et da *gran vista* et *grand claridad* á la dicha eglesia (a. a. O. 6. Abril 1442) Martinez p. 94 ff.

3) 24. Nov. 1447. Ubi iam aedificatus est loculus, seu sepulcrum. In der Fundationsakte der Kapelle vom 7. Nov. 1449 sagt er: Ubi iam

seine hinterlassenen Schriften aufbewahrt. In der Mitte steht die hohe Marmortumba, mit Heiligenbildern in Nischen, und der edlen Schlummerstatue des Bischofs *de buena memoria*, wie ihn das Volk nannte, in reich mit Perlen, Edelsteinen und Bildstickereien geschmücktem Pontificale. Das edle, etwas längliche und volle Oval, die schmalen feinen Formen der Augen und des Mundes lassen die Art der damaligen Bildhauerschule von Burgos erkennen.

Auch ein königlicher Auftrag wurde Johann von Köln, freilich ist ihm die Ausführung nicht beschieden gewesen. König Heinrich III. besass in der Nähe der Stadt ein Jagdschloss, von den farbenglühenden Beeten des Gartens und Parkes, der es umgab, Blumenschau (*Miraflores*) genannt. Jetzt sieht man hier nur Steingerölle und Felder. Sein Sohn Johann II. schenkte den Palast den Karthäusern und gründete die Kirche für sein und seiner Gattin Isabel de Barcelós Grabmal. Am 13. September 1454 legte Hans von Köln den Plan der Kirche vor. Er erhielt dafür 3350 Maravedis (zehn Dukaten). Jedoch die Arbeit kam während der Wirren Heinrich IV. ins Stocken und wurde erst von Johann II. Tochter Isabella der Katholischen (1477) wieder aufgenommen. Nachdem der Spanier Garcia Fernandez de Matienzo ein Jahr dabei beschäftigt gewesen war, hat sie Johanns Sohn übernommen und vollendet (1488). Die einschiffige Kirche mit siebenseitigem Abschluss und dreizehn nasenverzierten Gewölbrippen des Chors wird heute hauptsächlich besucht wegen des königlichen Doppelgrabmals von der Hand des Gil de Siloe und des Altarwerkes. Diese überreich mit Statuetten und Zieraten ausgestatteten Denkmäler von sehr eigenthümlicher Erfindung waren das letzte Wort gothischer Bildnerei in Burgos.

Der Vierungsthurm *(crucero)*.

Zwei Jahre nach Grundsteinlegung der Karthause starb Don Alonso auf dem Heimwege von einer Pilgerreise nach S. Iago de Compostela. Ihm folgte D. Luis Osorio de *Acuña*. Den Namen Acuña hat er von seinen mütterlichen Vorfahren angenommen, ohne Zweifel wegen des besseren Klangs, denn die Acuña führten ihren Stammbaum zurück auf Juan Manuel, Sohn Ferdinand des Heiligen. Ehe er in den geistlichen Stand trat, war er verheirathet gewesen,

---

monumentum lapideum sub quo corpus nostrum recondatur quando omnipotens Deus nos vocare dignabitur sculptum et fabricatum est. Ebenda 98.

sein Sohn ist jener Bischof von Zamora, Antonio de Acuña, der im Aufstand der Gemeinen eine verhängnissvolle Rolle spielte und wegen Mords des Castellans von Simancas am 23. März 1526 auf Befehl des Kaisers erdrosselt wurde. — Der vornehme, freigebige Herr wollte hinter seinem Vorgänger vom Stamme Levi im Aufwand für seine Kirche nicht zurückbleiben, und er hatte Zeit, denn er regierte fast vierzig Jahre.

Das grossartige Unternehmen, welches die ganze Regierungszeit Acuña's ausgefüllt hat, ein Werk, das an Kühnheit und Reichthum jene Thurmhelme noch hinter sich zurückliess, war die Errichtung des grossen Vierungsthurms (*Cimborio* oder *Crucero*). Bisher fehlte es über die Zeit seiner Errichtung an bestimmten Nachrichten. Der bestunterrichtete Mann in der Geschichte der Kirche hatte nur festgestellt, dass die Kathedrale bis auf diese Zeit keinen Cimborio besessen hatte und dass dieser am Ende des Jahrhunderts von D. Luis erbaut worden war. Zu derselben Zeit also wie der herrliche normannisch-gothische Thurm von S. Ouen in Rouen. Es ist aber eine Notiz vorhanden, nach der der Beginn früher anzusetzen ist, wahrscheinlich in sofortigem Anschluss an die Vollendung des nördlichen Fassadenthurms. Diese Notiz findet sich in dem Reisebericht des böhmischen Edlen Leo von Rožmital, der im Jahre 1466 nach Burgos kam: hier heisst es: Diesem Heiligthum sind zwei zierlich aus Quadersteinen aufgeführte Thürme angefügt, *der dritte wurde damals, als wir dort waren, erbaut*[1]).

Hieraus ergiebt sich aber weiterhin, dass es Hans von Köln und nicht sein Sohn und Nachfolger gewesen ist, der den alten Crucero entworfen hat und ziemlich weit gefördert haben muss, denn er stand dem Bauwesen der Kathedrale zur Zeit Acuñas noch vierundzwanzig Jahre vor.

Der Gedanke des Bischofs war ohne Zweifel ein glücklicher. In den Augen der Kenner des nationalen Kirchenbaus fehlte, ohne den Crucero, dem Stolz von Burgos noch ein wesentlicher Theil. Dem Erbauer fiel also der Ruhm zu, der nunmehr dritthalbhundertjährigen Baugeschichte erst ihren bekrönenden Abschluss gegeben zu haben.

1) Huic [fano] adiunctae sunt duae turres eleganter ex lapide quadrato extructae, tertia tum, cum ibi essemus, aedificabatur. Des böhmischen Herrn Leo von Rožmital Ritter-, Hof- und Pilgerreise durch die Abendlande, 1465 1467. Stuttgart 1844, S. 164

Die Castilier hatten von jeher auf ihren *Cimborio* ganz besondere Stücke gehalten. Sie empfanden in diesem Punkt wie die Normannen. Nach aussen als dominirenden, mehrstöckigen Thurmbau, nach innen als lichtspendende Laterne. Die Kathedrale von Zamora, die alte von Salamanca, die Colegiata von Toro besitzen Cimborien, die zu den originellsten und gelungensten Erzeugnissen ihrer romanischen Zeit gehören. Aussen herrscht die acht- oder sechszehneckige Form, von vier Thürmchen flankirt; nur in Zamora dringt auch hier die Kuppel durch. Im Innern erhebt sich über Pendentifs, auf kreisförmiger Grundlinie eine hohe Trommel mit zwei Fensterreihen und gerippter Wölbung.

Nun ist bekannt, dass sich die Gothik, in ihrem Mutterlande wie in Deutschland, zunehmend kühl zu diesem romanischen Vermächtniss verhalten hat. Die Kathedralen von Isle de France legten viel mehr Gewicht auf die Fassadenthürme, der Mittelthurm begann zu einem mageren Dachreiter zusammenzuschrumpfen. Der erste Baumeister von Burgos hatte, im Anschluss an Notre Dame, keinen Vierungsthurm in seinen Plan aufgenommen. Auch bei den Burgos auf dem Fuss folgenden Kirchen von Toledo und Leon fehlt die Laterne, nicht zum Vortheil ihres nationalen Gepräges. Aber sobald die neue Weise Wurzel gefasst hatte, das eigene Gefühl wieder zum Wort kam, kehrten auch ihre Gothiker zu dem liebgewonnenen Zug zurück. In den Anfang des XV. Jahrhunderts (1404) fällt das „Lichthaus“ der Kathedrale von Valencia, wo die gothische Auflösung der Wandflächen in Fenster kühn auf den Crucero übertragen ist. Alabasterplatten schliessen die Oeffnungen der zwei Ringe von sechzehn Fenstern.

Es war nicht blos Anhänglichkeit an das Hergebrachte. Indem der romanische Vierungsthurm die schlanken Thurmpaare an den Chören oder am Querhaus wie Vasallen um sich schaart, giebt er dem reichen Ganzen einen wirksamen Mittel- und Gipfelpunkt. Und wo er im Innern als Laterne den unschätzbaren Eintritt eines höchsten Oberlichts vermittelt, setzt er auch hier dem Uebergewicht der Längenachse einen centralen Zug ausgleichend entgegen, oder besser, betont diesen schon durch die Kreuzform in die Basilika eingeführten Zug.

In der That, was wäre die Kathedrale von Burgos ohne ihren Crucero. Grade nach der Aufführung des mächtigen, den Körper der Kirche erdrückenden Westthurmpaares, machte sich das Fehlen

eines ausgleichenden dritten Thurmes an dieser Stelle empfindlich bemerkbar. Wie die normannisch-englischen Kathedralen verdankt sie ihm die imposante Harmonie ihres Aufbaues.

Und so erklärt sich, dass man noch in späten Zeiten — gleichsam vor Thorschluss — zu einem so eingreifenden Neubau sich entschloss. Der verantwortliche Meister fand sich freilich in einer schwierigen Lage. Sein Vorgänger hatte die vier Pfeiler, welche jetzt die Last des Crucero tragen sollten, schwerlich viel stärker gemacht, als die übrigen. Sollte er sie nun von Grund auf erneuern? Welche zeitraubende, umständliche Arbeit that sich da auf. Wahrscheinlich rieth er dazu; aber der Bischof hatte Eile. Die Zeitgenossen staunten über die Kühnheit, „auf so hohe und schlanke Säulen eine solche Masse zu stellen“ [1]).

Leider zeigte sich schon nach einem Menschenalter, dass er den Pfeilern doch zuviel zugemuthet hatte. Schon 1535 erschienen bedrohliche Anzeichen; die Meister nahmen eine Verstärkung (*aforro*) vor, aber der Archidiaconus von Briviesca, Juan de Lerma, erklärte sie für unzureichend. Damals stellte der Bildhauer Juan Villareal noch an den Pfeilern Statuen der Evangelisten und Kirchenlehrer auf. Ein Unglücksfall war noch im Gedächtniss aller. Der Cimborio der Kathedrale von Sevilla war sogleich nach der Vollendung, im Jahre 1511 zusammengebrochen. Der von Saragossa, eine Gründung des Pedro de Luna aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts, war schon 1500 so baufällig, dass er abgebrochen werden musste. Der Prior von S. Augustin zu Burgos, Thomas von Villanueva, soll die Katastrophe prophezeit haben. In der Frühe des 4. März 1539 stürtzte die Kuppel ein.

Wie sie ausgesehen hat, davon geben noch einige alte Schilderungen einen Begriff. Sie war sehr hoch (*in auras evexit*), von sehr eleganter Construction (*affabre constructum*), mit vielen Bildsäulen verziert und mit acht Phialen bekrönt. Der Bischof Fray Pascual de Fuensanta (1497—1512) nennt sie „eine der schönsten Sachen der Welt“. Im Protokoll der Kapitelsitzung am Tage des Einsturzes heisst sie ein Bau von höchster Pracht (*el sumptuosisimo edeficio del crucero*). Karl V. meinte, sie sollte eigentlich wie ein Juwel in einem Etui aufbewahrt werden und nur selten, auf Ver-

1) Magna artificum fiducia, qui ausi sunt tantam molem medio templi quadrivio imponere, praesertim altissimis et gracilibus fulciendam columnis. Martinez p. 248.

langen, gezeigt; wie er ähnliches bei dem Glockenthurm Giotto's äusserte.

Man müsste in der That die Kirche von Burgos am Ende des ersten Drittels des XV. Jahrhunderts gesehen haben, um den Eindruck ihrer vollen Glorie zu empfangen. Damals stand das Innere noch im Dämmerlicht der Glasmalereien[1]), von denen wenig mehr übrig geblieben ist, als die Namen der damals berühmten Meister, wie Juan Valdivielso, Diego von Santillana, beide besser aus der Kathedrale von Avila bekannt; vor allen des Niederländers Arnao de Flandes (1512—26) mit seinem Sohne Nicolas de Vergara, die sich in den prachtvollen Fenstercompositionen im Transept des Doms von Sevilla ein Denkmal gesetzt haben. Im Altarhaus, dessen gothische Pfeiler noch nicht modernisirt waren, stand ein altes Chorgestühl, das im XVI. Jahrhundert ins Schiff verlegt und im Renaissancestil erneuert wurde, wobei der freie Durchblick in der Längenachse verloren ging. Wo jetzt der kalte italianisirende Riesenretablo des Bildhauers Rodrigo de la Haya (1562—80) bis zum Gewölbe ragt, stand, den Capellenkranz offen lassend, ein gemaltes und geschnitztes Altarwerk, das den böhmischen Reisenden alle die sie je gesehen weit zu übertreffen schien[2]). Alonso de Cartagena hatte es 1446 an der Stelle eines älteren errichtet.

Vergleicht man aber die Schilderungen des alten Crucero mit dem neuen, jetzigen, so scheint doch, dass jener im Wesentlichen als Muster festgehalten wurde. Das Meisterwerk des XV. Jahrhunderts wiederhergestellt zu sehen, war von Anfang an der Wunsch des Kapitels. Dennoch scheint man zwischen Beibehaltung des alten Plans und Aufstellung eines neuen geschwankt zu haben. Die Präcedenzfälle gingen auseinander. In Saragossa hatte man den Crucero als zweistöckige Laterne wieder aufgerichtet (1520); in Sevilla dagegen wurde auf Kuppel und hohen Thurm verzichtet. Beidemal nach Anhörung der angesehensten Kirchenbaumeister des Landes. Die decorativen Einzelheiten der jetzigen Laterne schliessen sich freilich dem inzwischen zur Herrschaft gekommenen plateresken Geschmack an, aber Plan, Verhältnisse und Construction zeigen

---

1) Navagero fand sie *oscura e fredda.*

2) In quo [templo] tabula altari praetensa, pulcherrime depicta, et artificiosissimo opere caelata visitur, ita ut omnes a me conspectas, ea in re, longo post se intervallo relinquat. a. a. O. Vgl. Martinez, 247.

doch nichts von italienischem Kuppelstil, hier wurde das Vermächtniss der scheidenden Gothik treu festgehalten.

Aus der Mischung beider Elemente nun entstand dieser märchenhaft prächtige Bau von 180 Fuss Scheitelhöhe, der von dem Werkmeister Juan de Vallejo während der Regierung des Cardinals Juan Alvarez de Toledo aus dem Hause Alba (1539—50) in Angriff genommen und im Jahre 1568 vollendet wurde[1]. Auch die vier anstossenden Gewölbjoche mussten erneuert werden; man erkennt es an den geschweiften Formen der Rippendecoration. Viele Baumeister und Bildhauer wurden aufgeboten: den Riss soll nach einer freilich nicht verbürgten Ueberlieferung der alte Philipp Vigarni aus Burgund geliefert haben. Im Jahre 1540 erhält der *entallador* Juan de Langues (Langres in Burgund) für ein Modell 12000 Maravedis. Der Betrieb zeugt von einer Begeisterung, die der goldenen Zeit des XIII. Jahrhunderts nicht nachsteht. Zufällig war gerade vor dem Unglücksfall Ebbe in der Kasse, also dass die Mittel kaum für die laufenden Arbeiten ausreichten. Aber Domherren und Dechant, der Bischof und der Condestabile, vor allen die Stadt wetteiferten in Opferfreudigkeit. Die Gesammtkosten beliefen sich auf 20 Millionen 768,500 Maravedis, was 55,531 Ducaten von elf Silberrealen oder 152,710 Francs gleichkommt.

Den Eindruck des rein gothischen Sterngewölbes mit doppeltem Strahlenkranz, dessen Rippen statt der Kappen offene Steinmuster ausfüllen, vergleicht Amicis mit dem plötzlichen Aufstrahlen eines Feuerwerks[2]. Die Wirkung des Aeusseren gewinnt noch durch den Schluss der Arme des Transepts, der aus drei Spitzbogenöffnungen gebildet und horizontal abschliessend, mit dem zweistöckigen, von

---

1) Die bisherige allgemeine Annahme des Jahres 1567 ist von *Demetrio de los Rios* in dem Werke España, sus monumentos etc. Barcelona 1888, p. 486 berichtigt worden.

2) En levant la tête, on aperçoit une espèce de dôme formé par l'intérieur de la tour — —. C'est un gouffre de sculptures, d'arabesques, de statues, de colonnettes, de nervures, de lancettes, de pendentifs à vous donner le vertige. On regarderait deux ans qu'on n'aurait pas tout vu. C'est touffu comme un chou, fenestré comme une truelle à poisson; c'est gigantesque comme une pyramide et délicat comme une boucle d'oreille de femme, et l'on ne peut comprendre qu'un semblable filigrane puisse se soutenir en l'air depuis des siècles. *Théophile Gautier*, Voyage en Espagne.

vier Thürmchen flankirten und von acht Phialen bekrönten Thurm für das Auge zu einem Ganzen verschmilzt.

Der Bischof Acuña hatte über dem Bau des Crucèro nicht seines eigenen Namens Gedächtniss vergessen. Da wo die Kapelle der heil. Anna und des heil. Antolin stand, an der Nordseite des Langhauses, erbaute er sich die Kapelle der Concepcion für seine Gruft. Sie übertraf an Umfang und Pracht weit die gegenüberliegende Kapelle seines Vorgängers. Hier wurde geraume Zeit nach seinem Tode, in Ausführung der letztwilligen Bestimmung, das Grabmal im Stil der italienischen Renaissance von Diego de Siloe ausgeführt (1519).

Simon von Köln und die Condestabile-Capelle.

Die Grundlegung der Kapelle des Bischofs Acuña (1477) mag die letzte Arbeit des Meister Hans gewesen sein. 1481 ist er nicht mehr am Leben. Aus der Ehe mit einer Spanierin, Maria Fernandez, hinterliess er sechs Kinder, Simon, Diego (beide Architekten), Fernando, Leonor und zwei Minderjährige. Simon wurde sofort vom Kapitel zum *obrero mayor* der Kathedrale ernannt. Er hat sein Amt dreissig Jahre lang bekleidet. Ihm fiel die Vollendung des Crucero, der Capelle der Concepcion und der Kirche der Karthause zu. Dann aber wurde ihm, sofort nach der Bestallung, ein Bau übertragen, der, als sein eigenstes Werk, seinen Anspruch auf einen Ehrenplatz in der Baugeschichte von Burgos und seinen Ruhm bei der Nachwelt begründete.

Damals lebte dort der alte D. Pedro Fernandez de Velasco, Graf von Haro, erblicher Condestabile von Castilien, vermählt mit Doña Mencia de Mendoza, Tochter des Marques von Santillana. Diese hochgesinnte Frau war die Erbauerin des noch vorhandenen Familienpalastes, der Casa del Cordon, wo Philipp der Schöne starb, und der Casa de la Vega; ihr Gedanke war es auch, im Bezirk der Kathedrale eine Familienkapelle zu gründen, die dem Glanz der Namen Velasco, Mendoza und Figueroa (ihrer Mutter) entsprechen sollte. Während der Abwesenheit des Gemahls erlangte sie, am 1. Juli 1482, vom Kapitel die Licenz. Keinen geringeren Platz hatte sich die Schwester des „Grossen Cardinals von Spanien", D. Pedro de Mendoza, ausersehen, als den Ostpunkt des Chorumgangs. Hier stand die ehrwürdige Capelle des heil. Petrus (1382 *una de solempnioribus ipsius ecclesiae capellis* genannt), in die

man noch in jenem Jahrhundert den Chor hatte verlegen wollen; hier war das Grabmal des Bischofs Domingo. Sie wurde niedergelegt, ebenso zwei Häuser, und im Laufe von zwölf Jahren von Simon die neue Capelle und später auch die Sacristei errichtet. Ihr Titel, der Reinigung Mariä, erinnert daran, dass dies auch die Stelle der Lady-chapel in englischen Kathedralen ist. Don Pedro hat ihre Vollendung nicht erlebt, er starb, 79jährig, in Granada, kurz nach dessen Uebergabe. Seine Söhne D. Bernardino und D. Iñigo setzten das Werk fort, sein Enkel D. Pedro vollendete es und liess die Marmorbilder für das Grabmal in der Mitte aus carrarischem Marmor in Genua herstellen.

Der Bau erhebt sich, in einer Abweichung von der Längenaxe der Kirche nach links, weit über das Kranzgesims des Chors hinaus, mit seiner Krone von acht statuenbesetzten Fialen, die das Zeltdach umschliessen und überragen, — in unverkennbarem Anschluss an den Crucero. Er hat sechzig Fuss Durchmesser im Lichten, das reichste Beispiel jener grossen Centralbauten des Spitzbogenstils, die seit dem XIV. Jahrhundert in Spanien aufgekommen waren, immer als Anhängsel einer vornehmen Kirche, ihres Kreuzgangs oder Altarhauses. Sie sind eine architectonische Besonderheit der spanischen Gothik[1]). Die Centralform liegt nicht im Geist dieses Stils, wo sie bei selbständigen Bauten auftritt, sind es Anpassungen an Werke der Vergangenheit, deren Grundform man pietätvoll bewahren wollte. Die Kreisform musste dann ins Polygon — man nannte den Stil ja früher den polygonalen — übertragen werden. In den ältesten Beispielen pflegte man durch Ueberwölbung der Ecken des quadratischen Unterbaues eine regelmässige achtseitige Trommel oder Sohle für das Gewölbe herzustellen; in späterer Zeit bediente man sich der Pendentifs mit fächerartigen Kanälen.

Das erste Beispiel in Burgos und Vorbild der späteren war der am 13. September 1316 gegründete Kapitelsaal (*cabildo nuevo*), später die Kapelle der heil. Catharina genannt, im Kreuzgang. Heinrich II. wurde in der Folge hier beigesetzt. Die Form war wie vorausbestimmt für Grab- und Familienkapellen. Dann erhob

---

1) Sie stehen vielleicht nicht ausser Zusammenhang mit den orientalischen Kuppeln, die man dort von dem arabischen Mihrab der Moschee von Cordoba bis zu dem „Salon der Medianaranja" im Alcazar zu Sevilla verfolgen kann.

sich in der Mitte die Tumba der Stifter, geräumige Nischen ringsum waren vorgesehen für die Descendenz. Auch die seltenen Rundkirchen der Templer (in Segovia; die grösste bei Thomar in Portugal) gingen ja auf das Vorbild der heil. Grabeskirche zurück. Der enge Raum, dessen der König wie der Bettler für den letzten Ruheplatz bedürfen, sollte diesen Raum-Nimbus ausstrahlen, in dem das Selbstgefühl mächtiger Adelsgeschlechter sich spiegelte. Dass der Kirchenbau planmässig abgeschlossen war, galt als kein Hinderniss. Wir sahen wie in Burgos alte Kapellen niedergelegt wurden, der Kapellenkranz des Chors gesprengt; die Kirche des XIII. Jahrhunderts wurde der Kern, dem ohne Rücksicht auf die Verhältnisse prachtvolle Auswüchse entquollen. Man rühmte es dort den Fremden, dass fünf Messen gleichzeitig ohne gegenseitige Störung gesungen werden könnten [1]).

Die Cathedrale von Toledo besitzt zwei solche Octogone, S. Ildefonso und S. Iago. Das eine ist die Ruhestätte des streitbaren Cardinals Gil de Albornoz, dessen Leiche auf Geheiss Urban V., zum Dank für die Wiederherstellung seines Staates, auf Schultern von Viterbo bis Toledo getragen wurde (1364). Das andere birgt die schauerliche Gruft des einst allmächtigen Ministers Johann II., D. Alvar de Luna, 1453 auf dem grossen Platz zu Valladolid enthauptet. Welch ein Zufall, der hier die Erinnerungen an einen päbstlichen und einen königlichen Dank zusammengerückt hatte! Zu den letzten Beispielen mittelalterlichen Stils gehört die Capelle der Velez, errichtet von dem Adelantado Juan de Chacon in der Kathedrale von Murcia, und die Capella imperfeita König Emanuels von Portugal in der Kirche von Batalha.

Baukünstlerisch betrachtet, kann man diese Octogone als Weiterbildung des gothischen Systems in Richtung auf Grossräumigkeit und Raumvereinfachung betrachten. Also eine Parallele im Sinne des Centralbaues zu der Veränderung der Basilikaform in den catalonischen Kirchen, wo ein einziges Schiff die Abseiten aufsaugt. Wir hörten ja, wie grossen Werth die Domherrn auf *espaciosidat*, *gran vista*, *gran claridad* legten. Auch die Spanien und Portugal eigenthümlichen grossen Hospitäler, die um die Wende des Jahr-

---

1) L'on y chante la Messe en cinq Chapelles différentes, sans s'interrompre les uns les autres. *Mad. d'Aulnoy*, Relation du Voyage d'Espagne. A la Hoye 1692, I, 121. (Sie war dort 1679.)

hunderts gegründet wurden — in Granada, Toledo, Santiago, haben einen hohen Kuppelbau als Mittelpunkt, um den vier Arme oder Säle, Säulenhöfe einschliessend, in Form eines griechischen Kreuzes angeordnet sind.

Ausserhalb der Halbinsel haben diese Capellen eine Parallele in den Kapitelhäusern englischer Kathedralen, deren Gewölbe jedoch auf einem Centralpfeiler ruhen. Das schönste Beispiel, am Münster von York, macht hiervon eine Ausnahme. Schon im vorigen Jahrhundert sind englische Reisende in der Condestabile-Capelle an dies Chapterhouse erinnert worden[1]). Freilich hat es hölzerne Kappen und nicht viel mehr als die Hälfte des Umfangs.

In Feinheit und Fülle decorativer Bekleidung dürfte die Capelle Simons von Köln von allen ihrer Art die erste Stelle einnehmen. Sie fiel in die Zeit der ornamentlustigen Abwandlung des Stils. Der Italiener Andrea Navagero, Venedigs Gesandter beim Kaiser, nennt sie *molto ornata*. Die colossalen Wappen jener angesehenen Geschlechter im unteren Theil der Wandflächen, dieselben von wilden Männern und Pagen gehalten vor den Brüstungen der grossen Mauerblenden darüber, sind Prachtstücke heraldischer Stilisirung. Hier hat Simon den Rundbogen angewandt. Alle die zahlreichen Hohlkehlen der Dienste, Fenster, Gesimse sind mit unterhöhltem Blattwerk gefüllt; die Laibungen der mittleren Nischenbogen mit breiten durchbrochenen Fransen besetzt, zusammengesetzt aus Wappen haltenden Figürchen. Auch die Gewölbrippen sind mit Nasenwerk gesäumt. Die breiten Doppelfenster im Flamboyantstil mit den diesmal noch erhaltenen, späten Glasmalereien ergiessen eine Fülle von Licht über den Raum, und das Sterngewölbe kann sich in Eleganz der Steinstickerei dem des Crucero an die Seite stellen. Street wollte in der „endlosen Verschlingung und Zartheit“ des Details einen deutschen Zug finden[2]).

* * *

So hatte also der in der goldenen Zeit des gothischen Baustils gegründete Tempel noch spät durch Meister deutscher Herkunft einen

1) An octagon building, with eight pyramids, which correspond exactly to the Chapter-house at York. *Swinburne,* Travels through Spain. II, 261. London 1787.

2) His work is essentially german in its endless intricacy and delicacy of detail. a. a. O. 21. Er schreibt die Capelle dem Johann von Köln zu.

vom ersten Erbauer nicht geahnten Abschluss erhalten; nahe ihrem Ende hatte die Kunst der *mazoneria* noch ein volles Strahlenmeer über ihn ausgegossen. Die Steine haben jetzt in der feuchten Luft einen grauen Ton angenommen; in der ersten Zeit muss der Kalkstein von Ontoria, der fast die Weisse des Marmors hat, diesen graziösen Gebilden des Meissels einen blendenden Glanz verliehen haben[1]). In beiden, durch lange Zeiträume geschiedenen Epochen ging die Initiative aus von gereisten Prälaten, — von der Triebkraft autochthoner Entwicklung kann hier keine Rede sein. Man hat gesagt, die Geschichte dieses populärsten Bauwerks des spanischen Mittelalters sei nicht gerade schmeichelhaft für die Spanier. Wohl kann nur das ungelehrte Auge hier eine Nationalschöpfung von Einheit der Erfindung und des Gusses anstaunen. Aber Plan und Zufall, fremde Form und alteingewurzelte einheimische Neigungen sind doch zu einem gewissen Einklang gebracht, denn am Ende ist ja alles vom Bauherrn einer Kirche so entschiedenen Charakters wie die spanische ausgegangen. Auch nach scharfer Auseinanderlegung heterogener Theile muss man gestehen, dass dieses Ganze weder in Frankreich, noch in Deutschland oder England möglich gewesen wäre. Davon ganz abgesehen, dass die Betheiligung verschiedener Zeiten und Hände den malerischen Reiz des Baues nur erhöhen konnte. Einen südlichen (oder englischen?) Zug erhält der Aufriss auch durch das Fehlen der hohen Dächer über Kapelle, Kuppel und Lichtgaden. Sind diese niedrigen Dächer ein Ergebniss späterer Wiederherstellungen? (Bei dem Sturm des 16. August 1642 wurden sämmtliche Fialen des Crucero herabgerissen.) Schwerlich. Eine französische Vorliebe für die Horizontale ist schon in den wagerechten Abschlüssen der Fronten des Querschiffs und des Mittelbaus der Fassade bemerklich. Und nachdem in den Thurmhauben die steile Form zum Wort gekommen war, entsprachen diese flachen Zeltdächer der beiden Octogone dem Grundsatz der Mannichfaltigkeit. Die Wirkung ihrer steinernen Krone würde verloren gehen, wenn sie dem Riesen eines Helmdachs die Schleppe hielte.

Francisco de Colonia.

Die Geschichte unserer Künstlerfamilie ist indess noch nicht zu Ende.

1) Bosarte meint, das Auge vermöge bei Neubauten nicht ohne Schaden auf diesem Stein zu verweilen. Viage artistico. Madrid 1804. 258.

Schon in Meister Simons Tage fiel bereits der Niedergang der Bauweise, deren Meisterschaft sein Vater die Berufung hierher zu verdanken hatte. Mitten in die Bewunderung der zuletzt geschilderten Steingedichte fiel beunruhigend und erkältend der Ruf, dass im Osten, in Rom andere Ordnungen auferstanden, ja längst herrschend seien, dass man in Castilien eigentlich zurückgeblieben sei. Man wünschte nun auch solche moderne Werke zu besitzen, man achtete es zeitgemäss und dem Rang der Kirche des Caput Castellae geziemend, dass auch hier *á lo romano* gebaut werde [1]).

Als im Jahre 1498 Simon die künstlerische Ausschmückung der Rückwand des Chors zu leiten hatte, wurden die grossen Passionsreliefs einem burgundischen Bildhauer übertragen, Philipp Vigarni aus Langres, — dem ersten muthmasslich, der die Gepflogenheiten der italienischen Renaissance in Burgos einführte. Auch Simon selbst konnte sich dem Zug der Zeit nicht ganz verschliessen. Die spätere Ausstattung der Condestabile - Capelle, Altarwerk, Gitter, Sacristeithüre gehören zu den ersten Versuchen in der neuen Art. Burgos wurde bald Hauptpflegestätte und Ausgangspunkt des plateresken Stils.

In die Jahrzehnte der Aufnahme und des Siegs der Renaissance fällt nun die Amtsthätigkeit des dritten und letzten der Colonia, Francisco, der nach des Vaters Tode zu dessen Nachfolger von Bischof und Kapitel ernannt wurde (am 28. November 1511), zunächst als *maestro de obras de canteria de la catedral.* Er hat die Stelle dreissig Jahre lang besessen. Als seine Geschwister werden genannt der Doctor Geronimo und Isabel de Colonia.

Wenn er nun auch neben so phantasievollen und fruchtbaren Männern, wie jenem Vigarni, einem Diego de Siloe, dem Eisenkünster Cristobal de Andino zurücktritt, so darf man sich doch nicht vorstellen, dass in Burgos für einen Meister der Maçonnerie, was er doch wohl in erster Linie gewesen ist, nichts mehr zu thun gewesen sei. In der Construction von Kirchen und Kapellen behauptete sich die alte Weise noch bis in die Mitte des Jahrhunderts. Wenn auch bei der Ausführung klassische Glieder und Ziermotive immer unvermeidlicher wurden, anfangs gemischt und frei, dann ausschliess-

1) Toda esta obra ha de ser *del romano* (Contract für das Grabmal Acuña, vom 2. Juli 1519). Toda esta obra ha de ser labrada é ornada *de obra de romano* (Contract für den S. Annenaltar vom 12. Juli 1522). Hier kann der Sinn des Wortes opus = Stil nicht angefochten werden.

lich und systematisch. Ein Zeugniss dieses Fortlebens der Gothik neben ihrer siegreichen Erbin sind noch einige grosse Kapellen mit Sterngewölben.

Man wird bei ihnen die Hand des Domwerkmeisters voraussetzen dürfen. Mit ihm eng verbunden, überhaupt der Familie nahestehend, war sein späterer Nachfolger, der Erbauer des neuen Vierungsthurms, Juan de Vallejo (bis 1569), der seit 1518 unter ihm als Steinhauer (*cantero*) erscheint[1]). Im Jahre 1520 stiftete der Domherr und Protonotar D. Gonzalo de Lerma die Kapelle der Consolacion, am südlichen Seitenschiff; sein Denkmal meisselte Vigarni. Die noch grössere Santiagokapelle, an der Südseite des Chorumgangs hatte der Regidor von Burgos, D. Antonio Melgoso, wetteifernd mit dem Condestabile, als Familienkapelle geplant (1520), dann aber erbaute sie das Kapitel als Pfarrkirche (1524—34). Francisco's Name war auch ausserhalb der Diöcese bekannt. Im Jahre 1540 lief ein Brief des Bischofs und Kapitels von Astorga in Leon ein, des Inhalts: Wenn ein Meister dieser heiligen Kirche und ihres Baus, Namens Colonia, noch am Leben sei, so bäten sie, ihn herzuschicken, damit er ihre Kirche untersuche, wie er sie schon vordem untersucht (Martinez p. 187 f.).

Merkwürdig aber ist — obwohl gar nicht ungewöhnlich in dieser bewegten Zeit — dass dem Francisco auch ein Platz neben jenen Protagonisten des plateresken Stils zugebilligt werden kann. Zeugniss dafür gibt das Thor an der Ostseite des nördlichen Querarms, *La puerta del corralejo* (Hof), oder *de la pellejeria* (Kürschnerei).

Im Jahre 1516 hatte der prachtliebende Bischof Juan Rodriguez de Fonseca (seit 1514 in Burgos) eine Aenderung im nördlichen Eingang der Kathedrale unternommen. Die alte Treppe, welche, den Zugang aus der oberen Stadt vermittelnd, vom hohen Thor der Nordwand des Querschiffs an der Futtermauer des Innern herunterführte, hatte er zu einem decorativen Prachtstück umgebaut, jedoch dem gewöhnlichen Kirchenverkehr entzogen. Für diesen bestimmte er die neu gebrochene Thür an der Ostwand desselben Querarms im Niveau des Bodens der Kirche. Da seine Reste nicht in Burgos,

---

1) Im Jahre 1541 veräusserte er einige von dem Dr. Gerónimo hinterlassenen Häuser in der Vorstadt S. Cosmé, als dessen Testamentsvollstrecker.

sondern in der Kirche seines Familiensitzes Coca ruhen sollten, so erkor er den weitläufigen Portalbau zu seinem Gedächtnissmal allhier.

Dies Portal hat im Jahre 1516 Francisco entworfen. Es führt uns die früheste Phase des plateresken Stils vor, die Form in der sich die Spanier den Renaissancestil zuerst angepasst haben. Es besteht aus zwei Geschossen: der Thüre, flankirt von zwei grossen Säulen und rundgegiebelten Seitentheilen mit Statuen in Nischen, und einem Aufsatz mit Bildwerken. Hier stehen zwischen drei kurzen Dockensäulen die Relieftafeln des Martyriums der beiden Johannes, der Namenspatrone Fonseca's, darüber im Giebel sieht man die wohlbeleibte Gestalt des Prälaten und Hofdiplomaten, kniend vor der thronenden Mutter Gottes.

Dieser flachgehaltene Aufbau, vergleichbar einem italienischen Altaraufsatz jener Zeit[1]), ist nun, in all seinen Flächen und Gliedern, Pilastern und Fries, Säulenschaft und Sockel, übersponnen mit mannichfaltigem, gleichmässig delicatem Ornament. Die italienischen, lombardischen Vorbilder sind aber in sehr freier Weise, mehr als Anregung der eignen Phantasie benutzt worden. Die Verwendung der klassischen Motive ist ganz im Geist jener letzten gothischen Spitzenweberei in Stein.

Man sieht wohl, der Urheber dieses schönen Werks hat sich bemüht, die gothische Muttersprache gründlich zu verlernen. Das breite Gebälk der beiden Geschosse mit Fries ist bestimmt aufs nachdrücklichste die Horizontallinie geltend zu machen. Gesimse werden aus Eierstab, Riefenleiste, Welle u. dgl. umständlich zusammenbuchstabirt; die Säulenkapitäle sind frei korinthisch und die Statuen stehen vor flachen Muschelnischen. Aber dass seine Wiege unter dem Spitzbogen stand, kann er nicht verleugnen. Es ist wie eine Interlinearversion gothischer Gedanken in italischem Idiom. Man betrachte nur diese tiefeingeschrägten Thürgewände mit den Figürchen unter Baldachinen in den Hohlkehlen. Der Palmettenhalbkreis auf dem Bogenrücken ist eine Metamorphose der Kriechblumen, die Wellenverzierung mit den Cherubin des Intrados ist ein Ersatz für die Nasensäume.

---

1) A primera vista, parece esta fachada un retablo suntuosísimo pegado últimamente á la pared. *Madoz*, Diccionario geográf. Art. Burgos 546.

Kurz der neue Stil scheint zunächst als Wechsel der Ziersprache Anklang gefunden zu haben, eine Wandlung mehr des Costüms als der Figur. Aber in dieser von den Pedanten des Cinquecento geringeachteten Mischung des Alten und Neuen, Angewöhnten und Anstudirten liegt eher ein Reiz dieser ersten „Renaissance“, auf den das folgende correcte, aber in den Einzelbildungen gleichgültige, oft vulgäre Verfahren gründlich verzichtet hat.

Das Portal hatte übrigens eine lange Geschichte. Noch 1532 werden Zahlungen an den *imaginario* Bartolomé de la Haya für Bildwerke und Wappen registrirt. Es ist das letzte Lebenszeichen der Colonia in deutlicher Sprache. Francisco's Ende wurde verdüstert durch den Einsturz des Crucero, des Werkes seines Grossvaters und Vaters. Er hat diesen Schreck nur drei Jahre überlebt. Bei den Berathungen über die Wiederherstellung muss er noch amtlich betheiligt gewesen sein. Der Grundstein der vier mächtigen neuen Pfeiler, die Rundthürmen gleichen, ist noch zu seinen Lebzeiten gelegt worden (6. Mai 1541). Er starb im Jahre 1542, gerade hundert Jahre nach dem Beginn der beiden Thurmhauben durch den Grossvater.

* * *

Während dieses Jahrhunderts eifriger Bauthätigkeit und rasch folgender Wandelungen der Kunstformen haben also die drei Meister den ersten Posten an einer der vornehmsten Kirchen des Reiches behauptet, das Bauwesen der Stadt, der Diöcese und Provinz beeinflusst. — Sie sind nicht das einzige Beispiel dort von solcher Stetigkeit der Vererbung einer Kunst in eingewanderten Familien. Man findet in derselben Zeit an der Kathedrale von Toledo die Brüsseler Architektenfamilie der Egas, und im XVI. Jahrhundert zu Leon die Goldschmiedfamilie der drei Arphe, die Deutschland entstammten. — Baulustige Prälaten, Fürsten und Granden fanden in ihnen gewandte Hände für ihre hochfliegenden Plane; die von Hause mitgebrachte Schulung hinderte sie nicht, auf die nationalen Ideen und auf neu emporkommende Geschmacksrichtungen einzugehen. Auch die Betheiligung germanischer Nordländer an der Einführung der italienischen Renaissance steht nicht vereinzelt: solche Einwanderer, die schon in der dort Niemanden erlassenen Anpassung an fremde Sprache und Sitte eine Probe geistiger Beweglichkeit ablegen mussten, waren zu Vermittlerrollen oft geschickter als die

Eingeborenen. — Der erste, geschult in dem grössten Unternehmen des deutschen Mittelalters, hat die vom Rhein mitgebrachten Formen deutscher Gothik auf den seit langer Zeit abgebrochenen Bau des XIII. Jahrhunderts übertragen. Sein Sohn war ein Virtuose des reichen und blühenden Stils, der uns überall verkündigt, dass wir uns in der ritterlich-romantischen Zeit Isabella der Katholischen befinden. Während Johann und Simon diese mittelalterliche Kunst klangreich ausläuten, steht Franz unter den Ersten, welche Spanien mit den Formen beglückten, die der Nachahmung des Alterthums entlehnt, die Sprache der folgenden Jahrhunderte werden sollten.

Unbekannt in ihrem Vaterland, in Castilien gewiss sehr bald völlig hispanisirt, auch dort bald vergessen, sind ihre Namen erst aus den Akten eines Kirchenarchivs wieder zum Vorschein gekommen, ihre Persönlichkeit kann für uns keine Gestalt mehr gewinnen. Aber ihre Handschrift ist deutlich, —

Mein Ruf sind Felsenhieroglyphen —

Möchten diese Urkunden ihres Daseins noch lange, mit dem erhabenen Bauwerk dem sie ihr Leben geweiht dauern, trotz der unerbittlichen Zeit, der Gleichgültigkeit der Menschen und den zerstörenden Springfluten von Aufruhr und Krieg.

2. Funde in Köln.

Von

A. Kisa.

(Hierzu Tafel V.)

Bei Herstellung der Gasleitung in der neu angelegten Händelstrasse (einer südlichen Seitenstrasse der Aachenerstrasse) stiessen die Arbeiter zu Ende Oktober v. J. auf sehr ansehnliche Reste eines römischen Mosaik-Fussbodens, welcher zu den bedeutenderen Funden dieser Art auf kölnischem Boden gehört. Leider war man beim Graben des Gaskanales so unvorsichtig vorgegangen, dass wichtige Theile des Mosaiks zerstört wurden und eine Reconstruction des Gesammtmusters nicht mehr möglich ist. Doch blieb das Hauptstück, eine grosse achteckige Rosette von ungefähr $1^1/_2$ m Durchmesser, von einzelnen Sprüngen und Beschädigungen an den Kanten abgesehen, unversehrt. Die Mitte derselben bildet ein achteckiger schwarz konturirter Stern, gefüllt mit konzentrischen Kreisen aus rothen, gelben und weissen Thonwürfeln, sowie blauen und grünen Glaspasten. Ringsum zieht sich ein breites, doppelt verschlungenes Wellenband, aus schwarzen, rothen und gelben Würfeln zusammengesetzt. Die rothe Aussenborde zeigt zierliche blaue Blumen, welche durch einen braunen Streifen verbunden sind. Die Füllung zwischen den einzelnen Ornamentbändern ist gelblich weiss. An vier Kanten dieser Mittelrosette setzten grau in grau gearbeitete Brustbilder an, von welchen das eine, in dem ich einen Hercules zu erkennen glaube, vollkommen erhalten ist, während einem anderen der Kopf fehlt. Die vortreffliche Zeichnung des ersteren lässt den Verlust der übrigen doppelt bedauerlich erscheinen. Wahrscheinlich waren die vier Götter Juno, Mercur, Minerva und Hercules dargestellt. An die übrigen Kanten, also zwischen die Brustbilder gelagert, schlossen sich vier kleinere kreisrunde Rosetten von ungefähr 80 cm Durch-

messer an, mit einem schönen, reich componirten Stern mit schwarzen Umrissen und buntfarbiger Füllung. Die Einfassung besteht aus breiten schwarzen und rothen Kreisbändern. Von diesen Seitenrosetten ist eine nahezu vollständig, von einer anderen das Segment der rothen Einfassung erhalten. Ueber die Büsten spannte sich eine nischenartige Umrahmung, die jedoch aus den vorhandenen Resten nicht mehr zu reconstruiren ist: wahrscheinlich umgab sie auch die vier Seitenrosetten. Sie besteht aus rothen, weissen und schwarzen Bändern mit Zahnfriesen und Blattornament. Alle diese Ornamentstücke sind in blauschwarzem Mosaikgrunde eingebettet, welchen ein vierfaches Band in Weiss, Roth, Weiss und Schwarz umfasste. Blauschwarz ist auch der Grund des nach Westen zu angeschlossenen Teppichmusters mit weisser, schachbrettartiger Würfelung, das wahrscheinlich den Flur des Hauses bedeckte. Seine Verbindung mit der Hauptpartie ist durch den eingebrochenen Kanal zerstört. Man besitzt davon nur noch ein von breitem rothem Band eingefasstes Eckstück, bestehend aus einem langgestreckten rechtwinkligen Dreieck, das auf braunem Grunde eine reichstilisirte buntfarbige Blume mit langer, oben leicht gebogener Spitze zeigt, ein Muster, das an persische Motive erinnert. An dieses Dreieck schliesst sich ein weiss und schwarz eingefasstes Quadrat mit einem bunten Vierpass auf weissem Grunde.

Das ganze lag auf einer dicken Schichte von Ziegelbeton, unter welcher sich ein etwa 2 m tiefes, mit Sand gefülltes Loch öffnete. Weitere Nachgrabungen förderten Knochen von menschlichen Leichen, Trümmer von Thongeschirr und Dachziegel zu Tage, so dass man an eine gewaltsame Zerstörung der Anlage in sehr früher Zeit denken muss. Von Fundamenten fand sich bisher keine Spur, wohl aber eine Fortsetzung der Betonschichte nach Norden hin.

Unweit von dieser Fundstätte, in der gleichfalls neu angelegten Richard-Wagnerstrasse kam bei einem Bau des Architekten Vohl unter Anderem ein Tuffsteinsarkophag zu Tage, dessen Inhalt schon früheren Schatzgräbern in die Hände gefallen war. Bei dieser Gelegenheit mochte auch die schwere 2,27 m lange und 0,70 m breite Inschriftplatte als Verschluss des Sarges ihre Stelle gefunden haben. Sie besteht aus hartem feinkörnigem Kalkstein und ist an der unteren linken Ecke und am unteren Rande abgebrochen. Bei der Abhebung brach sie auch noch mitten durch. Die sorgfältig ausgeführte, noch der guten Zeit angehörige Inschrift lautet:

D·BONE·MEMORIAE·M
PERPETVE·SECVRITATI ſ
ANTONIE GALENETI·ALBA
VS·LEONTIVS·ET·EVBSYCHI
FILI PIENTISSIMI ſ

Die Lücken in den Eigennamen sind als Albanius und Eupsychius leicht zu ergänzen. Die Dedicationsformel ist abgebrochen. Merkwürdig sind die langen bogenförmigen Füllungen am Schlusse der 2. und 5. Zeile. Zu beiden Seiten der Inschrift befanden sich vorn auf der Platte rechteckige Basreliefs mit zwei geflügelten Genien, welche die cartouchenartige Umrahmung der Inschrift hielten und jetzt bis auf geringe Spuren abgemeisselt erscheinen.

Das Mosaik, sowie der Inschriftstein sind dem Museum Wallraf-Richartz übergeben worden. Von den sonstigen an dieser Stelle gefundenen Alterthümern wurde noch ein grosser, wohl erhaltener Trinkbecher aus Terra sigillata mit Barbotine-Ranken und der weiss aufgemalten Inschrift BIBITE abgeliefert.

Von Erfolg gekrönt waren die Nachgrabungen, welche das städtische Tiefbauamt für das Museum auf einem Grundstück veranstaltet, das schon bei früheren Gelegenheiten sich als eine ergiebige Fundgrube römischer Alterthümer erwiesen hat, an der Fortsetzung der Moltkestrasse gegen den Brüsseler Platz, also nördlich von der Aachenerstrasse gelegen. In einer Tiefe von ungefähr 2 m kamen 5 Gagatnadeln von etwa 7 cm Länge mit runden und fassettirten Köpfen zu Tage, welche eine willkommene Bereicherung der hübschen Gagatsammlung des Museums bilden werden. Daneben fand sich eine kleine, einer Kuchenform ähnliche Schüssel aus feinem Silber mit Kanelluren, ein kleiner silberner Spiegel mit flachem, henkelartigem Bügel auf der Rückseite, ein bronzener Schlüsselgriff mit schöner Patina, eine kleine Kugelflasche aus Glas und eine Anzahl von Bronzen, welche zur Montirung eines Kästchens dienten, u. A. ein kleiner Schlüssel, der noch im Schloss steckt, ein aus zwei Delphinen geformter Henkel und einige Platten mit durchbrochenen Rändern. Einige Schritte davon stiess man auf ein schönes halbrundes, muschelartiges Becken aus Bronze von 0,2 m Dm. mit drei Kanelluren und auf einen Kugelbecher von seltener Grösse (0,145 m Dm.), aus grünlichem Glase mit zwei Reihen spitzer, divergirender Kniffe. Alle die genannten Gegenstände lagen mit Knochen vermischt neben den vermoderten Resten eines Holzsarges. 2 m tiefer kam ein Blei-

sarg zum Vorschein und neben demselben drei grosse Kugelflaschen mit langen, doppelhenkligen Hälsen und eingeschliffenen Bändern, zwei davon von tadelloser Erhaltung, ein grösserer Spiegel aus Weissmetall, eine Kugelflasche aus rothem, schwarz gefirnisstem Thon mit zierlichen weissen Ranken und der Inschrift AMO TE und zwei Trinkbecher aus demselben Material mit weissen Barbotine-Ornamenten und den Devisen IMPLE ME bez. TENE ME, die drei letztgenannten durch sorgfältige, elegante Arbeit ausgezeichnet. Ebenso glücklich war das Tiefbauamt bei seinen Nachgrabungen in der Weixerhofstrasse bei St. Severin, wo eine prächtig irisirende Phiole in der ungewöhnlichen Länge von 0,52 m und eine hervorragend schöne Schüssel aus farblosem Glase, mit reichen geschliffenen Verzierungen bedeckt, zu Tage gefördert wurden. Beide Stücke sind vorzüglich erhalten.

Das Museum Wallraf-Richartz verdankt dem städt. Tiefbauamte schon manchen werthvollen Fund. In letzter Zeit ist durch das Zusammenwirken beider Theile das Interesse an der Sache kräftig geweckt worden und so die Erwartung nicht unberechtigt, dass auch andere städtische Aemter, deren Aufgabe es ist die Tiefen der alten Colonia zu Nutz und Frommen der gegenwärtigen Geschlechter zu durchwühlen, sich dem guten Beispiele des Tiefbauamtes anschliessen werden.

---

3. Die antiken Thonlampen im Museum Wallraf-Richartz zu Köln.

Von

A. Kisa.

Die Abtheilung der römischen Alterthümer, bisher das Stiefkind der Museumsverwaltung, wird gegenwärtig einer durchgreifenden Neuordnung und Katalogisirung unterzogen, nach deren Beendigung die bedeutenderen Stücke zur öffentlichen Ausstellung gelangen werden. Bisher waren nur die Inschriftsteine, Architekturstücke und grösseren plastischen Arbeiten dem Publikum zugänglich und von Düntzer in seinem Katalog der römischen Alterthümer vorwiegend berücksichtigt worden. Diese Abtheilung hat inzwischen mancherlei Bereicherung erfahren, auch hat die Forschung manches Neue bezüglich der Lesart der Inschriften und der Deutung einzelner Bilderwerke ergeben, so dass auch diese einer neuen Katalogisirung bedürfen. Gegenwärtig werden die kleineren Arbeiten in Thon, Metall, Glas, Bein und anderen Materialien für die Ausstellung vorbereitet und katalogisirt. Ein Theil derselben füllte bisher in ungeordneter Weise aufgestellt einige Schränke und Vitrinen des oberen Kreuzganges, die meisten mussten erst aus den Depôts, aus vergessenen Schiebladen, aus dem Schutte der grossen Graburnen, ja selbst aus dem Keller hervorgezogen werden. Da ein Zuwachs-Inventar erst seit wenigen Jahren geführt wird, war es nur selten möglich, über Fundort und Erwerb der Gegenstände sichere Anhaltspunkte zu gewinnen. Verlässliche Notizen finden sich vom Jahre 1888 ab für die vom städt. Tiefbauamte ausgegrabenen und dem Museum überwiesenen Fundstücke; die übrigen tragen kein Inventarisationsvermerk und sind deshalb trotz des Verzeichnisses nicht mit Sicherheit bezüglich der Herkunft zu bestimmen. Erst der neue Director, Hofrath Aldenhoven hat hierin Wandel geschaffen. Es ist ihm gelungen, gerade die Abtheilung des antiken Kunstgewerbes mit sehr glücklichen Erwerbungen zu bereichern und das Museum von dem Vorwurfe zu befreien, der demselben früher mit Recht gemacht wurde, dass es für einen so wichtigen Abschnitt der Kölner Kunstgeschichte, wie es

die römische Periode ist, kein Verständniss zeige. Leider ist die Zeit, in welcher der Boden Kölns Denkmäler der antiken Cultur in einer diesseits der Alpen unerreichten Fülle spendete, unwiderruflich dahin — das Beste ist wohl für immer in's Ausland gewandert. Nun gilt es, wenigstens den Rest vor einem gleichen Schicksal zu bewahren und es nicht privaten Händen allein zu überlassen, der Heimath zu erhalten was die Heimath hervorgebracht hat.

Die zahlreichste Klasse unter den Arbeiten des antiken Kunstgewerbes bildet natürlich die Keramik. Sie zählt mit Inbegriff der Ziegelplatten, Wasserleitungsröhren und anderer Baubestandtheile aus Thon über 1600 Nummern. Manche Gruppe mag in Kölner Privatsammlungen besser und vollständiger vertreten sein als im Museum; es ist dies leicht erklärlich, da von einem planmässigen Sammeln unter den früheren Verhältnissen nicht die Rede sein konnte. Trotzdem ist das zufällig Erworbene beachtenswerth, da es in seiner Fülle von Typen und Dekorationsweisen die Form-Entwicklung der einfacheren antiken Hauswaare deutlich zum Ausdrucke bringt, abgesehen von einzelnen hervorragenden Luxusstücken. Es sei mir gestattet, aus dieser Klasse für diesmal eine in sich abgeschlossene Gruppe herauszugreifen und in ihren bedeutenderen Objekten vorzuführen, die der Thonlampen.

Das Museum nennt ca. 220 Thonlampen sein eigen, von welchen jedoch nur 79 Stück von grösserem archäologischem oder künstlerischem Interesse sind. Bei dieser kleinen Zahl will ich von einer Gruppirung des Stoffes nach dem Gegenstande der Reliefdarstellungen absehen und nur die einzelnen Formentypen zusammenfassen.

I. Lampen mit kreisrundem Oelbehälter, rundem in der Längsaxe rückwärts befestigtem Henkel und kurzer Schnauze, welche vorn sich verbreiternd in einem stumpfen Winkel abschliesst und sich in zwei Voluten an die Rundung anlegt.

1. Gelbbraun, mit der Figur des Harpokrates. Der Gott des Schweigens erscheint in Gestalt eines nackten Knaben, der den Zeigefinger der Rechten an die Lippen legt, in der Linken das Füllhorn, auf dem Haupte eine kleine ägyptische Königskrone trägt. Im Gegensinne ist dieser Typus in einem kleinen Broncefigürchen wiedergegeben, das vor Kurzem für das Museum erworben wurde. Bei P a s s e r i , Lucernae I. tab. 1, findet man eine Lampe mit der Halbfigur des Harpokrates.

2. Weiss mit gelbem Firniss. Im Rund eine Mercurbüste, im

Profil nach rechts gewandt, mit Caduceus und Petasus. Das Relief ist sehr abgestumpft. Aehnlich Passeri III. tab. 97.

3. Weiss mit rothgelbem Firniss. Ein auf das rechte Knie gesunkener Gladiator (nach rechts gewandt) stützt den Ellenbogen des linken Armes auf das linke erhobene Knie und scheint gesenkten Hauptes den Todesstreich seines siegreichen Gegners zu erwarten, der auf dem Relief fortgefallen ist. Die Tracht ist bei der Flauheit des Abdruckes unkenntlich, doch ist die Darstellung offenbar mit jener bei Dütschke (B. Jahrb. LXI, Nr. 115, Lampe der Sammlung Herstatt) identisch. Dieselbe Figur finden wir auf Nr. 11, wo sie durch das Riemenwerk der Unterarme deutlich als Faustkämpfer gekennzeichnet wird. — P. J. Meyer erwähnt in der Westd. Z. f. G. u. K. I (1882) p. 173 gleiche Exemplare in Trier.

4. Weiss, mit schönem rothgelbem Firniss. Ein nach links galoppirender Pegasus mit erhobenen Flügeln. Unterseite und Schnauze beschädigt. Gefunden in der grossen Sandkaul zu Köln bei den Kanalarbeiten des städt. Tiefbauamtes im Sommer 1890. Die gut bewegte Darstellung findet sich im Gegensinne bei Beger, Lucernae II, 16. Dasselbe Motiv bei Passeri I, 80, Kenner, d. antiken Thonlampen 136, O. Jahn, Alterthümer aus Vindonissa, tab. 4, Ant. di Ercolano VIII, 22, 4, Dütschke, B. Jahrb. 61. Nr. 49.

5. Weiss, mit glänzendem, gelbbraunem Firniss. Zu beiden Seiten des Eingussloches zwei gegen einander gekehrte Delphine mit hochgeschwungenen Schwänzen. Vgl. Kenner 174, Dütschke, B. Jahrb. 61, Nr. 45, Düntzer, ibd. 35, 44 u. A. Bei Passeri III, tab. 86 dieselbe Darstellung, doch mit einem Dreizack in der Mitte.

6. Weiss mit gelbem Firniss. Ein Kranich, stehend und sich mit dem Schnabel das Gefieder putzend. Gut erhaltenes Exemplar mit scharfer Prägung. Die Darstellung gehört zu den selteneren.

7. Weiss mit gelbem Firniss. Ein nach links gewandtes Schiff — anscheinend zehnrudrig — mit aufrechtstehendem Mast, an welchem das Segel wagerecht aufgerefft ist. Dieselbe Darstellung bei Dütschke, B. Jahrb. 61, Nr. 84, auf einer Lampe der Sammlung Herstatt in Köln (früher bei Merlo) und Nr. 123 bei Wolff. Auf Nr. 151 derselben Sammlung trägt das Schiff eine männliche Gestalt. Aehnliches bei O. Jahn, Vindonissa, tab. 3. Das Schiff gilt auf Sepulkrallampen als Symbol des Einlaufens in den Hafen der Ruhe.

8. Weiss mit rothem Firniss. Das schlecht ausgeprägte Relief

zeigt einen einfachen prismatischen Altar, der oben und unten gegliedert ist. Auf demselben befinden sich runde Früchte, seitwärts vielleicht ein Feston. Opferaltäre und Opferscenen gehören auf Lampen zu den beliebtesten Darstellungen. Vgl. Kenner 195 bis 197, O. Jahn a. a. O. tab. 2 und 3, Passeri III, 54, 58, 60, Beger I, 13, 14, 15. Häufig sind zu beiden Seiten des Altares Cypressen angebracht, wie bei Dütschke a. a. O. Nr. 86. Bei Darstellungen der Inferiae finden sich zumeist Flammen auf dem Altare.

9, 10. Weiss, mit rothem bezw. rothgelbem Firniss. Zu beiden Seiten des Eingussloches zwei Cypressen. Dieselben sind bis unten belaubt, so dass vom Stamme nichts sichtbar wird und nähern sich so der Keulenform. Dass wir jedoch nicht an Keulen, sondern an die mit dem Todtenkult in Verbindung stehenden Cypressen zu denken haben, lehrt der Vergleich mit den bei Nr. 8. citirten Darstellungen.

11. Weiss mit rothem Firniss. Im Rund über dem Eingussloch die Halbfigur des Bacchus in Vorderansicht, das Haupt mit dem Blätterkranze geschmückt, in der Rechten den Thyrsus. Links springt hinter der Schulter des Gottes ein kleiner Panther hervor. Gefunden zu Köln 1889.

II. Lampen von gleichem Typus, jedoch ohne Henkel. Solche wurden nicht in der Hand getragen, sondern auf Ständern oder in Laternen aufgestellt.

12. Grosse Lampe aus weissem ungefirnisstem Thon mit zwei Faustkämpfern in scharfem Relief. Beide sind nackt bis auf den Lendenschurz und die Riemen um Faust und Unterarm, die Hymantes. Der eine zur Rechten ist bereits überwunden. Er kniet in derselben Stellung wie die Figur auf Nr. 3 und erwartet den tödtlichen Schlag des Siegers, der hinter ihm stehend mit der Linken seinen Nacken fasst und mit der Rechten nach dem Kopfe des Ueberwundenen ausholt. Eine ähnliche Darstellung findet sich auf dem grossen Relief vom sog. Grabmal des Scaurus in Pompeii. Vgl. Guhl und Koner, Leben d. Gr. u. R. 696. Die Lampe wurde in Köln gefunden und im September 1890 für das Museum erworben.

13. Weiss mit schwarzem Firniss. Ein nach links ausfallender Gladiator mit Beinschienen und der Sica, dem kurzen, sichelförmig gekrümmten Messer in der Linken, also ein Thrax. Hinter dem Messer hält er den kleinen viereckigen Schild, die Rechte ist vor-

gestreckt. Die Bewegung ist lebendig, die Einzelheiten jedoch wenig ausgeprägt. P. J. Meier beschreibt das Exemplar in der Westd. Zeitschr. I (1882), p. 70 zugleich mit identischen Lampen des Berliner und Trierer Museums. Die Vertauschung von Rechts und Links ist auf Lampen nicht selten. Da römische Schriftsteller wiederholt von linksfechtenden Gladiatoren berichten (vgl. die bez. Stellen bei J. P. Meier a. a. O. p. 168), mag jene Vertauschung in vielen Fällen eine beabsichtigte sein. Andererseits können wir bei Darstellungen wie auf dem Trimyxos bei Urlichs, B. Jahrb. IV, 189 — dessen Echtheit freilich von Wieseler und Janssen geleugnet wird — wo der Bildhauer den Hammer mit der Linken führt, auf der Herstatt'schen Lampe (Dütschke 128) mit dem Wagenlenker, welcher die Peitsche in der Linken schwingt, auf der Lampe bei Passeri tab. 37, wo die Braut dem Bräutigam die Linke reicht, doch nur ein Versehen des Modelleurs annehmen.

14. Weiss mit gelbbraunem Firniss. Hercules in ganzer Figur, etwas nach rechts gewandt, über dem linken Arm die Löwenhaut, in der Hand den Bogen haltend, die Rechte auf die Keule gestützt. Aehnlich Passeri II, 2. — Die Lampe wurde am 23. Dez. 1826 im bischöflichen Garten zu Köln gefunden.

15. Weiss mit rothem Firniss. Im stark vertieften Discus Amor als Todesgott in Hochrelief, ganze Figur in Vorderansicht. Der Kopf leicht nach links gesenkt, der linke Arm auf einen Baumstrunk gestützt, in der Hand einen Bogen. Mit der gesenkten Rechten verlöscht er die Fackel. Das Relief ist gut ausgeprägt bis auf den Kopf. Gefunden zu Köln, erworben Mai 1892.

III. Lampen mit kreisrundem Oelbehälter, rundem, rückwärts in der Längenaxe aufsitzenden Henkel und schmaler, vorne abgerundeter Schnauze, welche in leichtem Bogen in den Lampenkörper übergeht. Am Ansatze derselben zwei kleine Voluten.

16. Weiss mit hellrothem Firniss. Ein nach links springender Löwe mit erhobenen Vorderfüssen und S-förmig emporgeringeltem Schweife. Dieselbe Darstellung bei Dütschke a. a. O. 114 (Sammlung Herstatt) und bei Jahn, Vindonissa, tab. 4, 8. Im Gegensinne bei Dütschke Nr. 93, Kenner Nr. 140, 141. Auf der Unterseite der erhabene Stempel V (oder Λ. Vgl. Kenner, p. 22, not. 3). Die zierliche und gut erhaltene Lampe wurde im Sommer 1889 in der Mohrenstrasse zu Köln gefunden.

17. Weiss mit rothgelbem Firniss. Ein nach rechts schreiten-

der Widder, wie bei Passeri III, 97, Kenner 168. Aehnlich ibd. 167. Dütschke 76 führt eine Lampe mit einem nach rechts schreitenden Schafe aus der Sammlung Herstatt an, welche er für christlich hält, ebenso wie das auf der Rückseite dieser Lampe befindliche Fabrikzeichen I. Dasselbe kommt jedoch auch auf entschieden heidnischen Lampen, wie z. B. der Athenalampe derselben Sammlung Nr. 68 vor. Wahrscheinlich ist auch auf jener von Dütschke beschriebenen Lampe ein Widder, das Merkur geweihte Thier, dargestellt. Die Rückseite unserer Lampe trägt das erhabene Fabrikzeichen M, das sich auch auf einer Lampe mit Blüthenkranz im Bonner Provinzialmuseum (Klein, B. Jahrb. 88, Nr. 57) und auf einer Lampe mit Gladiator bei Herstatt (Dütschke Nr. 118) findet.

18. Gelb mit Orange-Firniss. Darstellung eines Kinder-Coitus. Die spätere Kunst liebte es, Eroten in den verschiedensten Handlungen und Situationen Erwachsener auftreten zu lassen. So sehen wir bei Passeri III, 10 Eroten auf der Tigerjagd, III, 32 auf einer Biga, III, 52 das Opferfeuer hütend. Noch häufiger treten sie als Genien der Götter mit deren Attributen auf. Auf I, 46 derselben Sammlung finden wir einen Eroten als Neptun, 87 als Apollo, 67 mit den Attributen der Minerva, 82 der Euterpe, II, 10 und 11 als Hercules, 4 als Bacchanten. Andere derartige Beispiele bei Kenner 37—57. Ebenso beliebt sind sie als Jäger, Kämpfer, Bacchanten, Gärtner etc. auf pompejanischen Wandbildern, auf Sarkophagen und Schüsseln von Terra sigillata. Am nächsten lag es wohl, sie auf den Mythus von Amor und Psyche anzuwenden. Vgl. O. Jahn, Archäol. Beiträge 93 ff. Auch in unserem Falle sind die beiden Kindergestalten so zu deuten, obwohl sich an ihnen bei der Flauheit des Reliefs keine Flügel erkennen lassen, die übrigens in der späteren Kunst kein unumgänglich nothwendiges Attribut sind. Dieselbe Darstellung findet sich auf einer Lampe des Bonner Provinzialmuseums und bei Herstatt in Köln, Dütschke Nr. 158.

19. Weiss mit rothgelbem Firniss. Um das Eingussloch legt sich ein Kranz von Früchten (Aepfel, Mohn und Aehren) mit flatterndern Bändern, den Rand schmückt ein vertieftes Herzornament mit nach aussen gekehrten Spitzen. Die wohl erhaltene Lampe wurde in Köln gefunden und im April 1890 für das Museum erworben.

IV. Dem vorigen gleicher Typus, doch ohne Henkel.

20. Weiss mit gelbbrauner Glasur. Ein Fuchs im Cucullus (dem Kapuzenmantel) streckt die Leimruthe nach einem Raben aus, der auf einem Baume hinter einem Gehege sitzt. Unten ist das Erdreich angedeutet. Dieselbe Darstellung veröffentlicht O. Jahn, Vindonissa, tab. 4, 9. — Gefunden in Köln, erworben April 1890.

V. Kreisrunde Lampen mit kurzer, vorn abgerundeter Schnauze ohne Verzierung und rundem, rückwärts in der Längsaxe aufsitzendem Henkel. Ohne figürlichen Schmuck.

21. Weisslich gelb mit Resten von rothem Firniss. Die Abschrägung nach der Mitte zu ist mit einem Bande von feinen radiären Strichen, der Rand mit einem vertieften Eierstabornamente verziert. Auf der Unterseite liest man den erhabenen Stempel SAECVL. Fröhner 1858, Schuermans 4886, Kenner 301, Steiner III, 162. Derselbe ist bisher nur auf Lampen gallischen Fundortes nachgewiesen (bei der Wiener Lampe ist die Herkunft unbekannt). Die Ansicht von Birch (history of ancient pottery p. 522, wo der Stempel auch abgebildet ist), dass SAECVL gleich SAECVLARES sei, also keinen Fabrikstempel darstelle, sondern auf die Saecularspiele Bezug habe, bedarf noch eines Beweises. Auf Kaisermünzen, welche zu Ehren von Saecularfesten geschlagen wurden, findet sich das Wort ausgeschrieben, meist mit Beifügung des Namens des Veranstalters oder die Form Saeculum novum.

22. Röthlichweiss mit Resten von rothem Firniss. Am Rande schönes Weinrankenwerk in Relief; die Lampe gleicht vollständig der bei Passeri III, 103 abgebildeten mit Hinweglassung der von 2 Panthern umgebenen Vase am Ansatze der Schnauze. Auf der Unterseite der vertiefte Stempel CANAI · /\/ durch ein eingebrochenes Loch verstümmelt. Zu lesen ist CANAI · M. Schuermans 1032, 1033, Fröhner 539, B. Jahrb. IX 28. Der Stempel dürfte nach dem Fundorte der bisher bekannten Stücke zu urtheilen einer gallischen Werkstätte angehören.

23. Gelblichweiss mit Resten von rothem Firniss. Die Vertiefung mit radiärer gewundener Kanellirung, am Rande schlecht ausgeprägter Eierstab. Stempel INGEFEC (?), vertieft. Ein Stempel OF · INGE aus Tongern stammend bei Schuermans 2648. Wahrscheinlich ist Ingeminus zu lesen.

24. Gelblich mit Resten von rothem Firniss. Die Abschrägung nach dem Eingussloche zu ist radiär gestrichelt. Auf der Unterseite der vertiefte Stempel IMAN, am Schlusse ein undeutlicher Buchstabe.

Vgl. Fröhner 1187 „IMANI" und Schuermans 2628—2631. Gallischen Ursprunges.

25. Gelblichweiss mit Resten von rothem Firniss. Zu beiden Seiten der Eingussöffnung zwei Palmzweige in Relief. Am Boden der vertiefte, bisher unedirte Stempel CIVLINICEN, darunter ein senkrechter Strich, wie bei Nr. 15. Dütschke a. a. O., 67 not. ist geneigt, den Strich der bekannten Werkstätte des Fortis zuzuweisen, weil er sich häufig gerade unter diesem Namen gefunden hat. Seine Vermuthung erweist sich nun als hinfällig. Der senkrechte Strich ist nicht das Zeichen einer einzelnen Fabrik — dazu ist er auch zu wenig charakteristisch —, sondern wohl eine Arbeitsmarke oder ein Qualitätszeichen von allgemeiner Geltung. Schuermans 2785 führt nach Birch 406 einen Lampenstempel C·IVLI·NICI an, welcher mit unserem wohl identisch ist.

26. Gelblichweiss mit Resten von rothem Firniss. Das Eingussloch erscheint von den leicht gekrümmten Armen einer Zange eingefasst. Wahrscheinlich ist hier eine Zange zum Ausziehen des Dochtes wiedergegeben.

VI. Verwandt dem vorigen Typus sind:

27. Grosse Lampe aus weissem, gelblichbraun gefirnisstem Thon mit ganz kurzer abgerundeter Schnauze. Von dem kreisförmigen Körper ist rückwärts ein Segment nahezu gradlinig abgeschnitten. Ohne Henkel.

28. Rothgelb mit schwarzem Firniss. Der kreisförmige Oelbehälter hat einen rund nach innen gebogenen Rand und ist oben offen. Vom Boden ragt ein kurzes, oben und unten offenes Röhrchen empor, welches wahrscheinlich zum Aufstecken der Lampe auf den Stab eines Lampengestelles diente. Die Dochtöffnung der Schnauze ist sehr breit. Ohne Henkel. Derartige Lampen finden sich auch mit oben geschlossenem Röhrchen, so bei Stetfeld in Köln.

VII. Lampen mit rundem Oelbehälter, langer vorn abgerundeter Schnauze und rundem rückwärts in der Längsaxe aufsitzendem Henkel. Der Raum um die Füllöffnung ist mit einem kreisrunden Stege umgeben, an welchem sich beiderseits bis an den Rand kleine öhrartige Zapfen anlegen. Ursprünglich zum Aufhängen der Lampen bestimmt, sind sie hier zu einem bedeutungslosen Ornament verflacht. Die Schnauze zeigt eine bis gegen die Dochtöffnung reichende Rinne und fällt dachartig ab. Vgl. Kenner, Fig. 16.

29, 30. Weiss mit gelbem bez. rothem Firniss. In der Mitte eine

komische Maske. Solche Masken hatten gleich den Medusen-, Pans- und Löwenmasken eine amuletartige Bedeutung und schützten durch das ἄτοπον vor bösem Zauber, was ihre häufige Verwendung erklärt. Vgl. O. Jahn, Vindonissa p. 107. — Die beiden Lampen tragen den bekannten erhobenen Stempel FORTIS Fröhner 1116 ff., Schuermans 2275, Klein, B. Jahrb. 88 Nr. 39 ff. Lampen dieses Typus scheinen in der genannten — gleichfalls gallischen — Werkstätte besonders beliebt gewesen zu sein. Sie sind entweder mit Masken verschiedener Art dekorirt oder glatt. Mit den unseren identisch Kenner 219, O. Jahn a. a. O. tab. III, 7.

31. Weiss mit rothem Firniss. Den obigen gleich. Auch diese Lampe ist mit einem am Rhein sehr häufig vorkommenden Stempel gezeichnet: EVCARPI. Ein Töpfer Eucarpus arbeitete zu Xanten. Vgl. Kamp, p. 8, Fröhner 1057, Schuermans 2119, Klein, B. Jahrb. 88, 35. Im Wiener Antikenkabinet ist der Name nur einmal vertreten, Kenner 350. Identische Exemplare bei Dütschke 104, 149.

32. Weiss mit Orangefirniss. Oben eine komische Maske, unten der unbekannte Stempel P P·S·F.

33, 34. Ebenso. Die eine mit unleserlichem, die andere ohne Stempel.

35. Weiss mit rothem Firniss. Die ganze Fläche innerhalb des Kreises nimmt eine tragische Maske von stark abgestumpften Formen ein, mit grosser vorstehender Nase und offenem rundem Munde, welcher als Eingussloch dient. Auf ähnliche Weise ist eine Lampe bei Dütschke 124 und eine andere bei Kenner 221 — mit dem Stempel FORTIS — dekorirt.

36, 37. Weiss mit rothem, bez. schwarzem Firniss. Beide ohne Dekoration und mit dem Stempel FORTIS versehen.

38—40. Roth, die eine schwarz gefirnisst, ohne Dekoration. Stempel EVCARPI bez. EVCARP. Auf Nr. 38 befindet sich unter dem Namen des Töpfers ein I, wohl gleichfalls wie der unter Nr. 15 und 23 angeführte senkrechte Strich eine Qualitätsmarke.

41, 42. Kleine Lampen aus rothgelbem Thon, ohne Dekoration, mit dem erhabenen Stempel ATIMETI, einmal mit einem Punkte oberhalb und einem S unterhalb. Derselbe scheint nach seiner weiten Verbreitung zu schliessen einer italischen Werkstätte anzugehören. Vgl. Fröhner 190—194, Schuermans 582. In den Annali 1850, p. 132 findet sich die Bemerkung, dass Lampen dieser

Fabrik feiner Sorte und mit schönen Bildern verziert seien. Klein a. a. O. Nr. 4 kennt den Stempel mit einem S darunter. Dieser Buchstabe, wie der Punkt oberhalb dürften gleichfalls Arbeitsmarken sein.

43. Kleine Lampe aus gelblichweissem Thon mit gelbbraunem Firniss, ohne Dekoration, mit dem erhabenen Stempel CAHTO
• F
Kamp hat denselben in seinen epigr. Antik. p. 4, Nr. 21 richtig gelesen im Gegensatze zu Klein a. a. O. Nr. 14, welcher CARTO annimmt. Die Schrift ist vollkommen klar ausgeprägt. Vergl. auch Merlo, B. Jahrb. 72, Nr. 8. Den gleichen Töpfernamen geben Fröhner 541 und Schuermans 964 aus Neuwied.

44. Kleine Lampe aus gelblichem Thon mit gelbem Firniss. Unten der erhabene Stempel ATTILLVS. Der wagerechte Strich des zweiten L ist viel kürzer als der des ersten. Vgl. Schuermans 612, Fröhner 205—6, Klein 7.

45. Lampe aus weissem Thon mit Resten von gelbem Firniss. Im Boden der vertiefte Stempel NNAELVCI für ANNAELVCI. Vgl. Kenner Nr. 14, Birch p. 605.

46. Lampe aus rothem Thon. Dieselbe unterscheidet sich im Typus von den vorhergehenden dadurch, dass der kreisrunde Steg, welcher die Füllöffnung umgibt, sich gegen die Schnauze zu öffnet und über letztere in paralleler Richtung hinübergehend das Dochtloch einschliesst. Vgl. Passeri, proleg. Fig. 3. Am Boden in der Längenachse der linksläufige unedirte Stempel SVΓ) VS
F. Die Buchstaben sind erhaben, während der sie durchschneidende Bogen in den noch weichen Thon eingekratzt wurde.

VIII. Lampen von gleichem Typus, doch ohne Handhabe.

47. Grosse Lampe, hellroth, am Boden der erhabene Stempel STROBILI. Derselbe ist einer der weitest verbreiteten. v. Cohausen sucht den Sitz dieser Fabrik in der unteren Maingegend, wo noch jetzt eine alte Töpferfamilie den Namen Strobel trage. Vgl. Schaaffhausen, B. Jahrb. 88, p. 140, Kenner 375, 376, Klein 75, 76, Schuermans 5304, Fröhner 2026. Die Lampe wurde August 1883 in Köln am Severinsthor gefunden.

48. Braunroth, mit drei öhrartigen Ansätzen an dem Stege. Am Boden der Stempel ALBINVS. Vgl. Schuermans 194, Fröhner 60, B. Jahrb. 35, 46.

IX. Kreisrunde Lampen mit zwei Schnauzen und einem rückwärts in der Längsachse ansitzendem Henkel, dem oben als Handhabe ein dreieckiges Blatt aufgelegt ist. Die Schnauzen schliessen sich bei Nr. 49, 50 mittels zweier Voluten an den Lampenkörper an, bei Nr. 51 sind dieselben wie bei den Lampen vom Typus VII behandelt.

49. Grosse zweischnauzige Lampe aus hellrothem Thon, mit zwei Ringen um das Dochtloch.

50. Rother Thon mit fleckigem braunem Firniss. Das aufgelegte Blatt am Henkel ist mit vertieften Rippen versehen.

51. Rother Thon, am Boden von drei Kreisen eingeschlossen der Stempel SOllVS F, lies Sollus fecit. In den Rheingegenden und im östlichen Frankreich vorkommend. Schuermans 5289, Fröhner 2017.

X. Lampen, deren Oelbehälter ohne Trennung allmählich in die Schnauze übergeht, sog. Schiffchenform (navicellae), meist der christlichen Spätzeit angehörig und von minder guter Ausführung. Den unter VII angeführten steht am nächsten

52. Grosse Lampe aus röthlichgelbem Thon mit Resten von rothem Firniss. Die obere Seite ist flach und durch einen dem Rande parallel laufenden Steg mit zwei (den Schnauzenansatz markirenden) Zapfen verziert. Vor dem Henkel ragt senkrecht eine Handhabe empor, welche den Stiel eines jetzt abgebrochenen Blattes darstellt. Unten ein Fussring, darin der vertiefte Stempel C. Klein 8, Schuermans 916.

53. Grosse Lampe aus gelbem Thon mit rothem Firniss. Die Mitte mit zwei Eingusslöchern muldenförmig vertieft und von Ringen umgeben. Zwischen den Eingusslöchern befindet sich in der Längsaxe aufsitzend der Henkel. An dem der Schnauze entgegengesetzten Ende ein modernes bärtiges Maskaron.

54. Christliche Lampe aus grobem rothem Thon; in der Mitte ein Lamm, nach rechts schreitend, ringsum ein Band mit derber Strichelung. Anstatt des Henkels ist eine zapfenartige Handhabe rückwärts in der Längsaxe angebracht. Unten ein Fussring, der mit der Handhabe durch einen Steg verbunden ist. Darin der Stempel ͱ.

55. Aehnliche Lampe aus feinerem rothem Thon. Das Lamm schreitet hier nach links. Die Handhabe gelocht. Der Stempel Λ ist wohl identisch mit dem vorigen; auch die Arbeit weist auf dieselbe Fabrik hin. Vgl. Kenner, p. 22 not. 3.

56. Grosse Lampe aus gelbem Thon, mit abgerundeten Kanten.

Das in einer runden Vertiefung angebrachte Eingussloch ist radiär kanellirt, ringsum ein vertiefter Kreis und ein in zwei Hälften zerlegtes, eingefasstes Strichelband. Zapfenartige Handhabe. Auf der Unterseite umgiebt eine vertiefte kreisförmige Linie den Fuss, welche sich in zwei Parallelen gegen die Handhabe fortsetzt, ohne dieselbe jedoch zu berühren. Zwischen die Parallelen schiebt sich eine dritte, kürzere ein. Vgl. Kraus, Realencycl. d. christl. Alterthümer II, Fig. 115.

57. Gelb mit Resten von rothem Firniss, oben abgeflacht. In der Mitte eine gut gebildete komische Maske, am Rande ein vertieftes eierstabartiges Ornament. Der beschädigte Henkel scheint zapfenförmig und ungelocht gewesen zu sein. Die Unterseite wie bei Nr. 56. — Ueber die Maske vgl. Nr. 29, 30.

58. Grosse Lampe aus weissem Thon mit Resten von gelbem Firniss. Das Eingussloch befindet sich in einer muldenförmigen, von Kreislinien eingefassten Vertiefung, an welche rückwärts quer die halbrunde gelochte Handhabe ansetzt. Vgl. d. Abb. bei Passeri, proleg. Fig. 1. — Auf der Unterseite in blattförmiger Umrahmung der bisher unedirte Stempel AGAVSVS, oben und unten von einem kleinen Kreise begleitet.

59. Grosse christliche Lampe aus rothem Thon, oben flach, mit zapfenartiger Handhabe und breiter (abgebrochener) Schnauze. Im vertieften Mittelfelde steht Christus, umgeben von einer kreisförmigen Mandorla, unbärtig, in langem Gewande, das Haupt mit dem Nimbus versehen, in der Linken das Stabkreuz, die Rechte zum Segnen erhoben. Den unteren Rand der Mandorla halten zwei fliegende Engel; rechts und links befinden sich zwei Eingusslöcher, darüber im Bogen die Symbole der vier Evangelisten. Zwischen den Symbolen Johannis und Matthäi ragt in die Mandorla die segnende Hand Gott Vaters hinein, die erhobene Rechte Christi berührend. Unterhalb der Engel stehen zwei männliche Gestalten in kurzer Tunica, von denen die eine mit erhobener Rechten auf Christus hinweist. Den äusseren Rand belebt ein Ornament aus aneinandergereihten Kreisen und Quadraten, welche theils mit dem Monogramm Christi, theils mit Rosetten gefüllt sind. Die Unterseite der Lampe ist mit einem Fussringe versehen, welcher mit dem Kamme der Handhabe durch einen Steg verbunden ist. Innerhalb des Fussringes ist ein vertiefter Doppelkreis angebracht.

Der rohe und hässliche Typus der Gestalten, besonders der

des unbärtigen Christus, sowie die Art des Reliefs weisen auf die Zeit des tiefsten Verfalles der antiken Kunst hin. Die Köpfe, Arme und Füsse erscheinen flach erhaben, Augen, Nase und Mund durch rohe vertiefte Linien angedeutet, die Gewänder in senkrechte parallele Stege aufgelöst — ein Reliefstil, wie er z. B. auf den Münzen Valentinians III. ausgeprägt ist. Bei der Deutung der Darstellung könnte man zwischen der Auferstehung und der Himmelfahrt schwanken. Das Kreuz in der Hand Christi verleitet an erstere zu denken, doch fehlt jede Andeutung des Grabes, abgesehen davon, dass die beiden Männer unterhalb des triumphirenden Erlösers durchaus nicht als Wächter, als Soldaten gekennzeichnet sind. Wir müssen uns daher für die Himmelfahrt entscheiden, welche hier — wie auch die Auferstehung und Verklärung in der altchristlichen Kunst überhaupt — durch Idealisirung des biblischen Vorganges zu einer Triumphdarstellung Christi und seiner Lehre verallgemeinert wird. Daher die Anwesenheit der vier Evangelisten in ihren Symbolen und das Kreuz in der Linken des Erlösers. Auf die Himmelfahrt direkt deutet die Hand Gott Vaters, der den Sohn wieder in den Himmel aufnimmt und die Gestalten der beiden Jünger. Dieser Typus der Himmelfahrt erscheint noch in der Kunst des frühen Mittelalters, so z. B. im Wyssehrader Evangelienbuche des 11. Jahrhs. Vgl. Beissel, Des heil. Bernward Evangelienbuch p. 20. Aehnliche, wenn auch einfachere Darstellungen sind auf Lampen altchristlicher Zeit mehrfach aufgefunden worden. So zeigt eine auf dem Palatin entdeckte Lampe des 5. oder 6. Jahrhunderts Christus mit der Aureola, ein Stabkreuz in der Hand, von Engeln angebetet; zu seinen Füssen liegen Löwe, Schlange, Basilisk und Drache. Vgl. Kraus a. a. O. II, 271. Verwandt ist auch die daselbst Fig. 118 abgebildete Lampe mit Christus in kurzer Tunika, von zwei Engeln begleitet, zu seinen Füssen zwei Löwen. Das aus Kreisen und Quadraten zusammengesetzte Randornament findet sich bei letzterer sowohl, wie bei einigen von Kenner 447 ff. und Dütschke a. a. O. 78 erwähnten Lampen. Wenn Dütschke diese Verzierungsart jedoch auf fränkische Metallotechnik zurückführt, so möchte ich dem nur bedingt beipflichten und auf die kreisförmigen und quadratischen Verzierungen hinweisen, welche sich ganz allgemein auf den Gewändern spätrömischer und byzantinischer Zeit, vor Allem aber auf den Textilfunden von Achmim, den koptischen Geweben vorfinden. Allerdings sehen die auf Lampen aufgelegten kleinen

Quadrate, Dreiecke und Rundscheiben mit ihren geometrischen linearen Füllungen wie eine Nachbildung von Metallblättchen mit Filigranschmuck aus, ursprünglich gehört diese Verzierungsart jedoch der Textilkunst an, von welcher sie dann auf das Mosaik, in die Goldschmiedekunst und selbst in die Keramik übernommen wurde. Der Fundort der Lampe ist unbekannt. Jedenfalls stammt sie aus Italien und gehört dem 5.—6. Jahrh. an. Sie wurde im Mai 1891 erworben.

XI. Lampen mit sog. Warzenschmuck, von verschiedenen Formen.

60—64. Lampen aus weissem Thon, rundlich, allmählich in die kurze Schnauze übergehend, die eine sehr grosse Dochtöffnung hat. Um die kreisrund vertiefte Eingussstelle ist ein 3—4facher Kranz von kleinen Perlen oder Warzen gelagert. Die Handhabe ist zapfenförmig und an beiden Seiten mit runden Vertiefungen für die Finger versehen, ohne durchbrochen zu sein. Zwei dieser Lampen haben am Boden den Stempel AS, eine einen kleinen eingeritzten Palmzweig. Vgl. Kenner 452, Dütschke 122. Der Zweig ist hier Fabrikmarke und nicht Verzierung, wie dies anderwärts der Fall sein mag, wo er die ganze Fläche innerhalb des Fussringes ausfüllt und sorgfältig ausgeführt ist. Bei unserer Lampe ist er klein und nichts weniger als ornamental durchgebildet. So findet er sich auch auf einer Ziegelplatte des Museums flüchtig eingeritzt.

65. Hellroth, von länglich runder Form. Die grossen, auf der Ober- und Unterseite dicht aneinandergereihten beerenartigen Warzen geben der Lampe die Gestalt einer Weintraube. Die Schnauze ist ziemlich lang, vorn abgerundet und mit zwei Dochtlöchern versehen, welche mit einem kantigen, rechtwinklig gebrochenen Stege wie bei Nr. 46 eingefasst werden. Der ringförmige Henkel sitzt in der Längsachse mitten auf dem Obertheile auf. Die Aussenkante desselben ist mit einem eingeritzten Lorbeerzweige verziert. Hinter ihm das Eingussloch. Rückwärts geht die Lampe in einen kleinen spitzen Zapfen aus. Das vorzüglich erhaltene Exemplar wurde im Frühjahr 1890 in Köln gefunden.

66. Grosse Lampe aus gelbem Thon mit glänzendem rothbraunem Firniss. Der runde Oelbehälter geht in eine lange, nach vorn sich verbreiternde und geradlinig abschliessende Schnauze aus, der Henkel ist vierfach gerieft. Um das muldenförmig vertiefte Eingussloch legen sich zwei flache Ringe und ein aus einer dreifachen Warzenreihe gebildeter Kranz, dessen Schleife über die Schnauze bis zur Dochtöffnung hinabhängt. Die Unterseite ist ausserhalb des

Fussringes mit dicht aneinandergereihten Warzen bedeckt. An der linken Seite befindet sich ein flossenartiger Ansatz. Das Ganze ähnelt einer Scholle, wobei das Eingussloch das Auge, die scharf abgeschnittene Schnauze die Schwanzflosse darstellt. Die Fischform ist altchristlichen Lampen eigenthümlich, mit Beziehung auf die symbolische Bedeutung des Namens ἰχθύς. Noch deutlicher findet sich dieselbe bei Nr. 73 ausgeprägt.

XII. Lampen in Schiffchenform, der Obertheil nach dem Eingussloche zu schräg ansteigend, dieses, Schnauze und Dochtöffnung mit einem Stege umgeben, mit ringförmigem Henkel.

67—71. Vier dieser Lampen sind aus schwarzgrauem Thon geformt und zeigen Spuren einer modernen Vergoldung durch Blattgold. Eine besteht aus weissem, rothgelb gefirnisstem Thon und trägt auf dem Boden den vertieften Stempel M in doppelkreisförmiger Umrahmung. Vgl. Dütschke Nr. 118, Klein, B. Jahrb. 88 Nr. 57, Passeri III, tab. 100.

XIII. Lampen von ähnlichem Typus. Der Obertheil hoch gewölbt, mit radiär gegen den Einguss zulaufenden Rippen. Altchristlich. Hervorzuheben ist

72. ein zierliches Lämpchen von 0,045 m Länge, aus weissem, hellroth gefirnisstem Thon, wahrscheinlich ein Kinderspielzeug.

XIV. Lampen in Phantasieformen.

73. Lampe aus gelblichweissem Thon in Gestalt eines Fisches, ähnlich Nr. 66. Der runde, oben leicht eingebuchtete Kopf bildet den Oelbehälter und ist rückwärts spitz aufgebogen und gelocht. Die breite Schwanzflosse dient als Schnauze und ist am Ansatze mit einem Ornamente verziert, das zwei von einander abgekehrten Schwanenköpfen gleicht. Auf dem Boden der vertiefte Stempel C·OPPI·RES. Eine Broncelampe, bei der umgekehrt die erhobene Schwanzflosse als Einguss dient, während das Kopfende die Dochtöffnung enthält, beschreibt Dütschke unter Nr. 108. Der Stempel kommt häufig vor und scheint einer italischen Fabrik anzugehören. Kenner führt ihn unter den Varianten C·OPPI·RES, COPPIRES, COPPI·RES 10 mal an. Daneben erscheint bei Passeri, Birch u. A. COPREST, C·OPPIRE, C·OP·REST, C·OPPI·REST· und unsere Lesart. Schuermans kennt die letztere und COPPI·RES. Vgl. auch Steiner IV, 695 und Lersch, B. Jahrb. VIII, 162. Auch der blosse Name OPPI kommt vor (Schuermans 4021, Fröhner 1740, Birch p. 605, Kenner 136, 239, Passeri

II, 9, III, 4, 39, 83). Wahrscheinlich ist dann auch der Stempel COPRESI bei Klein Nr. 28 (Sammlung Wolff-Köln) COPREST zu lesen. Die Beifügung RES findet sich auch bei anderen Töpfernamen, wie MVNIRES (MVNTRES) L·M·RES u. A., bei denselben Namen jedoch auch die Variante REST, auch RESTI (Kenner 84, Sammlung Niessen 60). Alle drei Varianten sind Abkürzungen des Wortes Restituta (sc. fabrica), wie schon Passeri angenommen hat. Der Versuch Chaudruc de Crazannes, Revue archéol. VIII, 247, in dem Stempel C·OPPI·RES das letzte Wort als ein vollständiges und res für gleichbedeutend mit opus zu erklären, ist schon aus sprachlichen Gründen sehr bedenklich und darf seit dem Bekanntwerden der vollständigeren Stempel derselben Fabrik und ähnlich lautender als gegenstandslos angesehen werden.

Den gleichen Stempel trägt

74. eine Lampe aus gelblichem Thon mit Resten von rothem Firniss, in der Form quadratisch, mit einfach gebildeter Schnauze, wie die Lampe bei Passeri I, prolog. Fig. 5 und III, tab. 80, der die Form auf einen ägyptischen Typus zurückführt.

75. Polymyxos aus weissem, schwarz gefirnisstem Thon mit 12 radiär an den kreisrunden Oelbehälter angesetzten Schnauzen. Davon sind je 3 auf jeder Seite mit einander vereinigt, während die anderen vollständig getrennt behandelt sind. Ohne Handhabe.

76. Siebendochtiger Polymyxos aus weissem Thon in Form eines gedrückten Halbkreises. Die Dochtöffnungen sind an der Vorderkante geradlinig aneinandergereiht, während rückwärts die Handhabe ansetzt. Die äussere Kante umgibt ein Steg, welcher sich auch um die Dochtöffnungen legt und zwischen denselben ovale Schlingen bildet, in denen runde Knöpfchen sitzen. Parallel mit dem äusseren Stege umgibt ein anderer in leichter Wellenlinie die Eingussöffnung. Die Lampe ruhte auf drei kurzen zapfenartigen Füssen, von welchen noch zwei theilweise erhalten sind. Sie ist offenbar einem Original aus Metall nachgeahmt. Ganz ähnlich ist die B. Jahrb. 22, p. 74, Tafel I veröffentlichte Lampe, ehemals bei Frau Sybilla Mertens-Schaaffhausen in Bonn, welche im Frühjahr 1848 am Kölner Thore daselbst gefunden wurde. Doch ist dieselbe von rothem Thone, die Rundung schwungvoller, der sich zwischen den Dochtlöchern durchdrängende Steg quadratisch gebrochen. Die Siebenzahl der Dochtöffnungen veranlasste die Besitzerin die Lampe dem jüdischen Kulte zuzuweisen. Sie beruft sich

dabei auf die Mittheilung eines „gelehrten Juden“, dass die Sabbathlampe siebenzackig sei. Derselbe hatte wohl jene metallenen Hängelampen im Auge, welche in Deutschland und Holland sehr häufig zu finden sind, Lampen mit 7 Schnauzen und einem runden Oelbehälter, die zumeist aus dem 15.—17. Jahrhundert stammen und mit den antiken nichts gemein haben als die Zahl der Lichtöffnungen. Auch bei antik-heidnischen Kulten kamen siebentheilige Lampen zur Verwendung. So hat die das „Schiff der Isis“ darstellende Lampe (Passeri III, 79) 7 Dochtöffnungen, welche um den rechteckigen Lampenkörper angeordnet sind. Bei Birch, Fig. 188 findet sich eine kreisrunde siebenschnauzige Lampe, welche am Griff eine Serapisbüste trägt, bei Lindenschmit Sohn, Mainzer Museum tab. 26 eine gleichartige Bronzelampe mit dem Symbol Lunas, dem Halbmond als Handhabe. Auch Dütschke erwähnt unter Nr. 27 eine runde 7dochtige Lampe der Sammlung Herstatt. Auf jüdischen Kult weist nur die bei Beger 33 publizirte Lampe der früheren Sammlung Bellori durch ihren Fundort, den altjüdischen Begräbnissplatz an der Porta Portuense zu Rom hin. Die Siebenzahl der Dochtöffnungen beweist demnach gar nichts. Früher (im Mus. Kircher, p. 15) hat man den Versuch gemacht, dieselbe mit dem Kultus der 7 Planeten in Verbindung zu bringen und zwölfdochtige Lampen als ein Symbol des Thierkreises erklärt. In diesem phantasiereichen Spiele mit mythischen und mystischen Beziehungen mag immerhin ein Körnchen Wahrheit ruhen. Es ist veranlasst durch die mannichfachen Beobachtungen über das Eindringen von orientalischen und christlichen Elementen in die römischen Mysterienkulte und die damit zusammenhängende Nachahmung fremder Kultusgeräthschaften. Es entstand dadurch im antiken Kunstgewerbe eine Mischung fremder und heimischer Formen, bei welcher jedoch die angestammte symbolische Bedeutung — falls eine solche überhaupt vorhanden war — sich allmählich verwischt und die Absicht, etwas Originelles, etwas Modernes zu schaffen, in erster Linie maassgebend erscheint. Die Siebenzahl der Lichtöffnungen hat in Aegypten und bei den Juden eine symbolische Bedeutung. Das berühmteste Beispiel dieser Art, der Leuchter Salomonis, findet sich oft in Relief auf spätrömischen Lampen dargestellt. Birch Fig. 194, Kraus Fig. 130, Beger III, 32. Man hat diese Lampen gleichfalls für jüdische angesehen, bis man in den Katakomben den 7armigen Leuchter auf unzweifelhaft christlichen Geräthen nachgebildet fand. Wenn es

demnach unmöglich ist, Lampen mit einem so specifisch jüdischen Symbole ausschliesslich dem mosaischen Kultus zuzuweisen, so ist dies noch weniger statthaft bei Lampenformen vom Typus der obgenannten, deren Dekoration eine völlig neutrale ist.

Das Exemplar des Kölner Museums wurde im Sommer 1889 beim Kanalbau auf dem Hunnenrücken in Köln aufgefunden.

77. Grosse Lampe aus weissem Thon mit Resten von rothgelbem Firniss. Der Obertheil bildet in Hochrelief den Kopf des Attis; das feiste jugendliche Antlitz ist von üppigen Locken umrahmt, welche unter dem Rande der kleinen phrygischen Mütze hervorquellen. Auf dem Henkel eine Pilgermuschel als Handgriff. Die schöne, wohl erhaltene Lampe, welche seit Mai 1890 eine Zierde der Antikensammlung des Kölner Museums bildet, wurde zu Rodenkirchen bei Köln gefunden und befand sich früher im Besitze von E. Herstatt, welcher sie im B. Jahrb. 88, p. 136, tab. 1, Fig. 2 veröffentlichte. Der frühere Besitzer hielt den Kopf für den eines Bacchus, während die phrygische Mütze und die aufgedunsenen Wangen, hinter welchen die kleinen Augen fast verschwinden, für den Geliebten der Kybele sprechen. Attis ist in spätrömischer Zeit seit dem Ueberhandnehmen der Kybelemysterien ein sehr beliebtes Motiv auf Lampendarstellungen. Kenner 77, Passeri I, 18, 19.

78. Kleine Lampe aus weissem Thon in Form eines (rechten) Fusses, gelb gefirnisst, mit einzelnen zerstreuten braunrothen Flecken. Die Sandale ist mit einem einfachen Riemen über den Zehen und einem über den Spann befestigt. Die Eingussöffnung befindet sich an dem Abschnitte oberhalb der Knöchel, die Dochtöffnung in der grossen Zehe. Rückwärts die Reste des abgebrochenen Henkels. Auf der Sohle ist durch kleine Knöpfchen, eine Nachbildung von Nägeln, in doppelter Umrahmung der Stempel VITALIS dargestellt. Vor demselben befindet sich ein Blatt, hinter demselben ein kleiner Kreis mit einem Mittelpunkt. Die Lampe, zuerst von Kamp, epigr. Antic. p. 7 Nr. 124 edirt, erscheint in einem Exemplar des Bonner Museums, Klein, B. Jahrb. 88, Nr. 81 wiederholt. Die Fussform wurde bei Lampen häufig angewandt. S. die folgende Nummer, ferner Dütschke 77, 144, Lindenschmit tab. 26, Fig. 14 und 25. Nachbildungen von Füssen wurden den Göttern nach glücklich zurückgelegter Reise geweiht. Vgl. die Abbildungen von solchen bei Passeri II. tab. 72 und 73. Sepulkrallampen in Fussform erhielten ähnliche Bedeutung, als Zeichen der vollbrachten Erden-

pilgerschaft, namentlich beim altchristlichen Totenkult (B. Jahrb. 49 p. 156). Der Stempel Vitalis ist einer der verbreitetsten und gehört einer italischen Fabrik an. Fröhner 2174 ff., Schuermans 5851. Ausser Lampen scheinen feine Gefässe in Terra sigillata eine Spezialität der Fabrik gewesen zu sein.

79. Lampe aus weissem Thon mit rothgelbem Firniss, gleichfalls in Form eines rechten Fusses. Die Sandale ist mit Nägeln dicht beschlagen und durch ein reiches Riemengeflecht befestigt, das sich in einem runden Knopf oberhalb des Spannes vereint. Die Ausführung ist eleganter und sorgfältiger als bei dem früheren Exemplare, doch fehlt der Fabrikstempel.

---

4. Zwei Bronzen im Museum zu Speier.

Von

A. Furtwängler.

---

1. Kentaurenkopf (Taf. VI).

Als ich zu Anfang dieses Jahres das Museum in Speier besuchte, war ich überrascht, dort ein Bronzewerk allerersten Ranges zu finden. Es ist der herrliche bärtige Kopf, den Taf. VI in zwei Ansichten wiedergiebt.

Derselbe ist in einer Vorderansicht zwar schon in dem „Katalog der historischen Abtheilung des Museums in Speier 1888" von Prof. Dr. Harster veröffentlicht und von ihm als eine der „Perlen nicht bloss der Speierer, sondern aller Alterthumssammlungen" bezeichnet worden. Um dies einzige Werk aber zugleich vollständiger und in weiteren Kreisen bekannt zu machen, geben wir mit der freundlichen Erlaubniss und Beihülfe von Prof. Harster[1]) diese neuen in der Grösse des Originales hergestellten Abbildungen.

Als Fundort des Kopfes wird Schwarzenacker im Bliesthale angegeben. Er ist hohl gegossen, das Innere ist mit Blei vollgegossen. Oben ist eine derbe Oese eingelassen, in der sich ein beweglicher Ring befindet. Der Kopf hat demnach einmal als Gewicht einer Waage gedient.

Allein dies kann unmöglich seine ursprüngliche Bestimmung gewesen sein. Nicht nur durch seine Grösse, sondern auch durch seine Form weicht er vollständig ab von dem Typus der als Gewichte dienenden Köpfe; denn diese sind immer als Büsten gestaltet. Unser Kopf aber hat nicht einmal einen Hals und war, seit er als Gewicht diente, offenbar niemals vollständiger. Doch kann der

1) Der die Güte hatte, die photographischen Aufnahmen zu dieser sowohl wie zu der folgenden Tafel unter seiner Aufsicht machen zu lassen.

jetzige untere Rand unmöglich der ursprüngliche Abschluss des Werkes sein. Dieser Rand zeigt, dass der Kopf zwar besonders gegossen ist, aber zum Aufsetzen auf eine Figur bestimmt war; das überfallende Haar und der Bart deckten die Fuge. Ferner bemerkt man, dass das Loch für die Oese oben erst eingebohrt ist, nachdem eine Locke schon etwas beschädigt war. Damit ist erwiesen, dass die Verwendung des Kopfes als Gewicht später als die Verfertigung desselben ist.

Der Ring mit der Oese oben ist nichts als eine barbarische Verletzung des Kopfes, der auch an jener Stelle auf's Vollendetste ausgeführt und ciselirt war. Der Stil desselben lehrt uns nun, dass er wahrscheinlich schon Jahrhunderte bevor er zum Gewicht verwendet wurde und weit entfernt von dem Barbarenlande in einer griechischen Künstlerwerkstatt entstanden ist.

Der Kopf ist ein griechisches Original, und zwar eines von solcher Vollendung und solcher künstlerischen Kraft, dass ich ihm unter allen Bronzen, die ich kenne, auch die Schätze des Museo Borbonico und des British Museum nicht ausgenommen, nur ein einziges Werk als ebenbürtig an die Seite zu stellen weiss: das ist der Pankratiastenkopf von Olympia, in dem ich aus äusseren wie inneren Gründen ein Original des Lysipp vermuthet habe [1]). Unser Kopf zeigt zweifellos etwas jüngeren Stil wie jener; Haar und Bart sind aufgelöster und auf stärkere Schattenwirkung berechnet; die Brauen sind naturalistisch und plastisch gegeben, die dort konventionell und nur gravirt sind. Allein die Virtuosität in der Bildung der Haare und die feine Modellirung aller Details ist hier wie dort so einzig und sich so ähnlich, dass der Speierer Kopf als unmittelbare Fortsetzung derselben künstlerischen Tradition erscheint, die in dem olympischen Faustkämpfer vorliegt.

Auch das Aeusserliche lässt schon das griechische Original erkennen. Die Patina ist jene dunkle tiefgrüne, wie sie den griechischen Bronzen der besten Zeit eigen zu sein pflegt und wie sie ähnlich jenen olympischen Kopf auszeichnet. Auch dass der Kopf getrennt gegossen ist und aufgesetzt war, entspricht griechischer, nicht römischer Weise. Die Augen sowohl wie die Zähne sind von Silber eingesetzt. Die Lippen sind von einem Rändchen umgeben und

---

1) Olympia, Bd. IV, die Bronzen, Taf. II, Text S. 10 f.

sind vielleicht, obwohl aus Bronze bestehend, auch eingesetzt wie am olympischen Kopfe.

Die Deutung des Kopfes ergiebt sich durch die grosse Verwandtschaft desselben mit einem in mehreren Repliken erhaltenen bärtigen Kentaur, dem ein kleiner Eros die Hände auf den Rücken gebunden hat [1]). Es kann nicht zweifelhaft sein, dass auch unser Kopf von der Figur eines Kentauren stammt [2]).

Die Aehnlichkeit mit jenem ist so in die Augen fallend, dass sie keiner weiteren Auseinandersetzung bedarf. Interessant aber ist es, die Unterschiede der beiden Köpfe zu verfolgen. Obwohl die wirren Haare, die thierischen Ohren und das wilde aufgeregte Wesen beiden gemeinsam sind, ist der Ausdruck doch ein sehr verschiedener: dort in der Marmorstatue macht der wilde Geselle ein gar klägliches und jämmerliches Gesicht; die Mundwinkel sind stark herabgezogen und der Kopf dreht sich ganz nach seiner Rechten herum nach dem Rücken, wo der kleine Dämon sitzt, der ihm die Hände gefesselt. Auch der Bronzekentaur wandte den Kopf nach seiner Rechten, aber nur mässig; seinem Ausdrucke fehlt das Klägliche völlig. Er ist aufgeregt, aber seine Leidenschaft ist von ungebrochener Kraft; sie dringt stürmisch vorwärts; sie ist von mächtiger packender Gewalt.

Das ist kein von einem Eros gebändigter verliebter Kentaur; jene tändelnde Vorstellung ist diesem Werke völlig fremd [3]). Was der Künstler hier ausdrücken wollte und mit einziger Meisterschaft ausgedrückt hat, das ist nur jener alte mythische Begriff von dem Wesen der Kentauren, der wilden stürmischen Dämonen, die in Wald und Bergen hausen.

Wir dürfen danach annehmen, dass die einstige Bronzestatue den Kentaur weniger in einer bestimmten Situation, als nur seinem Wesen nach darstellte. Den nächsten Vergleich würden Statuen

---

1) Vgl. die Litteratur bei Friederichs-Wolters, Gipsabgüsse Nr. 1421. Eine vorzügliche Replik des Kopfes, ungleich besser als die Exemplare im Louvre und Capitol, besitzt die Berliner Sculpturensammlung Nr. 205.

2) Prof. Harster hatte an einen Triton gedacht; die richtige Deutung hatte, wie derselbe mir mittheilt, vor mir auch schon von Duhn bei einem Besuche der Sammlung ausgesprochen.

3) Sie war auch dem Motiv des gefesselten Kentauren ursprünglich fremd: vgl. Phigaliafries West 3 und die Vase Monum. grecs 1876, pl. 3.

anderer Dämonen wie der Satyrn und der Tritone bieten, die seit dem vierten Jahrhundert auch ohne bestimmte Situation häufig in starker Erregung gebildet worden sind; jene, die Satyrn, um die lachende Frechheit, die schäumende Lustigkeit ihres Wesens zu zeigen; diese, die Tritone, um ihr ungestilltes ruhloses Streben und Sehnen zum Ausdruck zu bringen. Ein ganz verschiedenes, aber nicht minder leidenschaftliches Wesen ist das des Kentauren, wie es unser Bronzekopf schildert.

Der Blick scheint fest auf ein Ziel gerichtet, nicht in unbegrenzte Ferne schweifend, wie dies nach Brunn's bekannter Analyse beim Triton der Fall zu sein pflegt. Der Mund ist geöffnet wie in wildem Schrei; die beiden Zahnreihen werden sichtbar. Die halbthierischen Ohren sind beide nach vorn gespitzt, wie um aufmerksam jeden Schall aufzufangen. Auch diese Ohren zeugen übrigens von der Meisterschaft unseres Künstlers; ich erinnere mich keines anderen Werkes, wo sie, wenn man bei einer phantastischen Bildung so sagen darf, so naturwahr dargestellt wären. Die Haare erheben sich wirr und struppig und bilden einen prachtvollen Rahmen um das Gesicht; und auch der Bart umrahmt mehr als dass er bedeckte; er lässt das Kinn ganz und die Oberlippe fast ganz frei. Im Haare lag, wie ein in der Profilansicht deutlicher Einschnitt wahrscheinlich macht, ein besonders gearbeiteter Zweig, vermuthlich mit Epheublättern, die für den Kentauren passten [1]).

Doch wir fahren fort, die Unterschiede von jenem Marmorkentauren hervorzuheben, die uns den Charakter unserer Bronze am besten zu bestimmen helfen. Dort wachsen die Haare in der Mitte in die Stirne herab, was hier gar nicht der Fall ist, und die Augenbrauen sind ungleich buschiger als hier. Beides macht den Typus niedriger, thierischer. Der Hauptunterschied aber besteht in der völlig verschiedenen Behandlung der weichen Theile des Gesichtes. Vor allem spielt die Haut in ihren Zusammenschiebungen und Faltungen dort eine ganz andere Rolle als an der Bronze. An letzterer hat die Haut keine selbständige Geltung; der Künstler strebt — man vergleiche namentlich die Stirne — zunächst die charakteristischen Formen von Knochen und Muskeln auszudrücken; dort aber werden diese gleichsam übersponnen und fast verdeckt

---

1) Auch der oben genannte Berliner Kopf 205 hat einen Epheuzweig im Haar.

von den tiefen Falten der Haut, in deren Wiedergabe der Künstler schwelgt. So ist besonders die Stirne völlig verschieden von der Bronze, so auch die Umgebung der Augen und die Wangen mit ihren tiefen Furchen.

Gerade dies ist aber ein wichtiges kunstgeschichtliches Merkmal und es kann kein Zweifel sein, dass der Bronzekopf eine stilistisch ältere Stufe vertritt als der Marmorkentaur. Wir bemerken nun, dass er auch in der Bildung der Haare noch etwas älterer Tradition folgt als jener; besonders der Bart ist noch kompakter, dem Stile des olympischen Bronzekopfes näher als dort.

Jener Marmorkentaur gehört aber einer geschlossenen Reihe von Denkmälern an und kann mit Hülfe dieser annähernd genau bestimmt werden. Die nahe Verwandtschaft desselben mit dem Laokoon ist längst bemerkt worden. Aber der Laokoon ist selbst ein umstrittener schwankender Punkt und wir sehen uns nach einem anderen festeren um.

Dies sind die Figuren des attalischen Weihgeschenkes zu Athen, von denen uns Wiederholungen erhalten sind. Es ist, wie mir scheint, eine nicht genug hervorgehobene, aber offenbare Thatsache, dass, wenn wir die uns überhaupt erhaltenen Denkmäler stilistisch gruppiren, der Laokoon nicht zu trennen ist von jenen attalischen Figuren. Namentlich mit dem einen bärtigen Gallier [1]) ist er nahe verwandt. Das attalische Weihgeschenk wird gewöhnlich Attalos I. zugeschrieben, obwohl dies nicht ohne weiteres zu beweisen ist. Aber die stilistische Uebereinstimmung mit den erhaltenen grossen Gallierstatuen, die gewiss auf Werke aus Attalos I. Zeit zurückgehen, macht jene Annahme sehr wahrscheinlich. Zu diesen grossen Statuen gesellt sich ein vortrefflicher bärtiger Kopf [2]), der wahrscheinlich einst zu demselben Gruppenwerk gehörte und mit jenem bärtigen Gallier, mit dem Laokoon und jenem Kentauren nahe verwandt ist; und von anderen Werken ist namentlich noch der Schleifer zu Florenz zu nennen.

Der Laokoon nimmt innerhalb dieser Gruppe von Denkmälern nur dadurch eine etwas getrennte Stellung ein, dass er die Augenbrauen nicht mit plastischen Haaren versehen, sondern nach der älteren Art glatt bildet. Allein in den wesentlichen Kennzeichen,

1) Overbeck, Plastik II^{3}, Taf. zu S. 205, IV, 7.

2) Anc. marbles Brit. Mus. II, 23. Vgl. Arch. Anz. 1891, S. 141.

in der Behandlung der Haut und ihrer Falten im Gesichte, sowie auch der Haare steht er durchaus auf einer Stufe mit jenen Denkmälern, denen gegenüber unser Bronzekopf ein älteres Stadium vertritt.

Eine dritte Stufe dieser Entwickelung bieten uns die sog. Pergamener, die in Eumenes II. Zeit ausgeführten Altarsculpturen von Pergamon. Sie sind die reife, ja überreife Frucht der vorangegangenen Epoche. Was jene sich mühsam erarbeitet hat, wird hier gleichsam verschwendet. Die Formen, die dort wirklich nach der Natur beobachtet und studirt sind, werden hier durch ein unmässiges Uebertreiben schon zu hohlen Phrasen gemacht. So vor allem die Formen des Gesichtes in Erregung, das Zusammen- und Emporziehen der Brauen, die Falten der Stirnhaut und der Umgebung der Augen; was dort, an den attalischen Werken sowie dem Laokoon, zwar hochgesteigert, aber durchaus innerhalb der Grenzen des Wirklichen liegt, wird hier durch die starke Uebertreibung zur Unnatur. Eine solche Kunst, nach aussen glänzend, innen angefault, kann, wie es bei den Pergamenern geschah, anfangs imponiren, blenden, ja berauschen; aber darauf folgt um so stärkere Ernüchterung. Nur wo reine gesunde Naturanschauung zu Grunde liegt, kann die Kunst auf die Dauer befriedigen und ohne je Ueberdruss zu erregen, immer von Neuem Bewunderung hervorrufen.

Wir haben drei Stufen in der Entwickelung der hellenistischen Kunst unterschieden. Die erste, die durch unseren Bronzekopf repräsentirt wird, folgt unmittelbar auf Lysipp und ist in die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts zu datiren. Die andere, durch jene attalischen Denkmäler gebildet, gehört in die zweite Hälfte dieses und den Anfang des folgenden Jahrhunderts, wo sich unmittelbar jene Ausartung in Eumenes II. Zeit anschliesst, welche in den decorativen Skulpturen des Altars vorliegt. Es ist aber natürlich nicht anzunehmen, dass alle Künstler dieser Zeit jene Uebertreibungen mitgemacht haben. Da diese dritte Periode eigentlich nichts Neues hinzubringt, sondern nur Vorhandenes schlecht anwendet, so wird sie von der vorigen nicht immer scharf zu scheiden sein.

Wir haben den Laokoon in die Periode der attalischen Bildwerke gesetzt. Dass er unabhängig ist von der pergamenischen Gigantomachie und einer älteren Kunsttradition folgt als diese, hat Brunn in, wie uns scheint, unwiderleglicher Weise bewiesen [1]).

1) Brunn, Die kunstgesch. Stellung der pergam. Gigantomachie, im Jahrb. d. kgl. pr. Kunstsamml. Bd. V.

Er ist noch vollständig frei von den gewohnheitsmässigen Uebertreibungen der Pergamener und voll von aufrichtigem wahrem Studium der Natur; er sucht nicht, gleich jenen, durch äusserliche sog. realistische Details, wie gewisse Hautfältchen am Körper, zu bestechen, sondern geht noch auf das Wesentliche. Und ihm ist noch ernst und vollwichtig, was dort schon zur Manier geworden ist. Dennoch, und obwohl er in der Bildung von Auge und Brauen sogar älterer Weise folgt als die attalischen Werke, kann er zeitlich mit den Pergamenern ungefähr zusammenfallen, da, wie wir oben bemerkten, die ältere Richtung sehr wohl noch neben den Uebertreibungen der Jung-Pergamener hergegangen sein kann. Die Inschriften mit dem Künstlernamen des Apollodoros, die den neueren Untersuchungen nach bis auf eine als ächt und original anzuerkennen sind [1]), lassen eine Datirung in das 2. Jahrhundert v. Chr. zu. Das Werk, das der Vater dieses Mannes mit seinen beiden Söhnen ausführte, kann demnach unbedenklich in den Anfang dieses Jahrhunderts datirt werden. Gewiss zeigt der Laokoon uns im Wesentlichen den Stil des Vaters, des Agesander, dem seine Söhne bei der Ausführung halfen. Der Vater aber hatte sich seinen Stil in der grossen attalischen Periode gegen Ende des dritten Jahrhunderts gebildet. Der Sohn Athanodoros scheint später, den erhaltenen Inschriften nach, Rhodos verlassen und auswärts kleinere Kabinetsstücke, wahrscheinlich zum Theil von farbigem Marmor gearbeitet zu haben. Seine Kunstart dürfte uns etwa durch eine treffliche kleine Herme des Pan veranschaulicht werden, die, in Rosso antico gearbeitet und aus Pergamon stammend, sich im Berliner Museum befindet; es ist ein prächtiges feines Werk gewiss des 2. Jahrhunderts, dessen Stil sich noch durchaus an den der attalischen Periode anschliesst [2]).

Unseren Bronzekopf dürfen wir, wie bemerkt, noch an den Anfang des dritten Jahrhunderts setzen. Es ist wohl unstreitig das schönste Bronze-Original dieser Epoche, das wir besitzen; wenigstens wüsste ich ihm nichts an die Seite zu stellen.

Der Vorwurf, ein aufgeregter Kentaur, ist von der hellenistischen Plastik, wie es scheint, öfter behandelt worden. Ausser der schon oben verglichenen Schöpfung besitzen wir noch in zwei

1) Förster in den Verh. d. 40. Philol.-Versamml. S. 91 ff. 430. Jahrb. d. Instit. 1891, S. 191 ff.

2) Eine genaue Replik, doch in weissem Marmor befindet sich im Louvre (Saal der kleinen Marmore).

Kopieen [1]) einen Kopf von wildem Ausdrucke mit spitzen Ohren, der auch nur einen Kentauren darstellen kann. Sein Typus ist kraftvoller, aber gröber als der unsrige. Das seelische Leben des letzteren fehlt ihm ganz. Welch inneres Pathos, welch geistig vertieftes Wesen aus diesem spricht, tritt durch den Vergleich mit jenem erst recht deutlich hervor. Stilistisch ist jener jünger als der unsrige.

Noch ein Kopf ist hier zu erwähnen, den man als Kentauren erklärt hat, der vom Esquilin im Konservatoren-Palast [2]), die Kopie nach einem Werke vom Ende der Entwickelung der attalischen Reihe. Die Deutung kann ich indess nicht für sicher halten; es war vielleicht ein Satyr, und wenn es ein Kentaur war, so war dieser eben satyrhaft aufgefasst. Es ist eine sehr niedere, fast thierische Wildheit in dem Kopfe, die von dem vornehmen Wesen unserer Bronze stark absticht.

Die Aufgabe, die an die pergamenischen Künstler des Altars herantrat, eine Fülle verschiedener Gigantengestalten zu schaffen, führte dazu, dass dieser Altar gleichsam das Sammelbecken wurde für die verschiedenen von der vorangegangenen Kunst geschaffenen Typen dämonischer Wesen wie der Kentauren, Satyrn und Tritone, die sich hier passend verwenden liessen. So finden sich am Altar noch manche Anklänge an die von uns oben besprochenen Typen. Eine der reinsten schönsten Quellen, aus denen der spätere pergamenische Stil sich bildete, haben wir durch den Bronzekopf zu Speier kennen gelernt.

2. Porträtbüste (Taf. VII).

Das Museum zu Speier besitzt noch ein zweites vortreffliches Werk von Bronze, die Büste, die wir auf Taf. VII veröffentlichen. Sie befand sich früher zu Ludwigshafen a. Rh. in Privatbesitz und soll daselbst bei Hafenbauten gefunden worden sein; in das Museum zu Speier ist sie erst seit Kurzem gelangt.

Die Büste ist 0,185 hoch und sehr wohl erhalten; die Patinirung ist eine gleichmässige und ist durch keine Reinigung beschä-

---

1) Eine in Berlin, Sculpt. Nr. 206; die andere im Kapitolinischen Museum, in der Gallerie Nr. 14.

2) Helbig, Führer I, 567. Mon. d. Inst. XII. 1.

digt. Von der zweifellosen Aechtheit des Werkes konnte ich mich am Originale überzeugen.

Dass ein Römer aus der ersten Kaiserzeit dargestellt ist, sieht man auf den ersten Blick, ebenso dass es ein Originalwerk eben dieser Zeit und nicht etwa eine spätere Wiederholung ist. Auch die Form der Büste ist die dieser Periode charakteristische. Sie giebt nur einen Ausschnitt aus dem vorderen Theile der Brust, der nach unten schräg zuläuft, wo er gerade abgeschnitten ist. Die Schlüsselbeine sind leicht angedeutet, doch flach den Enden zu verlaufen sie sich; die Schultern sind von der Büste ausgeschlossen. Die Brust unterhalb der Halsgrube ist nicht der Natur entsprechend modellirt, sondern ganz flach gehalten; selbst die Trennung der Brusthälften in der Mitte fehlt. Wie taktvoll und richtig dies ist, versteht man sofort, wenn man sich die Brust voll ausgeführt denkt. Diese einfache Büstenform ist nun die der republikanischen und älteren Kaiserzeit eigenthümliche [1]), während man späterhin die Büste bis auf die Schultern und die Armansätze ausdehnte, wodurch ihre ganze Form und Behandlung eine andere wurde. Die Zeitgrenze zwischen beiden Büstenarten wird sich schwer genau fixiren lassen; sie scheinen eine Zeit lang auch neben einander im Gebrauch gewesen zu sein. Das früheste sichere Beispiel der jüngeren Form das ich kenne ist eine Büste des Trajan [2]).

Der Kopf ist ein sehr individuell gebildetes Porträt von feiner lebendiger Modellirung. Er überragt dadurch die gewöhnlichen Marmorköpfe der Zeit bedeutend. Die charakteristischen Züge — namentlich die breite Stirn, die abstehenden Ohren, das Haar im Nacken, der fein geschwungene Mund mit den dünnen Lippen — machen es sehr wahrscheinlich, dass der Dargestellte der julisch-klaudischen Kaiserfamilie angehörte. Sowohl mit Augustus wie mit Tiberius ist eine gewisse Familien-Aehnlichkeit vorhanden.

---

1) Vgl. z. B. die Bronzebüsten des Augustus und der Livia im Louvre, Fröhner, musées de France pl. I, II; die Bronzebüsten ebenda 658, 661 und die Marmorbüsten des Louvre 2422 (Agrippa), 2455 (Drusus jun.), 2424 (Antonia Drusi); Berlin 342 (Caesar) u. A.

2) Louvre 2437. — Die „Klytia", die älter ist, hat mit der Entwickelung der Büste nichts zu thun; sie ist hintenherum rund ausgearbeitet, also überhaupt keine Büste. — Die späte Kaiserzeit dehnte die Büste zuweilen auf den ganzen Oberkörper bis in die Nabelgegend aus (z. B. Louvre 2269 Gordianus Pius; Berlin 443).

Auch spricht der Fundort, fern von der Grenze des Reiches, wohl dafür, dass die Büste keinen beliebigen Römer der Zeit, sondern ein Glied der kaiserlichen Familie darstellt.

Aber wer mag es sein? — Der Kopf gehört in eine der dunkelsten Parthien der römischen Ikonographie, die der „unbekannten Claudier", in welcher die Namen der beiden Drusus sowie des Germanicus und seiner drei Söhne sich umhertreiben, ohne dass es bis jetzt gelungen wäre, auch nur einen derselben bestimmt zu identificiren [1]).

Unserem Kopfe ist charakteristisch die schräugansteigende und hinten runde Schädelform. Die Haare scheinen am Oberkopfe etwas dünn und spärlich; sie sind deshalb nach der Mitte in einen Wisch zusammengekämmt, der in die Stirne fällt; zu beiden Seiten desselben entstehen dadurch kahle Stellen. Die Stirne geht nicht allmälig in den Oberkopf über, sondern setzt in scharfem Winkel von demselben ab. Die Brauen sind nach der Nase zu etwas zusammengezogen; nach aussen sind sie in charakteristischer Weise bogenförmig hochgeschwungen. Die Augen sind nicht gross, sondern schmal und liegen tief. Die Nase hat einen schmalen, aber nicht so stark wie etwa bei Tiberius gebogenen Rücken; die Nasenwurzel liegt ziemlich tief. Die knorpeligen Theile am Ende der Nase und ihre Flügel sind besonders entwickelt. Die dünnen Lippen und der feine Schwung des Mundes wurden schon hervorgehoben. Die Unterlippe tritt ein wenig zurück; ziemlich stark weicht das Kinn zurück, das sich nach unten in ein sogenanntes Doppelkinn fortsetzt. Der ganze Kopf wendet sich leicht nach seiner Linken und hat einen völlig ruhigen Ausdruck, der durch die tiefliegenden Augen und zusammengezogenen Brauen etwas Düsteres erhält.

Germanicus, an den man zuerst denken möchte, wird durch die ganz verschiedene viereckige Schädelform, welche ihm die Münzen durchweg geben, ausgeschlossen; auch hatte derselbe, den Münzen zufolge, ein anderes, mehr energisches Untergesicht, grosse Augen und sehr dichten Haarwuchs.

---

1) Den neuen Versuch Milani's, den älteren Drusus in einem zu Verona gefundenen Kopfe nachzuweisen (Röm. Mitth. 1891, S. 307 ff., Taf. IX) kann ich nicht für gelungen halten. Das Profil weicht so wesent lich von dem der Münzen — auch der von Milani publizirten — ab, dass mir jeder Anhalt zu jener Deutung zu fehlen scheint.

Aber auch sein Vater, Nero Drusus, an den man schon wegen seiner grossen Feldzüge am Rhein ebenfalls zu denken geneigt ist, kann in unserer Büste nicht dargestellt sein. Nach dem Zeugniss der Münzen waren seine Züge im Wesentlichen in denselben Punkten wie die des Germanicus von denen der Büste verschieden.

Dagegen hat der Kopf des Drusus Caesar, des Sohnes des Tiberius, mehr Aehnlichkeit mit dem unsrigen. Ich darf hier erwähnen, dass von Sallet, als ich ihm im Münzkabinet zu Berlin die Photographie des Kopfes zeigte, auf den ersten Blick glaubte, den jüngeren Drusus zu erkennen. Vor Allem ist die Schädelform sehr ähnlich und auch das Untergesicht mit dem angehenden Doppelkinn gleicht unserer Büste im Wesentlichen. Da auch der Haarwuchs zu ihr passt und auf einigen der Münzen [1]) selbst die am äussern Ende hochgezogene Braue vorkommt, so hat die Identifikation eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Allein es bestehen doch Unterschiede zwischen den Münzen und der Büste, welche uns wieder bedenklich machen. Die zurückliegende Stirne und der Uebergang von dieser zum Oberkopfe sowie nach unten zur Nase ist so verschieden von unserer Bronze, dass wir jene Identifikation als eine sehr unsichere bezeichnen müssen.

Endlich könnte noch der eine Sohn des Germanicus, dessen Kopf wir durch die Münzen hinlänglich kennen, Caligula, in Betracht kommen. Hier passt die Linie vom Oberkopfe zur Nase recht gut zu unserer Bronze; ebenso das kleine tiefliegende Auge und das wenigstens auf einigen Münzen etwas zurückweichende Untergesicht. Allein es fehlt das Emporsteigen des Oberkopfes, dessen Linie ganz anders verläuft als an der Büste. Dagegen würde die Andeutung des dünnen Haarwuchses am Oberkopfe der Bronze, und die sehr breite Stirne, die hohlen Augen und der düstere Blick recht wohl zu Caligula passen, wie er von Sueton geschildert wird. Die Münzen lassen erkennen, dass die officiellen Porträts dieses Herrschers nichts von dem Wilden und Schreckhaften hatten, das Sueton an ihm hervorhebt; denn der Ausdruck ist auf den Münzen ein durchaus ruhiger, so dass von dieser Seite wenigstens nichts im Wege stände, ihn in unserer Büste zu erkennen.

---

1) Exemplare bei Bernoulli, röm. Ikonogr. II, I, T. 33, 2. 3. Imhoof-Blumer, Portr. auf röm. Münzen T. I, 12. Die Mehrzahl der Münzen scheint diese Eigenthümlichkeit allerdings nicht zu haben.

Die erhaltenen Marmorköpfe helfen uns leider nicht weiter; denn sie sind selbst alle zweifelhaft und die Richtigkeit ihrer Benennungen kann nur an ihrer Uebereinstimmung mit den Münzen geprüft werden. Zu untersuchen wäre aber, ob dasselbe Porträt, das unsere Bronze bietet, mit allen seinen charakteristischen Zügen auch in Marmorköpfen erhalten ist. Diese Frage lässt sich aber erst beantworten, wenn das Material einmal vollständig in Photographien vorliegt; der kleine Theil desselben, den ich bis jetzt übersehen kann, enthält keine directe Replik.

Wenn wir nun auch den Namen des Kopfes im Zweifel lassen müssen, so freuen wir uns doch seiner höchst individuellen und lebendigen Auffassung und rechnen ihn zu den besten Porträts der ersten Kaiserzeit, die wir besitzen.

---

5. Flucht des Aeneas.

Von

Max Ihm.

(Hierzu Taf. VIII und IX.)

Unter den im untern Kreuzgang des Wallraf-Richartz-Museums in Köln aufgestellten römischen Bildwerken lenkt eines besonders die Augen des Beobachters auf sich, die auf Tafel VIII und IX in Lichtdruck wiedergegebene Gruppe, welche sich durch eine für die römischen Rheinlande ungewöhnliche Vortrefflichkeit der Arbeit auszeichnet. Wir sehen einen im eiligen Gang begriffenen jugendlichen Krieger, auf dessen linker Schulter eine in Chiton und Mantel gekleidete kleinere Figur sitzt, kraftvoll umfasst von des Kriegers linkem Arm. Dass der letztere keine geringe Kraft aufwendet und dass es trotzdem den Anschein hat, als trüge er seine Bürde mit leichter Mühe, bringt die Skulptur auf das trefflichste zur Anschauung, ist aber aus der Abbildung weniger deutlich zu erkennen. Das Ganze macht, obwohl die Verhältnisse der sitzenden Person auf den ersten Blick etwas zu klein gerathen scheinen, einen durchaus harmonischen Eindruck. Der Krieger ist mit Tunika, Panzer und Mantel bekleidet; letzterer, auf der rechten Schulter durch eine Spange zusammengehalten, fliegt in Folge der raschen Bewegung des Vorwärtseilenden in weitem Bausch nach hinten. Der mit dem Helm bedeckte Kopf war abgebrochen, ist aber richtig aufgesetzt. Unter dem Helm quillt leicht gewelltes üppiges Haar hervor. Ein in der Scheide steckendes kurzes Schwert hängt an einem von der rechten Schulter über die Brust laufenden Bande an der linken Seite herab. Das kraftvoll vorgesetzte rechte Bein ist am Knie abgebrochen; ebenso fehlt der untere Theil des linken Beins und von dem herabhängenden rechten Arm die Hand mit einem Stück des Unterarms. Die sitzende Figur hält mit beiden

Händen im Schooss einen flachen viereckigen Gegenstand; der Kopf wurde leider nicht mit aufgefunden [1]). Das Material ist Jurakalk, und in Anbetracht dieses spröden, jetzt schon an vielen Stellen verwitterten Steins verdient die tüchtige Arbeit um so mehr Anerkennung. Sie weist auf ziemlich frühe Zeit hin und gehört, wenn nicht in das erste nachchristliche Jahrhundert, so doch wohl spätestens in die Trajanische Zeit.

Der erste Fundbericht stand in der Kölnischen Zeitung und stammt, wie ich vermuthe, aus der Feder Heinrich Düntzers [2]). Bald darauf hat Düntzer das Relief in seinem „Verzeichniss der römischen Alterthümer des Museums Wallraf-Richartz in Köln" kurz beschrieben [3]). Nach diesem Fundbericht wurde Mitte Juli 1884 neben dem Chlodwigplatz auf der nordwestlichen Seite des Bauplatzes Nr. 41 eine Anzahl römischer und mittelalterlicher Baureste aufgedeckt. Ausser unserer Gruppe, dem bedeutendsten Fundstück, haben sich mehrere Reste von grösseren Grabmälern gefunden, zu denen u. a. der untere Theil eines an allen vier Seiten mit Schuppen verzierten Pfeilers und Stücke einer offenbar damit in Verbindung stehenden, ebenso verzierten Wand gehörten. Wenn die Notiz über das Vorhandensein ausgedehnterer Grabanlagen in jener Gegend ihre Richtigkeit hat, können wir schliessen, dass unser Relief als Verzierung einem dieser Grabdenkmäler angehört hat [4]). Dass es nicht frei für sich allein stand, sondern an irgend einem Denkmal angebracht war, darauf scheint auch die massige Verdickung unten an dem in weitem Bogen rückwärts fliegenden Mantel hinzuweisen. Durch diese allein erhielt die Gruppe einen festen Stützpunkt. Jedoch nöthigt Nichts zu der im Fundbericht in der Kölnischen Zeitung ausgesprochenen Annahme, dass der Krieger an

---

1) Die Höhe der Gestalt des Kriegers beträgt etwa 0,89 m (vom Kopf bis zur Bruchstelle des rechten Beines etwa 0,60 m). Die Beine der sitzenden Figur sind 0,17 m hoch; vom Schooss bis zum abgebrochenen Kopf beträgt die Höhe 0,16 m, die Breite 0,22 m.

2) Daraus abgedruckt im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift IV, 1885, S. 78.

3) Dritte Auflage, Köln 1885, S. 53, Nr. 112. Dazu der Nachtrag S. 122.

4) Die am Chlodwigplatz gemachten römischen Funde verzeichnet v. Veith, Das römische Köln (Bonner Winckelmannsprogramm 1885), S. 58 f.

der rechten Ecke eines grösseren Grabmals angebracht gewesen sei und ihm auf der linken Seite ein gleicher entsprochen habe.

So wenig die Deutung der Skulptur einem Zweifel unterliegt, ist sie gleichwohl anfangs falsch aufgefasst worden. Zwar erkannte Hettner bald [1]), dass es sich nicht um die Gestalt eines schwebenden Kriegers handele, wie in dem ersten Fundbericht vermuthet worden war; aber in der Deutung der auf der Schulter sitzenden Figur kam er zu keinem sichern Resultat. Er glaubte, das Figürchen stelle zweifellos eine Frau in vorgerücktem Lebensalter vor und halte eine Tafel auf dem Schooss, und da diese Figur im Verhältniss zum Krieger auffallend klein dargestellt sei, werde sie ein Bild vorstellen sollen; der Krieger habe frei gestanden. Und so kam es, dass man sogar an eine Matrona dachte, indem man weiter schloss, der Gegenstand könne ein Körbchen mit Früchten gewesen sein. Die richtige Deutung gab Düntzer im Nachtrag zu seinem Verzeichniss S. 122. Dargestellt ist der Auszug des Aeneas aus Troia. Aeneas trägt auf der linken Schulter seinen greisen Vater Anchises, welcher das Kästchen mit den troischen Hausgöttern auf dem Schoosse hält; und weiter ergiebt sich die Unvollständigkeit unserer Gruppe: es fehlt der vom Vater an der Rechten geführte Ascanius.

Wir haben also die seit der Zeit des Augustus sehr beliebte römische Darstellung der Sage vor uns, die, wie Düntzer mit Recht hervorhebt, so allgemein bekannt war, dass sie sogar in Herculanum parodirt wurde. Statt der Helden sehen wir nämlich auf einem Herculanischen Wandgemälde [2]) Hunde oder Affen die Flucht des Aeneas darstellen, Anchises hat die Cista mit den Penaten auf dem Schooss, in der Hand des mühsam folgenden Ascanius erblicken wir das Lagobolon. Hiermit deckt sich so ziemlich die Darstellung auf einem in Turin befindlichen Marmorrelief [3]). Auch hier führt

1) Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift IV, 1885, S. 78, in der Fussnote zu dem aus der Kölnischen Zeitung abgedruckten Bericht.

2) Overbeck, Die Bildwerke zum Thebischen und Troischen Heldenkreis S. 661. Abgebildet in den Pitture d'Ercolano IV, 368 und danach Gal. myth. 173, 607. Vgl. Helbig, Wandgemälde Campaniens Nr. 1380 und S. 310; derselbe, Untersuchungen über die campanische Wandmalerei S. 28 und 346.

3) Raoul Rochette, Monum. inéd. I, pl. 76, 8. Overbeck a. a. O. S. 661, Tafel XXVII 16 (vgl. Heydemann, Archäol. Zeitung, XXIX, S. 120).

Aeneas an der Rechten den das Lagobolon tragenden Ascanius; auf seiner linken Schulter sitzt Anchises mit der Cista im Schooss, auf seinem Hinterkopf liegt das Obergewand auf. Die zahlreichen Darstellungen auf Münzen und geschnittenen Steinen bieten im Wesentlichen die gleiche Composition [1]). Desgleichen eine mehrfach besprochene Terrakottagruppe aus Pompeji, deren Abbildung ich hier beifüge, weil sie trotz einiger Abweichungen die Kölner Skulptur auf das Beste illustrirt (Fig. 1) [2]). Aeneas ist gerüstet, aber ohne Kopfbedeckung; mit dem linken Arm umfasst er den am Hinterkopf verschleierten Anchises, welcher die Rechte um den Hals auf die rechte Schulter des Aeneas legt und in der linken Hand die Penatencista hält. Beide sind bärtig. An der rechten Hand führt Aeneas seinen Sohn, der phrygisch gekleidet ist und in der Hand einen Stab (pedum) hat.



Fig. 1.

Mehr mit dieser Gruppe als mit der Kölner ist verwandt ein jetzt in Wien befindliches Marmorrelief. Die nebenstehende, nach einer Photographie hergestellte Abbildung (Fig. 2) verdanke ich dem freundlichen Entgegenkommen der Herren Professoren Benndorf und Bormann in Wien.

1) Vgl. die Zusammenstellung bei Overbeck a. a. O., S. 650 ff., die sich durch weitere Beispiele vermehren lässt; auch Heydemann, Archäol. Zeitung XXIX, S. 120, Anmerkung 35.

2) Abgebildet bei Kekulé, Die antiken Terrakotten I, Taf. 37, S. 48; daraus Wörner in dem Lexikon der griech. und röm. Mythologie von W. H. Roscher I, Sp. 163. Vgl. Heydemann, Archäol. Zeitung XXIX, S. 120.

Der von Karl Patsch im Archäologischen Anzeiger (Beiblatt zum Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts VI, 1891, S. 181) gegebenen Beschreibung der archäologischen Sammlung der



Fig. 2.

Wiener Universität [1]) entnehme ich, dass das Fragment wahrscheinlich von einem Sarkophag stammt, in Rom von Herrn Karl Hollitzer erworben und der Wiener Universitätssammlung geschenkt worden ist [2]). Der Unterschied dieser und der Kölner Skulptur besteht im Wesentlichen darin, dass Anchises sich auf jener mit der rechten Hand auf die rechte Schulter des Aeneas stützt, mit der linken ein cylindrisches Gefäss im Schoosse hält, während die Kölner den Anchises frei sitzen und ihn in beiden Händen das viereckig gestaltete Kästchen halten lässt. Leider ist die Wiener Figur noch mehr zerstört; von der Figur des Aeneas fehlen Kopf, rechter Unterarm und die beiden Beine bis auf den Hüftenansatz, von der des Anchises der obere Theil des Kopfes und die Füsse. In der Bekleidung zeigt sich grosse Uebereinstimmung; hier wie dort trägt Aeneas Tunika, Panzer und Chlamys, hat das Schwert an der linken Seite, ist Anchises mit langem Chiton und einem auf dem Kopf aufliegenden Obergewand bekleidet. Denn das letztere werden wir nach Analogie der anderen Darstellungen wohl auch für die Kölner Skulptur voraussetzen können.

Die übrigen bisher bekannt gewordenen Darstellungen des Auszugs des Aeneas aus Troia hier ausführlich zu beschreiben, würde zu weit führen. Ich begnüge mich mit einigen kurzen Bemerkungen und verweise im Uebrigen auf die Behandlung des Gegenstandes durch Overbeck [3]), Heydemann [4]), Wörner [5]) und Andere.

Die älteste Darstellung ist unstreitig die auf einer Münze des makedonischen Aineia [6]). Aeneas trägt seinen kahlköpfigen Vater auf der linken Schulter und hat den linken Arm um die Kniee des-

---

1) Die Sammlung besteht meist aus Gypsabgüssen und steht unter der Leitung Prof. Benndorf's. Die Originale verzeichnet Patsch a. a. O., S. 178 ff.

2) Die Höhe beträgt 0,27 m, die Breite 0,205 m, die Dicke 0,12 m.

3) Die Bildwerke zum Theb. und Troischen Heldenkreis, S. 655 ff.

4) Archaeologische Zeitung XXIX (1872) S. 118 ff. (dazu Taf. 54, 1),

5) In W. H. Roscher's Lexikon der Mythol. I Sp. 184 f.; hier ist weitere Litteratur verzeichnet.

6) Abgebildet und besprochen von J. Friedländer in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1878, S. 759; wiederholt bei Wörner a. a. O. I Sp. 167. Die Münze gehört nach Friedländer etwa ins Jahr 550 v. Chr. Vgl. auch die 'Beschreibung der antiken Münzen' (Königl. Museum in Berlin) II, 1889, S. 33, Taf. III, 21.

selben gelegt; in der Rechten trägt er ein kurzes Schwert; Anchises hat seine rechte Hand auf den Kessel des Helm des Aeneas gelegt. Ascanius ist nicht dargestellt, falls es nicht das Kind sein soll, das eine vor Aeneas in hastiger Flucht schreitende Frau auf der linken Schulter trägt. Auf die Kontroverse, die sich an diese Münzgruppe geknüpft hat, will ich hier nicht weiter eingehen. Robert hat es wahrscheinlich gemacht, dass wir es auf dieser Münze mit der künstlerischen Darstellung einer vereinzelten lokalen Sage zu thun haben [1]). Für die Darstellung auf Vasen ist typisch, dass Aeneas seinen Vater nicht auf der Schulter, sondern auf dem Rücken trägt und ihn, der die Arme um den Hals des Sohnes geschlungen hat, entweder unter den Knieen oder unter den Schenkeln fasst; ferner dass Ascanius meistens fehlt [2]). Eine Ausnahme ohne weitertragende Bedeutung bildet die Darstellung auf einer Nolanischen rothfigurigen Amphora: hier sitzt Anchises auf der Schulter des Aeneas [3]). Dasselbe ist der Fall auf der Iliupersis eines Pompejanischen Gladiatorenhelms: Aeneas ist bärtig dargestellt, Anchises hält die schmale Cista auf dem Schooss; mit der Rechten will Aeneas den auf einen Altar geflüchteten, von Kreusa festgehaltenen Knaben fortführen [4]). Und ähnlich auf der Tabula Iliaca, wo wir eine dreifache Darstellung unterscheiden können: erstlich wie Aeneas dem Anchises die Cista mit den ἱερά zur Rettung überreicht, während rings um sie der Kampf wüthet; zweitens Aeneas vor dem Thore, den Sohn an der Rechten führend, den Vater auf der Schulter tragend, gefolgt von Kreusa; drittens wie die Flüchtigen im Begriffe sind, in das zur Abfahrt bereit liegende Schiff zu steigen (Αἰνήας σὺν τοῖς ἰδίοις ἀπαίρων εἰς τὴν Ἑσπερίαν). In der zweiten

---

1) Archäol. Zeitung XXXVII, 1879, S. 23 ff. Robert hält das Kind, das mit dem Chiton bekleidet sei, für ein Mädchen, da in der älteren griechischen Kunst Knaben nie anders als entweder nackt oder mit dem Mantel bekleidet dargestellt seien. An seiner früheren Deutung hält Friedländer fest, Sallet's Zeitschrift für Numismatik VII 1880 S. 221.

2) Overbeck a. a. O. S. 618, 655 ff. Taf. XXV 24, XXVII 8. 11. Heydemann, Iliupersis 31 f. Arthur Schneider, Der Troische Sagenkreis in der ältesten griechischen Kunst (Leipzig 1886) S. 174.

3) Gerhard, Auserlesene Vasenbilder III, 217; Overbeck a. a. O. S. 659, Taf. XXVII, 12.

4) Abgeb. bei Niccolini, Case di Pompei. Caserma de' glad. II 8; wiederholt bei Heydemann, Iliupersis III 1, vgl. S. 32 (auch Archäol. Zeitung XXIX S. 120); Overbeck a. a. O., S. 619 ff.

Scene hält Anchises die Cista in den vorgestreckten Händen, in der dritten, wo er im Begriff ist auf dem Brett in das Schiff zu steigen, in der ausgestreckten Rechten ('Αγχίσης καὶ τὰ ἱερά) [1]). Die häufig wiederkehrenden Darstellungen auf Gemmen, Lampen, Münzen decken sich, wie schon bemerkt wurde, mit dem oben beschriebenen, bei den Römern beliebten Typus, der vielleicht nicht älter ist als die Augustische Epoche, jedenfalls erst dann gestaltet wurde, als der troische Ursprung Roms officiell anerkannt war [2]).

Da sich so viele Repliken derselben Gruppe finden, entsteht die Frage: auf welches Original gehen sie zurück? Dass dasselbe eine gewisse Berühmtheit gehabt haben muss, ferner, dass es nicht in Griechenland, sondern in Rom zu suchen sein dürfte, scheint kaum einem gewichtigen Zweifel zu unterliegen. Aber leider legt sich unsere litterärische Ueberlieferung zu grosse Schweigsamkeit auf, als dass eines der wenigen litterärisch bezeugten Aeneasbilder [3]) mit Sicherheit als das Vorbild bezeichnet werden könnte. Nur Einer hat sich meines Wissens diese Frage vorgelegt, Heinrich Heydemann, und in einer beiläufigen Anmerkung [4]) die Vermuthung ausgesprochen, dass dieses berühmte Original auf dem Forum des Augustus in Rom gestanden habe. Der Kaiser Augustus hatte bekanntlich in der Schlacht bei Philippi dem Mars Ultor einen Tempel gelobt; die Erfüllung des Gelübdes verzögerte sich bis zum Jahre 2 v. Chr. [5]), die Ausführung geschah dann aber in der grossartigsten Weise, indem der Kaiser nicht nur den Tempel dedicirte, sondern denselben zum Mittelpunkte einer neuen Forumanlage machte, des Forum Augustum. Vor dem mit den Bildern des Mars und der Venus geschmückten Tempel [6]) dehnte sich die ziemlich engbegrenzte Fläche des Forums aus mit zwei Säulengängen, in denen Augustus die Statuen berühmter Vorfahren und Feldherrn der Römer aufstellte, darunter sämmtliche Ahnherrn des Julischen Geschlechts.

---

1) Heydemann, Archäol. Zeitung XXIX, S. 119. O. Jahn, Griechische Bilderchroniken, S. 35, 36, 37, Taf. I.

2) Vgl. Helbig, Untersuchungen über die campanische Wandmalerei S. 28.

3) Vgl. Wörner in Roscher's Lexikon I Sp. 183 f.

4) Archäol. Zeitung XXIX, S. 120, Anmerkung 32.

5) Mommsen, Monum. Ancyr. p. 126.

6) Ovid. Trist. II, 295 f.

Dem Tempel zunächst stand in dem einen Säulengang die Statue des Romulus, in dem andern die des Aeneas:

Hinc videt Aenean oneratum pondere caro
Et tot Iuleae nobilitatis avos;
Hinc videt Iliaden umeris ducis arma ferentem
Claraque dispositis acta subesse viris [1]).

Diese Statue des Aeneas, der, wie aus den Worten 'oneratum pondere caro' hervorgeht, sicherlich den Anchises mit den troischen Hausgöttern trug, kann sehr wohl das berühmte Vorbild jener Gruppe von Darstellungen gewesen sein. Andere Städte sind, wie es scheint, dem von Augustus gegebenen Beispiele gefolgt; so die Pompejaner: denn am Eingang eines öffentlichen Gebäudes am Forum in Pompeji [2]) wurden die Inschriften zu zwei Statuen gefunden, deren eine den Romulus [3]), die andere den Aeneas darstellte. Der Wortlaut der letzteren lässt sich auch jetzt, nachdem in den letzten Jahren ein neues Fragment hinzugekommen ist, nur theilweise feststellen [4]). Die Schlusszeilen des Elogium — in den beiden ersten Zeilen sind die Namen des Aeneas, der Venus und des Anchises erhalten — lauten nach der Ergänzung Mommsens:

. . . in
[bel]lo Lauren[ti ges]to non con-
[pa]ruit appel[latus]q(ue) est indigens
[pa]ter et in deo[rum n]umero relatus.

Was die Penatencista anlangt, so hat bereits Otto Jahn bemerkt [5]), dass sie in der litterärischen Tradition nicht erscheint, sondern nur auf Bildwerken. Ihre Gestalt ist verschieden. Auf der Kölner Skulptur hat sie die Form eines flachen viereckigen Kästchens; sonst überwiegt die cylindrische Gestalt, so auf der Tabula Iliaca, der Herculanischen Carricatur, dem Turiner und dem Wiener Relief, Münzen des Pius [6]). Auf einem Neapler Marmor-

---

1) Ovid. Fast. V, 563—566; vgl. Mommsen, Corp. inscript. Latin. I, p. 281 f.

2) Overbeck, Pompeji. 4. Aufl., S. 117, 132.

3) Corp. inscr. Lat. vol. I, p. 283 n. XXII und vol. X n. 809.

4) Corp. inscr. Latin. X, n. 808, Auctar. n. 8348; dazu Ephemeris epigraphica Bd. VIII p. 86 n. 311 und p. 212 n. 854.

5) Hermes III, S. 333.

6) Vgl. u. a. die Abbildung im Dictionary of Roman coins von S. W. Stevenson (London 1889) S. 16.

relief, das Heydemann mit Recht auf die Aeneassage bezogen hat, trägt Anchises im linken Arm ein cylinderförmig geflochtenes Gefäss, offenbar die Penatencista [1]), und eine runde geflochtene Cista mit flachem Deckel erblicken wir auch auf der oben erwähnten Iliupersisdarstellung des Pompejanischen Gladiatorenhelms. Jedenfalls haben wir uns die Hausgötter, die troischen Penaten (τὰ ἱερὰ τὰ πατρῷα Dion. Halic. I 46), als ganz kleine Figürchen von Holz oder anderem Material, als geheime Symbole vorzustellen; aufbewahrt wurden sie in kleinen cylindrischen Gefässen (doliola), wie sie sich mehrfach in Rom mit kleinen bronzenen Idolen gefüllt gefunden haben [2]).

---

1) Archäol. Zeitung XXIX, Taf. 54, 1.

2) Helbig, Bullettino dell' Instituto 1879, S. 77. Preller-Jordan, Röm. Mythologie II, S. 160, 169 f., 322 f. O. Jahn, Griechische Bilderchroniken S. 35.

6. Westgothischer Goldfund aus einem Felsengrabe bei Mykenä.

Von

Dr. Julius Naue.

Der Goldfund, von welchem wir nachfolgend berichten, wurde im Frühjahre 1890 von einem griechischen Landmanne in einem Felsengrabe bei Mykenä gemacht und fast unmittelbar darauf von einem meiner Freunde vom Finder erworben und mir sofort zugesandt. Ueber die näheren Umstände, die ja, wie wir wissen, bei griechischen und italienischen Funden äusserst schwer oder auch gar nicht zu eruiren sind, konnte mein Gewährsmann nur so viel erfahren, dass der betreffende Landmann zufällig auf das Felsengrab gestossen war und in demselben neben Skeletüberresten die Goldsachen gefunden hatte. Von weiteren Gegenständen, ausser einem kleinen Reste eines Bronzeplättchens und eines kleinen hellgrünen Glasfragmentes, konnte trotz wiederholten Fragens und Forschens nichts ermittelt werden. Wir müssen uns also mit den thatsächlichen Fundverhältnissen zufrieden geben. Vielleicht fügt es ein glücklicher Zufall später Näheres zu erfahren.

Der Fund besteht aus einem von neun kleinen dünnen Goldplatten verschiedener Grösse gebildeten Diadem und aus zwei aus Golddraht breit gehämmerten Schlangenarmbändern. Die Farbe des Goldes ist ziemlich hell, aber als Weissgold — Elektron — kann es doch nicht bezeichnet werden.

Wir beginnen mit der Beschreibung der Armbänder und gehen dann zu dem Diademe über.

Der Durchmesser eines jeden Armbandes beträgt 6,3 cm, die mittlere Höhe 12 mm. Was sofort auffällt ist, dass der Kopf der Schlange mit den oberen Windungen, ungeachtet dieselben nur als Silhouetten gegeben sind, sehr lebenswahr und im gewissen Sinne naturalistisch erscheinen (Figur 1). Nach den oberen Windungen verbreitert sich der Schlangenkörper, verjüngt sich an dem Ende,

welches über die oberen Windungen zu liegen kommt und biegt sodann in den spitz zulaufenden, einmal nach oben und einmal nach unten gerollten Schwanz um. Sämmtliche freiliegende Windungen, sowie die Schwanzenden sind an die anstossenden Körpertheile der Schlange von rückwärts angeschmolzen, nicht angelöthet. Der für die Armbänder verwendete Golddraht war allem Anscheine nach viereckig.

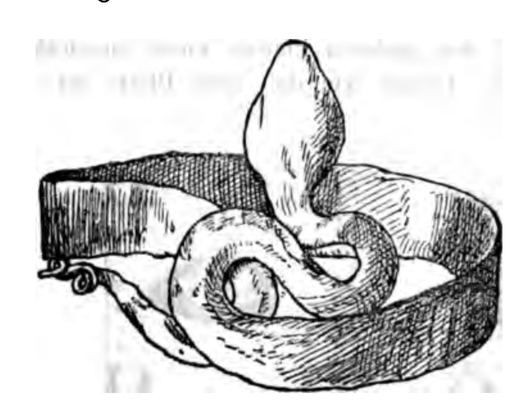


Fig. 1.

Während der breitere, mittlere Theil der Armbänder flach ist, sind die vorderen, nach oben gerichteten Windungen mit den emporstehenden Köpfen, sowie die Schwanzwindungen schwach concav-convex getrieben, auch fehlen an diesen Theilen die wellenartigen Ränder, welche wir als eine Folge des Aushämmerns an den eigentlichen Schlangenkörpern — den breiteren und mittleren Theilen — bemerken. Die Arbeit der Armbänder bekundet eine, wenn auch flüchtige, doch immerhin tüchtige Technik, und die Darstellung der Schlangen eine scharfe Naturbeobachtung.

Ob diese Schmuckstücke nur für den Grabgebrauch angefertigt worden sind, möchte ich deshalb bezweifeln, weil man dann wohl nicht nöthig gehabt hätte, die einzelnen Windungen an dem Schlangenkörper anzuschmelzen, was doch eine ziemlich schwere Arbeit war.

Das Diadem, welches, wie bereits erwähnt, aus neun dünnen Goldplatten von verschiedener Grösse besteht, die theilweise mit eingestempelten Figuren und Ornamenten, theilweise mit grösseren in Goldhülsen gefassten farbigen Steinen oder Gläsern verziert sind, ist folgendermassen zusammengesetzt:

1. eine kleine, 3,4 cm breite und 2,8 cm hohe Platte (Fig. 2), verziert mit einem erhaben eingestempelten runden Schild, der in der Mitte einen kleinen Doppelkreis mit Mittelpunkt hat, von welchem hakenartig gebogene Linien ausgehen. Der zwischen diesem Doppelkreise und dem äusseren Rande liegende Schildtheil ist mit

sechs durch doppelte Linien gebildeten Halbkreisen verziert, deren Mitte durch kleine Punkte ausgefüllt wird, den schmalen Raum zwischen je zwei Halbkreisen füllen drei Punkte von oben nach unten aus. Die Ränder der Platte sind mit kleinen Punktreihen verziert, und die Ecken mit kleinen niederen runden Goldhülsen besetzt, in welchen ehemals kleine grüne Gläser, von denen sich noch eines erhalten hat, eingelassen waren. Auf der Rückseite befinden sich an den vier Ecken kleine Goldösen, die ebenso wie die Goldhülsen bei diesen und den anderen Platten nicht angelöthet, sondern angeschmolzen sind. Genau wie die erste Platte ist die neunte verziert.

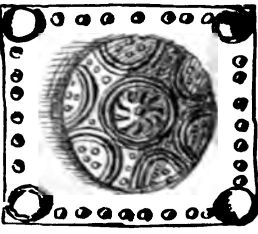




Fig. 2.

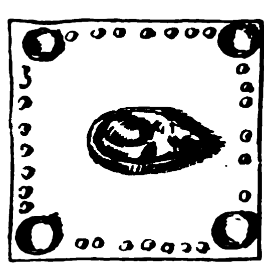


Fig. 3.

Der auf diesen beiden Platten (Fig. 2) dargestellte Schild entspricht jenem auf makedonischen kleinen Silber- (Tetrobolen) und Bronzemünzen; wir werden deshalb nicht fehlgehen, wenn wir den Schild als „makedonischen“ bezeichnen[1]).

Die zweite Platte (Fig. 3), welcher die achte entspricht, hat eine Breite von 3,3 cm bei einer Höhe von 3,1 cm. Die Mitte derselben wird durch eine verhältnissmässig hohe und grosse aufgeschmolzene Goldhülse von mandelähnlicher Form verziert, in welcher je ein grüner, oben runder Glasfluss eingelassen ist. Ränder und Ecken sind wie bei den vorerwähnten Platten mit Punktreihen und aufgeschmolzenen kleinen niederen Goldhülsen, die ehemals rothe Steine oder Gläser enthielten — einer derselben ist noch vorhanden —, versehen, ebenso tragen auch die Rückseiten die vier kleinen Gold-

1) Vgl. Head, Barclay V. „Historia Numorum“. S. 209 und Mionnet, T. E., Description de méd. antiques grecques et rom., Suppl. III, S. 2. Auch auf späteren makedonischen Tetradrachmen treffen wir den Schild wieder, doch befindet sich bei diesen in dem grossen Mittelfeld entweder der Kopf des Perseus oder des Pans oder der Artemis.

ösen, welche dazu dienten, die einzelnen Platten mit einer Schnur unter sich und wohl auch auf einem Bande zu befestigen.

Die dritte und siebente Platte (Fig. 4) zeigen die Darstellung je einer eingestempelten Sirenenfigur von gutem Stil. Goldhülsen und Punktreihen schliessen die Platten nach aussen ebenfalls ab, aber die auf der Rückseite befindlichen Goldösen sind so angeschmolzen, dass das Bild der Sirene nicht in richtiger Stellung — den Kopf nach oben —, sondern liegend — den Kopf nach rechts resp. nach links gekehrt — erscheint. Die Goldhülsen dieser Platten hatten *grüne* Glasflüsse. Breite 3,4 cm, Höhe 2,8 cm.





Fig. 4.

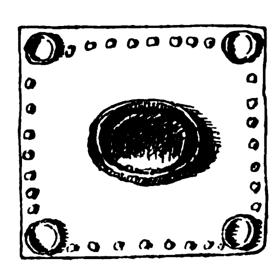


Fig. 5.

Die vierte und sechste Platte (Fig. 5), von 3,5 cm Breite und 2,8 cm Höhe, correspondiren mit der zweiten und achten, aber die in der Mitte aufgeschmolzenen Goldhülsen sind nicht mandelförmig, sondern oval und hatten *dunkelrothe*, oben runde Glasflüsse oder Steine als Einlagen, während kleine *rothe* Gläser die Eckhülsen schmückten.



Fig. 6.

Die fünfte — Mittel — Platte (Fig. 6), hat eine Höhe von 4,1 cm bei einer Breite von 3,1 cm. Hier sehen wir, abweichend von den acht übrigen kleineren Platten, die um die Aussenränder laufenden Punkt- oder Perlreihen nicht von rückwärts, sondern von vorn eingeschlagen, in Folge dessen sie vertieft erscheinen. An den vier Ecken befinden sich ebenfalls vier kleine Goldhülsen, die ehemals aller Wahrscheinlichkeit nach mit kleinen grünen Gläsern ausgefüllt waren (eine der Hülsen fehlt, da

das betreffende Eck der Platte abgebrochen ist). In der Mitte zwischen den oberen beiden Hülsen befindet sich noch eine etwas kleinere und niedere, die jedoch etwas über dem oberen Plattenrand hinwegragt. Die sehr flüchtig und mit einem wenig erhabenen Stempel eingeschlagene Darstellung zeigt eine unter einem Tempelchen auf einem niederen Stuhle nach vorn gekehrt sitzende bekleidete weibliche Figur. Das unter der Brust gegürtete Gewand scheint beide Arme nicht zu bedecken. Ueber dem Schoosse liegt ein Mantel, welcher nach unten theils bis über die Hälfte des einen Unterschenkels, theils bis unter das Knie herabgeht. In der rechten Hand hält die Gestalt einen dünnen langen Stab, der oben drei knospen- oder blumenartige Ansätze hat, während die nach oben gekehrte linke Hand einen grossen herzförmigen Gegenstand, die Spitze nach unten gekehrt, emporhält. Auf diesem herzförmigen Schilde sind von rückwärts mit einem spitzen Instrumente mehrere Zeichen eingeritzt, auf die wir später noch ausführlich zu sprechen kommen. Neben dem Stuhle der sitzenden weiblichen Figur scheint eine kleine von rechts nach links schreitende nackte menschliche Gestalt zu sein; bei der sehr verschwommenen Wiedergabe derselben ist es jedoch schwer Bestimmtes zu sagen; am sichersten könnten noch die Beine erkannt werden. Ebenso schwer hält es, zu unterscheiden, ob die sitzende weibliche Figur eine Stadtgöttin oder eine Roma darstellen soll; eher vielleicht die letztere.

Zur besseren Uebersicht wiederholen wir kurz die Reihenfolge der einzelnen Platten des Diademes, wie sie zusammengehören: 1. Makedonischer Schild mit kleinen grünen Eckgläsern. 2. Herzförmige Mittelhülse mit grünem Glasflusse und kleinen rothen Eckgläsern. 3. Sirene mit kleinen grünen Eckgläsern. 4. Ovale Mittelhülse mit rothem Glasflusse und kleinen rothen Eckgläsern. 5. Sitzende weibliche Figur unter einem Tempelchen mit wahrscheinlich grünen Eckgläsern. 6. Ovale Mittelhülse mit rothem Glasflusse und kleinen rothen Eckgläsern. 7. Sirene mit kleinen grünen Eckgläsern. 8. Herzförmige Mittelhülse mit grünem Glasflusse und kleinen rothen Eckgläsern und 9. makedonischer Schild mit kleinen grünen Eckgläsern [1]).

1) Aehnliche kleine Platten, von länglich viereckiger, rautenartiger und ovaler Form, aber mit grösseren Punkt- oder Perlreihen verziert, die nach aussen und innen von erhabenen Linien eingefasst sind, also wie eine Art Band erscheinen, wurden von reichen palmyrenischen Frauen

Wenn wir nun die sämmtlichen Platten in dieser Reihenfolge betrachten, so fällt vor Allem das merkwürdige Stilgemisch in die Augen: wir haben in den Darstellungen und Ornamenten Motive aus griechischer und römischer Zeit, und in der Ausschmückung der Platten mit Punktreihen und mit aufgesetzten Goldhülsen, welche kleine und grosse Glasflüsse enthielten, Motive aus barbarischer Zeit vor uns. Griechischen Einfluss zeigen die Sirenen und die makedonischen Schilde; erstere dürften wegen ihrer immerhin guten stilvollen Darstellung in das IV. Jahrh. v. Chr. verlegt werden können, letztere gehören jedoch bereits einer späteren Zeit an. Sicher römisch, und zwar dem IV. Jahrh. n. Chr. angehörend, ist die sitzende weibliche Figur der Mittelplatte, und entschieden barbarisch die Hinzufügung der Punktreihen und die der klassischen Zeit unbekannten aufgesetzten Goldhülsen mit ihren farbigen Glasflüssen. Auch die eigenthümliche Zusammenstellung der verschiedenen Goldplatten wirkt barbarisch; denn in welchem Zusammenhang stehen die makedonischen Schilde zu den Sirenen und diese wieder zu der — sagen wir einstweilen — Roma?

Einen weiteren Beleg für das eben Ausgesprochene haben wir dadurch, dass die Platten mit den Sirenen nicht richtig gestellt sind, was durch die rückwärts angeschmolzenen Goldösen bewiesen wird. Um die Figur der Sirenen zur richtigen Anschauung zu bringen, hätten die Platten so angeordnet werden müssen, dass ihre Schmalseiten nicht seitwärts, wie jetzt, sondern nach oben gerichtet wären. Höchst wahrscheinlich wusste man aber die dargestellten Figuren mit den Flügeln und dem ornamental gehaltenen Untertheile nicht zu deuten, nahm sie vielmehr als eine rein ornamentale Verzierung und verwendete sie als solche.

---

als Kopf- oder Haarschmuck derart getragen, dass sie von den hochfrisirten Haaren, über welche als Bekrönung ein Zopf gelegt war, nach vorn bis zur Stirn herabhingen. An den äusseren Seiten der ovalen und rautenförmigen Platten sind zur weiteren Verzierung Perlen angebracht und an die untere Platte drei konische Bommeln mit kugelförmigen Enden, die auf die Stirn herabfallen, eingehängt. Diesen Kopf- oder Haarschmuck zeigt u. a. eine 20 cm hohe Frauenmaske aus weissem Marmor von spätrömischer Arbeit, welche in Palmyra gefunden und in der Auction H. Hoffmann in Paris (15.—16. Juni 1891) versteigert worden ist. Vergl. den betr. Catalog: „Antiquités égyptiennes, phéniciennes, grecques et romaines. Verrerie, marbres, bronzes et poterie. Paris, 1891, S. 20, Nr. 149, und Pl. V.

Aber einen noch entschiedeneren Beweis für die barbarische Geschmacksrichtung haben wir durch die mit farbigen Gläsern versehenen Goldhülsen, welche auf jeder Platte angebracht sind, wozu aber auch noch die Platten mit den grossen Mittelhülsen gehören. Vergegenwärtigen wir uns darnach den Eindruck, welchen das Diadem in dieser Zusammenstellung auf den Beschauer machte, so ist es klar, dass das farbige Element vorwaltete, was in ganz besonderer Weise für den barbarischen Geschmack der ehemaligen Trägerin dieses Schmuckstückes spricht.

Diese Ansicht wird von hervorragenden Alterthumsforschern, wie Altmeister Prof. Dr. L. Lindenschmit in Mainz, Generalintendant Dr. Frz. von Pulsky in Budapest und Dr. Arthur J. Evans, Conservator am Ashmolean-Museum in Oxford, getheilt. Herr Prof. Dr. L. Lindenschmit in Mainz schrieb mir darüber: „Was meine Ansicht über den Fund betrifft, so kann ich mich bezüglich des Stirnschmuckes nur Ihrer Meinung anschliessen. Es ist eine verhältnissmässig späte und in verschiedener Hinsicht von barbarischem Geschmacke zeugende Arbeit. Nicht allein die in Zellen eingesetzten Glaseinlagen sprechen dafür, sondern auch vor Allem die Darstellungsweise der sitzenden Figur auf der Mittelplatte. Sie ähnelt in Manchem, wie Sie richtig bemerkten, den Gebilden auf, übrigens seltenen Scheibenfibeln der merowingischen Zeit, welche Copien römischer Kunstarbeit sind. Ob diese sitzende Figur, welche uns vorliegt, ebenfalls eine Roma darstellen soll, wage ich nicht zu entscheiden. Auf den barbarischen Nachbildungen auf Scheibenfibeln hält die ausgestreckte rechte Hand der Roma eine Victoria, während die linke das Scepter hält. Auf der fraglichen Platte scheint die weibliche Figur in der Rechten ein blumenartiges Gebilde zu halten. Die feinen Zeichen oberhalb der linken Hand vermag auch ich mir noch nicht zu erklären. Sind es ohne Verständniss nachgeahmte Schriftzeichen? Von ganz abweichender Art, weil ein klassisches Motiv und verständnissvolle Darstellung desselben zeigend, sind namentlich die beiden Platten mit den Sirenen. Es ist deshalb in der That wahrscheinlich, dass der halbbarbarische Goldschmied ältere gute Stempel besass oder Theile eines älteren Geschmeides verwendete, unter welchen seine Zuthaten sofort erkennbar sind. Charakteristisch für die abweichende mangelhafte Arbeit der Mittelplatte ist auch der Umstand, dass die ringsumlaufenden kleinen Perlen oder Buckel nach der verkehrten Seite hin eingeschlagen sind. Das

ungemein geringe Gewicht der Platten wie der Armbänder lässt vermuthen, dass die Sachen als Grabschmuck hergestellt wurden. Interessant ist die geschickte Herstellung der Armbänder aus einem Draht von der Dicke des Schwanzendes der Schlangen; aus ihm ist der ganze Körper mit dem Hammer getrieben. Ebenso interessant ist die Verbindung der übereinandergreifenden Theile des Schlangenkörpers, dieselben sind nicht aufeinander gelöthet, sondern das Gold ist zum Zweck der Verbindung an den betreffenden Stellen zum Schmelzen gebracht. Auf gleiche Art sind die Zellen für die Glaseinlagen auf den Platten befestigt. Die Schlangen sind übrigens sehr naturalistisch, mit feiner Beobachtung ausgeführt und gleichen sehr spätgriechischen oder römischen Arbeiten dieser Art, so dass wir annehmen dürfen, sie seien von einem griechischen Sklaven gemacht."

Herr Generalintendant Dr. Franz von Pulszky in Budapest schrieb mir seiner Zeit Folgendes über den Fund: „Sie sind auf der rechten Fährte mit dem Goldschmucke aus Mykenä. Natürlich sind die Kuppelgräber und die Pelopidenzeit ausgeschlossen. Es wird wohl das Grab eines Gothenhäuptlings sein, der auf einem seiner Raubzüge starb. Die an den Grund gelötheten Goldhülsen, als Fassung von rothen und grünen Steinen, erinnern ja an die Orféverie cloisonnée, von der wir aus Schriftstellern erst zur römischen Kaiserzeit und aus Denkmälern zur Völkerwanderungsepoche eine Idee erhalten. Die Mittelfigur sieht einer Minerva ähnlich. Die schlangenförmigen Armbänder, aus dickem Golddraht gehämmert, kommen bei uns in dieser Zeit (der Völkerwanderungsepoche) in einem Exemplar ebenfalls vor."

Alle sind darin mit mir einig, dass der Goldfund barbarischen Ursprunges ist und nicht vor das IV. nachchristliche Jahrhundert verlegt werden kann.

Die Verwendung spätgriechischer und römischer Stempel lässt sich vielleicht so erklären, dass der Goldarbeiter (mag er nun Freier oder Sklave gewesen sein), welcher das Diadem anzufertigen hatte, entweder derartige figürliche oder ornamentale Goldplatten vorräthig hatte oder die betreffenden Stempel besass. Wie noch heute alte Münz- und Siegelstempel vorhanden sind, so kann es auch in jener Zeit gewesen sein.

Auf jeden Fall aber muss wiederholt betont werden, dass der ganze Goldfund weder griechisch noch römisch, sondern barbarisch ist.

Da wir nun wissen, dass in den Jahren 396—397 die Westgothen unter Führung ihres Königs Alarich den ganzen Peloponnes durchzogen, so liegt es nahe anzunehmen, dass der Fund den Westgothen zugetheilt werden kann und darf. Bei dem langen Aufenthalte dieses Volkes in Griechenland ist es mehr als wahrscheinlich, dass eine Fürstin oder Anverwandte eines Fürsten auf einem der westgothischen Wanderzüge starb und dass man die Leiche, nachdem man ein altes Felsengrab entdeckt hatte, in diesem beisetzte; denn nur so lässt sich die Bestattung in dem Felsengrabe bei Mykenä erklären.

Wie bei der Beschreibung der Mittelplatte des Diadems bereits erwähnt wurde, finden sich auf dem herzförmigen Schilde, welchen die sitzende weibliche Figur mit der linken Hand nach oben hält, kleine erhabene Zeichen, die von rückwärts mit einem spitzen Instrumente eingeritzt sind und zwar derart, dass man deutlich sieht, wo das Instrument stärker eingesetzt oder eingedrückt wurde.

Auf die Bedeutung dieser Zeichen, welche ich wohl gesehen hatte, wurde ich erst durch den hochverehrten Direktor des römisch-germanischen Central-Museums, Herrn Prof. Dr. Ludwig Lindenschmit in Mainz, welchem ich den ganzen Fund, wie vorerwähnt, zur Kenntniss und Begutachtung zugesandt hatte, im Juli 1890 aufmerksam gemacht. Er theilte mir nämlich mit, dass Dr. Kempff aus Gefle in Schweden, der sich einige Zeit in Mainz aufgehalten hatte, um die Inschriften zweier dort befindlicher Runenfibeln zu studiren, gelegentlich der Vorlage von Gypsabgüssen des Golddiademes auf der Mittelplatte die sonderbaren Zeichen ebenfalls gesehen und sie nach Prüfung für Runen glaubt annehmen zu dürfen. Nach dem Abgusse las damals Dr. Kempff ᚷᚢᛁ = Gui, fügte aber hinzu, dass eine weitere Bestätigung erst von einem eingehenden Studium des Originales abzuwarten sei.

Durch diese Mittheilung des hochverehrten Altmeisters angeregt, sandte ich gegen Ende 1890 meinem verehrten Freunde, dem Privatdozenten an der Universität Lund, Herrn Dr. Sven Söderberg, zwei Gypsabgüsse der Mittelplatte und fügte eine sehr genaue Zeichnung der eingeritzten Zeichen bei, die derselbe alsbald Herrn Professor Dr. Georg Stephens in Kopenhagen mit der Bitte übergab, die Zeichen eingehend studiren und prüfen zu wollen. Eine längere Krankheit des hochverehrten Gelehrten trug die Schuld, dass ich von ihm erst im August vorigen Jahres Näheres über die

Ergebnisse seiner Studien erhielt; er schrieb mir, nachdem er die Zeichen unzweifelhaft für Runen erklärt, folgendes: „This also seems not to be a difficult inscription. It is here very slightly magnified, for distinctness, as it is the chief runic inscription. I begin with the first stave ᚷ (G), whose left side forms the right side of ᚢ (U), followed by ᚾ (N) in the middle of the script. Next comes Z, the softened sound of D, whose nearest type in the alphabets is the mark ᛉ, which is here sweeng lower clown, as it otherwise would have clasht with the immediately foregoing ᚾ (N). This Z as softened D creeps in early. Förstemann has GUNZO etc. 7th century and 8th, GUNZA etc. (fem.) 7th, GUNZILI 11th, GUNZILA etc. (fem.) 8th century, GUNCELIN etc. 7th. The ◇ at the top is a short way of writing ∝ (ᛟ, O). Last comes ᛚ, a bind with ᛁ, making ᛁᛚ (IL). The whole gives:

ᚷ, ᚢ, ᚾ, ᛉ, ◇, ᛁ, ᛚ = GUNZOIL (Fig. 7, wo die Zeichen nach dem Originale, vergl. Fig. 6, vergrössert wiedergegeben sind), a slurred and familiar pronunciation of the womansname GUNHILD. This is not found before in the oldnorthern runes, but occurs several times in the later (or scandinavian) staves as GUNHILD, GUNHILTR, GUNILR (the R only the nominative-mark), GUNILT and GUNNILA.“

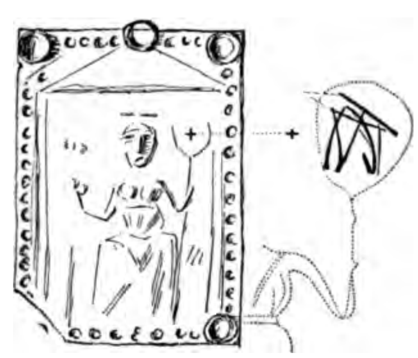


Fig. 7.

Unterdessen hatte auch Herr Dr. K. Hj. Kempff aus Gefle, der sich im Sommer vergangenen Jahres längere Zeit in München aufhielt, bei mir das Original der Goldplatte wiederholt gesehen und die eingeritzten Zeichen sorgfältigst und eingehendst geprüft und studirt. Dass die Zeichen Runen seien, bestätigte Herr Dr. Kempff wiederholt. Auf meine Bitten theilte er mir dann kürzlich Folgendes schriftlich über die Ergebnisse seiner Studien mit:

„Ich habe schon im vorigen Jahre, Juli 1890, als ich einen Abguss der Platte in Mainz sah, dieselbe Ansicht ausgesprochen, die ich noch jetzt hege, nachdem ich im Juli (1891) bei Ihnen das Original wiederholt gesehen habe, nämlich dass die Inschrift mit

der älteren germanischen Schrift, den sog. älteren Runen, abgefasst sei.

Die Inschrift besteht nur aus 5 Runenbuchstaben, 3 stehend ᚷᚢᛇ, die ich mit Gui͡u umschreibe, 2 oberhalb liegend ᚲᛁ, die ich mit KI wiedergebe; alle ganz deutlich und unverkennbar. Die drei unteren doch weniger, indem alle drei sich entweder berühren oder schneiden. Die beiden Stäbe von ᚢ kreuzen sich oben, der rechte Stab scheint halb wie doppelt, was gewiss durch eine Verbesserung entstanden ist. Der Querstab (der rechte Stab) wurde erst zu schwach geritzt und dem Hauptstabe zu niedrig angefügt; ein stärker geritzter Querstab, vom Fusse des ungenügend befundenen und anfangs mit ihm zusammenlaufend, wurde dann zum Hauptstabe höher hinaufgezogen, dabei aber auch ein wenig zu weit geführt, so dass er den Hauptstab kreuzt. Das ᛇ hat seinen unteren Querstab gleichsam verloren und findet ihn erst im Inneren der vorhergehenden ᚢ beim Fusse des rechten Stabes wieder, woher es kam, dass ich ihn nicht sogleich erkannte und Anfangs Gui für Gui͡u las. Dies um nur anzudeuten wie ich die Runenzeichnungen aufgefasst habe. Ich gehe nun zur Deutung der beiden Runenzeilen, zuerst zu der dreirunigen über (vergl. Fig. 6 u. 7).

In den drei Runen: ᚷᚢᛇ, Gui͡u, habe ich von Anfang her ein altschwedisches Namenelement, Gy, erkannt; es ist dasselbe, welches uns in dem altschwedischen Frauennamen, Gyriþ, in Runenschrift Gyriþ, Kuriþr, Kuriþ, Kiriþ, Kufriþr, Kufriþ, sowie auch in den schwedischen Runennamen Kilaug, Kilauk, Kilifz und im neunorwegischen Gyveig begegnet. Auch ein einfaches Ky findet sich auf dem Runenstein zu Skestad in Upland, Schweden (Dybeck, Sverikes Runurkunder, II, 34). Dieses Gy entspricht vollkommen dem Gui͡u der Goldplatte von Mykenä.

Aber auch in der älteren Runenschrift haben wir eine volle Korrespondenz zu unserem mykenäischen ᚷᚢᛁ (Gui͡u). Auf einem der Goldkrüge des grossen Goldfundes von Nagy-Szend-Miklós in Ungarn findet sich am Boden desselben eine monogrammähnliche Figur eingeritzt (v. Sacken und Kenner. Die Sammlungen des K. K. Münz- und Antiken-Cabinets. Wien, 1866, Tafel, Fig. 14. — Hampel, J., der Goldfund von Nagy-Szent-Miklós. Budapest, 1886. Tafel p. 69, Fig. 16. In beiden Werken die kleinere der beiden Monogrammfiguren), die ich schon lange nach der Zeichnung bei v. Sacken und Kenner als ein ᚷᚢᛇ, Gui͡u, nach

der Hampel'schen als ein ᚷᚢᛁᛇ, Guiu͡, deutete. Die letzte Schreibweise ᚷᚢᛁᛇ, Guiu͡, stimmt ganz mit jener des Runensteines von Tune in Norwegen überein, wo arbija für arbja, þuijoz für þujoz steht. Eine Muthmassung, dass Guiu͡ der Dativ eines fem. Guus sei, finde ich nach dem Gesagten nicht zutreffend. Der Form nach entspricht dieser Name, wie einerseits dem schwedischen Gy, Gy- der jüngeren Runen, so andererseits in der älteren Runenschrift dem ᛚᛖᚢᛒᚹᛁᚾᛁᛇ, Leubviniiu͡, auf der grösseren Spange von Nordendorf in Augsburg (vgl. Henning, Runendenkmäler. Taf. III, Fig. 7. S. 105 liest Henning, der dem ᛇ den Laut e ertheilt, Leubvinie, welches dadurch zum Dativ wird; beides ist wahrscheinlich unrichtig) und noch näher dem S(eg)uhuiu͡, ᚺᛁᛊᚢᚺᚢᛇ, Dänemark (Stephens, bract. 17, Oldn. Run. Mon. II, 529). Uebrigens haben wir in Guiu͡ gewiss nur die eine Hälfte des Namens, der vollständig wahrscheinlich **Guiufriþu** lautete, ein Gegenstück zum späteren schwedischen Gyfriþ, Gyriþ, wozu gleichfalls als Abkürzung vielleicht das schon genannte Gy kommt.

Was die Bedeutung des Namens betrifft, so möchte ich darin, indem ich ihn zu derselben Wurzel wie im gr. χέω, lat. fundo, fons, führe, etwas wie Quellnymphe, Najade erblicken, was auch den -ny, -elf in skandinavischen Frauennamen, wie Signy, Ragnelf, einigermassen entspräche, wenn diese, wie ich glaube, mit Strom, Fluss wiederzugeben sind.

Ich wende mich nun zu den beiden oben liegenden Runen, die ich als ᚲᛁ, KI, gelesen habe, die aber auch als ᛁᚲ, IK, gelesen werden möchten, jedoch dann in entgegengesetzter Richtung zu der Lesung ᚷᚢᛇ, Guiu͡. Sollen nun die beiden Zeilen als eine zusammen gelesen werden? Ein ᚲᛁᚷᚢᛇ, Ki-Guiu͡ gibt nichts, wenigstens nichts Bekanntes. Ein ᛁᚲᚷᚢᛇ, Ik-Guiu͡, wäre möglich, aber wenig glaublich. Ein ᚷᚢᛇᚲᛁ, Guiu͡-Ki, wenig glaublich, ein ᚷᚢᛇᛁᚲ, Guiu͡-Ik, sogar unmöglich. Ein ᛁᚲᚷᚢᛇ, Ik-Guiu͡: Ich-Guiu͡, aber wäre nicht so unwahrscheinlich. Jedoch: 1. warum wären die beiden Wörter nicht in einer Linie geschrieben, zumal es an Raum dazu nicht fehlte; 2. warum schrieb man die beiden Wörter nicht in ein und derselben Richtung, sondern liess die eine nach links, die andere nach rechts gehen? Ich glaube deshalb nicht, dass die beiden Runenzeichen zusammen zu lesen sind, sondern dass sie mit Absicht so geschrieben wurden wie sie sind, um zu bezeich-

nen, dass jede Zeile für sich gelesen werden solle und zwar in derselben Richtung, wie ᚷᚢᛇ, Guiu, so auch ᚲᛁ, K I.

Aber was bedeutet dann dieses ᚲᛁ, K I? Nach meiner Meinung sind es zwei Anfangsbuchstaben: K I, von denen K den Namen des Gebers oder der Geberin des Golddiademes bezeichnet, ganz wie Guiu der Name der Empfängerin ist; I aber ist der Anfangsbuchstabe eines Wortes mit der Bedeutung: gibt, verehrt. K kann hier irgend einen beliebigen altgermanischen Namen auf K bezeichnen, z. B. Kindila, Kunimunduz. In I aber sehe ich die Abkürzung eines 3, praes. iniz oder iniþ: isl. innir, perficit, praestat, pendit (Lex. Poet.): performs, pays, discharges (Vigf.). Unverkürzt begegnet uns dies iniz auf dem Stein von Möjebro (Schweden) mit der bekannten Inschrift: Ana hahaisla × iniz fravaradaz. Nach Bugge deutet hier Noreen, Altisl. Gramm. S. 191 die beiden letzten Wörter als zwei Eigennamen: isl. „× Inr, Frárádr“. Ich sehe eher ein iniz Fravaradaz: isl. innir Frárádr darin, wo iniz entweder als Verb oder als Nomen agentis steht. Um diese Anschauung zu bestätigen, ist es mir wohl erlaubt, hier eine bisher nicht hinlänglich beobachtete Inschrift anzuführen, die sich auf dem Goldbrakteat von Overnhornbeck, Dänemark, befindet (vergl. Stephens, bract. 28, Oldn. Run. Mon. II, 540). Meines Wissens ist diese höchst interessante Inschrift bisher nur von Stephens (Mon. II, 541) gelesen. Ich lese sie so: Euþa Vitsihu inand baiu Niuuobave. Hier begegnet uns unzweifelhaft in 3 plur. praes. das Verbum innan, isl. inna, dessen Bedeutung kaum eine andere als persolvere debitum, eine von Sitte und Pietät geforderte Schuldigkeit zu vollziehen, sein kann. Diese Bedeutung passt nun auch auf die Inschrift des Steines von Möjebro: Fravaradus persolvit debitum sc. mortuo. Dieses „innan“ war gewiss etwas fortdauerndes: daher in praes. inand, iniz (iniz für iniþ, wie barutz für bariutiþ).

Auch hier, auf der Mykenäinschrift, würde dieses Wort mit der von mir vermutheten Bedeutung passen, sei es dass K der Guiu gegenüber eine wirkliche Schuldigkeit erfüllte oder dass das Wort ohne diese strenge Bedeutung nur für „verehren“ angewendet wurde.

Die ganze Inschrift der Mykenä-Goldplatte des Diademes wäre also zu lesen:

Guiu KI: Guiu — K v(erehrte).

7. Die ältesten Bautheile des Münsters zu Essen.

Von

G. Humann.

(Mit 6 Abbildungen.)

Die Ueberreste der Essener Basilika, welche höchst wahrscheinlich von dem in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts errichteten Stiftungsbau herrühren, sind in den Jahrbüchern Heft LXXXII, S. 107 ff., sowie in der Schrift „Der Westbau des Münsters zu Essen" 1890 (in Komm. bei J. Deiter in Essen) [1]) besprochen. Da dieser Bau, eines der merkwürdigsten älteren Kunstdenkmäler Deutschlands, hinsichtlich seiner reichen Nischenbildungen in den Seitenschiffswänden und des dreiseitigen Abschlusses seiner Querschiffsflügel vor allen diesseits der Alpen aus karolingischer Zeit noch erhaltenen Basiliken hervorragt, so mag es gestattet sein, hier nochmals auf dies Werk zurückzukommen, und zwar einerseits, um seine Entstehungszeit mit eingehenderen Gründen, als dies bisher geschehen ist, festzustellen, andererseits, um noch gewisse, nicht unwichtige bauliche Einzelheiten an der Hand einiger Zeichnungen zu erläutern.

Figur 1 stellt den Grundriss des südlichen Seitenschiffes dar. Die ältesten Theile sind schwarz, die romanischen in doppelter, die gothischen (einschliesslich zweier bei der letzten Restauration wieder zugemauerter Nischen) in einfacher Schraffirung gezeichnet. Von den Langwänden des Seitenschiffes sind hier ausser den drei Nischen einer ehemaligen zweigeschossigen westlichen Vorhalle (Fig. 1 bei *a*) nur noch vier, ebenfalls halbkreisrunde Nischen (Fig. 1 bei *b*) erhalten (abgesehen von den unter den folgenden gothischen Pfeilern wohl noch vorhandenen geringen Resten). Der westliche Theil dieser Nischen ist in Fig. 2 mit Fortlassung der gothischen Pfeiler (in

1) Vgl. Jahrbuch LXXXX, S. 182 f. Die Redaktion.

doppelt so grossem Maassstab als der Grundriss) abgebildet [1]). Das nördliche Schiff einschliesslich der ehemaligen westlichen Vorhalle besitzt noch (wenn auch theilweise vermauert) 12 derartige Nischen in ununterbrochener Reihe, so dass hier nur vier ergänzt zu werden brauchen, um den Anschluss an das östliche Querschiff zu erreichen. Von letzterem ist hier (mit Ausnahme eines vermauerten Restes des oberen Geschosses; s. w. unten) nur der unterste Theil der Nordwand erhalten (derselbe ist bei der letzten Restauration ergänzt). Die noch vollständigere Südseite des Südflügels ist in Fig. 1 und in Fig. 3 (in doppelt so grossem Maassstab) dargestellt. Die beiden in den Schrägseiten befindlichen Nischen (*o, o* in Fig. 1 und 3) [2]) hat man später, aber noch in romanischer Zeit, enger und niedriger gestaltet und durch grosse Bögen verbunden, welche einen Laufgang (*ii* in Fig. 1 und 3) zu tragen bestimmt sind. Des letzteren wegen sind im oberen Geschoss die beiden schrägen

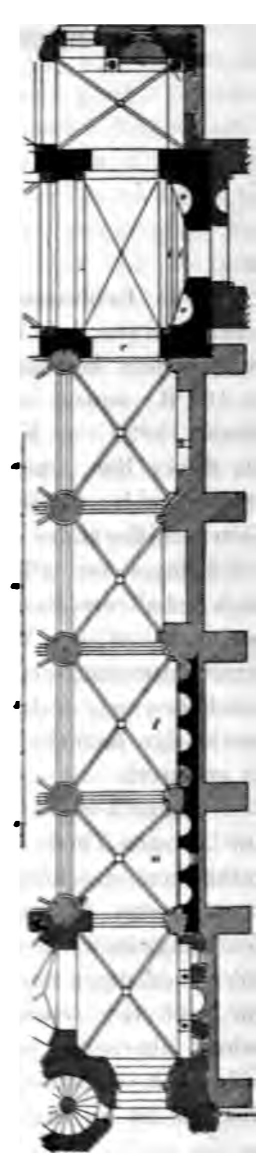


Fig. 1.

1) Als vor fast 10 Jahren bei der letzten Restauration diese Nischen vom Putz befreit waren, vermochte ich leider keine Zeichnung des Mauerverbandes anzufertigen. Neben gewöhnlichem Bruchsteinmaterial ist bei den Pfeilerfüssen und Kämpfern Kalkstein, bei den Lisenen, Blendbögen und Nischenkuppeln Tuff verwendet. Der letztere besteht wohl aus Abbruchmaterial und konnte vermuthlich von ehemaligen Römerbauten, d. h. etwa von Köln oder dem nahe gelegenen Neuss, leicht bezogen werden. — Die Richtigkeit der in Fig. 2 angegebenen Höhenverhältnisse des kleinen Fensters vermag ich nicht zu verbürgen, da ich sie zur Zeit nicht genau ausgemessen habe.

2) Die Nischen, bedeutend weiter als diejenigen der Langschiffe, reichen bis zum Fussboden. Dass dieser ursprünglich tiefer gelegen habe, ist wohl anzunehmen. Ob die Karniesgesimse in der Kämpferhöhe der Thüre ursprünglich sind, konnte z. Z. nicht festgestellt werden.

Wandseiten nachträglich gerade gemacht, während sie oberhalb des später eingefügten Gewölbes wieder in ursprünglicher Form hervortreten (bei dem Mauerabsatz *nn* Fig. 3). In den Schrägseiten waren im oberen Geschoss (der mittlere Theil, wenigstens oberhalb der in die Schatzkammer führenden Thüre (*mmm* in Fig. 3), ist erneuert und seine ehemalige Form nicht mehr genau festzustellen) ebenfalls zwei grosse Nischen, deren Spuren (unter dem Putz) (bei *vv* in Fig. 3) noch erhalten sind. Dieselben hat man bei Anlage des Gewölbes niedriger abgeschlossen und mit je einem Fenster (*rr* in Fig. 3) versehen (wie solche auch wohl ursprünglich, doch entsprechend höher vorhanden waren). Die Querschiffsflügel besassen aber auch an ihren westlichen Seiten oberhalb der Dächer der Seitenschiffe je ein Fenster. Ueberreste der letzteren sind noch über den zwischen Quer- und Seitenschiffen befindlichen gothischen Gurtbögen erhalten (oberhalb *c* in Fig. 1. Vgl. die Aufrisse Fig. 4 und 3 bei *u*). (Man hat hier bei der gothischen Umgestaltung die oberen Mauertheile des älteren Baues bestehen lassen, d. h. vor Abbruch der unteren Theile abgestützt und mit gothischen Bögen unterfangen.) Im Nordflügel ist ebenfalls an entsprechender Stelle der obere Theil eines derartigen Fensters erhalten[1]). Hier an der nordwestlichen Ecke des Querschiffes, dort, wo die westliche Mauer eines gothischen Erweiterungsbaues (ehemaliger sog. Gräfinnenchor) ansetzt, ist noch ein Rundstabkämpfer[2]) mit Bogenansatz im Mauerwerk erhalten, aus welchem erhellt, dass das Aeussere des oberen Geschosses der Giebelwände des Querschiffs mit Blendbögen geziert war. Die Höhe der ursprünglichen flachen Decke des Querschiffs ist auf der

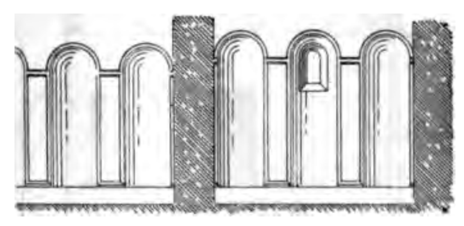


Fig. 2.

1) Dass diese Fenster höher abschlossen als die Nischen bez. deren ursprüngliche Fenster in den Schrägseiten (vgl. *vv* u. *u* in Fig. 3) ist auffallend. Auch dürfte dieser Umstand unsere Vermuthung rechtfertigen, dass später (wohl um das Jahr 1000, vgl. „Westbau" S. 27) die Seitenschiffe mit Emporen versehen, und infolge dessen jene Fenster in der Westwand der Querschiffe entsprechend höher gelegt worden sind.

2) Derselbe liegt ungefähr in der Scheitelhöhe des westlichen Fensters des Gräfinnenchores.

Südseite noch oberhalb des Gewölbes (bei *zz* in Fig. 3) deutlich erkennbar.

Die seitlichen Räume der ehemaligen westlichen Vorhalle hatten zwei Geschosse bezw. waren von gleicher Höhe als ihr mittlerer Theil. Es geht dies aus der Lage zweier Kapitäle hervor, welche in den westlichen, dem Mittelraum anschliessenden Ecken jener Seitenräume sich befinden (Fig. 1 oberhalb *e*). Aus dem umgebenden Mauerwerk und verschiedenen Umständen darf man schliessen, dass sich jene seitlichen Räume wahrscheinlich ehemals zum mittleren Theil in je zwei über einander befindlichen Bögen geöffnet haben, während die höher liegenden Kapitäle in den Ecken befindliche Wandpfeiler bekrönt haben, welche mit jenen Kapitälen wohl bis zur flachen Decke reichten. Es ist auch dies ein ganz aussergewöhnlicher Schmuck, welcher die künstlerische Bedeutung der alten Essener Basilika noch mehr hervortreten lässt. Das südliche, bis auf seinen unteren Rundstab etwas verwitterte, dennoch am besten erhaltene der beiden aus Kalkstein gebildeten Kapitäle ist in Fig. 5 skizzirt. Das einfache korinthische Kapitäl zeigt eine Volute und darunter ein kleines Blatt, dessen mittlerer Theil unter dem Blattüberfall ausgehöhlt ist. Wie weit das Kapitäl (mit seinem Rundstab) ehemals seitwärts in die Wand eingriff, ist aus Fig. 5 bezw. dem rauh gearbeiteten Theil desselben zu ersehen. Ueber dem Kapitäl liegen zwei Platten von rechteckigem Profil. Ein unter demselben ansetzender Wandpfeiler ist der Uebermauerung des hier befindlichen gothischen Gewölbes wegen nicht erkennbar. Am nördlichen Kapitäl ist noch ein über demselben befindlicher Rundstab erhalten. Einen Architrav

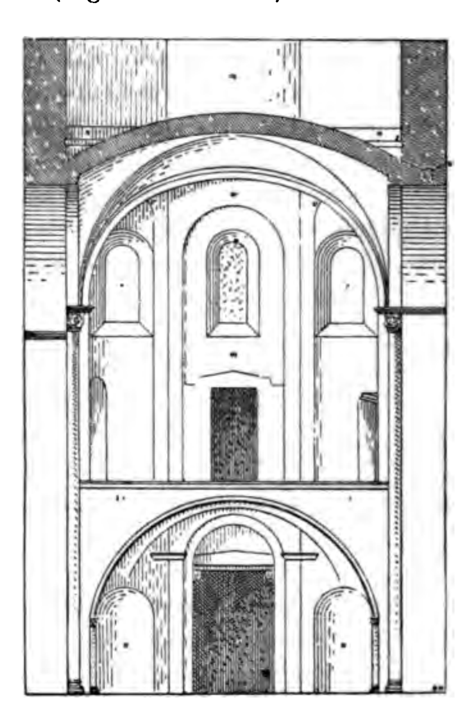


Fig. 3.

scheinen diese Kapitäle nicht getragen zu haben, es sei denn, dass derselbe aus Stuck (einem in damaliger Zeit nicht aussergewöhnlichen Material) vorgeblendet war.

Um das Alter der beschriebenen Bautheile zu beurtheilen, genügt ein Blick auf den rekonstruirten Grundriss („Westbau" Fig. 1), um nicht allein eine gewisse Uebereinstimmung der Raumanlage mit anderen karolingischen Basiliken (namentlich der Einhardskirche zu Steinbach-Michelstadt) als auch einen selbstständigen, in sich abgeschlossenen Bau zu erkennen. Sein westlicher Theil (vgl. Fig. 1, *a*) ist um so mehr als ursprünglicher Abschluss d. h. als Vorhalle, nicht als ein westliches Querschiff, zu dem der gegenwärtige Westchor mit seinen seitlichen Eingangshallen als gleichzeitig errichteter Bau gehört habe, zu betrachten, als diese letztgenannten Theile in Bezug auf Formcharakter, Reichthum und Komposition sich als Hinzufügung ergeben. Anderenfalls würde auch der hier als ursprüngliche westliche Vorhalle angenommene Theil nicht allein in der Längen-, sondern auch in der Querachse der Kirche ausgedehnter, d. h. ebenso wie das östliche Querschiff auch nach aussen mit einem Vorsprunge vor den Seitenschiffen angelegt worden sein, während in Wirklichkeit der jetzige Westbau vorspringt, und zwar, was ebenso beachtenswerth ist, nicht auf jeder Seite in ganz gleichem Maasse („Westbau" Tafel II). Auch bei einer gleichzeitigen Anlage der genannten Bautheile dürfte die Lage der ganzen Kirche wohl etwas anders bestimmt worden sein, so dass der westliche Abschluss nicht so tief, d. h. mit acht Stufen in das (nach Westen ansteigende) Erdreich eingeschnitten hätte. Ferner würde man den Glockenthurm wohl über dem westlichen Querschiff, nicht über dem Chor angelegt haben [1]). Von Wichtigkeit zur Beurtheilung dieser

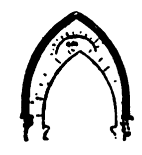
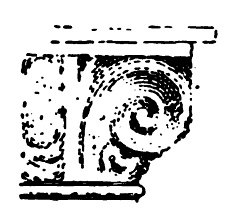


Fig. 4.

1) Die erste Essener Basilika scheint noch keinen Thurm (oder nur einen Dachreiter, oder einen neben der Kirche befindlichen Thurm) gehabt zu haben. In Gandersheim wird von der Weihe eines Thurmes erst ca. 50 Jahre nach dem Tode Altfrids berichtet. Die Steinkirche zu Herzfeld an der Lippe aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhs. war indess schon mit einem Thurm versehen (Nordhoff, Holz- und Steinbau Westfalens 2. A., S. 341). In Frankreich kamen Thürme, ja Vierungsthürme schon vereinzelt mehrere Jahrhunderte früher vor (siehe Quicherat, Restitution de la basilique de S. Martin de Tours in Revue archéologique 1869, S. 405, 406).

Frage sind endlich jene oben beschriebenen Kapitäle (Fig. 5), weniger hinsichtlich ihrer Form, welche in ähnlicher Weise nicht am Westbau vorkommt, als in Rücksicht auf ihre Lage. Sie befinden sich nämlich ungefähr 1,40 m unterhalb der Schwelle der vom Westbau auf den Kirchenboden führenden Thüre, liegen also zu tief für eine mit dem Westbau gleichzeitige Balkenlage, zu hoch für (selbst ziemlich stark gedrückte) Rundbögen. Auch würden solche jedenfalls um etwa 3,60 m tiefer, d. h. in gleicher Kämpferhöhe angelegt worden sein, wie der den Westchor vom Mittelschiff trennende Bogen. Der Westchor mit seinen seitlichen Eingangshallen ist also ohne jeden Zweifel nicht gleichzeitig mit den nischengezierten Langwänden und dem östlichen Querschiff (s. Grundriss Fig. 1). Das letztere schloss ehemals in derselben Höhe ab wie das ursprüngliche Mittelschiff und die älteste westliche Vorhalle mit den oben besprochenen Pfeilerkapitälen.


Fig. 5.

Es fragt sich nun, ob diese Theile, wenn man die Entstehung des Westchores um das Jahr 1000 annimmt („Westbau“ S. 30 ff.), nach dem Brande von 944 bez. 946 („Westbau“ S. 30) entstanden seien, oder ob sie vom Stiftungsbau d. h. aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts herrühren. Wenn wir uns für das Letztere entschieden haben, so geschah dies unter Erwägungen, welche hier eingehender auseinander gesetzt werden sollen, als dies bisher geschehen ist, um dann ihre Berechtigung dem Urtheile der Leser zu überlassen.

Das Frauenkloster und die erste Kirche zu Essen wurde nach der Stiftungsurkunde[1]) vom Bischof Altfrid[2]) von Hildesheim erbaut. Dieser Bischof wird nicht allein seiner Tugenden wegen als Hei-

1) Veröffentlicht von Lacomblet, Urkundenbuch I, 69 und Funke, Gesch. der Stadt Essen, 1848, S. 243. Das Original wurde (wie Lacomblet a. a. O. vermuthet) wahrscheinlich, ebenso wie andere Urkunden des Stifts (doch nicht alle) bei dem Brande (von 944 oder 46) vernichtet oder beschädigt, so dass eine neue Urkunde angefertigt worden ist, der man das echte Bleisiegel Altfrids beigelegt hat. Nach Dümmler (Gesch. des ostfränkischen Reichs I, 807) ist die Stiftungsurkunde eine echte aber stark überarbeitete Vorlage, da die Stiftung durch Altfrid nach Urkunden vom Jahre 947 (Lacomblet I, 54) feststeht.

2) Sein Name wird in den ältesten Urkunden meistens Altfridus geschrieben. So in den Urkunden des 10. Jahrhunderts bei Lacomblet a. a. O. Nr. 69, 97, 99, bei Regino, Hincmar, Annalista Saxo, in den Ann.

liger verehrt, sondern ist auch als ein sehr einflussreicher, unternehmender und kunstliebender Mann zu bezeichnen.

Wie es scheint, in Essen geboren[1]), erhielt der h. Altfrid seine Bildung wahrscheinlich in dem seiner Wissenschaft und Kunstpflege wegen berühmten Kloster Corvey und vielleicht auch in Fulda unter Hrabanus Maurus[2]). Seine hervorragenden Geistesgaben werden von Hinkmar von Rheims, einem der bedeutendsten und gelehrtesten Bischöfe seiner Zeit (Kraus, Kirchengesch. 3 A. § 80, 2) und Regino von Prüm an mehreren Stellen ausdrücklich hervorgehoben[3]).

Fuld. und der vita S. Bernwardi. In den Ann. Hild. steht Alfridus. Er selbst hat indess eine (noch erhaltene, die Besitzung der Mönche von S. Germain betr.) Urkunde Altfredus unterzeichnet (Facs. bei Mabillon, de re dipl. 459), während das soeben erwähnte Bleisiegel die Schreibweise Aldfridus (Abb. bei Lacomblet a. a. O. Taf. 4) und ein anderes Siegel (Abb. bei Harenberg Hist. Gandersh. ecclesiae Taf. 16, Fig. 1) Altfridus, also die gewöhnliche Schreibweise zeigt. Das letztere könnte den Charakteren der Aufschrift zufolge wohl aus Altfrids Zeit stammen. Doch beweist die Form der Mitra des den h. Altfrid darstellenden Brustbildes, dass das Siegel in einem späteren Jahrhundert angefertigt worden ist.

1) Denn er gründete das Kloster auf seinem Gute zu Essen und liegt dort, nicht in seinem Bischofssitz Hildesheim begraben. Die erste Aebtissin Gerswida soll nach den Essener Aebtissinnen-Catalogen (Seemann, Die Aebtissinnen von Essen 83, S. 1 und 25) seine Schwester gewesen sein. Dies ist um so wahrscheinlicher, als in einer im Anfang dieses Jahrhunderts in der Quintinskapelle zu Essen (s. w. unten) noch vorhandenen Grabschrift eine „Gerswina" als Gründerin des Klosters genannt ist („Prima monasterium fundans erexerat istud." Lüntzel, Gesch. der Diöz. Hildesheim 1858). Gerswinda ist also, wenn nicht als alleinige Gründerin (da die Gründung durch Altfrid urkundlich hinlänglich bezeugt ist, z. B. bei Lacomblet a. a. O. 97, 99), so doch als Mitbegründerin zu betrachten. Sie würde aber wohl nicht diese Rolle gespielt haben, wenn sie nicht in einem näheren verwandtschaftlichen Verhältnisse zu Altfrid gestanden hätte. (Nach der Hild. Chronik, u. a. bei Leibniz, Scr. rerum brunsvicensium I, p. 743 gründete Altfrid das Kloster auf seinem eigenen Besitzthume. S. w. unten.)

2) Der Aufenthalt Altfrids in der Klosterschule zu Corvey wird meines Wissens direkt nur von jüngeren Chronisten bezeugt, dass er in Fulda gewesen sei, nur von Tritenheim angenommen.

3) Der Letztere nennt ihn prudentissimum virum, der Erstere berichtet von ihm: „ut saxo genere ac per hoc naturalis prudentiae suatim me paratior in sermone" und an einer anderen Stelle: quadam die accersito Altfrido venerando episc. apud exiguitatem meam — de quibusdam sacrae scripturae — difficilioribus sententiis subtiliter investigare coepistis — (Dümmler a. a. O. I, 207, 554, 855).

Seine bischöfliche Wirksamkeit in Hildesheim beginnt im Jahre 847 oder wahrscheinlicher erst im Jahre 851. Aber nicht allein auf seinen Sprengel beschränkte sich seine Thätigkeit, er griff auch vielfach in das damalige politische Leben ein. Ja er erscheint sogar als der ständige und vertraute Rathgeber Ludwig des Deutschen, von dem er sehr häufig zu den schwierigsten politischen Missionen verwendet worden ist. Auf solchen Reisen sehen wir Altfrid u. a. im Gau von Toul, zu Pistres, Mainz, Maestricht, Koblenz und Aachen [1]). Seine Kunstliebe und seinen aussergewöhnlichen Unternehmungsgeist zeigte er an einer ganzen Reihe bedeutender Bauten, welche von ihm begonnen und grösstentheils auch vollendet worden sind. In seiner Bischofsstadt legte er im Jahre 852 in der Nähe eines älteren, wahrscheinlich aus Holz erbauten Domes den Grund zu einer Kirche, indem er die von Ludwig d. Fr. herrührende Kapelle für seinen Bau verwendete, d. h. zur sog. Krypta umgestaltete [2]) und, wie es scheint, noch eine zweite westliche Krypta hinzufügte. Dieser von Altfrid mit aller Zier [3]) ausgestattete, im Jahre 872 geweihte [4]) Bau war nicht aus Holz, sondern aus Stein hergestellt. Denn der sächsische Annalist bemerkt wörtlich: ecclesiam tam honesti, quam firmi sed arti edificii construxit [5]) und zum Jahre 1044, dass das Hauptmünster Altfrids und eine zweite auf dessen Südseite gelegene Kirche mit den Klostergebäuden abgebrannt sei, bemerkt aber gleichzeitig, dass, um eine neue grössere Kirche aufzuführen, vorher die Mauern des Altfridischen Domes vom Bischof Azelin niedergerissen seien [6]). Auch diese Bemerkung lässt auf eine feste Steinkirche schliessen.

Es wurde jedoch jener Neubau, weil er, allzu gross angelegt, nicht zur Vollendung gebracht werden konnte, wieder abgebrochen und vom Nachfolger Azelins, dem Bischofe Hezilo, auf den Fundamenten des Altfridischen Domes weiter gebaut [7]). Da in späterer Zeit, wie es scheint, keine wesentliche Umgestaltung der Kirche

1) Dümmler, Gesch. d. ostfränkischen Reichs I, 108, 435, 483, 552, 554, 730, 732, 770.

2) Chron. Hild. bei Leibniz a. a. O.

3) Vita S. Bernwardi M. G. SS. IV c. 12.

4) Annales Hild. M. G. SS. III ad ann. 872.

5) Annalista Saxo M. G. SS. VI, p. 576.

6) Ann. Saxo a. a. O.

7) Mithoff, Kunstd. und Alterthümer im Hannoverschen Bd. III, S. 98 f. Otte, Gesch. d. d. Bauk. S. 164.

(von den seitlichen Kapellen abgesehen) stattgefunden hat, so dürfte der Grundriss des jetzigen Baues [1]) wohl noch einen (ohne nähere Untersuchung natürlich keinen zuverlässigen) Anhalt zur Beurtheilung des Altfridischen Domes bieten. Demnach wäre, selbst wenn später das Langschiff nach Westen, das Querschiff nach Süden und Norden wesentlich erweitert sein sollte, der Altfridische Bau durchaus nicht so „eng" gewesen, als man nach der oben angeführten Bemerkung des Sächsischen Annalisten annehmen möchte. (Sollte die Hildesheimer Basilika eine etwas andere Grundform gehabt haben als die Essener, so dürfte daraus noch nicht gerade auf verschiedene Bauherrn bez. Erbauungszeiten geschlossen werden. Vgl. „Westbau" S. 33, Anm. 8.)

Unter Altfrid ist auch das Kloster Lammspringe erbaut worden [2]). Hervorragenden Antheil nahm er aber an der Gründung des berühmten Frauenklosters Gandersheim. Nachdem der Sachsenherzog Liudolf und seine Gemahlin Oda auf seinen Rath nach Rom gereist waren, um vom Papste Reliquien für das zunächst in Brunshausen errichtete Kloster zu erbitten [3]), erbaute Altfried vier Jahre darauf an dem geeigneteren Orte Gandersheim eine neue grössere Klosterkirche, welche von Hrotsuitha an mehreren Stellen ausdrücklich als ein hervorragender Bau aus Stein geschildert wird [4]). Die Kirche wurde vom Nachfolger Altfrids bis zum Dachstuhle gefördert und vom Bischof Wigbert im Jahre 881 geweiht [5]). Die ausgedehnte Westempore der in Gandersheim noch erhaltenen Kirche nebst den Thürmen stammt offenbar nicht aus Altfrids Zeit [6]). Ob aber der Grundriss der drei Langschiffe und des östlichen Querschiffs (ohne Chor) auf jene Zeit zurückgeführt werden dürfte, ist schwer festzustellen. Das Mittelschiff ist von annähernd gleichen Verhältnissen, die von diesem durch wechselnde Säulen und Pfeiler getrennten Seitenschiffe sind indess schmaler, die Querschiffsflügel etwas weiter

---

1) Abb. bei Mithoff a. a. O. Taf. I. Dehio und v. Bezold, Die kirchl. Bauk. d. Abendlandes, Taf. 47.

2) Chron. Hild. a. a. O. Es sind in Lammspringe meines Wissens keine aus frühester Zeit stammende Gebäude mehr vorhanden.

3) Vita Bernwardi a. a. O. c. 12. Vita S. Godehardi c. 19.

4) De primordiis coen. Gand. SS. IV, 306 ff.

5) Vita Bernw. a. a. O. Vgl. Harenberg, Hist. eccl. Gand. 1734 S. 39.

6) Abbildungen in Mittelalterlichen Baudenkmälern Niedersachsens. Heft 16.

ausladend als jene Bautheile in Essen. Auch fehlt dort beim Querschiff der dreiseitige Schluss an den Giebelwänden sowie jede Art Nischenbildung [1]). Endlich gründete Altfrid auf seinen Besitzthümern [2]) die Klöster Seligenstadt für Mönche und Essen für Jungfrauen. Während über das Kloster Seligenstadt nichts weiter bekannt ist [3]), gelangte die Essener Stiftung bald zu hohem Ansehen. In der oben erwähnten Stiftungsurkunde heisst es, dass Altfrid auf seinem Gute zu Essen aus Dank gegen Gott, dass er ihn unter die Kirchenfürsten gesetzt, ein Kloster und eine Kirche erbaut habe, und dass diese Urkunde vom Stifter auf dem bei der Weihe des Kölner Domes im Jahre 873 unter dem Vorsitze des Erzbischofs Willibert stattgehabten Concil in Gegenwart der Bischöfe von Mainz, Trier, Minden, Münster, Paderborn, Osnabrück, Verden, Halberstadt und Utrecht feierlichst verlesen sei. Während somit die Gebäude wohl erst kurze Zeit vor 873 vollendet zu sein scheinen, bestand die Stiftung, wie aus anderen Urkunden hervorgeht, schon längere Zeit, mindestens innerhalb der Jahre 858—63 [4]). Schon vor dem Jahre 863 waren dem Kloster, und zwar vom Erzbischof Günther von Köln, die Zehnten der sehr ausgedehnten Ländereien von der Ruhr bis zur Emscher, von der Leithe bis Lippern und Lierich mit Ausnahme von Rellinghausen verliehen worden [5]). Die Karolinger Ludwig der Deutsche († 876), Karl der Kahle († 877) und Lothar II. († 869) sowie der Liudolfinger Otto der Erlauchte († 912) hatten mehrere Höfe (im ganzen 7) geschenkt [6]). Da die erstgenannte Schenkung und jedenfalls auch zum Theil die der Höfe vor Vollendung der Essener Kirche gemacht worden sind, so scheint es an reichen

---

1) Nach Kugler soll indess der Chorbau älter sein als Quer- und Langschiff. S. Otte, Gesch. d. d. Bauk. S. 167.

2) „Curtes suae proprietatis." Chron. Hild. bei Leibniz a. a. O.

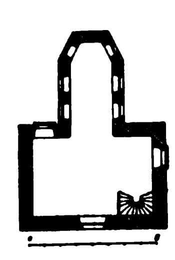
3) Nicht einmal ist bis jetzt meines Wissens mit Sicherheit festgestellt worden, wo dies Seligenstadt gelegen war. (Ob es mit jenem Seligenstadt identisch ist, wo schon von Karl dem Gr. im Jahre 781 ein Kloster errichtet worden war? Der h. Hildegrim, dort zum Bischof ernannt, verlegte schon in demselben Jahre den Bischofssitz nach Halberstadt.) Ann. Saxo SS. VI ad ann. 781.

4) Müllenhoff u. Scherer, Denkm. deutsch. Poesie u. Prosa. S. 543.

5) Lacomblet a. a. O. Nr. 97. Funke a. a. O. S. 247. Jenes Gebiet entspricht ungefähr dem jetzigen Kreise Essen, mit Ausschluss der ehemaligen Stifter Rellinghausen und Werden.

6) Lacomblet a. a. O. Nr. 97 und 99. Funke S. 247 und 249.

Mitteln zur Errichtung eines bedeutenden Baues nicht gefehlt zu haben. Die lange Bauzeit und die grosse Bedeutung, welche Altfrid, wie aus mehreren der angegebenen Umstände hervorgeht, dieser seiner Klosterstiftung beigelegt hat, lässt denn wohl darauf schliessen, dass die Kirche ebenso wie der Hildesheimer Dom und die Basilika von Gandersheim aus Stein hergestellt worden ist. Auch der Umstand, dass, wie es scheint, erst eine kleinere provisorische Kirche in Essen bestanden hat, lässt auf einen nachfolgenden bedeutenderen Bau schliessen. Die im Jahre 1817 abgebrochene kleine Quintinskirche, in welcher die oben genannte Inschrift der Aebtissin Gerswida sich befand, wird nämlich nach der Ueberlieferung als die erste, von Altfrid erbaute Kirche bezeichnet. Dass diese Kapelle nicht (wie Funke a. a. O. S. 25 und 88 anzunehmen scheint) derjenige Bau gewesen sei, auf welchen sich die erwähnte Stiftungsurkunde bezieht, lehrt ein Blick auf den Grundriss dieses nach Grösse und Gestaltung sehr unbedeutenden Baues, welcher in nebenstehender Fig. 6 nach einer im Essener Stiftsarchiv erhaltenen, vom verstorbenen Baumeister Freise im Jahre 1817 angefertigten Aufnahme gezeichnet ist. Dieser Bau mit seinem in die Breite gestreckten Schiff, seinem verhältnissmässig langen und sehr schmalen Chor zeigt (vorausgesetzt, dass die Aufnahme eine zuverlässige gewesen ist) eine ganz aussergewöhnliche Form! Sollte diese Kapelle ohne spätere Umgestaltung in der That von Altfrid herrühren, so könnte dieselbe doch wohl nur provisorisch von einheimischen, im Steinbau noch ungeübten Bauleuten hergestellt worden sein, welche die damals, wenigstens für Steinkirchen üblichen Formen noch nicht kannten bezw. beherrschten. Den Chor würde man, auch hier jene Erbauungszeit vorausgesetzt, wohl nur deshalb von aussen und innen dreiseitig gestaltet haben, weil ein solcher viel einfacher und bequemer auszuführen ist als eine runde, namentlich mit einem Gewölbe versehene Apsis. Vielleicht stammt aber nur ein Theil des Schiffes von Altfrid, obwohl die Form der Laibung des westlichen Fensters (die Richtigkeit der Aufnahme vorausgesetzt) mit derjenigen der Laibungen der Chorfenster übereinstimmt. Die im Grundriss eingezeichnete Treppe deutet auf eine Holzempore.


Fig. 6.

Auf seinen häufigen und ausgedehnten Reisen wird es Altfrid in künstlerischer Hinsicht an Anregung und Vorbildern nicht gefehlt

haben [1]) und bei seinen vielfachen Beziehungen, insbesondere wahrscheinlich auch zu Corvey, wo die Kunst eine besondere Pflege fand [2]), sowie seinen Verbindungen mit den karolingischen Herrschern wird es ihm leicht gewesen sein, sich einen hervorragenden Baumeister zu verschaffen.

In künstlerischer Hinsicht braucht man wohl kaum Bedenken zu hegen, jener Zeit ein Werk wie die Essener Basilika zuzuschreiben. Hatte doch die karolingische Kunst in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts in vieler Hinsicht ihren Höhepunkt erreicht. Die Handschriften, welche für Ludwig den Deutschen und besonders für Karl den Kahlen und Karl den Dicken angefertigt worden sind, zeichnen sich durch ihre figürlichen Darstellungen und die Pracht ihrer Ornamente aus. Auf welch hoher Stufe die Plastik stand, beweisen die Elfenbeindeckel des Psalters Karls d. K. in der National-Bibliothek zu Paris und die herrlichen Ornamente auf dem von Tuotilo (vielleicht erst im Anfange des 10. Jahrhunderts) angefertigten Deckel des „langen" Evangelienbuches zu St. Gallen. Es ist nun wohl nicht anzunehmen, dass damals alle Leistungen auf dem Gebiete der Baukunst viel geringer gewesen seien, wenn auch die damaligen Zeitverhältnisse grösseren Bauschöpfungen nicht gerade günstig waren. Was die älteren in Frankreich erhaltenen Bauwerke betrifft, so stammt der Centralbau zu Germigny inschriftlich aus

1) Als man im Jahre 860 in dem Streit zwischen Ludwig d. D., Karl d. D., Karl d. K. und Lothar II. eine Einigung erzielte, wurde der betr. Vertrag in der Castor-Kirche zu Koblenz beschworen (Dümmler a. a. O. I, S. 435). Nach Dehio und v. Bezold (a. a. O. S. 165) stammen die Langmauern und das Querschiff der Castorkirche wahrscheinlich von dem 836 geweihten Stiftungsbau. Ebenso wie in Koblenz sind in Essen die Seitenwände mit Nischen versehen. Sollte Altfrid, welcher bei jenem Vertragsabschluss zugegen war (nach Eckhardt, Commentarii de rebus Franciae Orientalis 1729, II, S. 476), vielleicht dort Anregung gefunden haben, die Langwände seiner Basilika ebenfalls mit dem an dieser Stelle aussergewöhnlichen Schmuck zu versehen? Die flache Form der Koblenzer Nischen führen Dehio-Bezold auf den Einfluss von Aachen zurück. In Essen ist die gewöhnliche halbkreisrunde Form gewählt, welche aus der römischen Baukunst entlehnt, bei manchem jüngeren Bau ebenfalls in ausgedehnterem Maasse verwendet worden ist (Werden, Helmstedt, Regensburg). Zwischen diesen Werken und der römischen Kunst würde somit die Essener Basilika ein Verbindungsglied bilden.

2) S. B. Nordhoff, Die westfälisch-sächsische Früharchitektur in Corvey. Repertorium f. R. W. XI, S. 149 ff.

dem Anfange des 9. Jahrhunderts [1]). Andere Bauten aus karolingischer Zeit sind freilich dort bis jetzt nicht mit Sicherheit nachgewiesen [2]). Die Kirche Basse-Oeuvre zu Beauvais soll nach Clemen [3]) in die früh karolingische Zeit, nach Ramé [4]) in die 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts, die Kirche S. Martin zu Angers ebenfalls nach Ramé [5]) in den Anfang des 11. Jahrhunderts gehören. In Deutschland wurde indess (von den oben genannten Werken zu Hildesheim und Gandersheim abgesehen) in fraglicher Zeit d. h. in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts, zu Köln der grossartige Hildeboldsche Dom vollendet und 873 geweiht [6]). In Corvey legte Abt Adelgar 883—885 den Grund zu den neuen Thürmen, welche nach 12 Jahren geweiht wurden [7]). Ludwig der Jüngere vollendete zwischen 876 und 882 zu Lorsch eine Kirche, welche durch ihre Benennung „ecclesia varia" als ein aussergewöhnliches, auffallendes Werk bezeichnet wird [8]). Im Jahre 875 wird die in unmittelbarer Nähe Essens gelegene Abteikirche zu Werden vom Kölner Erzbischof in Gegenwart des Bischofs von Halberstadt geweiht und 877 dort von demselben Erzbischof zum Bau eines Thurmes aufgefordert [9]). Bei diesem Stande der Kunst dürfte man daher wohl annehmen, dass Altfrid als sehr unternehmender und kunst-

---

1) Parker, Remarks on some early churches in France and Switzerland (Archaeologia XXXVIII).

2) Ramé, Bulletin du comité des travaux hist. et scientif. 1882, No. 2, S. 185 ff.

3) Der karolingische Kaiserpalast zu Ingelheim in der Westdeutschen Zeitschr. für Gesch. und Kunst XI, Heft I, S. 74.

4) Ramé a. a. O. S. 190.

5) Ramé a. a. O. S. 188.

6) Essenwein, Handbuch der Architektur, herausg. von Durm etc. II. Abt., III. Bd. 134.

7) Nordhoff, Holz- und Steinbau S. 348.

8) Nach Essenwein a. a. O. und den eingehenden Untersuchungen von Adamy („Die fränkische Thorhalle zu Lorsch". Mit Farbendr., 5 Tafeln und 64 Abb. im Text. Darmstadt 1891) soll die in Lorsch noch vorhandene, bisher meist in die oben angegebene Zeit versetzte, in zweifarbigen Steinen erbaute prachtvolle Thorhalle zu den dort zwischen 766—74 errichteten Bauten gehört haben. Alsdann wäre aber wohl der Ausdruck „mannichfaltig" (ecclesia varia) nicht in Bezug auf die Farbe („bunte Kirche"), als auf die Form des von Ludwig errichteten Gebäudes oder, wie Essenwein (a. a. O.) wohl richtiger meint, nur auf eine innere farbige Ausschmückung der Kirche zu beziehen.

9) Nordhoff, Holz- und Steinbau S. 349.

liebender Bischof, welcher sowohl mit den damaligen karolingischen Herrschern als auch wohl mit hervorragenden klösterlichen Kunststätten, wahrscheinlich besonders mit Corvey, einer der bedeutendsten Pflegestätten der Kunst[1]), in Verbindung stand, die auf seiner Besitzung aus Dank gegen Gott errichtete Kirche als einen monumentalen Bau und mit den Mitteln damaliger Zeit möglichst schön gestaltet habe.

Die Essener Basilika scheint über ein halbes Jahrhundert unversehrt bestanden zu haben. Dass die Normannen, welche in jener Zeit so häufig die Kulturstätten der fränkischen Reiche verwüsteten, auch Essen berührt haben, ist nicht bekannt. Sollten sie aber auch hierher vorgedrungen sein, so würde eine vollständige Vernichtung der Altfridischen Basilika, vorausgesetzt, dass es ein Steinbau gewesen sei, noch gerade nicht mit Sicherheit anzunehmen sein. Ist ja auch die Pfalzkirche zu Aachen (welche von den Normannen als Pferdestall benutzt worden war) bei ihrem Fortzuge höchst wahrscheinlich nicht vernichtet worden, während die übrigen Gebäude der Pfalz, wie es scheint, gänzlich zerstört worden sind[2]). Von den 906 u. a. nach Herzfeld an der Lippe vorgedrungenen Ungarn wird ausdrücklich berichtet, dass sie die dortige Steinkirche trotz aller Bemühungen nicht zu zerstören vermocht haben[3]). In Essen wird von einem Brand erst um das Jahr 944 oder 46 berichtet[4]) und im Jahre 947 bestätigt Otto d. Gr. und Papst Agapitus die früheren Schenkungen mit der Angabe, dass die betr. älteren Urkunden wahrscheinlich einschliesslich der Stiftungsurkunde[5]) bei dem genannten Brande vom Feuer vernichtet worden seien[6]). Da man damals derartige Dokumente in (oder in nächster Nähe) der Kirchen aufzubewahren pflegte, so scheint auch aus dem letztgenannten Umstande hervorzugehen, dass die Basilika bis zu dem genannten Jahre von keinem grösseren Brande betroffen worden ist.

---

1) Vgl. Nordhoff, Repert. f. Kunst- und Wissensch. a. a. O.

2) Annales Fuld. a. 881. Es ist freilich schon, aber wohl mit Unrecht, angenommen worden, dass der ganze Aachener Bau nicht bis auf Karl d. Gr. zurückzuführen d. h. des letzteren Pfalzkapelle von den Normannen gänzlich zerstört sei. Vgl. über diese Annahme: Ramé a. a. O. S. 197 und Plath, Die Königspfalzen der Merowinger und Karolinger" S. 18. Inaug.-Diss. Berlin 1892.

3) Nordhoff, Holz- und Steinbau S. 341.

4) „Astuide (astrude) crematur." Ann. Colon. M. G. SS. I, 98, XVI, 731.

5) Lacomblet a. a. O. S. 34, Anmerkung.

6) Lacomblet a. a. O. S. 97, 99. Funke S. 247, 249.

Es wäre also wohl nur zu erwägen, ob der Bau, dessen Ueberreste hier besprochen werden, der Stiftungszeit oder der Zeit nach jenem Brande angehöre? Obwohl wir das letztere für möglich halten, so erscheint es uns aus den verschiedenen oben angeführten Gründen berechtigter, jene Bautheile dem Stiftungsbau zuzuschreiben und nach dem Brande nur eine Wiederherstellung der beschädigten Theile anzunehmen. Namentlich muss man voraussetzen, dass von Altfrids Bau, wenn er, wie höchst wahrscheinlich, ein Steinbau gewesen ist, doch nur das Dach mit der flachen Decke abgebrannt, das Uebrige nur mehr oder weniger beschädigt worden sei.

Auch aus der Essener Geschichte spricht kein Umstand gegen unsere Annahme. Ausser den S. 98 genannten, grösstenteils vor Vollendung der Kirche dem Stift gemachten Schenkungen wird vom Jahre 898 berichtet, dass König Zwentibold von Lothringen mehrere Höfe geschenkt habe [1]). Im Frühling 927 weilte König Heinrich I. in Westfalen (wo die Liudolfinger begütert waren). „In Essen ertheilte er am 18. März auf Verwenden der Königin Mathilde, die ihn begleitet zu haben scheint, und des Bischofs Unwan von Paderborn dem Kloster Herford, dessen Privilegien bei dem Einfall der Heiden, d. h. ohne Zweifel der Ungarn, zerstört waren, eine Urkunde zur Sicherung seines ganzen Besitzes. Auch Essen erhielt wahrscheinlich damals die Bestätigung einer Schenkung Herzog Ottos“ [2]). Zur Zeit des genannten Brandes regierte in Essen eine Aebtissin Hathuwig [3]). Otto I. bestätigte ihr im Jahre 947 auf ihren Wunsch die „von seinen Vorgängern“ dem Stift verliehene Immunität sowie alle früheren Schenkungen [4]). Ausserdem verlieh er ihr in derselben Urkunde die dem Stift vorher nicht zustehende freie Wahl des Vogtes. In dem gleichen Jahre bestätigte auch Papst Agapitus der Aebtissin die älteren Rechte sowie die ausschliessliche Abhängigkeit von der päpstlichen Jurisdiktion [5]). Dass Kaiser und Papst die Rechte und Besitzungen des Klosters, von denen die betr. Urkunden zu Grunde gegangen waren, bestätigten, war wohl selbstverständlich und wenn

1) Lacomblet a. a. O. 81. Funke a. a. O. S. 37 und 246.

2) Waitz, Jahrb. d. deutschen Reichs unter Heinrich I., 3. Aufl., 85, S. 116. (Es ist hier die bereits oben, S. 98, erwähnte Schenkung Ottos des Erlauchten gemeint).

3) Vgl. Seemann, Die Aebtissinnen von Essen S. 28.

4) Lacomblet a. a. O. 97. Funke a. a. O. S. 247.

5) Lacomblet a. a. O. 99. Funke a. a. O. S. 249.

Otto dem Stift damals die Vogteiwahl verleiht und, aber erst ca. 20 Jahre später d. h. im Jahre 966[1]) dem Kloster den in der Nähe Essens gelegenen Hof Ehrenzell schenkt, so kann diesen Umständen im Vergleich mit den oben angegebenen reichen Schenkungen und Verleihungen aus der Zeit der Stiftung nicht allzugrosse Bedeutung beigelegt werden. Sie deuten noch nicht auf eine aussergewöhnliche Fürsorge Ottos und einen besonderen Aufschwung des Stiftes, welcher etwa mit grösseren Neubauten verbunden gewesen wäre. Wurden ja bekanntlich von Seiten der sächsischen Kaiser und den damaligen Grossen des Reiches auch viele andere geistliche Stiftungen begünstigt, ja die Freigebigkeit gegen die Kirche war niemals in ausgedehnterem Masse geübt worden als von Otto I. und seinen Nachfolgern bis zu Heinrich II. (einschliesslich).

Als die Basilika später nach Westen erweitert wurde, scheint man, wie aus dem Bestand der oben besprochenen Kapitäle und deren Lage erhellt, die ehemalige Vorhalle nicht abgebrochen, sondern zum westlichen Querschiff umgestaltet zu haben. Hätte ja eine Entfernung dieses Theils keinen Zweck gehabt, insbesondere die malerische Gesammtwirkung des Aeusseren beeinträchtigt.

Wie die besprochene Basilika zu den merkwürdigsten Bauten ihrer Zeit gehört, so kann ein Gleiches auch vom Essener Westbau behauptet werden. Die Gründe, welche dies Werk als durchaus eigenartig und unabhängig von der Aachener Pfalzkirche erscheinen lassen, mögen hier nochmals kurz zusammengefasst werden.

Kein umfangreiches Bauwerk ist bekanntlich in allen Theilen eigenartig, sondern im Wesentlichen eine Komposition schon vorher bekannter Elemente, sei es in Bezug auf Raumanlage, Konstruktion oder Einzelgliederungen und Ornamentschmuck. Eine nähere Verwandtschaft ist doch wohl nur dann vorhanden, wenn derartige Uebereinstimmungen entweder in aussergewöhnlichem Maasse, oder dort auftreten, wo andere abweichende Bildungen viel zweckmässiger gewesen wären. Keines von beiden kann aber wohl bei näherem Vergleich zwischen dem Essener und Aachener Bauwerk behauptet werden. Es ergeben sich (wie „Westbau" S. 36 ff. ausführlich auseinandergesetzt ist) sehr viele durchschlagende Unterschiede und das, was beim Essener Bau mit dem Aachener übereinstimmt, vor Allem auch die vielseitige Form des Chores mit seinen doppelten Säulen-

1) Lacomblet a. a. O. 109. Funke a. a. O. 250.

stellungen [1]), ist in Essen (wie ebenfalls „Westbau“ S. 38 ff. näher dargelegt ist) wohl aus der besonderen Aufgabe, welche hier dem Baumeister gestellt worden war, hervorgegangen [2]). In direkter Weise, und so dass nicht der geringste Zweifel mehr obwalten könnte, lässt sich diese Annahme freilich nicht beweisen. Doch dürfte dieselbe wohl die glücklichste Lösung für alle Räthsel liefern, welche uns im Essener Bauwerk entgegentreten. Will man z. B. beim Chor mit seinen Doppelsäulenpaaren eine vom Baumeister ohne zwingenden Grund gewollte Nachahmung Aachener Motive voraussetzen, so würde sich am Essener Werke ein grosser schwer zu erklärender Widerspruch ergeben. So dürfte die (durchaus unorganische) Einfügung [3]) des polygonen Chors in den unteren Theil des Westthurmes derart gesucht erscheinen, dass es ohne die obige Annahme nicht leicht zu begreifen sein würde, weshalb ein Meister, welcher im Uebrigen so überaus selbstständig geschaffen und namentlich in den Treppenanlagen eine der geistreichsten und eigenartigsten

---

1) Auch die äusseren Wandpfeiler des oberen Geschosses des Hauptthurms sind („Westbau“ S. 37, Anm. 2) als in jener Zeit sehr gewöhnliche Zierglieder hingestellt und mehrere Beispiele dieser Art aus damaliger Zeit genannt. Dieselben sind in der Schrift „Heiligkreuz und Pfalzel, Beiträge zur Baugeschichte Triers“ von W. Effmann (in Index lectionum der Universität Freiburg, Schweiz 1890, S. 33) um ein weiteres sehr interessantes Beispiel vermehrt, indem der Verfasser die bisher kaum beachtete bez. falsch datirte Centralkirche zu Heiligkreuz ins 11. Jahrh. setzt.

2) Den „Westbau“ S. 10, Anm. 2 angegebenen Beispielen der den h. Engeln geweihten Chöre bezw. Thurmemporen sei noch hinzugefügt, dass im Jahre 992 in Halberstadt das oberste Oratorium („supremum oratorium“) zu Ehren des h. Michael, Gabriel, Raphael und allen Himmelsbewohnern geweiht wurde (Ann. Saxo M. G. S. S. VI, p. 637). Im Dom zu Braunschweig wurden im 11. Jahrh. zwei unter dem damaligen Thurmbau gelegene Oratorien, das eine zu Ehren des h. Michael und anderer Heiligen, das andere vorzugsweise zu Ehren des h. Gabriel geweiht (Neumann, Der Reliquienschatz des Hauses Braunschweig-Lüneburg 1891, S. 243). Zugleich zeigen auch diese Beispiele, dass, wie „Westbau“ S. 32, Anm. 2 bemerkt worden ist, man kein Bedenken hegen darf, den Ausdruck „oratorium“ in der urkundlichen Notiz „dedicatio oratorii in porticu S. iohannis baptistae“ auf eine mit einem Altare versehene Empore zu beziehen.

3) Infolge ungleicher Belastung zeigen sich am Westbau vielfache Verschiebungen. So liegt z. B. in der nur ca. einen Meter weiten säulengetheilten östlichen Oeffnung der kleinen südlichen Emporkammer infolge jenes Umstandes das nördliche Kämpfergesimse ca. 14 cm höher als das südliche.

Lösungen gefunden hat, in jener Hinsicht ohne besondere zwingende Gründe ein älteres, wenigstens in konstruktiver Beziehung hier sehr unzweckmässiges Motiv nachgeahmt habe. Dass der Essener Meister den Aachener Baü gekannt und dort jenes Motiv der Doppelsäulenstellung entlehnt habe, mag immerhin möglich sein, doch würde dies in Hinsicht auf obige Gesichtspunkte noch keine Verwandtschaft beider Werke bedeuten. Die Einzelheiten der Aachener Gliederungen können aber vielleicht nicht einmal zu näherem Vergleiche herangezogen werden, da sie nicht ursprünglich sind. Als man ca. 50 Jahre nach Zerstörung der Säulenstellungen durch die Franzosen die von Paris zurückgebrachten Säulen wieder einfügen wollte, wusste man nicht, wie die verbindenden Gliederungen ursprünglich beschaffen waren, d. h. ob die Säulen durch drei Rundbögen oder, einer alten Zeichnung entsprechend, nur unter sich mittels eines Bogens, mit den Wandtheilen aber mittelst Architravstücken verbunden waren. Nach eingehenderen Untersuchungen sollen sich indess sichere Anhaltspunkte für die erstgenannte Konstruktion (aber wohl nicht für alle Einzelgliederungen als Kämpferaufsätze, Gesimsprofile?) ergeben haben [1]). Auch ist es nicht unmöglich, dass die im vorigen Jahrhundert vorhandenen Säulengliederungen nur auf eine Restauration zurückzuführen seien, welche nach einer durch die Normannen im Jahre 881 erfolgten theilweisen Zerstörung des Münsters stattgefunden haben könnte (vgl. oben S. 102, Anm. 2). Wenn diese Horden die starken Mauern des Hauptbaues wohl nur mit grosser Mühe hätten zerstören können, so dürfte doch vielleicht vermuthet werden, dass sie jene sehr leicht zerstörbaren Säulenstellungen nicht unbeschädigt gelassen haben. Wie nun der Aachener Bau wenigstens in konstruktiver Hinsicht auf die Lombardei (S. Fedele zu Como) hinweist [2]), so dürfte es nicht unwahrscheinlich sein, dass man auch bei jenen Ziersäulen des Essener Chores direkt auf etwa in der Lombardei oder in anderen Gegenden Italiens damals höchst wahrscheinlich noch mehrfach vorhandene derartige Gebilde zurückgegriffen habe [3]). Denn dass

1) Kunstblatt, herausg. von Förster und Kugler 1844, S. 296.

2) Vgl. Dehio und v. Bezold a. a. O. S. 154. Ueber den Einfluss lombardischer Kunst vergl. auch J. B. Nordhoff, „Die lombardischen Bau- und Kaufleute in Norddeutschland". Beilage Nr. 300 z. Allg. Ztg. München 1891.

3) Es ist dies ein in der altchristlichen Baukunst bekanntes Motiv. Dasselbe kommt an mehreren der noch erhaltenen Bauwerke vor, wenn auch mit zwischengelegtem Architrav ohne Rundbögen; so zwei Säulen-

derselbe Baumeister, wenn er wirklich ein Deutscher gewesen sein sollte, seine Kenntnisse nicht in seinem Heimathlande, sondern jenseits der Alpen erworben habe, dürfte nicht unwahrscheinlich sein. Wenn er nur Aachen und die deutschen Basiliken damaliger Zeit gesehen hätte, so würde er schwerlich ein in vieler Hinsicht so geistreiches mannichfaltiges Werk geschaffen haben [1]).

Da die Essener Aebtissinnen um die Zeit der Entstehung des Westbaues unzweifelhaft mit dem damaligen Kaiserhause („Westbau" S. 32 f.), die sächsischen Herrscher aber in vielfachster Beziehung zu Italien gestanden haben, so dürfte auch dieser Umstand die Annahme eines direkten italischen Einflusses um so berechtigter erscheinen lassen.

---

paare übereinander an den Fenstern der Sophienkirche in Konstantinopel, der Clemensk. zu Ancyra in Kleinasien; ein Pfeilerpaar zur unmittelbaren Theilung eines rundbogigen Fensters in der Kirche S. Fosca auf der Insel Torcello, S. Giacomo di Rialto zu Venedig und S. Michaele zu Pavia.

1) Es sei denn, dass in Deutschland damals noch Werke ähnlicher Art (etwa im Westbau zu Fulda, vgl. „Westbau" S. 36, Anm. 1) bestanden hätten. — Einen lediglich in seinem Heimathlande gebildeten deutschen Meister dürfte man indess bei dem ungefähr gleichzeitigen Westbau zu Mittelzell auf Reichenau vermuthen. Doch wie tief steht jenes fast dieselben Raumelemente wie der Essener Bau enthaltende Werk in künstlerischer Hinsicht unter diesem!

8. Krypta und Stiftskirche zu Meschede.

Von

J. B. Nordhoff.

(Mit 5 Abbildungen.)

Zu Meschede, an dem fruchtbaren und zentralen Verkehrspunkte des westfälischen Süderlandes, wurde nach der Sachsenbekehrung, sicher noch im 9. Jahrhunderte, ein reiches Canonessenkloster gestiftet und die Stiftung begründet oder doch wesentlich gefördert von Emhildis, einer vornehmen Frauensperson aus Westfalen oder Franken. Der Beziehungen zwischen Südwestfalen und den fränkischen Kirchenstätten bestanden ursprünglich viele, und jene von Meschede zu den Angehörigen des hl. Bonifacius ergeben sich[1]) aus dem Kirchenpatronate der hl. Walburga und zu Fulda insbesondere aus der baulichen Beschaffenheit der **Krypta**.

Diese macht sich in der jetzigen Pfarr- und früheren Stiftskirche noch augenfällig mit dem gehobenen Bodenniveau der ganzen Ostpartie und besteht grösstentheils als Nachbild der nach 822[2]) vollendeten Krypta des Petersberges bei Fulda aus drei hufeisenförmig aneinandergeschlossenen Gängen — nur tritt an Stelle des mittleren Ganges, welcher auf dem Petersberge die Lücke zwischen beiden Schenkeln ausfüllt, hier der Boden des Hauptchores in dessen voller Breite. Dieser umschliesst in der Tiefe eine diagonal gezogene Mauer, deren Zweck nicht aufgeklärt ist, kurzum keine Spuren oder Mauertheile, welche von einem Mittelbaue herrühren möchten (Fig. 1). War ein solcher einstmals vorgesehen, so erforderte der weite Abstand der Schenkel, falls das Höhenniveau ihrer Wölbung maassgebend bleiben sollte, eine hallenförmige Anlage oder vielmehr zwei Gänge oder mindestens ein kleines, dem östlichen Verbindungsflügel vorgelegtes Gelass; in der That weisen zwei jetzt allerdings

1) Vgl. überhaupt J. S. Seibertz in der Westfäl. Zeitschrift Bd. 23, 330 ff., Bd. 24, 197 und Pieler in Wigand's Archiv 7, I, 1 ff.

2) A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands II, 733.

halbverschlossene Oeffnungen in der Westmauer des Verbindungsflügels auf ein solches Gelass oder einen Hohlraum des Chores und dieser hat dann wahrscheinlich als Grabstätte der Stifterin gedient [1]), trotzdem auch der Hufeisenbau, welcher ihn nach aussen umgab, unstreitig für sich einen Kultraum ausmachte; ihm liegt doch ein einheitlicher und seiner Ostpartie ein beinahe reicher Plan zu Grunde, indem die Ostenden der Schenkel wie besondere Flankentheile des Verbindungsflügels und dieser, gerade gegenüber dem vermutheten Unterraume des Kirchenchores, durch eine conchaartige Ausladung als Stätte eines etwa der hl. Maria [2]) geweihten Altars kräftig hervorsticht. Den verschiedenen Abtheilungen des Ostbaues sind eigene Lichter (Fig. 2) bescheert, den Schenkeln, sofern sich erkennen lässt, nur eins und zwar dem südlichen.

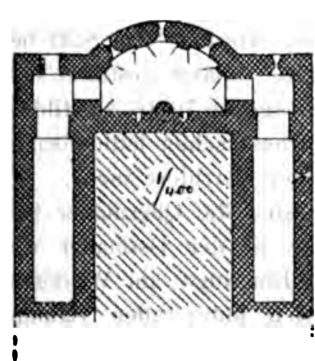


Fig. 1.


Fig. 2.

Passt die Ganganlage zum altnordischen Krypten-System und zugleich zu dem gleichartigen Baudenkmale des Petersberges, so ähnelt die Grundform des Hufeisens noch einigermaassen dem altitalienischen Typus und das centrale Grab jenem der Ludgerikrypta zu Werden [3]). Für das hohe Alterthum unseres Werkes fallen ferner ins Gewicht: die kleinen schmalen Bausteine, die dem Petersberger und anderen Altbauten eigenthümliche Schmucklosigkeit des Ganzen und in struktiver Hinsicht die wie aus Vorsicht oder Furcht vor dem Einsturze diktirte Stärke der Gurten, der schildgurtigen Gewölbe-Unterlagen an den Ostwänden der Parallelgänge, der Pilaster sowie der halbrunden Wandsäule des Ostflügels. Hier gehen auch Stichkappen und Tonnen-

---

1) Zu Brixen hütete der Krypta-Geistliche auch das Grab des dortigen Bischofs Altwin (1049—1091). G. Tinkhauser, Mittheil. d. k. k. C. C. VI, 72, vgl. Otte's Kunst-Archaeologie A[5] I, 54.

2) Sie wird neben Walburga als Patronin angeführt von A. Hauck a. a. O. II, 738.

3) Vgl. Dehio und v. Bezold, Kirchliche Baukunst des Abendlandes 1884, S. 182 ff.

gewölbe ineinander, während die letzteren die übrigen Flügel ausschliesslich bedecken.

Da die Ostkrypta zu Gernrode (vor 963) und die Westkrypten zu Köln (St. Cäcilia c. 960) und Corvei [1]) sich schon vor dem Jahre 1000 wie lichte Hallenbauten hinstrecken, so reicht das Gebäu zu Meschede unzweifelhaft in eine frühere Zeit, vermuthlich in die Regierung der letzten Karolinger zurück. Dann bedeutet es zugleich den ältesten erhaltenen (Cultur-) Bau Westfalens — ganz angemessen den Reichthümern und Pfarrgerechtsamen [2]), worüber das Stift bei der unablässigen Gunst der Grossen verfügte. Später gestaltet sich in complicirteren Krypten z. B. zu Constanz (gegen 1000), zu Hildesheim (Moritzberg) und Werden (?) der Hauptraum schon hallenförmig und bilden die Flügel nur Treppenlager oder Corridore mehr.

Sonstige Aenderungen oder Zuthaten sind die Quermauer fast am Westende der Parallelflügel, die Thüre in der Ostmauer des Nordflügels und der Verschluss der alten Eingänge am Westende der Seitenflügel; am Nordflügel erhielt sich unter allen Baumwälzungen, die der Hochbau erlitten, bis auf unsere Zeit nur eine auf eine Treppe führende Luke im Boden des Hochchores.

Ausser Gebrauch kam die Krypta schon im Mittelalter und höchst wahrscheinlich im Einklange mit dem damaligen Umschlage des Geschmackes im Anfange des 13. Jahrhunderts; nun wurde nämlich an der Südseite der Kirche ein Kapellchen [3]) aufgeführt, das ohne Frage eine Hauptaufgabe der unterirdischen Räume über-

---

1) Vgl. Repertorium f. Kunstwissenschaft XI, 159, 162, XII, 385.

2) Vgl. H. Kampschulte in den Blättern f. kirchl. Wissenschaft und Praxis. Paderborn 1867, I, 37.

3) Auf einem benachbarten Berge steht noch ein Kapellchen des 12. Jahrhunderts, neben welchem 1420 eine Cluse entstand, ähnlich jener, welche der Geistliche der Johanniskapelle vor Warburg 1385 bewohnte (Holscher in der westfäl. Zeitschrift 41, II, 174). Das Schiff ist mit Balken gedeckt, jederseits von zwei Rundbogenfenstern beleuchtet, der durch einen runden Quergurt getrennte Chor gerade geschlossen, mit einem rundbogigen Fensterchen und einem ungelenken Kreuzgewölbe versehen, dessen Gräten über Eckkonsolen entspringen. Auf die schlichten Kämpfer der letzteren und des Quergurts beschränkt sich die Steinmetzarbeit. Die zierlose, im Westen angeschlossene Wohnung stammt vielleicht noch vom Jahre 1448. Vgl. Beiträge zur Geschichte Westfalens von F. G. Pieler u. Giefers 1874, S. 1, 2, 5, der indess den Chor noch dem Ende des 11. Jahrhunderts zuschreibt.

nehmen musste, nämlich die Gebeine der Stifterin mit einem Grablichte zu bergen, und zwar unter einer (erhöhten) Tumba, welche 1630 erneuert, 1811 oder 1812 zertrümmert ist, so dass von dem Decksteine und dessen Inschrift nur Bruchstücke auf uns gelangten. Das Kapellchen, auf dessen Nordseite eine Thüre zu einem Eingange der Kirche führte, besitzt vom ursprünglichen Bestande noch eine mit Mauerecken beginnende Altarnische, zwei Kreuzgräten-Gewölbe, deren Quergurt aus den Mauern entspringt, und aussen in der Westmauer zwei kleine Nischen. Diese verharren noch beim Rundbogen, ebenso die vermauerten Fenster der Altarnische und die westlichen Schildgurte, dagegen folgen bereits dem Spitzbogen die Mauerecken der Altarnische und die Wölbungen. So entspricht der Stilcharakter der Zeit von 1209 (1221), als das Stift bemüht war, dem (verlegten) Emhildis-Grabe durch Vermächtnisse für die Zukunft ein Licht zu sichern, welches also der früheren Grabstätte gefehlt haben mag.

Von der zur Krypta gehörigen Oberkirche sei hier nur bemerkt, dass sie allen Umständen nach eine kreuzlose Basilika und mit den Abseiten (über den Kryptaflügeln) neben dem Chore verlängert war; doch schied sich dieser, sicher seit dem entwickelten Romanismus, von ihnen durch hohe Mauern, die erst später weggeräumt sind. An den Langwänden wurden unten bei der neuesten Restauration noch die später und jetzt wieder ausgefüllten Innennischen offengelegt, wie solche auch an den Altresten der Altfridschen Stiftsbasilika zu Essen (vor 873) [1]) nachgewiesen sind. Als seltsames Recognitionszeichen figurirt noch heute in einer Mescheder Urkunde vom Jahre 958 eine übereckgestellte (Fig. 3) Basilika ohne Thurm und bei dem Unvermögen des Zeichners oder vielmehr des Schreibers bloss mit einem Seitenschiffe — dies ist noch sehr niedrig, hält indess auch die ganze Länge der Kirche ohne Unterbrechung durch einen Kreuzbau. Da die Zeichnung auch weiteren Kreisen willkommen und lehrreich sein wird, habe ich sie nach erneuter [2])

---

1) Vgl. über den Essener Bau G. Humann in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande H. 82, 76 u. 78 und die Mauernischen im Grundrisse Taf. V.

2) Näheres und die erste Abbildung in meinem Holz- und Steinbau Westfalens 1873, S. 352, Taf. VIII, 2; noch einmal erscheint eine solche Bauzeichnung als Recognitionszeichen: ein einschiffiges Kirchengebäude mit Dachgallerie, ohne Thurm in einer um 1050 gefälschten Urkunde,

und in allen Theilen verschärfter Aufnahme originalgross hier eingeschaltet. — Ueber den heutigen Gewölben am Chor- und Westende bestehen vom einst flach gedeckten Mittelschiffe noch Hochmauern mit altem Verputze und einigen halbrunden Fensteröffnungen — doch vielleicht schon wie ein verworfenes Würfelkapitäl (Fig. 4), als Reste eines Umbaues aus der Spätzeit des 11. Jahrhunderts.

In spätgothischer Zeit hat man die Basilika mittelst Erhöhung der Seitenschiffe in eine Hallenkirche mit Fischblasenfenstern verwandelt, 1663/69 die drei Paare von Polygonpfeilern, welchen sich am Chore zwei romanische Pfeiler mit rundem Triumphbogen anschliessen, die stumpf-spitzbogigen Kreuzgewölbe und Längsgurte (ohne Quergurte) hergestellt, dem „wiedererbauten Tempel" ein zierliches Barockportal mit historischer Inschrift (vielleicht auch die Streben) angesetzt und 1880 eine durchgreifende Restauration des Innern vorgenommen, wobei verschiedene Eigenthümlichkeiten der romanischen Baureste ans Licht kamen, die bei unserer Beschreibung verwerthet sind oder noch verwerthet werden.

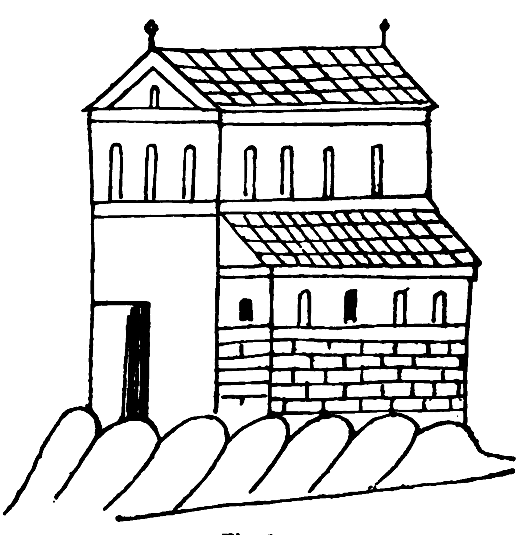


Fig. 3.

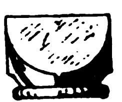


Fig. 4.

Der Krypta und den basilikalen Ueberresten folgt im Alter der viereckige Westthurm — flüchtig und dürftig fundamentirt und oben erhellt mit dreifach getheilten Schallfenstern. Diese sind von einem Mauerbogen überfangen und ihren Theilungssäulchen eigneten, sofern sie keine Aenderung erfahren, schlanke und verjüngte Schafte, schlichte Würfelkapitäle (ohne Platte) und attische Basen ohne Eckblatt. Die Erbauung fällt

datirt mit 974 bei Stumpf-Brentano, Würzburger Immunitäts-Urkunden 1874/76, S. 52, Tafel I.

hiernach etwa bald nach 1070, ebenso wie jene Bautheile des Langhauses, wozu einst das erwähnte Würfelkapitäl gehört hat[1].

Vom Süden her zieht sich an den Westbau der Kirche ein alter (der westliche) Klosterflügel, nach innen mit grossen Rundbögen zu ebener Erde durchbrochen und oben jedenfalls auch, ähnlich wie zu Corvey, als Gang zur Nonnenempore benutzt. Ihr Haus steht auf der Breite und Höhe des Mittelschiffes, diesem einst oben und unten durch runde Bögen aufgethan, jetzt noch westlich vom Thurme, auf den Flanken von den Abseiten begrenzt, als ein viereckiger Einbau da; tief im Untergeschosse befand sich bis 1880 roh gearbeitet und ungelenk gegen die rundbogigen Seiteneingänge construirt auf Eckpilastern ein Kreuzgewölbe und darüber, etwas erhöht, ein Holzboden — eine Durchscheerung, welche nachträglich und, zumal da darin ganze Nester von Hafer zum Vorschein kamen, wohl weit später veranstaltet sein muss, als die Empore der Nonnen, welche 1310 das Stift Canonikern geräumt haben, ihre alte Bestimmung verlor; dass einst hier die Nonnenempore und zwar in einer ungefähren Höhe, wie jetzt die Orgelbühne lag, beweisen die bauliche Umgebung, die Einrichtung gleichartiger Stiftskirchen, jedenfalls auch in der Höhe alte Farbenzieraten, nach deren Spuren dieselbe vormals auch bloss mit einer Holzdecke abschloss, sowie ganz seltsame Funde, welche 1880 im oberen Gemäuer gemacht worden sind.

Es zeigten sich nämlich in den alten Mauern massenhaft Höhlen, ursprünglich nach dem Innern der Bühne verjüngt oder verengt bis auf einen schmalen Schlitz, der mit Ziegelsteinen, also später, verschlossen war —, und zwar in der Nord- und Südwand in zwei, in der Westwand in mehreren Reihen und anscheinend in jeder Höhle die Trümmer eines einzigen irdenen Gefässes; die Geschirre, etwa 50 an der Zahl, waren sämmtlich auf der Drehscheibe gemacht und höchstens am Fusse mit der Hand nachgeformt, an der oberen Rundung, am Halse und Mundrande horizontal in eine oder zwei Reihen mit vier- oder dreieckigen Vertiefungen verziert

1) Bei Lübke (1853) werden oberflächlich erwähnt gewisse Baudetails und (unter der Apsis) „noch ein mit Tonnengewölben und Stichkappen gewölbter Rest einer Krypta“, so dass Otte a. a. O. II, 220 vom ganzen Meschedcr Baunachlass lediglich „Einzeltheile und mehr oder minder beträchtliche Reste“ anführen konnte.

(Fig. 5), und diese wie auf altfränkische Art mit Holzstäbchen eingedrückt. Allem Muthmaassen nach hatten die Gefässe keinen Fussrand, eine ovale Gestalt, umgebogene Lippen, eingezogenen Hals und hieran eine so enge Oese, dass sie kaum einen Finger, wohl eine dünne Schnur durchlassen konnte, ihr gegenüber eine etwas weitere, kurze Ausgussröhre, endlich eine weisse in's Gelbliche spielende Farbe. Sonst unterschieden sie sich in dickwandige mit röthlichem (Ziegel-) Bruche und in dünnwandige mit weisslichem, steingutartigem Materiale und röthlichen Zierstrichen am Bauche, welche indess einfach mit den Fingern der Hand aufgetragen sein mochten. Aus den Scherben war nur ein Stück halb, ein zweites, und zwar von der dünnwandigen Sorte, fast vollständig wieder zusammenzusetzen und letzteres maass vom Fuss bis zum Mundrande 22, nach einer anderen Mittheilung 24 Cm., in der äussersten Bauchweite 21 Cm.

Wie die Funde gemacht wurden, lagen die Gefässe ohne irgend welche Beigabe je in ihren Höhlen mit der Gussröhre am Boden und zugleich der engen Maueröffnung d. h. dem Innern der Bühne zugekehrt.

Fig. 5.

Was hatten Mauerhöhlen und Gefässe zu bedeuten? Jene und zumal ihre engen Oeffnungsschlitze waren — das bedarf wohl keiner Erörterung — hier ebenso wenig Wandzieraten als Rüstlöcher, wie die Töpfe constructive Hülfsmittel; auch lassen sich diese wohl schwerlich mehr für die Erbauungszeit des Emporenhauses als eine Collection heidnischer Todtenurnen ansehen, die man aus Pietät gehoben und der Kirche überantwortet habe, welche etwa ihren Bestattungsplatz eingenommen.

Man wird auf gleichartige Vorkommnisse der Bauarchäologie Umschau halten müssen. Solcher gibt es nur wenige, so in Krain, in der Schweiz, nördlicher zu Baumburg und Köln (Severin) [1]). Mögen sie auch unter sich oder gegen unsern Fall in einem oder andern Punkte abweichen, durchschnittlich kommen die eingemauerten Gefässe auf die Wände eines Chores und zeigen mit ihren Mündungen

1) Vgl. die Mittheilungen, Erörterungen und Abbildungen der Gebäude, Gefässe und durchlöcherten Mauern von O. Fischer und v. Cohausen in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande H. 37, 61, Taf. VIII — H. 43, 208 — H. 60, 161; Schnütgen, Zeitschr. f. chr. Kunst I, 248, 249.

dem Kircheninnern zu; daher werden die Anlagen für Verstärkungsmittel des Gesanges, die Gefässe für Schall- oder Resonanzgefässe gehalten, ja stellenweise geradezu „stimance", d. h. Stimmtöpfe genannt. Das passt also für Meschede um so mehr, als die zahlreichen Schallgefässe gleichsam concentrisch den Standort der Nonnen umgaben und die älteren Stiftskirchen den correspondirenden Gesang von der Westempore aus sorgfältig pflegten [1]). In ganz Westfalen, vielleicht im ganzen Norden, sucht neben der Baumburger Einrichtung die hiesige ihres Gleichen. Sie ist zudem von den betreffenden Vorkommnissen des Mittelalters das reichhaltigste und das frühste; sie theilt unstreitig bis auf den Ziegelverschluss der Höhlungen die Entstehung mit dem Emporenhause und dies rührt vermöge der Flachdeckung und dem Bogenschlusse der beiden Eingänge, wovon bereits die Rede war, wenn nicht aus der Bauzeit des Thurmes, spätestens von einem um 1180 geweihten Bautheile.

Dann besitzen wir in den beschriebenen Gefässen auch Muster und Vergleichsmaterial in Betreff der hiesigen Töpferei des Hochmittelalters und auch dieser Gewinn lässt sich nicht unterschätzen, solange die Keramik der historischen Zeit, was Formen und Behandlung betrifft, unklarer vorliegt, als jene der Urgeschichte.

---

1) Vgl. die von mir beigebrachten Belege in denselben Jahrbüchern H. 88, 219. H. 89, 177 und im Repertorium f. Kunstwissenschaft XI, 401 ff.

9. Die Baugenealogie der Abdinghofschen Krypta zu Paderborn.

Von

J. B. Nordhoff.

(Mit 1 Abbildung.)

Das neubekehrte Sachsen, welches der heidnischen Vorzeit höchstens einige Kleinkünste, den Holzbau und die Holzschnitzerei entlehnen konnte[1]), sah sich von Anfang an, sobald es darauf ankam, grössere oder kunstvollere Steinkirchen zu schaffen, auf das technische Vermögen und die errungenen Formen der fränkischen und südlichen Länder hingewiesen. Die Angaben der Schriftquellen, Jahrhunderte lang seien Franken, Gallier (Lombarden) oder Griechen (Amalfitaner) als Bauleute- und Lehrer nach Deutschland gerufen und gewandert, bestätigen noch heute mehr oder weniger zutreffend die ältesten Baudenkmäler Westfalens, trotzdem davon nurmehr ein äusserst kleiner Rest besteht. Bestimmter noch als das Steinhaus eines Grafen an der Weser (822) ging die Krypta zu Meschede, die wir heute noch im Kerne vorfinden, auf fränkische Maurer und die letztere auch im Plane auf ein Fuldaer Vorbild (Petersberg) zurück. Die Klosterkirche zu Corvey zieren im alten Westbaue (gegen 1000) nicht nur allerlei antikische Glieder, sondern als Erbtheile der ersten grossen Steinbasilika (844), wofür Corbie an der Somme das allgemeine Vorbild gegeben hatte, korinthisirende Capitäle und antike Gebälkstücke — Alles augenscheinlich Erzeugnisse südlicher Baukünstler gerade wie die schwierigen Constructionen und feinen Glieder an den Alttheilen der Stiftskirche zu Essen (um 1000). Die Nonnenkirche zu Schildesche, wofür man 939 die Werkleute aus Gallien heranzog, ist gänzlich zu Grunde gegangen — erhalten dagegen die Bartholomäikapelle zu Paderborn (1017), das schöne

1) Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte 1890, S. 111.

Werk griechischer Meister[1]). Aus der Lombardei wanderten mit den Kaufleuten ganz erklärt allerhand Planmotive und Schmuckmuster in die Mitte des Landes, bis der gothische Baustil Halt gebot[2]).

Als Bischof Meinwerk von Paderborn (1009—1036) in seiner Residenz ein Bauleben anfachte[3]), wie es bis dahin kein Bischofssitz des Landes gesehen, nutzte er die Errungenschaften in der Nähe (Corvey) und Ferne (Aachen) aus, nahm von allen Seiten, sogar aus Unteritalien, kundige Maurer und Zimmerleute in Dienst, begünstigte die gewonnene Künstlerschaft durch Wohnungen und Ehren, und fand wohl bald in der theoretischen Kunstleitung eifrige Stütze an den wahrscheinlich aus Lothringen[4]), 1014, hergeführten Cluniacensern auf dem Abdinghofe zu Paderborn.

Von den kirchlichen Bauten seiner Residenz überdauerten die vielen Jahrhunderte die bereits genannte Bartholomäikapelle, der

---

1) Meine Vermuthung, dass diese zunächst für Amalfitaner zu halten seien, stützt sich auf das im Repertorium f. Kunstwissenschaft XI, 149 beigebrachte Schriftzeugniss, wonach 1066 Bauleute aus der Lombardei und Amalfi nach Monte Casino bestellt wurden; und sicher eher aus Unteritalien, als aus Griechenland sind schon zwischen 813 und 820 vom Kaiser Leo die Baumeister wegen eines Klosterbaues nach Venetien entboten (A. Fr. Gfrörer, Byzantinische Geschichten 1872, I, 147). Bis zum 11. Jahrhunderte nahmen im griechischen Unteritalien auch Malerei und Architektur einen merkwürdigen Aufschwung (J. D. Fiorillo, Gesch. d. zeichnenden Künste II, 739 ff.); gerade Amalfi wetteiferte seit dem 9. Jahrhunderte an Betriebsamkeit, Handel und Gemeinwesen mit Venedig (Gfrörer a. a. O. I, 567 f.) und theilte mit Neapel und Gaeta griechische Sitte und byzantinische Hoheit (v. Rumohr, Italienische Forschungen 1827, I, 316). Byzantische Einflüsse überhaupt lassen sich in den Kleinkünsten Westfalens und des Abendlandes bis ins Hochmittelalter verspüren. E. Dobbert, Götting. gelehrte Anzeichen 1890, S. 877 f., 881.

2) Vgl. über das Gesagte, sofern es nicht örtlich belegt ist, meine Abhandlungen im Repertorium f. Kunstwissenschaft 1888, XI, 147 ff. „Die lombardischen Bau- und Kaufleute in Altdeutschland", Allgemeine Zeitung 1891, Beilage Nr. 253, meinen Holz-Steinbau 1873, S. 385 ff.

3) Vgl. Holz- und Steinbau S. 368 ff., Bonner Jahrbücher H. 89, 166 ff., H. 84, 191 f.

4) Nicht nach der Vita Meinwerci ed. Overham 1681 aus Cluny. Vgl. W. Giesebrecht im Westfäl. Urk.-Buche, Supplement Nr. 639 und über die Cluniacenser-Regsamkeit in Belgien zum Jahre 1022 S. Hirsch in den Jahrbüchern des deutschen Reiches unter Heinrich II. Bd. III, 234 ff. W. Wattenbach, Deutschlands Geschichts-Quellen A[6] II, 102 ff., 109.

Dom mit dem Westthurme und beträchtlichem Plantheile, die Busdorfkirche[1]) mit einem kühnen Hochbaue, und die Klosterkirche Abdinghof mit wesentlichen Mauertheilen und namentlich mit der Krypta.

Im Einzelnen zierlich, im Gesammten stark und praktisch, wie die Paderborner Architektur sich entwickelte, warf sie ihre belebenden Strahlen weithin über Westfalen, sogar bis in die niederen Lande. Vorab profitirten die Klöster und Stifte, welchen die altfränkischen Bautypen nicht mehr genügten, von den neuen Bauvorbildern und jedenfalls auch von der Leistungsfähigkeit der geschulten Meister und Werkleute Paderborns.

Ob alle Meinwerksbauten bis zum Bischofspalaste[2]) und bis zur Bartholomäikapelle den Beifall der Baulustigen fanden, lässt sich schwer sagen, da von ihnen sowie von ihren Nachbildungen nichts oder nur Theile mehr bestehen oder bestehen mögen; zweifellos vernehmen wir in dem gegenwärtigen Baubestande noch häufig das Echo des Domes und der Klosterkirche Abdinghof; wie von jenem der felsenfeste Westbau, widerstand von dieser die alte Krypta siegreich den Unbilden der Zeiten.

Die Cluniacenser, unter deren Klostermauern die von Meinwerk

---

1) Das angeblich (Vita Meinwerci c. 120, 122) nach Maasgabe der Grabeskirche zu Jerusalem 1033/36 aufgeführte Gebäude ist durch spätere Bauten gänzlich bis auf die Westpartie des (jetzigen) Chores verdrängt: von zwei runden Aussenthürmen werden (ähnlich wie dann seit 1042 am Dom zu Merseburg, Fig. 112 in Bau- und Kunstdenkmälern der Prov. Sachsen VIII, 94, 111) eingefasst eine Halbkreis-Apsis, hoch über ihr ein breiter Tonnengurt und das nach Corveier Art (Repertor. f. K.-W. XII, 383) darauf gestützte Thurmmittel, nämlich ein (östliches) Glockenhaus. Wie sich einst dessen Westmauer durch Fenster, so öffnet sich noch jetzt die Ostmauer durch eine Arcaden-Gallerie, und an dieser kommen zum Vorscheine einfache Mauerkämpfer, über den drei verjüngten Schaften gedrückte Würfelcapitäle; an einer noch unveränderten Säule ergeben ein winziger und ein schwerer Pfühl der Base, sowie das Fehlen des Eckblattes das hohe Alter. Die Säule besteht wie die gleichartigen Säulchen an Meinwerks Domthurme aus Grünsandstein. Bonner Jahrb. H. 89, 173.

2) Die Aachener Vorbilder für die Laube der Bischofswohnung und deren (hohen) Transitus zum Dome wurde bereits Repertor. f. K.-W. XI, 396, N. 1 betont; einen ähnlichen Transitus gab es ferner am karolingischen Palaste zu Gondreville (Bock, Niederrhein. Jahrbuch 1844, II, 275) und vielleicht auch zu Ingelheim (cf. Ermold. Nigellus, Carmina IV v. 184 ff. v. Rumohr I, 211).

angesiedelten Künstler wohnten, leisteten, vermuthlich gefördert von den Fertigkeiten und Erfahrungen ihrer heimatlichen Ordensklöster, bald in Kunstdingen so Bedeutendes auf westfälischem Boden, dass sie auch nach dem Tode Meinwerks noch die wundersame Felsensculptur der Externsteine (um 1115) schufen[1]). Die Paderborner Bauformen wehten gleichsam durch sie und die geschulten Bauleute ringsher nach den kunstarmen und baulustigen Bauplätzen, gleichviel ob dieselben unter Meinwerk zuerst gehandhabt oder anderswoher übernommen und ausgestaltet waren.

Zur Klosterkirche Abdinghof ward 1016 der Grundstein gelegt, die feierliche Weihe auf das Ende des Jahres 1022 festgestellt, jedoch durch den Sturz des Chorgewölbes vereitelt und daher am 2. Januar 1023 vorläufig an der Krypta und zwar auf den Namen des Hauptmärtyrers Stephanus vollzogen. Da eine geschichtliche Würdigung des Langhauses hier zu weit führen würde, fassen wir lediglich die Unterkirche ins Auge; sie steht noch vom Tage der Weihe (1023) im Ganzen unverletzt vor unsern Augen; so wollen es die allgemeine Annahme, die Stilcharaktere und besonders der erfreuliche Umstand, dass sie sich als das architektonische Muster von einigen jüngeren Krypten erweist. Ihre Bauart versprach um so mehr, als eine Krypta zu Paderborn wie dem neuen Dome Meinwerks, so schon der alten von Karl d. Gr. errichteten Kirche eigen war[2]); mit letzterer wie mit der Hauptkirche zu Corvey theilte auch Abdinghof den heiligen Patron (Stephanus).

Jedenfalls steht die Anlage[3]) nächst dem Unterchore zu Corvey und dem Alttheile der Krypta zu Essen in der Vorderreihe der sächsischen und an der Spitze der westfälischen Krypten mit klar ausgeprägter Hallenform, und sie imponirt dem ersten Blicke mit dem einfachen Grundplane, mit den gebieterischen Maassen und dem alterthümlichen Ausdrucke.

Sie springt etwas ins basilicale Langhaus vor und neben

---

1) Vgl. W. Giefers, Drei merkwürdige Capellen 1854, S. 15 ff., Ders. Westfäl. Zeitschrift 27, 1 ff. C. Dewitz, Die Externsteine 1886 mit 15 Tafeln. Bonner Jahrbücher H. 84, 191 ff.

2) Vita Meinwerci c. 1, 17.

3) Grundriss und Bündelsäulchen bei Lübke, Mittelalterl. Kunst in Westfalen 1853, S. 60 f., Taf. II, 7, a, a, und bis auf den Grundriss copirt bei W. Giefers, Drei merkw. Kapellen, Taf. I, 2, II, 4 (Fig. 5 stimmt nicht).

dem Vorsprunge liegt jederseits, also am Ostende der Seitenschiffe, ein Podest und unter dem Südpodeste (jetzt) der Zugang zu ihrer Thüröffnung, diese also am Westende der südlichen Langmauer. Die Podeste sind vielleicht, die massigen Mauerpfeiler im Innern der Krypta sicher Nachträge; die Mauerpfeiler verstärken den Chorbau[1]) ebenso wie die gleichartigen der Domkrypta[2]), die erst im 17. Jahrhundert angesetzt sind. Die Podeste haben keine oder der Entstehung nach nur unsichere Gegenstücke, zumal da sie am Ostende der Abseiten oder der Kreuzarme den beliebtesten Standort von Altären beeinträchtigt hätten, und wären sie zu Fischbeck an der Weser, wo auch bloss ein Seitenzugang vorkommt, ursprünglich, so hätten sie schwerlich harmonirt mit den Kreuzapsiden, wie denn auch ihre Einwölbung wenigstens allgemein für eine spätere[3]) Arbeit gilt. Abdinghof hatte einst auch offenbar statt des einen zwei Zugänge sowohl vom Norden wie vom Süden — gerade wie die Krypten zu Emmerich und zu Hersfeld. Zu Emmerich fehlt die Handhabe, den Grad des Krypta-Vorsprunges ins Langhaus zu bestimmen, indem dies bis auf einen Rest längst verschwunden ist[4]); zu Hersfeld ging die Krypta (1040 geweiht) im Grundplane und im Mauerwerk einer lebendigeren Eintheilung entgegen; dabei rückte sie gleichfalls etwas über den Chorbereich hinaus, so dass sich an der freien Westfronte eine Luke gegen das Langhaus und an den Kreuzarmen Seitenthüren anbringen liessen[5]). Solche ergeben sich ja dort, wo die Krypta die ganze Vierung bespannte, wie von selbst; ja sie zwängten sich im Dome zu Goslar, wo die Krypta mit dem Chore abschnitt, sogar durchs Mauerwerk, unmittelbar neben der

---

1) Jedenfalls zu Gunsten der Einwölbung; kleinere Belastungen kommen nicht in Anschlag, wovon z. B. folgende mir durch Herrn Stolte 1890 28. 7. mitgetheilte Notiz der Theodorian. Bibliothek Ms. 24. J. XVI, 35 zum Jahre 1418 vermeldet: . . . dominus Hinricus abbas (Abdinghofensis) . . . magnam et pulchram tabulam lammis argenteis ac ymaginibus elevatis altari summo commensuratam edidit fecitque pariter armarium lapideum iuxta altare ad securam corporis Christi custodiam pulchre et sumptuose fabricari.

2) Bonner Jahrbücher H. 89, 180.

3) Lübke a. a. S. 70.

4) Vgl. über die Schicksale des Langhauses A. Tibus, Zur Geschichte der Stadt Emmerich 1882, S. 26, 25.

5) W. Lotz im Correspondenzblatte des Gesammtvereins 1858, S. 115, Fig. 1 u. 2.

Vierung [1]). Enthielt einst gar die Westmauer der Abdinghofer Krypta den Zugang? Mit anderen Worten, ist ihre Westpartie eine nachträgliche, wenn auch noch gut romanische Verlängerung, wie solche gleichfalls, allerdings in entgegengesetzter Richtung, den Unterkirchen zu Essen, Vreden und Freckenhorst bescheert worden ist?

Die beiden letzteren stehen — das sei schon zum leichteren Verständnisse des Folgenden beigefügt — gleich jener zu Emmerich unter dem Formeneinflusse von Abdinghof [2]). Sie sind sämmtlich Hallenbauten mit Wandpilastern, wechselnden Freistützen, geradem Schlusse oder halbrundem Gesammtchore. Keiner von ihnen eignen solche Pfeilerstämme — platte Prismen mit niedrigen Kämpfern — wie die beiden am Westende zu Abdinghof sind; diese stehen zudem auf der Scheide von Chor und Mittelschiff, also gerade auf der Linie, die sonst das Westende der Krypta bezeichnet hätte. Nun, war die Krypta einstens kürzer, so lagen ihre Oeffnungen in der Westmauer, doch wohl kaum schon in der Mitte, eher an den Seiten [3]) gerade wie bei den nicht in die Vierung vorgeschobenen Nachbildern und den ältern Bauten überhaupt.

Unsere Krypta ist ein längliches Viereck, gen Osten also noch mit einer geraden Mauer abgeschlossen und hierin ist eine apsidenartige Nische vorgesehen, das Ganze von Tonnengewölben mit einschneidenden Stichkappen bedeckt. Die schon erwähnten Westpfeiler abgerechnet, wechseln die drei östlichen Stützenpaaren mit gesuchter Unregelmässigkeit, indem in dieser Reihe ein viereckiger Pfeiler die Mitte zwischen zwei Bündel-Säulen, in jener die östliche Frontstellung von solchen einnimmt. Die Basen der Pfeiler belebt eine S c h m i e g e, jene der Wandpilaster eine solche in Gestalt einer m a t t e n K e h l e; die Kämpfer und Kapitäle stellen eine bunte

---

1) W. M i t h o f f, Kunstdenkm. u. Alterth. im Hannoverschen. III, 43.

2) Meinwerk wurde 1036 in der Krypta und vermuthlich in einem Steinsarge, worüber bald ein Licht brannte, nach 340 Jahren jedoch auf dem erhöhten Chore beigesetzt, bis 1803 in Folge der Säcularisation die Gebeine nach dem Busdorf gebracht wurden (B e s s e n, Gesch. des Bisthums Paderborn 1820, I, 137, 138). Nach einer Darstellung (etwa von 1500) auf seinem Sarkophage hatte die Kirche drei Thürme, Figur: in AA. SS. Juni V, 509.

3) Dies ist angeblich frühere, jenes jüngere Weise (D e h i o und v o n B e z o l d, Kirchliche Baukunst des Abendlandes I, 184) — doch nicht im Rheingebiete. A l d e n k i r c h e n, Bonner Jahrb. 74, 86.

Musterkarte ungleicher Formen dar; die Kämpfer der Wandpilaster bestehen hauptsächlich aus Kehle oder Schräge und Platte, jene der beiden Pfeiler aus steilem Karnies und Platte. Die Säulen offenbaren in der Verjüngung und Basenbildung Anklänge an den Altbau des Busdorfs, in dem gehäuften Gliederwerk der Profile an den Unterchor zu Corvey, worin auch der Stützenwechsel, nur regelmässiger, waltet. Die Bündelsäulen haben eine (kahle) attische Base, ein halbmerklich geschwelltes Trichterkapitäl, darüber eine entweder mit Palmetten oder Drachengebilden behauene Platte und Kämpferstücke von reichster Gliederung und kühnster Ausladung[1]): eins davon steigt geradezu aus mehreren Gliedchen stufenförmig 9 cm hoch bis zur Oberplatte an und das mittelste davon ist als Rundstab stellenweise mit Ringen umzogen. — Wie dasselbe an dem antikischen Perlstab, der auch zu Corvey bis ins 11. Jahrhundert fortgeht, und wie das Capitäl an die dorische Form[2]), so gemahnt die Ziersculptur mit dem Kleingliederwerk zugleich an den Schnitt der Holztechnik. Ein dorischer Keim steckt auch in dem Bündel der Säulen oder vielmehr in ihrem Vierpassdurchschnitte — er sollte sich bald klarer entfalten, nämlich auf auswärtigen Bauplätzen.

Gerade im Gegensatze zur gangbaren Auffassung[3]) ist die Krypta zu Emmerich nicht das Vorbild, sondern das Nachbild der Abdinghofer Unterkirche und zwar ein sehr ausgeprägtes. Verräth schon das Vitus-Patronat zu Elten (963) eine frühzeitige Verbindung des Niederrheins mit Corvey und Herford[4]), so besass dort der Paderborner Kunsteiferer Meinwerk seine Stammgüter, die er theils rheinischen Kirchen, theils dem Kloster Abdinghof vermachte.

---

1) Namentlich mittelst des Karniesses, also ganz anders wie in der angegebenen Zeichnung bei Lübke und Giefers, das Capitäl selbst besser bei G. Humann, Bonner Jahrbücher 88, 184, Fig. 25, wo S. 190 auch Mehreres über den Gebrauch der Schmiegen.

2) Nicht an die südlicheren Trapezkapitäle bei W. Schleuning, Michaels-Basilika zu Heidelberg 1887, S. 33, 42.

3) E. Aus'm Weerth, Kunstdenkmale des chr. Mittelalters in den Rheinlanden I, p. XV sagt: „Der von Quast hervorgehobene Dorismus der westfälischen drei Säulenpaare ... und der Vergleich der andern mit den schon einfacher ausgeführten in der Krypta zu Abdinghof ... setzen die Emmericher Krypta unzweifelhaft ins erste Jahrtausend." Darnach vermutheten Dehio und v. Bezold a. a. O. S. 184 noch wohl eine Entstehung im 10. Jahrhundert.

4) Repertor. f. K.-W. XII, 374, 376.

Die Klostermänner hatten an diesen Bodenschenkungen stets feste Haltepunkte des rheinischen Verkehrs [1]) und daher flossen auch in ihre Reichsannalen manche Nachrichten von Utrecht, Lüttich und Flandern [2]). Meinwerks Schenkungen veranlassten zu Emmerich auch die Verlegung und Erneuerung der bevorzugten Stiftskirche, und zwar nach dem Jahre 1031 [3]).

Da sich Emmerich so durch Meinwerk und die Abdinghofschen Mönche nach Paderborn hingezogen sah, konnte die hiesige Abteikirche und Künstlerschaft leicht belehrend und gestaltend auf den Bau der rheinischen Stiftskirche einwirken. Schon wurden die drei Hallenschiffe der Krypta [4]) gen Osten mit einem Halbrund geschlossen, die Gesimse, in welchen Kehlleisten oder Karnies an den Basen beziehungsweise an den Kämpfern vorherrscht, plastischer behandelt, die Stichkappen aus der Kreuzgrätenwölbung fortgelassen, die Freistützen zwar einheitlicher in der Säulenform, jedoch Paar für Paar wieder wechselvoll ausgeführt. Das westliche Paar umgeben an der Oberfläche je sechszehn, das mittlere je acht, das östliche und letzte je vier aufsteigende Rundstäbe; das letztere kehrt also im Durchschnitte den Vierpass [5]) heraus, wie die Säulchen zu Abdinghof. Aus ihm, als dem Grundmotiv, sind also zu Emmerich fortschreitend vermehrt und geschwächt die Rundstäbchen der übrigen Stützen hervorgegangen, bis die acht- und vollends die sechszehn-

---

1) Vgl. Vita Meinwerci c. 4, 22. Gobelinus Persona, Cosmodromium ap. Meibom SS. rer. German. I, 260.

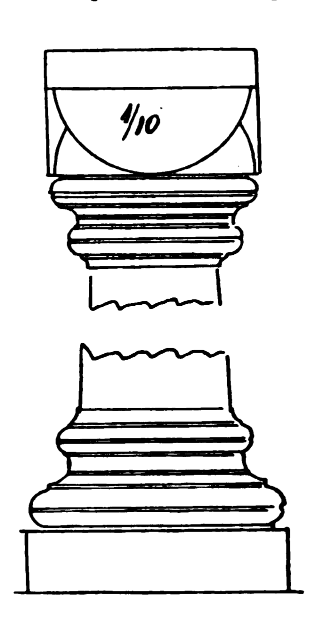
2) Vgl. Scheffer-Boichorst, Annales Patherbrunnenses 1870, S. 78, 80, 95, 101, 103, 115, 126.

3) A. Tibus, Alter der Kirchen zum h. Martinus und zur h. Aldegundis 1875, S. 17, 58 ff., 65, Ders., Zur Geschichte der Stadt Emmerich 1882, S. 13, 17.

4) Ein schlichter Grundriss bei A. Springer, Baukunst des christl. Mittelalters 1854, Taf. VIII, 8. Ich benutze eingehende Aufnahmen des Herrn C. Riffarth aus M.-Gladbach; Beschreibung bei H. Otte, Gesch. der rom. Baukunst in Deutschland 1874, S. 199 und darnach bei Tibus, Gau Leomerike 1877, S. 121. Technisch-Formales bei Humann a. a. O. 88, 181 ff.

5) In der Krypta des Münsters zu Neuss, wo auch die Schmiege der Säulenbase eine sonderbare Form gibt, laden die vier Säulchen (1074) so weit aus, dass sie eben durch den viereckigen Pfeilerkern noch Zusammenhang behalten. Humann a. a. O. 88, S. 190, Fig. 13, S. 182, Fig. 10. Aldenkirchen das. 74, 87.

passigen sich wie die Matrizen dorischer Canäle ausnahmen. Die Säulchen im Sechszehnpasse krönt bereits das zu Essen und in Mischform zu Paderborn (Fig.) vorgebildete Würfelcapitäl[1]), die übrigen Säulenköpfe sind aus einem stumpfen Viertelstabe gebildet und wie die Basen von den Rinnen des Schaftes durchfurcht. Das dorische Gefühl[2]), welches die Capitäle und Schaftsäulchen athmen, durchdringt sich indess wieder mit den Tiefmeisselungen der Schaftrinnen, nur plastischer und stereotomischer, als es zu Paderborn geschieht.



Die Harmonie dorischer und holztechnischer Laute steigert sich in der Nähe, doch wiederum auf westfälischer Erde, nämlich zu Vreden, wo das erlauchte (praeclara) Frauenkloster, wenn nicht von Meinwerk, so doch von seinen Ahnen vor 839 gestiftet ist, die dort auch von alters her in der Krypta ihre Grabesruhe fanden[3]). Der Bau[4]) zerfällt in eine spätere Erweiterung nach Osten und einen westlichen Alttheil; dieser erhielt noch, sofern er bei der Erweiterung nicht wesentlich verändert ist, einen geraden Ost-

1) Das Säulchen kam bei der Restauration (1868) aus dem Kirchengemäuer zu Tage; die attische Base dient umgekehrt als Säulenhals und erinnert mit den Horizontalriefungen an die Riemchen (Schnüre) der dorischen (jonischen) Säule. Der freundlichen Zeichnung des Bauraths W. Schultz wurde schon gedacht Bonner Jahrbücher H. 89, 174, N. 5.

2) R. Adamy, Architektonik des Muhamedanischen und Romanischen 1887, II, 274, ist „von der Anwendung der dorischen Säule .... ein Beispiel aus der romanischen Kunst nicht bekannt.“

3) So Bertradis, wahrscheinlich die erste Aebtissin, Schwester des Stifters Waltbert, dieser selbst und 1016 der Graf Wichmann (R. Wilmans, Kaiser-Urkunden der Pr. Westfalen 1867, I, 419, 421). Nach einer freilich spätmittelalterlichen Aufzeichnung . . . itur ad sepulchrum eius (sc. Bertradis) infra chorum (das. S. 420) — hätte hier aber, wie zu Meschede, mit dem 9. Jahrhunderte eine Krypta (infra chorum) bestanden, so wäre die vorfindliche ein geräumiger, hallenartiger Umbau.

4) Grundriss, Längendurchschnitt, Stützencapitäle bei Lübke Taf. II, 3, 4 b—e, XVI, 17, 18. Vgl. Corresp.-Bl. d. Gesammtvereins III, 25.

schluss, zwei westliche Eingänge, und gleichfalls inmitten zweier Pfeilerpaare zwei Rundsäulchen. Hier laufen in den stämmigen Säulen, den trichterartigen Capitälen mit phantastischen Ausmeisselungen von Abdinghof (und Emmerich), in den bereits mit Kreuz- und Quergurten durchzogenen Kreuzgewölben von Essen (Krypta) und in den seltsamen Vertikalzierden der Pfeiler und Säulen von Emmerich und Essen die Fäden offenkundig zusammen. Ein Säulchen besitzt die Horizontalstäbchen von Emmerich gleichsam einwärts gekehrt, d. h. förmliche Canäle, die Stege von Kerbrinnen durchfurcht, eine Pfeilerfläche sogar eine erhabene Flachsäule mit jonisirendem Capitäl [1]). Sonst bestehen die Umrisse der Pfeiler hier so, dort so: aus geraden oder concaven Einmeisselungen und an den Ecken aus einem, oder aus zwei Rundstäben. In Stil und Zier nähert sich also die Krypta mehr dem jüngeren Bau zu Emmerich, als dem Urbilde zu Abdinghof; dass sie dem ersteren in der Entstehung nicht voranging, bezeugen ihre gleichfalls nahen Verbindungen mit der Unterkirche zu Essen und zwar weniger mit deren schon durch Gewölbegurten ausgezeichneten Alttheile (um 1000), als mit dem jüngern Ostbaue von 1051 [2]); in ihm schwindet mit den dorischen Elementen der Wechsel der Freistützen, oder vielmehr die alttraditionelle Säule [3]) ist zu Gunsten des Pfeilers verworfen, der allerdings die kräftigsten Rundglieder und Vertiefungen behält — und dies Alles erlangt (seit 1042) die äusserste Ausgestaltung in der Domkrypta zu Merseburg [4]). Daher erscheint die Vredener Krypta eher eine Vorstufe, als eine Altersgenossin des Essener Ostbaues, zumal da diesem ausser der Basenschmiege nähere Anklänge an Abdinghof fehlten. Aus der Mitte des 11. Jahrhunderts ist kein Ereigniss bekannt [5]), das den Anstoss zum Baue gab, es sei denn die

---

1) Ein ähnliches, architektonisch entwickeltes zu Essen; jonisirende Capitäle zu Osnabrück und anderswo. Bonner Jahrbücher H. 88, S. 183, 205. Ueber die zu Gernrode (10. Jahrh.) begonnene Einkerbung der Pfeilerkanten und die vertieften Füllungen einer Hildesheimer Säule der St. Michaelskirche vgl. Humann a. a. O. 88, S. 180, 183, Fig. 11.

2) G. Humann a. a. O. H. 82, 76 ff.

3) Vgl. A. Springer in d. Westdeutschen Zeitschrift III, 204, 205.

4) Bau- und Kunstdenkmäler der Pr. Sachsen VIII, 94, 111. Vgl. die Abbildung bei Fr. Kugler, Gesch. der Baukunst II, 374.

5) Etwas zu früh 1024 der Besuch Conrads II. Vgl. H. Breslau, Jahrb. des deutschen Reiches unter Conrad II. 1879, I, 39.

segensreiche Regierung der Kaisertochter Adelheid; entweder sie, welche 1044 gestorben und auch zu Quedlinburg als Bauherrin bekannt ist [1]), oder ihre ungenannte Nachfolgerin, möglicherweise die Theophania von Essen, welche hier die Weihe des Osttheiles veranstaltete und zugleich Aufnahme ins Vredener Nekrolog gefunden hat [2]), muss für die Urheberin des Westtheiles der Vredener Krypta gelten.

Das Ostwerk markirt sich gegenüber dem Westtheile durch seine Höhe, Bauart und Stilcharaktere ganz bestimmt als ein selbständiger und nachträglicher Zusatz, und da er jeglicher Verwandtschaft mit Abdinghof enträth, muss seine Datirung und seine aussergewöhnliche Stilweise einer besonderen Abhandlung vorbehalten werden.

Abdinghofer Formgedanken zündeten auch im nördlichen Franken, an dem grossen Basilikabaue der Klosters Hersfeld (1040). Die oben (S. 120) hervorgehobene Uebereinstimmung mit der Westpartie von Abdinghof kann nicht zufällig sein, denn an der erhaltenen Säule repetirt auch das schwach ausgebogene Trichterkapitäl, an den Wandpilastern der steile Karnies, sogar die matte Basenkehle [3]) (vgl. S. 121) — zwischen den beiderseitigen Basiliken selbst stellen sich gleiche oder frappante Züge heraus, die auf einem nähern Verkehr beider Klöster beruhen: ganz erklärlich, weil der in der Hersfelder Bauzeit zu Paderborn regierende Bischof Rothard (1036—1051) vorher Abt zu Hersfeld war [4]).

Der Domchor zu Merseburg, seit 1042 erbaut, knüpft, wie mit dem Rundpaare der Thürme an Busdorf (S. 118), so mit dem Aufgeben der Säule an Essen, mit der Umkleidung des Pfeilerkernes an alle bisher betrachteten Bauten, etwa mit Ausschluss des Hersfelder. Den Pfeilerkern verhüllen tiefe und erhabene Horizontalglieder, die ersten von solcher Einsenkung, als uns bislang nicht begegnet ist, die letzteren wieder abgewechselt, nur nicht in der Multiplikation (Emmerich), sondern in der Coordination (Vreden). Liegen auf den Ecken die Rundstäbe, so kommen auf die Flächen die Polygonstäbe oder umgekehrt und nehmen gar Rillen an, wie

---

1) A. Hartmann, Mittelalterl. Baudenkmäler Niedersachsens II, 198.

2) Vgl. F. Tenhagen in d. Westfäl. Zeitschrift 48, I, 147, 150. G. Humann im Correspondenzblatte des Gesammtvereins 1884, S. 89.

3) Lotz a. a. O. 1858, Fig. 5, 6, 12, 8.

4) E. F. Meyer in d. Westfäl. Zeitschrift X, 165.

sonst die Stege (Rundstäbe); die vier Rundsäulchen spiegeln auf die Flächen gelegt noch verdeckt, auf den Ecken [1]) aber klar den Bündelpfeiler von Abdinghof wieder, nur dass sie nicht mehr ineinander, sondern mit dem Pfeilerkerne verschmelzen. Aehnlich wie zu Paderborn erbauen sich gewisse Gesimse der Freistützen aus gehäuften Kleingliedern und nehmen die Wandpilaster am Sockelsimse die einfache Schräge, die Kämpfer den schon von zwei Plättchen eingefassten Karnies an. An den Alttheilen des Domes überhaupt spielt mit der einfachen Schräge auch die matte Kehle [2]) eine auffallende Rolle, gerade wie zu Abdinghof.

Allerlei Verbindungen tauchen auch zwischen den Basiliken zu Abdinghof und zu Fischbeck [3]) an der Weser, also in Ostnähe von Paderborn auf und zwar, was die Fischbecker Krypta betrifft, noch gegen 1100. Sie zeugt in allen Theilen von einem inzwischen fortgeschrittenen Romanismus, hat namentlich als Wandstützen Säulen statt der Pilaster und über dem halbrunden Ostschlusse Gewölbe von Quergurten begrenzt und von Längsgurten durchzogen, doch in dem Walde von Freisäulen will die Unregelmässigkeit noch nicht ganz weichen, indem die beiden östlichsten Stützen sich buchstäblich in vier gebündelte Säulchen auflösen [4]), nicht anders wie die Apsiseinfassung an einem Kreuzarme des Langhauses.

Noch ein schönes und vielleicht das früheste Beispiel Paderborner Bauexpansion werde hier und zwar erst am Schlusse ge-

---

1) Vgl. die Abbildungen bei L. Puttrich, Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen I, 22, Bl. 9 x—y, u—v und bei Fr. Kugler, Gesch. der Baukunst II, 374.

2) Vgl. in Bau- und Kunstdenkmälern der Pr. Sachsen VIII, Fig. 113, 114, 91, 98.

3) Eine bald nach 1100 fallende Bauzeit des Langhauses bekunden u. A. die fast totale Flachdeckung, das schlichte Gepräge des Innern und das Würfelornament — dagegen dürfen gewisse Formen und Zierden, z. B. die Vielpassfenster, die aufgeblendeten Säulenstellungen und Arcaden, welche sogar Geschosse bilden, um so weniger zu Gunsten eines jüngern Datums sprechen, als solche auch dem bis 1140 erbauten Kirchlein zu Idensen verliehen sind (vgl. Bonner Jahrbücher B. 90 S. 88, N. 2 und 3). Da sie hier so früh, und später so selten vorkommen, werden sie auf südliche (lombardische) Wandermeister zurückzuführen sein. Weitere Begründung in der Allgemeinen Zeitung 1891, Beilage Nr. 253.

4) Lübke a. a. O. S. 70, Taf. III. Fig. 1, 2, 8 und P. Tornow, in den mittelalt. Baudenkm. Niedersachsens III, 81 Taf. 137—139.

würdigt, weil ihm die ursprünglichen Edelglieder fehlen, wodurch sich uns jene bisher so schlagend ankündigte. Es ist ein Theil der Krypta zu Freckenhorst in der Mitte des Landes. Vor etwa fünfzig Jahren wurde sie gleichsam wieder entdeckt, ganz verschüttet, das Gewölbe „anstatt der Säulen mit rohen Mauern unterfangen", die vorfindlichen Säulen, sofern ich einen gleichzeitigen Bericht[1]) zutreffend auffasse, aus Anröchter Grünstein (S. 118) gefertigt, aber zertrümmert, die Capitäle in abgerundeter Würfelform, die Eckzierden der Basen als Nasen gebildet. Capitäle und Basen entsprachen also der Bauzeit von 1100 und diese passt auch thatsächlich zu dem Ostbaue, zumal dem Gewölbe desselben Kreuzgräten und nur zwei kurze Längsgurten zukommen; der Westbau aber ist, was meine Vorarbeiter übersehen haben, viel älter. Er besitzt[2]) noch Wandpilaster, zwei Eingänge von der Vierung her, und über den sechs (spätern) Rundsäulen Tonnengewölbe mit Stichkappen. Diese sind so alterthümlich[3]), dass man trotz aller constructiven Berührung desselben mit Abdinghof diesem den Altersvorrang streitig machen könnte, wenn nicht die Thurmeinfassung und die ausgebildete Hallenform zu Freckenhorst vorläge und das Frauenstift noch später (1116—1129) für den Bau einer grossen Basilika ein ganz wesentliches Motiv von Paderborn entlehnt hätte. Es stimmt nämlich der Westthurm mit seinen beiden Trabanten und der innern Hoch-

---

1) Von B. Zehe in Schulte's Mittheilungen über das Stift Freckenhorst 1852. S. 3, 13.

2) Vgl. meine Kunstdenkmäler des Kreises Warendorf 1886, S. 105. Grundriss und Durchschnitt Fig. 52, 53.

3) Vielleicht nahm das Oldenburgische Kloster Rastedte, welches sich in wichtigen Angelegenheiten in Westfalen Raths zu erholen pflegte, gleich für die Anlage der Krypta nach 1059 Lehre von hier an: mag die Krypta auch noch kleiner und der späteren Entstehungszeit angemessen, in der Wölbung weiter entwickelt oder, was die Bildung der attischen Basen betrifft, gar schon die Eckzehe darin zu finden sein. Vgl. Wilmans K. U. II, 402. ... fundata vero haec ecclesia edificiis pulchris; comes Huno (sc. fundator) specialiter sibi et uxori suae capellulam sub choro precepit construi, in qua, semotis negotiis secularibus, Deo preces funderent. ... Qui (abbas Meinricus um 1190), postquam sanctuarium, scilicet superiorem partem ecclesiae, de lapidibus laterum et dormitorium edificasset, Westphaliam pro negotiis ecclesiae visitaverat, infirmitate raptus moritur, et in claustro, quod Vreckenhorst dicitur, honorifice est sepultus. Chronicon Rastedense in Ehrentraut's Friesischem Archive II, 248, 272.

empore bis auf die Maasse mit dem Thurmwerke des Domes zu Paderborn, dem später die Hochempore entrissen worden ist [1]).

Aus unsern Erörterungen geht deutlich hervor, dass im 11. Jahrhundert kunstreiche Kirchenbauten noch langehin selten und durchschnittlich nur den reichen Stiften möglich waren. Und erstand einmal ein zweckmässiges und gefälliges Bauwerk, so gingen dessen Planform, Edelglieder, zumal Gesimse zu stets weiterer Aus- und Umbildung auf andere Bauplätze über, durchliefen dort, indem die jüngsten Werke lehrreiche Beisteuer lieferten, die verschiedensten Wandlungen, doch so, dass den letzten immer noch Züge von dem Urbilde anhafteten. Als ein Schöpfungsbau rühmt sich die Krypta zu Abdinghof einer Reihe von Abkömmlingen in der Nähe und Ferne, und besonders in ihren Bündelsäulchen der mannichfaltigsten und schönsten Entwicklung.

---

1) Bonner Jahrbücher B. 89, 176.

10. Studien zur Geschichte der Kölner Märterinnen [1]).

Von

Joseph Klinkenberg.

---

5. Die Zahl der Kölner Märterinnen.

Unter den vielen Fragen, welche in der Geschichte der Kölner Märterinnen der Beantwortung harren, hat keine so oft die gelehrte Forschung beschäftigt, wie die Frage nach der Zahl derselben. Kaum war mit dem Ausgange des Mittelalters der kindliche Glaube an die 11000 Jungfrauen, die in Köln den Martertod erlitten haben sollten, erschüttert, als eine Theorie nach der andern auftauchte, um die genannte übermässig hohe Zahl zu reduciren und zugleich ihre Entstehung zu erklären. So nahmen Sirmondus, Valesius u. a. an, es habe in alten Handschriften geheissen: „S. Ursula et Undecimilla v. m.“, und daraus sei durch den Unverstand der Abschreiber „S. Ursula et undecim milia v. m.“ geworden. Leibniz, bei dem zweifelsohne der Name Undecimilla Bedenken erregte, glaubte den obigen Ausdruck aus „S. Ursula et Ximilla“ (= Decimilla, Decumilla) erklären zu müssen. Andere meinten, man habe aus der Wendung: „Natalis undecim illtrium (= illustrium) virginum“ in Folge des Missverständnisses der Abkürzung und falscher Buchstabenverbindung herausgelesen: „Natalis undecim millium virginum“. Wieder andere liessen das Wort milium des obigen Ausdrucks aus M. = martyrum entstehen. Am wunderbarsten ist die Ansicht Sprengs: ursprünglich sei deutsch geschrieben gewesen „S. Ursula ximartor“ (er meint: chimartirôt); durch Abkürzung dieses Ausdruckes sei entstanden S. Ursula xim., eine Form, in der man

1) Eine zusammenhängende Entgegnung auf die Kritik der einzelnen Abschnitte dieser Abhandlung behalte ich mir bis zum Abschlusse derselben vor.

die 11000 Märterinnen bezeugt gefunden habe [1]). Alle diese Annahmen haben neben den Unzuträglichkeiten, welche jeder einzelnen von ihnen anhaften, den Fehler mit einander gemeinsam, dass sie nicht auf dem Boden geschichtlicher Thatsachen stehen; sie sind demnach allesammt werthlos. Den ersten Versuch einer historischen Behandlung hat Binterim unserer Frage angedeihen lassen, indem er die Herausgabe des von ihm entdeckten merkwürdigen Essener Kalendariums mit einer Abhandlung über die Zahl der Kölner Märterinnen begleitete [2]). Wie verdienstlich aber auch diese Arbeit Binterims ist, so hat sie doch nach meiner Ansicht die Frage nicht endgültig gelöst, da sie den eingeschlagenen richtigen Weg gegen Schluss leider wieder verlässt. Es soll daher im vorliegenden Abschnitte das schwierige Problem noch einmal behandelt werden und zwar lediglich auf Grund genauer Zusammenstellung und scharfer Deutung der einschlägigen historischen Denkmäler. Gleichzeitig sollen zwei andere mit der obigen aufs engste zusammenhängende, bisheran aber kaum berührte Fragen zur Besprechung kommen, die Frage nach den Namen und nach der Rangordnung der Kölner Märterinnen.

Schon im zweiten Abschnitte dieser Studien ergab sich, dass die älteste Urkunde über das Kölner Jungfrauenmartyrium, die Clematianische Inschrift, durch die Bezeichnung der Basilika als Marter- [und Begräbniss-]stätte auf eine beschränkte Anzahl von Märterinnen hinweist, dass die Epoche des Diokletian und Maximian, in welche aller Wahrscheinlichkeit nach das Martyrium zu versetzen ist, nur eine beschränkte Zahl zulässt und dass diese Ansicht durch eine Stelle der vita s. Cuniberti gestützt wird. Leider fehlt es uns bis zum 9. Jahrhundert überhaupt an weiteren Nachrichten über die Kölner Märterinnen, und zu der Zeit, wo dieselben wieder anheben, hat bereits im Volke eine andere Meinung über die Zahl derselben festen Boden gefasst: es ist daher begreiflich, dass sich in dieser Spätzeit nur noch wenige Nachrichten vorfinden, welche uns über die Ansicht eines frühern Zeitalters aufklären.

---

1) Ueber die zur Erklärung der 11000-Zahl aufgestellten Theorieen s. Acta Sanct. Oct. IX p. 144 sq. Die daselbst aus Binterim angeführte Conjektur des Natalis Alexander wird hier nicht erwähnt, weil sie für unsern Zweck ohne Bedeutung ist.

2) Binterim, Kalendarium ecclesiae Germanicae Coloniensis saeculi noni. Coloniae 1824.

Das Martyrologium des Husward (Usuardus), eines Mönchs von St. Germain. welches um 860 abgefasst wurde, hat zum 20. Oktober: Civitate Colonia passio sanctarum virginum Marthae et Saulae cum aliis pluribus. Die Bezeichnung der Kölner Märterinnen als ‚sanctae virgines' ist die älteste, der Clematianischen Inschrift entlehnte. Für unsern Zweck ist besonders der Zusatz ‚cum aliis pluribus' wichtig: mag man das Wort plures in dem Sinne einer grössern Zahl als die vorher genannten oder als allgemeinen Zahlbegriff fassen, unter beiden Voraussetzungen lässt sich aus dieser Angabe nur eine beschränkte Zahl herauslesen, und ‚cum aliis pluribus' kann nimmermehr, wie Stein[1]) meint, gleichbedeutend mit ‚cum multis aliis' oder gar ‚cum aliis milibus' sein.

Noch deutlicher spricht sich das Kalendarium Binterims aus. Dasselbe ist einem Missale des Stiftes Essen eingefügt, und seine Abfassung fällt, wie der Herausgeber nachweist, zwischen 873 (Gründungsjahr) und 891[2]). In diesem heisst es unterm 21. Oktober[3]): Sancti Hilarionis et sanctarum XI virginum Ursulae, Senciae, Gregoriae, Pinnosae, Marthae, Saulae, Britulae, Saturninae, Rabaciae, Saturiae, Palladiae[4]). Hier werden also ausdrücklich 11 Jungfrauen genannt und aufgeführt, unter ihnen die von Usuardus erwähnten Martha und Saula. Dieses Zeugniss eines liturgischen Buches für die Elfzahl der Kölner Märterinnen lässt sich nicht durch den Hinweis darauf abschwächen, dass dasselbe jünger ist als der Sermo in natali, der bereits von Tausenden von Märterinnen redet[5]): vielmehr beweist dasselbe ebenso wie das vorher angeführte aus dem Martyrologium des Usuardus, dass man noch in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts hier und dort in den liturgischen Büchern auf Grund älterer Vorlagen an der in Köln bereits verlassenen Ansicht von der geringen Zahl der Kölner Märterinnen festhielt. Noch

---

1) Die h. Ursula S. 51.

2) Gegenwärtig befindet sich dieses Missale auf der Kgl. Landesbibliothek zu Düsseldorf unter nr. D 2.

3) In Bezug auf den Gedächtnisstag der Kölner Märterinnen zeigt sich ein Schwanken zwischen dem 20. und 21. October. Das erstere Datum findet sich in wenigen älteren oder fern von Köln abgefassten Kalendarien und Martyrologien; später ist der 21. October als Gedächtnisstag allgemein.

4) Die Orthographie der Handschrift ist hier wie bei den folgenden Anführungen beibehalten.

5) Acta Sanct. Oct. IX p. 147 nr. 262.

weniger lässt sich gegen die Beweiskraft des Essener Kalendariums die Thatsache ins Feld führen, dass die Kalendarien häufig von mehrern Heiligen, deren Fest an demselben Tage begangen wird, nur einzelne namhaft machen und selbst die Zahl der Gefährten verschweigen: denn unser Kalendarium spricht ausdrücklich von den „heiligen elf Jungfrauen“ und führt sie namentlich auf[1]).

Auch sonst erscheinen noch die obigen Namen. In dem Kalendarium, welches einem andern Essener Missale aus dem Anfange des 10. Jahrhundert vorgesetzt ist[2]), heisst es unterm 21. Oktober einfach: Saulae et Marthae — dieselben Namen wie bei Usuardus. Die Litaneien in den liturgischen Handschriften der Kölner Dombibliothek enthalten bald einzelne von diesen Namen, bald sämmtliche. So folgen im cod. 88 des 11.—12. Jahrhunderts fol. 10 auf einander: Martha, Saula, Paula, Brittola, Ursula; im cod. 106 des 9. Jahrhunderts fol. 74: Brittola, Martha, Saula, Sambatia, Saturnia, Gregoria, Pinnosa, Palladia; im cod. 45 des 10. Jahrhunderts fol. 183: Martha, Saula, Brictola, Gregoria, Saturnia, Sabatia, Pinnosa, Ursola, Sentia, Palladia, Saturia[3]).

Diesen Namen liegt ohne Zweifel eine gute, alte Ueberlieferung zu Grunde. Bis auf einen lassen sich dieselben in den letzten Jahrhunderten des Römerreiches als vorhanden nachweisen, und dieser eine ist so gebildet, dass er zu Bedenken keinen Anlass giebt. Martha und Saula sind biblische Namen, wie sie bei den Christen der ersten Jahrhunderte besonders im Orient, seltener im Occident gebräuchlich waren[4]). Martha ist einer der häufigsten; er findet

---

1) Von der Heranziehung eines Freisinger Kalendariums des 10. Jahrhunderts, in welchem ‚SS. M. XI virginum‘ steht (vgl. Act. Sanct. Oct. IX p. 117 nr. 261) nehme ich Abstand, einerseits wegen der Unsicherheit dieses Zeugnisses an und für sich, andererseits weil ich nicht in der Lage bin, dasselbe zu controliren.

2) Gegenwärtig auf der Kgl. Landesbibliothek zu Düsseldorf unter nr. D 3.

3) Vgl. Ecclesiae metropolitanae Col. codices manuscripti. Descripserunt Phil. Jaffé et Guil. Wattenbach. — Für die bereitwilligst ertheilte Erlaubniss zur Benutzung der in diesem Abschnitt erwähnten Handschriften der Kgl. Landesbibliothek zu Düsseldorf und der Dombibliothek zu Köln erlaubt sich der Verfasser auch an dieser Stelle dem Geheimen Archivrath Herrn Dr. Harless und dem Dompropst Herrn Dr. Berlage den verbindlichsten Dank auszusprechen.

4) Vgl. Le Blant, Inscriptions chrétiennes de la Gaule I nr. 66.

sich z. B. C. I. L. XII (Gallia Narbonensis) 951. 952 (?). 4785. 5353. Inscr. chrét. de la Gaule 612. Saula ist eine ähnliche Bildung wie Iacoba [1]: ein Saul kämpfte unter Stilicho gegen die Goten [2]. Brittula ist Deminutivum zu Brittus C. I. L. III 3271 und Britta C. I. L. II 1335. Die Namen Sentia, Saturnina und Ursula sind besonders in Gallien so häufig, dass Belege als überflüssig erscheinen; eine christliche Ursula findet sich C. I. L. XII 967. Der Name Sambatia ist zuweilen in Rabacia corrumpirt, wie Sentia in Recia. Ich finde diese Form bloss in der christlichen griechischen Inschrift C. I. G. IV 8912 (Σαμβάτιος) und der lateinischen von Trier bei Kraus, Die christl. Inschriften der Rheinlande 208 = Le Blant, Inscript. chrét. de la Gaule 275; sonst lautet der Name Sabatius C. I. L. XIV 3649 I, 12, Sabbatius ebenda 3422 (christl.) und Sabbatis ebenda 1561. Saturia, Gentilname aus Satur gebildet, kommt in Gallien, soviel ich sehe, sonst nicht vor; es steht C. I. L. II 1759. 3589 l. III 5285; Saturius ebenda 1879. Von den griechischen Namen Gregoria und Palladia scheint der erste fast nur Christen eigenthümlich gewesen zu sein; so C. I. L. V 1624, Inscr. chrét. de la Gaule 2. 186. 194. 195. Eine Inschrift mit dem Namen Gregorius aus dem Jahre 319 steht C. I. L. III 1968 b. Ein Palladius erscheint C. I. L. XII 2630, ein Christ dieses Namens ebenda 1273. Der einzige nicht nachweisbare Name ist Pinnosa; allein er ist regelrecht gebildet aus dem Cognomen Pinna (C. I. L. X 1944), von dem es auch einen Gentilnamen Pinnius gab (ebenda 7301. 8047,9) [3]. Diese Namen, unter denen sich mehrere ganz exquisite befinden, schliessen den Verdacht, dass sie eine Schöpfung des Mittelalters, etwa des 8. oder 9. Jahrhunderts, seien, gänzlich aus, zumal, wenn man die geringe Leistungsfähigkeit in Vergleich zieht, welche das 12. Jahrhundert bei den Benennungen der 11000 Jungfrauen bewiesen hat [4].

1) Vgl. das Citat S. 133 Anm. 4. — Die im cod. 88 der Kölner Dombibliothek genannte Paula ist natürlich nur eine Doppelgängerin der Saula.

2) Paul. XII, 13.

3) Mommsen zeigt Eph. epigr. IV p. 521 ff., dass die Cognomina auf -osus oder -osa, und zwar sowohl diejenigen, welche ursprünglich Adjective waren, als auch die Weiterbildungen von Cognomina, Praenomina und Nomina gentilicia insbesondere dem westlichen Afrika vom 3.—6. Jahrhundert n. Chr. angehören.

4) Vgl. bes. das Register Acta Sanct. Oct. IX p. 202 sq.

Mit dem 11. Jahrhundert verschwindet die Kenntniss der Namen der heiligen elf Jungfrauen mit Ausnahme von Ursula und Pinnosa immer mehr. Nur noch zwei Mal finde ich dieselben genannt. Im vermehrten Martyrologium des Ado heisst es zum 21. Oktober [1]: In Galliis apud Coloniam Agrippinam sanctarum virginum undecim millium. Una dicitur Ursula, Sentia, Gregoria, Pinnosa, Mardia, Saula, Brictula, Saturnina, Saturnia, Rabatia, Palladia, Clementia, Grata: et aliarum nomina scripta sunt in libro vitae. Wir haben hier, von einer kleinen Abweichung abgesehen, die Reihenfolge der Namen wie im Kalendarium Binterims, nur sind dieselben noch etwas mehr corrumpirt und zwei höchst farblose hinzugefügt; welchem Umstande diese wahrscheinlich ihre Entstehung verdanken, wird in einem andern Zusammenhange dargelegt werden. Dieselben dreizehn Namen führt Crombach aus einem alten Brevier von St. Aposteln in Köln an [2]. Dort heisst es von den Gefährtinnen der vorher genannten hl. Ursula: Quarum nomina sunt haec: Pinnosa, Maximi ducis filia, Sentia, Georgia, Martha, Saula, Brittula, Rabastia (!), Saturnina, Satura, Palladia, Clementia, Grata. Als um die Mitte des 12. Jahrhunderts unter Leitung der Deutzer Aebte Gerlach und Hartbern die grosse Aufgrabung des sog. Ursulaackers stattfand, waren die Namen so sehr aus dem Bewusstsein der Kölner geschwunden, dass man auf den gefälschten Grabinschriften andere elf Jungfrauen als die Anführerinnen der 11000 — dazu wurden nämlich später die Elfe — bezeichnen konnte. Einige der Namen derselben mögen der Curiosität halber hier angeführt werden: Ortmaria, Albina, Essentia, Baragia, Panafreta, Tisma [3].

Doch kehren wir zu den Ansichten über die Zahl der Kölner Märterinnen zurück. Der Verfasser des Sermo in natali veranschlagt dieselben, wie wir schon im dritten Abschnitte zeigten, mit grösster Bestimmtheit auf Tausende, ohne jedoch eine genau fixirte Zahl anzugeben; da er aber bei seiner sonstigen Genauigkeit letztere ohne Zweifel genannt haben würde, wenn sie existirt hätte, so müssen wir aus seinem Schweigen schliessen, dass im Zeitalter Karls des

1) Giorgius, Martyrologium Adonis p. 644.

2) S. Ursula vindicata p. 998.

3) Vgl. Revelationes titulorum vel nominum ss. martyrum et ss. virginum auctore Theoderico aedituo Tuitiensi, abgedruckt Acta Sanct. Oct. IX p. 243 sq.

Grossen, in welches der Sermo fällt, zwar Tausende von Kölner Märterinnen in Köln angenommen wurden, dass man sich aber auf eine runde Zahl noch nicht geeinigt hatte. Noch ein anderes, nur wenig späteres Dokument vertritt aller Wahrscheinlichkeit nach die gleiche Meinung. Wandalbert, Mönch und Diakon zu Prüm, geboren 813, verfasste nach 839, wo er sich in Köln aufhielt, auf Veranlassung des Klerikers Otrich ein poetisches Martyrologium, welches er 848 zu Köln oder zu Prüm vollendete [1]). In diesem heisst es v. 671 ff. (S. 597 der Ausgabe von Dümmler):

> Tunc numerosa simul Rheni per litora fulgent
> Christo virgineis erecta trophea maniplis
> Agrippinae urbi, quarum furor impius olim
> Milia mactavit ductricibus inclita sanctis.

Wenn wir die Worte Wandalberts genau nehmen — und er befleissigt sich sonst trotz der poetischen Form grosser Sorgfalt in seinen Angaben [2]) — dann haben wir in denselben ein zweites Zeugniss für die Ansicht von mehrern Tausenden Kölnischer Märterinnen, und dieses Zeugniss ist um so wichtiger, weil es gleich dem Sermo die in Köln herrschende Meinung wiedergiebt [3]). Aber noch in anderer Beziehung sind die Verse Wandalberts wichtig, wie schon Stein a. a. O. S. 47 erkannt hat. Die Worte „furor impius milia mactavit" passen weit besser zu einem Gemetzel der Art, wie es Gottfried von Monmouth erzählt, als zu einer Hinrichtung der hl. Jungfrauen zur Zeit der Christenverfolgung, an der noch der Sermo in natali festhält: wir bemerken also hier einen Fortschritt des Einflusses, den die wälisch-bretonische Sage auf die

---

1) Vgl. Poetae latini aevi Carolini ed. Dümmler II p. 567.

2) Als ein Beispiel unter vielen mögen einige Verse dienen, in denen es sich um sehr complicirte Zahlenangaben handelt. V. 655 sq.:

> Septeno denoque, Novembrem qui venientem
> Praesignat, Gallus colitur confessor et una
> Bis centum et decies septem memorantur, iniquus
> Quos furor ob Christum simili mactavit honore.

3) An dem Zeugnisse Wandalberts ist Binterim a. a. O. gescheitert. Er lässt denselben zunächst von 1000 Märterinnen reden, was milia nie heissen kann, und sucht dann die Angabe seines Kalendariums mit jener in der Weise zu vereinigen, dass er 11 Anführerinnen und 1000 Gefährtinnen annimmt. Allein eine Combination der beiden Zeugnisse ist überhaupt ausgeschlossen, da das eine mit derselben Bestimmtheit von elf, wie das andere von Tausenden Jungfrauen spricht.

Geschichte der Kölner Märterinnen ausgeübt hat[1]). Auch der Umstand ist wichtig, dass mehrere Jungfrauen, welche den Ehrentitel ‚sanctae' tragen, als die Anführerinnen der übrigen bezeichnet werden, während der Sermo noch von einer einzigen Anführerin, Pinnosa, spricht. Es ist klar, dass jene ‚sanctae virgines' nur die in Köln von Alters her namentlich bekannten elf sein können, dass also hier eine Verschmelzung der alten einheimischen Ueberlieferung mit der neuen fremden vorliegt. So bilden, um dies bereits vorwegzunehmen, die wenigen Verse Wandalberts eine treffliche Brücke zwischen dem Sermo in natali und der später zu behandelnden Kölner Legende Regnante domino.

Aber wann und wie ist jene Aenderung in der Ansicht bezüglich der Zahl der Kölner Märterinnen zu stande gekommen? Darüber können wir bei der Dürftigkeit unserer Quellen nur Vermuthungen aussprechen. Zunächst steht es fest, dass die Ansicht von den nach Tausenden zählenden Kölner Märterinnen älter sein muss als die Aufnahme der wälischen Ursulasage: denn während die aus der letzteren in den Sermo in natali aufgenommenen Züge von dessen Verfasser nur als wahrscheinlich bezeichnet werden, gilt ihm die Tausendzahl über allen Zweifel erhaben. Wir müssen sogar sagen, dass der bereits festgewurzelte Glaube an Tausende von Kölner Märterinnen die nothwendige Voraussetzung für die Aufnahme einer Sage war, die von Tausenden niedergemetzelter Jungfrauen redete. Demnach fällt die Entstehung der genannten Ansicht vor das 7.—8. Jahrhundert, in jene Zeit, wo man lediglich auf Grund der spärlichen Angaben der Clematianischen Inschrift die Kenntniss von den Verhältnissen und Schicksalen jener Märterinnen zu erweitern suchte[2]). Es liegt nahe, auch für die Lösung der uns beschäftigenden Frage auf dieselbe zurückzugreifen. Vielleicht mag man in den ‚drohenden Jungfrauen', wie man das ‚virgines imminentes' ausdeutete, einen Hinweis auf ihre grosse Zahl gefunden haben; wahrscheinlicher ist es, dass man unsere Märterinnen, wie man sie (durch falsche Deutung der Inschrift) ihrer Herkunft nach mit den Thebäern in Zusammenhang gebracht hatte, nun auch

---

1) Dagegen geht Stein wohl zu weit, wenn er in den Worten ‚Rheni per littora' eine Anspielung auf die Ankunft der Jungfrauenschaar auf dem Rheine findet.

2) Vgl. den 4. Abschnitt dieser „Studien" B. J. LXXXIX S. 129 ff.

ihrer Zahl nach diesen anzugleichen suchte, d. h., dass man dieselben auf etwa eine Legion veranschlagte. Bedenkt man ferner, dass die Stärke der Thebäischen Legion auf 6600 Mann berechnet wurde [1], die Zahl der sie begleitenden Jungfrauen aber nur annäherungsweise jenen gleichgesetzt werden konnte, so erklärt es sich, wie man von Tausenden Kölner Märterinnen sprach, ohne ihre Zahl zu fixiren. Aber die alte Ueberlieferung von den Elfen? Der Wunsch der einzelnen Städte, möglichst viele Heilige zu besitzen, welcher schon im frühen Mittelalter ausserordentlich stark hervortritt, nahm, wie andere Beispiele lehren, auf überlieferte Zahlen wenig Rücksicht [2], und in unserm Falle war dieselbe um so weniger nothwendig, als das maassgebende Dokument, die Clematianische Inschrift, der Zahlbestimmung freien Spielraum liess.

Die Richtigkeit unserer Hypothese vorausgesetzt, erklären sich verschiedene Erscheinungen, deren Deutung sonst schwer fallen dürfte. Keinem aufmerksamen Leser des Sermo entgeht die immer wiederkehrende Bezeichnung dieser Jungfrauenschaar mit Ausdrücken, welche auf ein Heer und Heeresordnung hinweisen (virginum agmina, exercitus, turmae; spiritualis cuneus u. s. w.); und wenn man auch vielleicht diese Ausdrucksweise allgemein auf den Kampf der Märterinnen für Christus beziehen kann, so bleibt doch die Zusammenstellung mit den Amazonen (c. $2,_{12}$ ff.) merkwürdig genug. Den angeführten Versen Wandalberts liegt abermals die obige Anschauung zu Grunde, und im zweiten Theile der Kölner Legende (Regnante domino c. 17) treten sogar die hl. Jungfrauen als eine Heerschaar im Kampfe gegen die Belagerer Kölns auf. Dies lässt sich nur erklären durch die althergebrachte Auffassung dieser Märterinnen als eines Heeres, und diese hat wiederum ihren Grund in der Verbindung, in welche man dieselbe mit den Thebäern brachte.

Auch das schon früher besprochene Enthymem Sermo c. $2,_{18}$ gewinnt jetzt vollständige Klarheit. In demselben berechnet der

1) So in der älteren Passio Agaunensium martyrum des Bischofs Eucherius; in der jüngern zählt sie 6666 Mann.

2) Das am nächsten liegende Beispiel bieten die Thebäischen Märtyrer in Köln, deren Zahl Gregor von Tours in glor. martyrum 61 auf 50 veranschlagt, während die spätere Ueberlieferung von 318 Gefährten des hl. Gereon redet. Hierher gehören auch die im Mittelalter so häufig vorkommenden Beispiele „zahlloser" Märtyrer; vgl. Friedrich, Kirchengeschichte Deutschlands, I S. 162, Anmerk. 507.

Verfasser die hl. Jungfrauenschaar auf weniger als 12000. Ohne Zweifel denkt er an eine Legion; denn er stellt die Jungfrauen mit den „mehr als 12 Legionen Engel" der heiligen Schrift zusammen; um aber, wie es das Enthymem verlangt, eine scharfe Antithese hervorzubringen, sagt er im Gegensatze nicht „ungefähr eine Legion Jungfrauen", sondern „weniger als zwölftausend Jungfrauen".

Wie die erste Entwickelungsstufe der Zahl der Kölner Märterinnen an einzelnen Orten ausserhalb Kölns ihre Spuren noch zu einer Zeit zeigt, wo in Köln längst eine neue Meinung allgemein angenommen war, so auch die zweite. In einem Trierer Kalendarium des 11. Jahrhunderts von St. Simeon stand nach Hontheim[1] unterm 21. Oktober: Sanctarum virginum . . . milia mit einer Lücke, in welche die Zahl der Tausende eingefügt werden sollte. Hontheim schliesst daraus mit Recht, dass damals noch nicht allgemein die Zahl der Kölner Märterinnen festgestanden habe, und der Umstand, dass ein älteres Trierer Kalendarium, das sog. Gertrudinum, die 11000 Jungfrauen enthält, vermag gegen seinen Schluss nichts zu beweisen[2].

Die Unbestimmtheit der Zahl der Kölnischen Märterinnen konnte naturgemäss nicht lange andauern. Schon bei Wandalbert finden wir den Weg zu einer Fixirung derselben angebahnt. Während nämlich der Sermo in natali nur von einer Führerin der Jungfrauenschaar spricht und die übrigen zehn namentlich bekannten Jungfrauen nur als zufällig bekannt annimmt, setzen die Worte Wandalberts mehrere, ohne Zweifel elf, Führerinnen voraus; man glaubte eben das Bekanntsein gerade dieser elf Namen auf die hervorragende Stellung ihrer Trägerinnen zurückführen zu [illegible]. Zu diesem Moment kam als neues die auf die Kölnische [illegible] je länger, desto mehr einwirkende wälisch-[illegible] [illegible] hinzu, in welcher, wie wir bereits im vorigen Abschnitte sahen, die Elfzahl ebenfalls eine bedeutende Rolle spielt. [illegible] befinden sich unter der Jungfrauenschaar 11000 in einer [illegible] Quelle, dem [illegible] [illegible] 1100 [illegible] [illegible] [illegible]. Wenn nun schon früher die ganze Schaar in Köln auf Tausende [illegible] wurde, wie nahe lag es da [illegible] der neuen Bestimmung [illegible] Zahl.

1 Programm [illegible] [illegible] [illegible]
2 S. Acta sanct. Oct. [illegible] p. [illegible]

tionen, sie auf 11000 zu normiren und jeder der Anführerinnen 1000 zuzutheilen! Nicht ohne Bedeutung war dabei jedenfalls der Umstand, dass die Zahl 11000 auch den Angaben des Sermo entsprach, der, wie sich später zeigen wird, ebenfalls einen nicht unbedeutenden Einfluss auf die Gestaltung der Kölnischen Legende ausgeübt hat.

Die Zeit dieser letzten Wandlung lässt sich, soweit dies bei derartigen, allmählich sich entwickelnden Vorgängen möglich ist, bestimmen. Das erste genau datirbare Dokument, in welchem die 11000 Jungfrauen vorkommen, ist die Urkunde des Erzbischofs Hermann I. von Köln, durch welche er die von den Ungarn vertriebenen Nonnen von Gerresheim in das ,monasterium sanctarum virginum extra muros Coloniae erectum' aufnimmt, vom 11. August 922 [1]. Von dieser Zeit an wechseln in den Kölner Urkunden die Ausdrücke ,sanctae virgines' und ,sanctarum virginum undecim milia' unterschiedslos mit einander ab [2]. Bemerkenswerth ist, dass in der Urkunde Wichfrids vom 23. November 941 auch schon die Kirche als ,XI milium sanctarum virginum ecclesia' bezeichnet wird. Leider fehlt es im Jahrhundert vorher an einer genügenden Zahl von Urkunden, in welchen die Kölner Märterinnen genannt werden: die einzige, welche existirt, die des Königs Lothar II. vom 15. Januar 867, erwähnt das ,monasterium beatarum virginum', ein sonst wohl nicht mehr nachweisbarer Ausdruck. Ausschlaggebend aber ist der Umstand, dass die Kölner liturgischen Bücher aus dem 9. und die in weiterer Entfernung von Köln entstandenen selbst im 10. Jahrhundert von der 11000-Zahl der Kölner Märterinnen noch nichts wissen [3]. Schon oben (S. 132 ff.) war von einer Reihe Kölner und Essener Litaneien und Kalendarien die Rede, die hier wieder anzuführen wären [4]. Ein Missale von St. Pantaleon, das spätestens

1) Zuerst vollständig herausgegeben in den Ann. des hist. Ver. f. d. Niederrhein, Heft 26 27, S. 334 ff.

2) Vgl. Lacomblet, Urkundenbuch I nr. 87, 88, 91, 94, 182, 230 u. s. w.

3) Dabei soll nicht unerwähnt bleiben, dass der cod. 83 II der Kölner Dombibliothek, 789 geschrieben, im Kalendarium überhaupt keine Erwähnung der Kölner Märterinnen enthält.

4) Auch die Litaneien sind in diesem Falle beweisend; denn in einem unlängst von dem Dompropste Herrn Dr. Berlage in der Dom-

aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts stammte, hatte im Kalendarium unterm 20. Oktober [1]): Sanctarum virginum in Colonia [2]). Besonders charakteristisch ist das Kalendarium im cod. 45 der Kölner Dombibliothek. Hier steht unterm 21. Oktober von einer Hand etwa aus der Mitte des 10. Jahrhunderts: Sanctarum virginum; eine spätere Hand, etwa aus dem Ende des 10. Jahrhunderts, hat hinzugefügt: XI mil. in Colonia.

Von auswärtigen Handschriften des 9. und 10. Jahrhunderts, die von den sanctae virgines ohne Hinzufügung der Zahl 11000 reden, sei hier erwähnt der Würzburger Codex des vermehrten Martyrologiums Bedas aus dem 9. Jahrhundert [3]), der Corveyer Codex desselben Martyrologiums, geschrieben vor 986 [4]), und der cod. lat. Monacensis 6421, geschrieben vor 994 [5]).

Mehrere Zeugnisse, auf welche man sich für ein höheres Alter der 11000-Zahl als das angegebene berufen hat, erweisen sich bei näherer Betrachtung als nicht stichhaltig. So führt Stein a. a. O. S. 48 ein „Martyrologium aus dem achten oder neunten Jahrhundert" an, dessen Original gegenwärtig verloren ist, von dem sich aber ein Auszug unter Eccardi Seligenstadensia auf der Kgl. Bibliothek zu Hannover befindet. Hier steht zum 21. Oktober: In Colonia natalis ss. undecim millium virginum et XX militum. Inter quas erant nominatissimae Pinnosa, Ursa et Saula. Allein die letzten Ausläufer dieses Martyrologiums gehen, wie der Herausgeber Falk selbst angibt [6]), bis in das 12. Jahrhundert hinab; wie lässt sich nun feststellen, welcher Zeit unsere Eintragung angehört? Jedenfalls kann der Theil derselben, welcher von zwanzig Soldaten redet, nicht älter als das 12. Jahrhundert sein, da erst um diese Zeit Krieger als Genossen des Martyriums der Kölner Jungfrauen erscheinen [7]). — In dem ‚Martyrologium ex antiquissimo codice

---

bibliothek entdeckten liturgischen Codex von St. Gereon aus dem 11. bis 12. Jahrhundert folgen in einer Litanei die Anrufungen auf einander: Sta Ursula, Sta Pinnosa, Sta undena milia.

1) Schon dieses Datum ist ein Beweis für sein Alter.

2) Crombach, S. Ursula vindicata p. 998.

3) Ekhart, Francia orient. I p. 829.

4) Martène, Thesaurus anecdot. III col. 1547 und 1102.

5) Friedrich, Kirchengesch. Deutschlands I S. 160.

6) Pick's Monatsschrift für Rheinisch-Westfälische Geschichtsschreibung III S. 269.

7) Vgl. Acta Sanct. Oct. IX. p. 244.

Rhenaugiensi, suppletum ex Sangallensi saec. X circiter‘, herausgegeben von Gerbert[1]), auf welches Kessel[2]) sich beruft, wird die Eintragung ‚XII Kal. Nov. Undecim millium virginum‘ vom Herausgeber selbst als Zusatz von jüngerer Hand des Sangallensis bezeichnet[3]). — Besonders betont wird von dem Herausgeber der Acta Sanctorum (p. 148) und von Kessel (a. a. O. S. 124) das Kalendarium eines Missales von Hornbach, Diözese Metz, welches sich gegenwärtig im Kirchenschatze von St. Ursus in Solothurn befindet. Nach Gerbert[4]) ist dasselbe im 9. Jahrhundert geschrieben und enthält unterm 21. Oktober die Angabe: Nat. scarum Virginum XI mil. in Colonia civitate. Der Bedeutung der Sache wegen habe ich an Ort und Stelle über die fragliche Handschrift Erkundigungen eingezogen und folgenden Bescheid erhalten: Das sechs Pergamentblätter umfassende Kalendarium, welches dem Solothurner Missale vorausgeht, war ursprünglich selbständig und ist offenbar von späterer Hand geschrieben, als das Missale, welches aus der Regierungszeit des Abtes Adalbert von Hornbach (970—973 oder 973—978) datirt. Nach einer Untersuchung, welche der verstorbene Bischof Fiala über dasselbe anstellte und welche handschriftlich in der Stadtbibliothek zu Solothurn niedergelegt ist, stammt dasselbe aus dem 11. Jahrhundert[5]). — So bleibt nur noch das Kalendarium eines Essener Missales (D 1) übrig, welches zum 21. Oktober, wie ich mich selbst überzeugt habe, von erster Hand folgenden Eintrag enthält: Sancti Hilarionis sanctarumque virginum XI milium. Der Codex soll dem letzten Viertel des 9. Jahrhunderts angehören, kann aber auch, nach den Schriftzügen zu urtheilen — einen andern Anhaltspunkt für die Beurtheilung seines Alters giebt es, so viel mir bekannt, nicht — recht wohl ein halbes Jahrhundert jünger sein. Jedenfalls bietet derselbe neben der Urkunde Hermanns I. vom Jahre 922 das älteste Zeugniss für die 11000-Zahl der Kölner Märterinnen[6]). Wir dürfen daher mit gutem Grunde

1) Monumenta veteris liturgiae Alemannicae p. 466.

2) St. Ursula und ihre Gesellschaft S. 124 Anmerk.

3) a. a. O. S. 455 Anmerk. 4.

4) Mon. vet. lit. Alem. I p. 479.

5) Für die über das Solothurner Missale mir bereitwilligst ertheilte Auskunft statte ich auch an dieser Stelle dem Herrn Stadtbibliothekar Walker zu Solothurn meinen herzlichsten Dank ab.

6) Bemerkenswerth ist die Abweichung der drei fast gleichzeitigen

behaupten: die Normirung der Anzahl der Kölner Märterinnen auf 11000 ist um die Wende des 9. und 10. Jahrhunderts vor sich gegangen.

Mit den wechselnden Ansichten über die Zahl der Kölner Märterinnen stehen im engsten Zusammenhange die wechselnden Meinungen über die Führerin derselben. Dass es sich in der Zeit, welche nur elf Jungfrauen annahm, um einen ausgeprägten Rangunterschied zwischen denselben nicht handeln konnte, liegt auf der Hand. Da aber auch die Elfzahl zu gross war, um eine stetige Aufzählung der sämmtlichen Namen zu erlauben, so nahm man Martha und Saula als Repräsentantinnen der ganzen Schaar. So finden wir dieselben im Martyrologium des Usuardus und in dem Essener (jetzt Düsseldorfer) Kalendarium D 3. Zu dieser Ehre erhob sie ohne Zweifel der Umstand, dass sie in den im kirchlichen Gebrauche befindlichen Verzeichnissen an der Spitze zu stehen pflegten, so im cod. 45 und 88 der Kölner Dombibliothek [1]). Auch zu der Zeit, als man bereits an Tausende von Jungfrauen als Begleiterinnen der Thebäischen Legion glaubte, scheint man ihnen noch keine Anführerin gegeben zu haben. Diese erscheint vielmehr erst mit der Aufnahme der wälisch-bretonischen Sage und zwar in der Person der Pinnosa. Indessen tritt auch jetzt noch die gebietende Stellung einer einzelnen Jungfrau sehr in den Hintergrund, und Pinnosa wird nicht allgemein als die erste der Schaar anerkannt. Das beweisen die Worte des Sermo c. 11: Inter quas inclita et insignis fuisse asseveratur regis Britannorum filia, ab illis Winnosa, a nostris Pinnosa nuncupata; hanc omnes aliae in Christi caritate concatenatae sorores pari voto et studio sequebantur. Zugleich enthalten die obigen Worte auch den klarsten Aufschluss über den Grund, weshalb man Pinnosa die Ehre der Führung zuerkannte: es war die Aehnlichkeit zwischen ihrem Namen und dem Namen einer hervorragenden Person der englischen Sage, den man von den Ueberbringern der letztern

---

und daher neben einander gebrauchten Essener Kalendarien (D 1—3) in ihren Angaben über die Kölner Märterinnen, jedenfalls ein Beweis für die geringe Verbreitung ihres Cultus im Anfange des 10. Jahrhunderts selbst in der Nähe von Köln.

1) Dass die Voranstellung dieser Namen in dem Verzeichnisse der Märterinnen auf ihren biblischen Charakter zurückzuführen sei, wage ich nicht zu behaupten, undenkbar aber ist es nicht.

gehört hatte. Wir sagen absichtlich nicht: der hervorragendsten unter den britischen Jungfrauen. Denn diese heisst bei Gottfried Ursula, und wir müssen annehmen, dass sie im 8. Jahrhundert ebenfalls einen an Ursula, wenn auch entfernt, anklingenden celtischen Namen führte [1].

Wo ist aber in der englischen Sage ein Name, den die Kölner als „Winnosa" vernehmen konnten? Ich vermag denselben nur in dem Namen des Königs Dionotus wiederzufinden. Dieser heisst in der wälischen Bearbeitung des Gottfried, der sog. Chronik des Gruffud ap Arthur [2], ‚Dunawt', und denselben Namen führt ebendort der Abt des Klosters Bangor, den Gottfried XI 12 nach Beda II 2 ‚Dinoot' oder ‚Dinooth' nennt. Wie leicht aber der letztere Name als „Winnos" vernommen werden konnte, zeigen mehrere Beispiele derselben Sprache. Den Dicalidones bei Amm. Marc. XVII 8 entspricht ein ὠκεανὸς Δουηκαληδόνιος (sprich: Dwi-) bei Ptol. II 3; der König der Deuren Dutigirn bei Nenn. 62 wird von Dieffenbach, Celt. I S. 230 für identisch gehalten mit Withigern, dessen um dieselbe Zeit Ethelwerd gedenkt. Der Uebergang des t oder th in s am Ende des Wortes hat vollends nicht die geringste Schwierigkeit [3]. Die Richtigkeit unserer Darlegung vorausgesetzt, würde daher der Erhebung Pinnosas zur Anführerin der Kölner Märterinnen eine Verwechselung zwischen dem Namen der Tochter und des Vaters zu Grunde liegen. Wie wenig übrigens Pinnosa in ihrer Würde Anerkennung fand, geht daraus hervor, dass es ausser dem Sermo kein einziges Denkmal mehr giebt, in dem sie als Führerin bezeichnet wird; nur nennt das Seligenstädter Martyrologium sie als eine der drei ‚nominatissimae virgines', die Kölner Legende Regnante domino sowie das Register in einem alten

1) Ganz ausgeschlossen ist der Gedanke, dass die etwa seit dem Ende des 9. Jahrhunderts in Köln sich festsetzende Anerkennung Ursulas als Anführerin auf die britische Sage Einfluss gehabt haben sollte; dafür war die Kenntniss und Verehrung der kölnischen Märterinnen in der genannten Zeit noch eine viel zu lokale, ganz abgesehen davon, dass die britische Sage eine in sich geschlossene war, die keiner fremden Entlehnung bedurfte.

2) Abgedruckt in Myvyrian Archaiology of Wales II.

3) Als weitere Stütze für unsere Vermuthung möge noch dienen, dass der König Dionotus bei Wace, Roman de Brut v. 6124 Clionos, in einem niederrheinischen Lobgedicht auf St. Ursula aus dem 13. Jahrhundert Vionetus heisst (vgl. Altdeutsche Blätter II S. 41).

Brevier von St. Aposteln [1]) weisen ihr, eingedenk ihrer früheren Stellung den zweiten Rang an, und von ihr allein erscheint in den Essener (jetzt Düsseldorfer) Kalendarien D 2 und 3 aus dem Ende des 9. und dem Anfange des 10. Jahrhunderts das Fest der Translatio am 28. Februar. Schon bei Wandalbert muss daher Pinnosa ihre Würde als Führerin der Jungfrauenschaar mit den zehn übrigen namentlich bekannten Jungfrauen theilen. Allein einer Spitze konnte die nach Tausenden zählende Schaar unmöglich entbehren. Da führte jedenfalls die Kunde, dass in der englischen Sage eine Jungfrau die hervorragendste Rolle spiele, die mit ihrem latinisirten Namen Ursula hiess, ein Name, der mit einem Namen der Kölner Tradition vollständig übereinstimmte, die Entscheidung herbei: von nun an wurde und blieb Ursula die Anführerin der ganzen Schaar, während die übrigen zehn bekannten Jungfrauen eine leitende Stellung unter ihrer Oberhoheit behielten. Allem Anscheine nach vollzog sich diese Umbildung gleichzeitig mit der Feststellung der Zahl 11000, welche ebenfalls englischen Einfluss verräth [2]). Zum ersten Male finden wir Ursula an der Spitze in dem aus dem letzten Viertel des 9. Jahrhunderts stammenden Kalendarium Binterims [3]), dann mit einem Rathe von zehn adeligen Jungfrauen umgeben in der demnächst zu behandelnden kölnischen Legende. So entsprechen die verschiedenen Jungfrauen, welche man an die Spitze der heiligen Schaar gestellt hat, im wesentlichen den verschiedenen Anschauungen, welche nach einander bezüglich der Zahl dieser Schaar Geltung gehabt haben: Martha und Saula den elf, Pinnosa den Tausenden, Ursula den elftausend Jungfrauen.

6. Die wälisch-bretonische Ursulasage.

Die Vollständigkeit unserer Darlegungen erfordert ein kurzes Eingehen auf die Entwickelung der wälisch-bretonischen Ursulasage, welche, wie schon die vorhergehenden Abschnitte gezeigt haben und der folgende in noch höherem Grade zeigen wird, für die

1) Vgl. S. 135.

2) Vgl. S. 139.

3) Freilich hier nur an der Spitze der Elfe. Der Verfasser des Kalendariums scheint von seiner Vorlage nur in der Stellung des Namens Ursula abgewichen zu sein.

kölnische Martergeschichte von so entscheidendem Einflusse geworden ist. Freilich mache ich auf diesem weit abliegenden Gebiete am wenigsten Anspruch auf eine erschöpfende Behandlung der Frage; nichtsdestoweniger glaube ich, die verfügbaren Bausteine sammeln und zu einem wenn auch noch so lückenhaften Ganzen vereinigen zu müssen.

Wie schon früher gesagt wurde [1]), ist der Zeuge der britischen Ursulasage für uns Gottfried von Monmouth [2]) (wälisch Gruffudd ap Arthur), geb. zu Monmouth (Monovaga, Monumethia, wälisch Mynyw), Adoptivsohn seines Oheims Uchtryd, Bischofs von Llandav, später Archidiaconus in Llandav, gestorben 1151 oder 1152, als er eben zum Bischof von Asaph in Nordwales erhoben worden war. Seine zwischen 1132 und 1135 in blühender Sprache abgefasste Historia regum Britanniae bildet den Ausgangspunkt für eine neue Periode der romantischen Poesie des Mittelalters. Was an geschichtlicher Ueberlieferung, Sage und Legende vereinzelt im britischen Volke lebte, das hat Gottfried in diesem von der Unkenntniss früherer Zeiten so oft als Lügengewebe verschrieenen, jetzt aber zur vollen Anerkennung gelangten Werke in einem einzigen lebensvollen Gesammtbilde der Geschichte der Briten von Brutus bis Cadwalladr vereinigt. Bezüglich seiner Quelle sagt er selbst in der Vorrede, er habe ‚librum Britannici sermonis vetustissimum, quem Waltherus Oxinefordensis archidiaconus ex Britannia advexit', ins Lateinische übersetzt. Dass der Ausdruck „übersetzen" nicht wörtlich zu nehmen ist, geht schon aus dem Umstande hervor, dass in Gottfrieds Werk Stellen aus Gildas, Beda und Nennius Aufnahme gefunden haben. Der ‚Britannicus sermo' ist von der wälischen Sprache zu verstehen, da diese offenbar die vornehmlichste Quelle Gottfrieds besitzt. Im rothen Buche von Hergest findet sich nämlich eine im 2. Bande der Myvyrian archaiology of Wales abgedruckte und von Roberts ins Englische übersetzte Chronik, der sog. Brut Tysylio, an deren Schluss die Bemerkung steht: „Ich, Walther, Archidiaconus von Oxford, übersetzte dieses Buch aus dem Wälischen ins Lateinische, und in einem höhern Alter übersetzte ich

1) B. J. LXXXIX S. 131.

2) Ueber ihn vgl. San Marte, Gottfrieds von Monmouth historia regum Britanniae und Brut Tysylio. — Zur Kritik der Historia regum -niae des Gottfried von Monmouth: Neue Mittheilungen aus dem ch-antiquarischer Forschungen IX S. 49—75.

es zum zweiten Male aus dem Lateinischen ins Wälische.“ Die nähere Deutung dieser Worte sowie die Lösung anderer Schwierigkeiten, welche sich an den Brut Tysylio anknüpfen, liegt ausserhalb unserer Aufgabe; hier sei nur noch erwähnt, dass das vorliegende Werk, dessen Inhalt genau dem Inhalte des Gottfried'schen Werkes parallel ist, nicht über das Jahr 1066 hinaufreicht. Im Brut Tysylio lautet nun die Ursulasage in deutscher Uebersetzung folgendermassen [1]:

„Zu der Zeit waren häufige Schlachten zwischen den armoricanischen Briten und den Gauls; und als dies lange stattgefunden hatte, wünschten diese Briten, auserlesene Frauen zu haben, und sandten daher zum Fürsten von Cornwall, der Britannien zu vertheidigen zurückgelassen war, mit dem Gesuch, ihnen 1100 Töchter vornehmer Briten und 60 [2]) Töchter von Fremden und Sklaven zu schicken. Die Zahl der Jungfrauen wurde zusammengebracht und eingeschifft und ging unter Segel. Aber bei widrigem Winde scheiterten ihre Schiffe und einige gingen unter. Zwei der Schiffe, an die gallische Küste verschlagen, wurden von Gwnvas und Melwas ergriffen, die dort an der Küste mit Rotten aus Germanien zur Unterstützung des Gratian waren. Als die Männer von den Jungfrauen erfuhren, dass Britannien von Truppen entblösst sei, wechselten sie ihren Lauf und fuhren gegen Britannien. Dieser Gwnvas war ein König der Hunnen und Melwas ein König der Piktavier; und diese zwei, nach dem Norden Britanniens segelnd, landeten und vertilgten die Einwohner, wo sie sie fanden.“

Man bemerke zunächst in diesem kürzern Bericht des Brut Tysylio die von Gottfried abweichenden Zahlenangaben, insbesondere, dass bei letzterm aus den Hunderten des Brut Tysylio Tausende geworden sind. Viel wichtiger ist der Umstand, dass die Niedermetzelung der verschlagenen Jungfrauen im Brut Tysylio ganz übergangen ist. Allein die Thatsache, dass dieselbe nach den Andeutungen des Sermo in natali bereits in karolingischer Zeit in Köln bekannt war und offenbar den Hauptanstoss zur Vermischung der wälischen Sage mit der kölnischen Heiligengeschichte geboten hat, beweist, dass Gottfried seine Darstellung aus der lebendigen Ueberlieferung geschöpft hat.

1) San Marte, Gottfried S. 525 ff.

2) Die Sache selbst und ein Vergleich mit Gottfried scheinen zu fordern, dass 60 Hunderte gemeint sind.

Ausser dem Zeugnisse des Brut Tysylio und Gottfrieds vermag ich kein anderes für die grosse Wanderung britischer Frauen nach Armorica und für ihren Untergang beizubringen. Dagegen berühren auch ältere Denkmäler diejenigen Punkte, an welche Gottfrieds und Walthers Erzählung direkt ansetzt, dass nämlich Maximus britische Krieger, die er mit sich geführt, in Armorica angesiedelt habe und dass die durch seine Eroberungsgelüste veranlasste Entblössung Britanniens von Militär die Ursache der Verwüstung des Landes durch die Pikten und Skoten geworden sei. Die Erzählung von der Frauenwanderung verfolgt offenbar unter anderm auch den Zweck, die Besiedelung Armoricas durch Briten und den Einfall der Pikten und Skoten in einen äussern Zusammenhang zu bringen. Hören wir zunächst Gildas de excidio Brit. 14: Exin (nämlich nach dem Abzuge des Maximus) Britannia omni armato milite militaribusque copiis [eductis?] rectoribus linquitur immanibus, ingenti iuventute spoliata, quae comitata vestigiis supradicti tyranni domum nunquam ultra rediit, et omnis belli usus ignara penitus duabus primum gentibus transmarinis vehementer saevis, Scotorum a circione, Pictorum ab aquilone, calcabilis multos stupet gemetque per annos. Zu dieser Stelle bietet eine willkommene Ergänzung der dritte Theil der 14. wälischen Triade [1], welcher in deutscher Uebersetzung lautet: „Das dritte einfallende Heer wurde aus dieser Insel hinausgeführt von Elen Lüyddawg und Chynan, ihrem Bruder, Herrn von Meirion, nach Llydaw (Letavia, d. h. Seeküste, gleichbedeutend mit Armorica), wo sie Land, Herrschaft und Königreich erhielten von dem Kaiser Macsen Wledig [2]), weil sie ihm Hülfe gegen die Römer gebracht hatten, und keiner von ihnen kehrte zurück, sondern sie liessen sich nieder in Llydaw und Ystre Gyfaelwg und bildeten dort ein Gemeinwesen.“ Man bemerke hier insbesondere den Anführer der Ansiedler Chynan, ‚arglwydd Meiriadawc‘, welcher dem Conanus Meriadocus Gottfrieds entspricht.

Nach einer andern Richtung ergänzt unsere Kenntniss der geschichtlichen und sagenhaften Ueberlieferungen des britischen Volkes

---

1) Abgedruckt in The Myvyrian Archaiology of Wales II; Davies, Celtic Researches on the origin ... of the ancient Britons; Dieffenbach, Celtica II 2 S. 79.

2) D. h. der Ruhmreiche, entsprechend dem Titel Augustus der römischen Kaiser.

über die Periode des Maximus der Bericht des unter dem Namen des Nennius bekannten Geschichtsbuches § 27: Septimus imperator regnavit in Britannia Maximianus (er meint Maximus). Ipse perrexit cum omnibus militibus Britonum a Britannia et occidit Gratianum, regem Romanorum, et imperium tenuit totius Europae, et noluit dimittere milites, qui perrexerant cum eo, ad Britanniam ad uxores suas et ad filios suos et ad possessiones suas; sed dedit illis multas regiones a stagno, quod est super verticem montis Iovis usque ad civitatem, quae vocatur Cantguic (Quoentavic am Flusse Quenta) et usque ad cumulum occidentalem, i. e. Cruc Ochidient. [Britones namque Armorici, qui ultra mare sunt, cum Maximo tyranno hinc in expeditionem exeuntes, quoniam redire nequiverant, occidentales partes Galliae solo tenus vastaverunt nec mingentes ad parietem vivere reliquerunt, acceptisque eorum uxoribus et filiabus in coniugium omnes earum linguas amputaverunt, ne eorum successio maternam linguam disceret. Unde nos illos vocamus ‚Letewiccion', i. e. semitacentes, quoniam confuse loquuntur [1].] Hi sunt Britones Armorici et nunquam reversi sunt huc usque in hodiernum diem. Propter hoc Britannia occupata est ab extraneis gentibus et cives expulsi sunt, usque dum deus auxilium dederit illis.

Auch hier erscheint wie bei Gildas und in der 14. Triade die Ansiedelung britischer Krieger in Gallien, speciell in Armorica, und dieselbe ist in ursächlichen Zusammenhang gebracht mit der Besetzung Britanniens durch fremde Volksstämme. Besondere Beachtung verdient die Interpolation. Sie erzählt ähnlich der Ursulasage Gottfrieds die Versorgung der bretagnischen Ansiedler mit Frauen, nur sind es hier Gallierinnen, denen man die Zunge ausschneidet, um einer Vermischung der Sprache vorzubeugen; die ganze Erzählung wird dann zu volksetymologischer Deutung des Namens ‚Letewiccion', offenbar = Letavici, Bewohner von Letavia, verwerthet. Mit Gottfrieds Ursulasage stimmt unsere Darstellung auch im Zwecke überein: beide wollen die Breiziz (Bewohner der Bretagne) als echte Briten erscheinen lassen, indem hier die Vermischung der Sprache,

---

1) Die eingeklammerte Stelle steht am Rande des cod. 139 des Corpus-Christi-Colleges zu Cambridge, im Texte zweier anderer Nenniushandschriften.

dort die Vermischung des Blutes mit den Galliern ausdrücklich zurückgewiesen wird [1]).

Den historischen Kern aus diesem Knäuel von Wahrheit und Dichtung herauszuschälen, ist sehr schwierig. Dass Magnus Clemens Maximus durch seinen Abzug nach Gallien im Jahre 383 Britannien zu einer Zeit, wo es fortwährend von den Pikten und Skoten bedroht war [2]), wehrlos machte, steht fest. Auch an der Anlage von britischen Militärkolonieen in Armorica unter jenem Kaiser kann bei der Uebereinstimmung der Zeugnisse nicht gezweifelt werden [3]). Nimmt man nun an, was sehr nahe liegt, dass in den folgenden bedrängten Zeiten, zumal seit 410, wo Britannien von Rom aufgegeben wurde, zahlreiche Auswanderer aus Wales und Cornwales sich nach der Bretagne zu ihren Landsleuten begaben und dass ein Trupp derselben, unter dem sich besonders viele Frauen befanden, durch Sturm und Barbarenwuth einen traurigen Untergang fand, so erklärt sich die Ursulasage des Brut Tysylio und Gottfrieds. Vollständig unglaubwürdig aber sind die Schlachten zwischen Galliern und Briten und die Ausrottung der ursprünglichen Bewohner des Landes, von denen der Interpolator des Nennius, der Brut Tysylio und Gottfried erzählen: hier haben wir es lediglich mit einer Erfindung des wälischen Nationalstolzes zu thun, der auch die Heldenthaten des Königs Arthur gegen die Sachsen weit über das gebührende Maass zu erheben und zu einem der gefeiertsten Gegenstände mittelalterlicher Heldenpoesie zu machen wusste.

7. Die Legende ‚Regnante domino'.

Die mannichfaltigen Ansichten, welche sich im Laufe der Jahrhunderte auf Grund verschiedener Quellen über die Schicksale der Kölner Märterinnen gebildet hatten, sind gleichsam crystallisirt in der ‚Passio sanctarum virginum XI milium' oder der Legende ‚Regnante domino', wie sie kurz nach ihren Anfangsworten genannt wird. Ausserordentlich ist das Ansehen, dessen sich dieselbe das ganze Mittelalter hindurch erfreut hat: das beweisen die unzähligen

1) Dieffenbach, Celtica II 2 S. 172 und Anmerk.

2) Nicht erst später, wie Brut Tysylio und Gottfried behaupten.

3) Vgl. Lappenberg, Geschichte von England I S. 56 ff. Walter, Das alte Wales S. 77. San Marte, Gottfried S. 292.

Handschriften, in denen sie allenthalben verbreitet ist, sowie der Umstand, dass alle spätern Ursulalegenden, den Sermo in natali gänzlich vergessend, nur ihr folgen. Selbst als die Kritik sich dieses Gegenstandes zu bemächtigen anfing, hat ihr Einfluss noch fortgedauert, und nicht blos die Darstellung eines Crombach, sondern selbst die neueren und in ganz entgegengesetztem Sinne abgefassten eines Rettberg, Schade, De Buck, Kessel und Stein knüpfen an sie als mehr oder minder reine Geschichtsquelle an [1]. Und doch ist unsere Legende nichts anderes, als eine mit poetischen und erbaulichen Zuthaten ausgeschmückte Bearbeitung der wälisch-bretonischen Ursulasage, zu der die kölnische Tradition und der Sermo in natali einzelne Züge geliefert haben.

Unter den Handschriften haben bisheran die meiste Beachtung gefunden der Codex 7984 der Kgl. Bibliothek zu Brüssel aus dem XI. Jahrhundert, die älteste bekannte Handschrift der Legende, auf welche sich vornehmlich der Text bei den Bollandisten gründet [2], und der Codex der Utrechter Carthause, der durch verschiedene Zusätze beweist, dass auch im Mittelalter der enge Zusammenhang zwischen unserer Legende und der wälisch-bretonischen Sage nicht unbekannt war. Für die Entstehungsgeschichte des Werkes ist von grösster Bedeutung der Codex lat. 18897 der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, welcher, wie schon im dritten Abschnitte dieser Studien erwähnt wurde, die Legende hinter dem Sermo in natali auf p. 252—288 enthält. Sie zerfällt hier in zwei Theile. Der erste, p. 252—282, ist von einer Hand des XI.—XII. Jahrhunderts sehr sorgfältig geschrieben und schliesst folgendermassen:

O quale hac die in caelo factum est tripudium, qualis occursus 17 civium supernorum, quae etiam exsultatio apostolorum, quam devota congratulatio patriarcharum, prophetarum et confessorum, cum tum animae suorum participes effici meruere gaudiorum praestante domino nostro Iesu Christo, qui vivit et —

Offenbar folgte noch wie am Schlusse des zweiten Theiles: ‚regnat in saecula saeculorum. Amen.‘ Von dem Worte ‚cum‘ ab

---

1) Man denke nur daran, dass alle ohne Ausnahme in dem Bericht unserer Legende, die Hunnen seien die Mörder der hl. Jungfrauen gewesen, einen historischen Kern suchen.

2) Act. Sanct. Oct. IX p. 157 sq.

ist der Text bis zum Schlusse von einer spätern Hand durchstrichen. Ebendort stehen am Rande zunächst zwei unleserliche Wörter; dann folgt von einer Hand des XV. Jahrhunderts: ‚ibi fuit etiam finis in libro Buronensi'. Auf p. 283 beginnt der zweite Theil mit den Worten: ‚Ut etiam Colonia illa beata' in kleinerer Schrift und mit zahlreichen Abkürzungen (XII.—XIII. Jahrhundert); die ersten Zeilen stehen auf Rasur. Alle bisheran bekannten Handschriften, auch die Brüsseler, geben unsere Legende mit Auslassung des im Münchener Codex ausgestrichenen Schlusses des ersten Theiles als ein Ganzes. Dass sie letzteres aber nicht ist, dafür liefert unser Codex noch einen zweiten Beweis. Cap. 21 heisst es nämlich in allen bekannten Handschriften nach dem Worte ‚habitare':

Sed quid his assertionibus opus est, cum famula dei, cui haec revelatio ostensa est, tam celebris vitae tamque sanctae conversationis fuerit, ut ipsa pro certissimo veritatis testimonio habenda sit. Est enim locus in Saxonia Herse ibique usque hodie gloriosa sanctimonialium congregatio, ubi sancta illa nata et nutrita peracto sanctissimae vitae cursu nunc corporaliter in pace quiescit, quamvis ultimi temporis sui aliquantum in monte, quo civitas Iburg sita est, in eadem sanctitate exegerit. Huius vitae et sanctitatis tot sunt testes, quot vel hodie Herse sanctimoniales sunt vel ab inde fuerunt, et verissimae utpote deo verbis hominum adstipulante. Usque hodie enim ad tumulum eius frequenter redditur lumen caecis, gressus claudis, infirmi ad usum vitae reparantur et obsessi ab immundis spiritibus emundantur; ideoque competens eius testimonium fuit, et nefas est dubitare, quod de sancta sanctae, de sponsa sponsae, de dilecta dilectae suae dominus dignatus est revelare.

Diese ganze Stelle fehlt im Münchener Codex; an eine freiwillige oder unfreiwillige Auslassung ist nicht zu denken; sie muss daher als späterer Zusatz zu der Passio sanctae Cordulae betrachtet werden. Letztere scheidet sich aber selbst wieder inhaltlich scharf von dem vorhergehenden Abschnitte, der die Beziehungen der heiligen Märterinnen zu Köln zum Gegenstande hat und mit einem Preis des Glückes der Stadt beginnt und schliesst; und da dieselbe nach dem Zeugnisse Crombachs in einzelnen Handschriften fehlt, in andern, wie im Brüsseler Codex, durch die Randbemerkung ‚Hic incipit passio s. Cordulae' als neuer Abschnitt bezeichnet wird, so haben wir dieselbe als eine besondere Legende zu betrachten. Dafür sprechen auch mehrere innere Gründe, welche unten aufgeführt werden sollen.

Durch die Zerlegung der Passio in verschiedene, nach einander abgefasste Theile wird auch die von De Buck versuchte

Incipit passio sanctarum virginum undecim milium.

1 Regnante Domino nostro Iesu Christo cum post passionem, resur- p. 252
rectionem et ascensionem eius conversis ad deum cunctis finibus terrae
nec Oceani angulus aliquis se a calore fidei eius absconderet, in conve-
niendo populos in unum et reges, ut servirent domino [1]), fuit in Britanniae
5 partibus rex quidam Deonotus tam vita quam nomine, qui religiosus in
omnibus caeremoniis catholicae professionis sic principare novit supra
homines, ut non oblivisceretur, qualem creatori suo subiectionem deberet,
sic a | subditis tributum exigere, ut se semper meminerit regi suo caelesti p. 253
id, quod ab eo factus est, debere. Is ergo rex cum sub iugo Christi, sub
10 quo ipse irreprehensibiliter militaverat, aliis irreprehensibiliter et iustissime
imperaret, in benedictione seminis Abrahae [2]) tam generositate quam vir-
tutum specie competentem sibi accepit uxorem. Sed sicut in vasis irae
duplici contritione feriendis ira iustitiae dei hic inchoat, ut ea in iudicio
irreparabiliter disperdat, ita misericordia eius diligentibus se plerumque
15 etiam in hoc saeculo divitias bonitatis suae concedit praegustare, ut in-
enarrabilem illam gloriam, quam | nec oculus vidit nec auris audivit nec p. 254
in cor hominis ascendit [3]), cum patientia discant exspectare.

2 Itaque cum summa spe utriusque parentis sexus virilis exspectare-
tur, qui terreni regni sui successor existeret, provida dei misericordia,
quae etiam vota novit excedere, dedit eis prolem femineam, quae plus
quam virili animo ad caelestis regni haereditatem eos praecederet eisque
5 succedentibus bona sine fine mansura praepararet. Haec itaque quia
exemplo David immanem ursum, scilicet diabolum, quandoque suffocatura
erat, deo disponente, qui quos praedestinat, vocat [4]), a parentibus illi in
baptismate praesagum nomen Ursula inditum est. Sancta ergo virgo p. 255
cum, ut regiam prolem decuit, regali ambitione educata naturalibus in-
10 crementis proficeret, teneros aetatis annos morum coepit maturitate prae-
cedere, et cui iam tum mundus viluerat, evangelicis imbuta praeceptis in
lege domini die ac nocte meditabatur [5]), et quia ad spiritualem sponsi
thalamum corde et animo suspiravit, omnis compositio eius et gloria non
de foris sed de intus fuit [6]), ut iam tum liquido cunctis daretur advertere,
15 quod ad magnum ecclesiae ornatum summus ille artifex margaritum hoc
vellet expolire, ac si ei iam tum patenter dixisset: Audi filia, et | vide et p. 256
inclina aurem tuam, quia concupivit rex speciem tuam [7]).

3 Praeter has aliasque spiritualis gratiae dotes erat haec sancta virgo
incomparabilis formae et mirae pulcritudinis, omnium oculis gratiosa;
sed sola virgo, quae domini erant, cogitans [8]) minus hoc amabat in se,

1 5 *partibus temporibus Gratiani et Valentiani in Cornubia* U. *nomine, qui fratri Karadoco in regnum successerat* U. 11 *quam virtute spe posteritatis* corrumpiert und interpoliert M. 13 *eam* M.

1) Ps. CI 23. 2) Genes. XXII 18. 3) I Cor. 2, 9. 4) Rom. 8, 30. 5) Ps. I 2. 6) Ps. XLIV 14. 7) Ps. XLIV 11. 12. 8) I Cor. 7, 34.

quod sponsi sui oculis sciebat non multum placere. Cumque de tanta nobilissimae virginis indole longe lateque fama percrebuisset, ad aures 5 gentilis tyranni cuiusdam permanavit, qui praepotens viribus in robore militari gloriabatur et barbarica feritate latius regnabat. Erat ei magnae p. 257 indolis filius, quem paterno affectu artius ut regni | successorem diligebat. Cui cum summopere ad regalem magnificentiam profectum vellet, reputare secum coepit regnum suum propagari, nomen suum et posteritatis 10 gloriam nobilitari, si filium suum tam celebris puellae matrimonio contigisset copulari. Itaque filius non minus pervicax, utpote qui iam pubertatis annos intrabat, patre annuente prosequentibusque, qui capita erant populi, legatos ad patrem virginis destinavit multaque pretiosa transmittens et plura promittens, urbes egregias, situs terrarum et tractus 15 maris, totum denique patris regnum et quidquid mundus deliciarum p. 258 habere potest vel potuit in | dotis computationem dictavit. Minas etiam pro magnitudine nominis sui quasi summam manum imposuit, ut saltem terroribus, quod volebat, exigeret, si blanditiis muneribusque minus proficeret. 20

Legati acceptis a rege mandatis profecti sunt emensoque grandi 4 itinere ad patrem virginis pervenerunt, dataque fandi copia, quae a domino suo iussi sunt, diligentissime peregerunt et post blanditias, quod efficacissimum arbitrati sunt, quasi scorpiones minas et terrores bellicos subintulerunt. At senior providus et totus caritatis visceribus diffusus 5 fluctuare coepit intra se, indignissimum reputans filiam suam caelesti p. 259 sponso artius inhaeren|tem ab aeterni regis amplexibus renitentem avellere et barbarae libidini polluendam subiugare. At ex altera parte, etsi proprii sanguinis prodigus esset pro catholica religione et zelo iustitiae, quippe cui vivere Christus erat et mori lucrum[1]), tamen quia sub illo erat 10 cura regni et tam efferam barbari illius violentiam suis viribus desperabat posse sustinere, iam sibi videre visus est sub oculis suis caedes hominum promiscuae aetatis fieri, urbes dirui, matronas et virgines constuprari, ecclesias cremari, sancta profanari et quidquid miseriarum aliquando victis accidit, praesertim Christianis, vincentibus paganis. 15

In hoc ergo rerum cardine deprehensus rex pius, quod unicum 5 p. 260 tunc | perfugium patebat, ad divinam misericordiam quasi ad turrim fortitudinis a facie inimici cucurrit totusque in lacrimas effusus auxilium de caelo indefessis precibus postulavit. Inter haec dum virgo domini vultum patris quamquam dissimulantis turbulentum deprehendisset, latere eam 5 non potuit, quod ipsa huius perturbationis causa fuerit. Itaque pro se minus sollicita paternae sollicitudini condoluit; mox ad sua arma convolans sicut sancta Iudith et Esther pro liberatione patriae ieiuniis et orationibus pernox incubuit[2]), in auribus sponsi celerius obtentura, quod petiit, cum quo vere unus spiritus fuit. Cumque noctem diei, immo noctes 10

3 *11 filio suo Conano* U. 5 *2 profugium* M.

1) Philipp. 1, 21. 2) Iudith IX 1. Esther XIV 2.

diebus in vigiliis et ieiuniis | continuaret, ex infirmitate humani corporis p. 261 fatiscentibus membris, cum deo cor vigilaret, ad modicum obdormivit et per visionem divina revelatione de toto vitae suae ordine, de coagonistarum suarum numero, de gloriosa martyrii palma perdoceri meruit, quod 15 postea rerum exitus comprobavit.

6 Igitur sub primo surgentis aurorae diluculo patris maestitiam relevatura — eo quippe die tyranni legatis erat responsurus — hilaris ad eum venit blandeque arridens, Noli, inquit, mi pater, super hac re aliquo ulterius maerore contabescere, sed iacta cogitatum tuum in domino, 5 qui non dabit in aeternum fluctuationem iusto [1]. Ne tamen ex puellaribus | annis, quae dico, aestimes, scito, quia praeterita nocte per visum p. 262 divinae consolationis vox ad me licet indignam famulam suam facta est iubens, ut iuvenem, qui me in matrimonium affectat, a spe nuptiarum non repellerem, ipsa tamen conservato virginitatis signaculo ad innubas 10 transirem. Condicio autem coniugii et conscriptio nuptialis haec erit, ut tu, pater, et iuvenis, qui me in suum amorem illicit, decem primaevae aetatis virgines et forma et genere lectissimas perquiratis et tam mihi quam singulis harum mille virgines honestissimas subscribatis comparatisque ad numerum nostrum trieribus undenis | triennii nobis ad dedica- p. 263 15 tionem virginitatis nostrae dentur indutiae, quibus expletis, quod domino placuerit, fiet. Attamen incommutabile divinae pietatis consilium, quod disposuit super me, nemo est, qui possit infringere.

7 His filiae vocibus exhilaratus pater accitis coram legatis quod petebant annuit propositamque quasi coniugii condicionem, quam virgo poposcerat, exposuit, id cautissime quasi pro summa dotis conscriptione statuens, ut iuvenis salutari renatus lavacro his tribus annis per fidem 5 catholicam institueretur in domino. His auditis legati iam quasi compotes voti sui per viam, qua | venerant, perpeti itinere alacres reversi sunt ad p. 264 dominum suum, utpote pro bona legatione honorem accepturi, gloriam et praemium: expositisque mandatis per ordinem patri iam laetissimo iuvenis prae amoris magnitudine modum excessit laetitiae. Audita itaque, 10 ut fit, tanta exsultatione principum factum est totius regni generale tripudium. Condicione igitur nuptiarum libenter accepta iuvenis coepit patri ardentius insistere, ut ad satisfaciendum puellae desiderium per baptisimi consecrationem legibus statim initiaretur christianis. Indicto etiam ad novam militiam novo delectu ubique per duo regna quaesitae sunt in- 15 genuae et speciosae virgines adductaeque | ad palatium pro magnificentia p. 265 regali muliebrem acceperunt ornatum. Nec minori sumptu et utriusque regis pari diligentia navium stetit fabricatura; alii enim ligna in silvis caedunt, alii ad litus convehunt, alii carinas, alii transtra fabricant, alii tabulata gracili iunctura, alii hunc, alii illum ornatum auro argento 20 aere coaptant, singulisque pro sua arte et officio satagentibus certatim ubique fervebat opus [2].

6 *12 letissimas* M.

1) Ps. LIV 23. 2) Verg. Aen. I 436.

Concordi itaque duorum regum studio iuxta regalem magnificen- 8
tiam mirifice perfecta classe completoque lectissimarum virginum et dis-
p. 266 posito divinitus numero inter innumeras nobilissimae pro|sapiae puellas
Pinnosa, Maximi cuiusdam ducis filia, tam genere quam virtutum indole
emicuit; quae secunda post sanctam Ursulam quasi magistra militiae vir- 5
ginalis fuit; quam pater eius ut nobile par filiae speciali dilectionis
foedere sociavit. Omnibus igitur magnifice perfectis condicta die virgi-
neae cohortes ad sanctam reginam Ursulam convenerunt et quasi ad
navalem palaestram succinctae iubentis imperium praestolatae sunt. Tunc
beata virgo, quem diu desiderabat, virgineo vallata exercitu, hilari vultu 10
et animo primum debitas deo gratiarum actiones exsolvit, deinde quasi
p. 267 fidissimis commilitonibus suis consilii sui arcanum in|notuit easque in
divini timoris, immo, quia perfecta caritas foras mittit timorem, in divini
amoris observantiam piis exhortationibus erudivit et corroboravit. Puel-
lares autem cunei saluberrima reginae suae monita arrectis auribus 15
avidissime audientes cordaque ad caelum cum manibus levantes quasi
iam militari sacramento coniuratae in Christum ad omnia divinae religio-
nis munia devotionem suam spoponderunt mutuaque alacritate se ipsas
in hoc studium cohortatae sunt, utpote quibus iam tum cor unum et
anima una erat supernaque dulcedine praegustata in mentibus earum 20
p. 268 mundus et gloria eius | viluerat.

Post haec dato signo, quia mare contiguum erat, raptim ad naves 9
convolant, armamenta explicant altumque petentes modo concursibus
modo discursibus interdum fugam interdum bella simulant, omnique ludo-
rum genere exercitatae nihil, quod animo occurrisset, intemptatum relin-
quunt. Sic per dies singulos puellariter palaestrizantes aliquando circa 5
meridiem, aliquando circa nonam, aliquando die toto in ludis assumpto
ad vesperam reversae sunt. Ad huiusmodi igitur spectaculum pius rex
cum grandaevis patribus cunctisque regni primatibus frequenter aderat;
p. 269 vulgus etiam pro|miscuum, ut semper novarum rerum cupidum est, post-
positis seriis suis virgineis lusibus applaudebat. Sed postquam cottidianis 10
exercitationibus assiduitas aluit audaciam, longius a littore remigantes,
cum spectandi gratiam populo subtraherent, quaedam etiam naves flabris
ventorum disiectae ante noctem minime redirent, diutina exspectatio et
satietas ludorum spectatoribus fastidium genuit, singulisque ad sua opera
discedentibus paulatim turba defluxit. 15

Celebrato igitur cum multa iucunditate per triennium hoc martyrii 10
praeludio, cum adornatis sponsalibus condicta die nuptiarum iuvenis in
p. 270 amorem | virginis animum perurgeret, beata Ursula, quamvis divinae pro-
missionis oraculo non incredula, pro humana tamen sollicita infirmitate
convirgines suas, quas iam in domino tam verbis quam exemplis erudie- 5
rat, ut in tali rerum articulo divinae misericordiae ianuam instantius pul-
sarent, admonuit, ne castitatis procinctum perderent, sub quo regi suo
caelesti irreprehensibiliter militassent. His dictis cum iam quasi curreuti-

8 *3 persapiae* M. *4 maxima* M. 9 *10 servis* M. *12 flatis* M.

bus stimulum addidisset, devotae deo virgines ex toto corde in lacrimas
10 effusae tam pro sua singulae quam pro reginae virginitate consecranda
supernum coeperunt auxilium ardentissima spiritus | contritione invocare. p. 271

11 Pius autem dominus, qui semper prope est omnibus invocantibus
se in veritate, tam pia vota non distulit, sed ventum de thesauris suis
produxit [1]) impulsamque classem unius diei noctisque spatio secundo cursu
in portum, qui Tièle dicitur, integro tam navium quam puellarum numero
5 pertulit. Itaque arrepto litore, quod concupierant, tanti dux femina facti [2]),
quasi Maria prophetes Pharaonis exercitum per mare rubrum evasisset,
sponso caelesti debitae laudis epithalamium praecinuit [3]). Quod cum puel-
laris exercitus non clamoso strepitu, sed pari cordis concentu resonaret,
canticum | hoc laetitiae usque ad aures domini Sabaoth cum odore sua- p. 272
10 vitatis pervenit. Cum illa ergo nocte hoc in loco pausassent, sequenti
die comparatis utensilibus — nam mercatus ibi erat — ad naves reversae
sunt adductisque ancoris adverso flumine subremigantes ad insignem
illam Germaniae metropolim Coloniam, ubi nunc corpora earum in pace
requiescunt, tandem pervenerunt.

12 Egressis itaque cum post vespertinam refectionem somnus diurno
labore obreperet, sanctissima virgo Ursula, quae iam deo in angelicae
castitatis professione complacuit, vidit in sommis angelicae claritatis et
auctoritatis virum, qui assistens | primo, an vigilaret, inquisivit. Quem p. 273
5 cum illa ut virgo subito visu puellariter exhorresceret, ille timorem eius
blande compescens, Scito, inquit, filia, quia, quod multum concupieras,
in protectione dei caeli cum dulcissimo hoc sororum tuarum contubernio
Romam pervenies peractisque votis integro comitum tuarum numero
iterum huc reverteris in pace. Hic ergo vobis a deo requies in saeculum
10 saeculi praedestinata est; hic in pace pausabitis, et quia bonum certamen
certastis, cursum consummastis, fidem servastis, de cetero superest vobis
corona iustitiae [4]), quam ut a iusto iudice plenam accipiatis, | pro bona p. 274
nominis eius confessione cervices vestras persecutori dabitis, depositisque
hic corruptibilibus corporum sarcinis ad caelestem thalamum cum gloria
15 martyrii pervenietis. His dictis vir, qui loquebatur, disparuit.

13 Sancta igitur virgo Ursula nihil de tantae auctoritatis oraculo am-
bigens mox, ut dies terris reddita est, convocata virginum contione quae
audierat et viderat in omnium auribus exposuit. His auditis communis ex-
sultatio facta est, quia dignae habitae essent pro nomine Iesu contume-
5 lias pati [5]), immolatisque laudum hostiis | unanimi deliberatione statuerunt p. 275
iter hoc festinantius peragere, cupientes videlicet iam dissolvi et esse cum
Christo [6]). Et ne quam divinae praedestinationi moram facerent, secundo
vento velificantes Basileam applicuerunt, religatisque ibi trieribus pedestri
itinere Romam pervenerunt. Ubi cum per dies aliquot perlustratis ubi-
10 que diversis sanctorum liminibus pervigiles in oratione deo animas suas
commendarent et lacrimis interiorem habitum quasi iam ad aeterni regis

1) Ps. CXXXIV 7. 2) Verg. Aen. I 364. 3) Ex. XV 20. 4) II Tim. 4, 7. 8. 5) Act. Apost. V 41. 6) Philipp. 1, 23.

triclinium processurae studiosius componerent, peractis tandem votis
p. 276 itinere, quo venerant, Basileam reversae sunt, | ascensisque navibus per
decursum Rheni prono alveo defluentes et armis spiritalibus tam contra
spiritales nequitias quam contra omnes persecutionum pressuras se prae- 15
munientes tandem Coloniam applicuerunt.

Aderat tum ibi barbara Hunnorum gens, quae peccatis hominum 14
exigentibus tam Galliarum quam Germaniae et Italiae terras caedibus
iam vastaverat et incendiis, ita ut eversis urbibus et ecclesiis crematis
religionis divinae vix aliquae tenues remanerent reliquiae. Eadem ita-
que barbaries cum per idem tempus ingenita feritate etiam urbem Colo- 5
p. 277 niam ar|cta obsidione vallaret, nondum hoc advenientibus prodente fama
virgines iam pridem cognita humanitate incolarum sine omni huiusmodi
suspicione in terram egressae sunt. Et ecce barbari more suo per velo-
cissimos discursores explorata re subito cum clamore super eas irruerunt
et quasi lupi in ovilia agnorum irruptione facta infinitam illam multitu- 10
dinem inhumana crudelitate peremerunt.

Cumque beluina illa rabies ad sanctam Ursulam iugulando perve- 15
nisset, satellites mortis admirabili pulcritudine eius conspecta manum ani-
p. 278 mumque represserunt, ipseque princeps scelerum libi|dinis fervore quasi
fulmine percussus deposito paululum rigore coepit ad blanditias et ama-
toria verba descendere, Vere, inquiens, forma tua magnum dat specimen, 5
quod de ingenuis magnisque natalibus puella orta es, iuravitque ei dicens,
quia, si pridem ad intercedendum ascendisses, nullam in comitatu tuo
iacturam pertulisses. Sed consolare et gaude, dilecta, sorte tua et noli
dolere de morte tuarum virginum, quia habita digna es, quae me, totius
Europae victorem, quem etiam Romanum tremit imperium, merearis 10
habere maritum. Virgo autem sancta cogitans, quae domini sunt [1]), cum
p. 279 huius|modi sponsum vocis liberrima et habitus indignatione quasi princi-
pem tenebrarum exsufflasset, barbara mens et effera bile tumens belualiter
infremuit et repulsam suam non ferens in beatissimam virginem, quae
iam cupiebat dissolvi et cum Christo esse [2]), sententiam mortis dictavit. 15
Sic ergo candidissimi exercitus regina sancta Ursula ictu sagittae trans-
verberata super nobilem comitum acervum velut caeleste margaritum
corruit purpureoque sanguine quasi secundo baptismate dealbata cum
tot victricibus turmis ad caeleste palatium laureata migravit, suppletis
p. 280 fideliter, quae deerant in corpore | suo, passionibus Christi [3]). Perfectus 20
est igitur admirabilis ille domini calathus, qui, ne liliis tantum virginita-
tis albesceret, totidem martyrii rosis distinctus est, quibus ante superni
inspectoris oculos decentius ruberet.

Fallant nunc et fallantur, qui saeculari gloria stupidi triumphos 16
regum suorum infinitis laudibus quasi ad caelum extollunt, scribentes
illa et illa bellorum insignia, utpote victos reges currum praecedere, in-

14 *11 pervenerunt* M. **15** *6 genuis* M. *22 martyrum* M.

---

1) I Cor. 7, 34. 2) Philipp. 1, 23. 3) Coloss. 1, 24.

finitos captivorum greges minari, victores autem milites discoloribus
5 armis fulgentes sua singulos militaria signa ostentare, duces autem ipsos
in aureis quadrigis alte residentes auratis vestibus radiare. Addant p. 281
praeterea, si placet, diem urbi festum, laetitiam patrum, vulgi clamorem
et commune tripudium. Sed haec si cum hoc triumpho sapienter fuerint
collata, miseria potius dicenda sunt quam gloria, cum illi purpurati et
10 aurati descenderint ad tenebras et aeterna supplicia, illae autem sacrae
virgines stola immortalitatis indutae visione domini perfruantur et socie-
tate angelica. Ecce iuxta vocem domini bona terra fructum sexagesimum
pariter et centesimum in patientia attulit [1], et quae ad horam euntes
ibant et flebant mittentes semina sua, modo | venientes et manipulos suos p. 282
15 portantes in exsultatione venerunt [2], immo depositis corporum paleis
mundum et bene cribratum triticum in horrea domini abundanter intu-
lerunt.

17 O quale hac die in caelo factum est tripudium, qualis occursus
civium supernorum, quae etiam exsultatio apostolorum, quam communis
gloria martyrum et sanctarum virginum de augmento sui ordinis glorian-
tium, quam devota congratulatio patriarcharum, prophetarum et confesso-
5 rum, cum tum animae suorum participes effici meruere gaudiorum prae-
stante domino nostro Iesu Christo, qui vivit et | [regnat in saecula saecu- p. 283
lorum. Amen.]

Ut etiam Colonia illa beata et incomparabili hoc thesauro beatior
sciret, quantum sacratissimis virginum cineribus honoris et reverentiae
10 semper deberet, in sua liberatione experta est, quam pretiosa in conspectu
domini mors earum [3]) fuisset et quam magnifice in concilio sanctorum
viverent, quarum nuda forsitan corpora tantum potuissent. Nam peracta
illa tam beluina rabie, quasi tortoribus illis manifeste deus calicem irae,
vertiginis et insaniae miscuisset, dati sunt in reprobum sensum [4]) vide-
15 runtque armatorum acies, quotas virginum trucidaverant, persequentes
se, ad quarum impetum effera illa barbaries et post triumphos iam fugere
nescia non auderet subsistere. Fugatis igitur pacis hostibus conclusis
civibus insperata pax reddita est, longoque luctu soluti Colonienses portis
eruperunt. Et ecce, passim super nudam humum inhumata virginum cadavera
20 invenerunt. Nec multum eos res fefellit, quippe qui iam pridem transeun-
tium ibidem sanctarum puellarum vestes, habitus et naves noverunt.
Sed quia facile animadverterant devotas deo virgines pro conservandae
pudicitiae signaculo in agone martyrii occubuisse seque earum patroci-
nantibus meritis non modo mortem, sed etiam cruciatus barbarorum
25 omni morte graviores evasisse, unanimi consensu non quasi homines sed
quasi deum in humanis corporibus venerantes non privatis, non publicis

16 4 *captivorum* fehlt in M. 9 *praepurpurati* M.

---

1) Matth. XIII 8. Marc. IV 8. Luc. VIII 8. 2) Ps. CXXV 6.
3) Ps. CXV 15. 4) Rom. 1, 28.

sumptibus pepercerunt, dum non modo humanitatis officio, verum humillimae venerationis studio pro se quisque satagentes alii dilaniata disiectaque martyrum membra congerunt, alii vestibus cooperiunt, alii terram
p. 284 effodiunt, alii sarcophagis | imponunt; brevique tempore, sicut hodie illic 30
est cernere, sanctissimae virginum reliquiae ad aeternam Coloniensium gloriam pausaverunt in pace.

Ex eo autem tempore iam crescente divina religione non modo 18
consuetudo, sed pro consuetudine civibus sacramentum inolevit, ut intra ambitum virginalis sepulturae nemo usque hodie cuiusquam mortui sepeliret corpus. Aliquanto autem tempore evoluto divinitus frequenter admonitus et quasi legatione sanctarum virginum accitus vir quidam reli- 5
giosus nomine Clematius ex orientis partibus advenit, qui pro voto suo ecclesiam super sanctissimos cineres a fundamentis constructam in honorem sanctarum virginum complevit. Lauda ergo, Colonia, dominum, quoniam confortavit seras portarum tuarum et posuit fines tuos pacem et tanto promisso pignore benedixit filiis tuis in te [1]). 10

Erat autem de eodem sanctissimo virginum contubernio quaedam 19
nomine Cordula, quae ceteris virginibus in agone Christi occumbentibus sola in unius navis alveo sub eadem nocte delituit et in crastinum ultro se morti, quam fugerat, virili animo offerens catervas cum pari gloria martyrii subsecuta est. Sed nemo in hoc scandalizetur, quasi beata illa 5
virgo coronae suae parva hac formidine aliquid derogaverit, cum nec Petrus negans [2]) nec Thomas dubitans [3]) ab apostolatus honore eiecti sint. Divino enim nutu ad magnum ecclesiae fructum Petrus de se quasi de homine praesumens et magistro commoriturum se asserens ancillae ostiariae vocem utiliter pertimuit; qui tamen postea usque ad crucem perveniens 10
p. 285 nec Ro|mae urbis principem expavit. Forsitan et beata illa virgo de anteactae vitae puritate et fidei constantia praesumens ad tolerandam passionem aliquid in se fiduciae habuit ideoque humilianda erat, ut non in se, sed in domino gloriari disceret et sic humiliata ad caelestem thalamum gloriosius transiret. Sic et fidelis David, cum domino diceret: Iuravi et 15
statui custodire iudicia iustitiae tuae, mox quasi in se revolutus subiecit dicens: Humiliatus sum usquequaquee [4]). Ne autem infirma membra de salute desperarent, si quando in passionis articulo pro humana infirmitate paululum hebescerent, ipse mediator dei et hominum personam infirmantium assumens dixit: Tristis est anima mea usque ad mortem. Pater, si fieri 20
potest, transeat a me calix iste [5]). Ecce, qui potestatem ponendi animam suam et sumendi eam habuit, transire a se calicem passionis expetivit, nec filius a patre non exaudiri aliquando potuit; sed caput pro infirman-

17 *29 in vestibus cooperierunt* M. *30 sarcophagos* M.

---

1) Ps. CXLVII 2. 2) Matth. XXVI 69 sq. 3) Ioann. XX 24 sq.
4) Ps. CXVIII 107. 5) Matth. XXVI 38. 39.

tibus membris loquebatur, quorum sibi tunc personam assumpsit. Forsitan
25 supernus ille agricola fructificantem palmitem, ut fructum plus ferret,
purgare voluit [1], quemadmodum cum sigillum aliquod sculptoris studio
subtilissime expressum artifex videt et limat, ut quod oculis aliorum placuit,
etiam suis in aliquo displicere non possit. Sed quis cognovit sensum domini? [2])
30 Ideoque supervacuum est occulta dei iudicia discutere, salva fide sine
periculo licet nescire, cum liquido constet semperque constiterit, quod
athleta dei ad probationem, non ad reprobationem dilata sit.

20 Longa igitur temporum serie evoluta sancta, quam praediximus,
Cordula inclusae cuidam incomparabilis tunc | vitae et specialis meriti, p. 286
Elyndrudae, per visum apparuit eamque quasi contubernalem suam, an
se agnosceret, requisivit. Illa autem quamvis sancta et mente deo iam
5 proxima tamen adhuc corruptibilis et quasi corruptio incorruptelam non
sufferens divinae venustatis et gravitatis personam exhorruit. Erat enim
virgo dei ultra omne artificium hominis vestita mirifice coronamque liliis
rosisque alternantibus intertextam gestans in capite. Famula dei ex
pavore respirans indignam se tantae maiestatis agnitione respondit esse,
10 cum ego, inquiens, carnalis peccati sim legibus obnoxia, tu autem iam
in ordinem caelicolarum assumpta sis totius corruptionis aliena. Tum
illa, Noveris, inquit, me unam ex sacro Coloniensium virginum numero
fuisse, quae illis triumphantibus una nocte supervixi sequentique die
mortis cupida ultro me carnificibus obtuli sicque in Christo moriens nec
15 sorores meas deserui nec socialem martyrii coronam amisi. Itaque cum
illarum gloriosissimi transitus diem debita iam devotione tota Colonia
veneretur, mei nominis nec brevis aliqua adhuc recordatio agitur. Proinde
nunc veniens id tibi iniungo oboedientiae, quo sanctimonialibus ad cor-
pora nostra devote excubantibus denunties ex me, ut, cum sororum p. 287
20 mearum triumphalem gloriam celebrant, proxima sequenti die et mihi
aliquid venerationis impendant, quia minime eis expedit, ut inter omnes,
quae illic pausant, mei tantum nominis reverentia nulla sit. Cumque illa
de nomine eius requireret, iussa est a virgine frontem eius intueri, ut hoc
sibi nomen indubitanter sciret, quod illic exaratum inveniret. Paruit
25 illa, vidit et legit discretisque syllabis ‚Cordula' destincte scriptum invenit.

21 Famula igitur dei ad sanctimoniales divinum oraculum rettulit,
creditumque est ac deinceps statutum, et cum pridie beatarum virginum
celebritas agitur, sequens dies sanctae Cordulae laudibus impendatur.
Sed ne cui visio haec quasi minus auctoritatis ludificante somno dubia
5 habere videatur, revocet ad memoriam, quia et Petrus dormiens in disco
vocationem gentium vidit [3]) et Paulus virum Macedonem in Illyricum se
vocantem non dubius audivit [4]) et patriarchae nostri, Abraham scilicet [5]),

19 *31 semper* M. **20** *3 contuberniale*m M.

---

1) Ioann. XV 2. 2) Rom. 11, 34. 3) Act. apost. X 9 sq. 4) Act. apost. XVI 9 sq. 5) Genes. XV 17 sq.

Isaac[1]) et Iacob[2]), Ioseph quoque[3]), Gedeon[4]) atque Daniel[5]) multa et magna caelestium mysteriorum sacramenta viderunt, magi etiam de mutando reditu dormientes edocti sunt[6]). Ipse quoque nutricius domini, 10 Ioseph, ab angelo est admonitus in somnis in Aegyptum fugere exstinctisque persecutoribus Christi propter metum Archelai Nazareth secedere ibique habitare[7]).

22 Glorietur igitur superna Hierusalem et caelestis illa curia tot ingenuis civibus ampliata, ubi non est servus aut liber, masculus aut femina. Glorietur Britannia quamvis in Adam generans virgineae tamen indolis fecunda. Glorietur Germania tot lectissimos Oceani flores excipiens. Glorietur Roma numerum virginum, quem acceperat, reddens. Glorie- 5 tur Colonia talem apud se thesaurum retinens. Glorietur beata illa p. 288 sanctimonialium congregatio tot sanctarum virginum, quibus | devote famulatur, patrociniis de perpetua salute praesumens. Benedicta igitur gloria domini de loco sancto[8]). Vos autem sanctimoniales, tot caelestium gemmarum servatrices, fideli obsequio specialiter satagite, ut, si ad cen- 10 tesimum vel sexagesimum fructum non pertingitis, saltem post vestigia earum divinae misericordiae spicas legatis. Omnes etiam in communi sanctissima earum patrocinia humillime flagitemus, ut quia ad socialem cum ipsis gloriam adspirare non audemus nec possumus, tamen, quia in domo patris mansiones multae sunt[9]), earum meritis patrocinantibus in 15 caelesti Hierusalem vel novissimae sortis municipatum capiamus praestante domino nostro Iesu Christo, qui cum patre est spiritu sancto vivit et regnat in saecula saeculorum. Amen.

Osanna interpretatur salvifica, id est salvum fac. Explicit passio sanctarum virginum XI milium. 20

22 7 *famulatur* fehlt in M. *12 commune* M.

Die Legende hebt an mit der Geburt der Führerin der Jungfrauenschaar, der hl. Ursula, welche in den Mittelpunkt derselben gerückt ist. Aus ihrem Vater, dem Könige Dinoot von Cornwales, wird volksetymologisch ein ‚rex Deonotus tam vita quam nomine', und um die Identität beider sicher zu stellen, fügt der Utrechter Codex bei, dass er der Nachfolger seines Bruders Caradocus auf dem Throne gewesen sei[10]). Nachdem Ursula zu einer ebenso schönen wie frommen Jungfrau herangewachsen ist, begehrt sie ein heidnischer Prinz, den der Utrechter Codex

1) Genes. XXVI 2 sq. 2) Genes. XXVIII 12 sq. 3) Genes. XL 8 sq. XLI 16 sq. 4) Iudic. VI 11 sq. 5) Dan. II 28 sq. 6) Matth. II 12. 7) Matth. II 13 sq. 8) Ezech. III 12. 9) Ioann. XIV 2.

10) Vgl. Gottfried V 15, 10.

ausdrücklich Conanus nennt [1]), zur Gemahlin. Die Art der Brautwerbung erinnert lebhaft an Sigfrids gewaltsame Werbung um Kriemhilt im Nibelungenliede. Der Verlegenheit des Vaters kommt die Tochter zu Hülfe. Obwohl sie ihre Jungfrauschaft zu bewahren gewillt ist, will sie doch, wie ihr sonderbar genug ein Engel in göttlichem Auftrage gerathen hat, dem Prinzen die Ehe unter der Bedingung zusagen, dass die Hochzeit drei Jahre hinausgeschoben, ihr Bräutigam inzwischen im christlichen Glauben unterrichtet und getauft und ihr eine Schaar von 11000 Jungfrauen beigesellt werde; unter den letzteren sollen zehn durch Schönheit und Geburtsadel hervorragen, und jede von diesen sowie sie selbst soll 1000 Begleiterinnen erhalten; für die ganze Schaar sollen überdies 11 Dreiruderer beschafft werden. Eine Motivirung der letzten, höchst auffälligen Bedingungen fehlt in unserer Legende durchaus; ganz anders in der Quelle, der wälischen Ursulasage, wo die Jungfrauen den Soldaten des Conanus vermählt und über das Meer befördert werden sollen. Die zehn adeligen Gefährtinnen Ursulas entstammen natürlich der Kölner Tradition: sie bilden mit Ursula selbst die von Alters her in Köln namentlich bekannten 11 hl. Jungfrauen. Unter ihnen ist die hervorragendste Pinnosa, die Tochter des Herzogs Maximus — wiederum ein Anklang theils an die britische Sage, in der Kaiser Maximus eine Rolle spielt, theils an die Stellung Pinnosas im Sermo in natali.

Nachdem die Jungfrauen aufgeboten und die Schiffe hergestellt sind, beginnen dieselben nach einer kurzen Ermahnung ihrer Königin Ursula nautische Uebungen, die sie drei Jahre lang fortsetzen. Diese irgendwie zu motiviren, ist dem Legendenschreiber ebenso wenig gelungen, wie er einen genügenden Grund für das Jungfrauenaufgebot anzuführen vermochte: aber er musste, wenn auch noch so gewaltsam, die Jungfrauen zu Schiffe bringen und sie mit den nöthigen Kenntnissen in der Schifffahrt ausstatten, um sie später ohne männliche Begleitung — denn eine solche gestattete die Kölner Tradition nicht — die Reise bis nach Basel zu Wasser zurücklegen lassen zu können. Endlich naht der festgesetzte Zeitpunkt der Hochzeit heran. Ursula ermahnt ihre Gefährtinnen zu eifrigerem Gebet, doch merkwürdiger Weise nicht blos um die Erhaltung ihrer eigenen Jungfräulichkeit, sondern um die der ganzen Schaar, welcher in keiner Weise Gefahr droht: natürlich schwebte dem Verfasser die beabsichtigte Vermählung der Jungfrauen mit den

1) Vgl. Gottfried V 15, 15.

Soldaten des Conanus vor. Durch göttliche Fügung wird plötzlich die ganze Flotte ohne jeden Verlust in den Hafen von Tile an der Rheinmündung geführt, wohin auch Gottfried die Verschlagenen gelangen lässt. Wie im Sermo 9,11 verbleiben die Jungfrauen hier einige Zeit, versehen sich mit Lebensmitteln und fahren nun rheinaufwärts nach Köln, wo Rast gemacht wird. Da fordert ein Engel Ursula im Schlafe auf, mit ihren Gefährtinnen eine Pilgerfahrt nach Rom zu unternehmen und belehrt sie zugleich, dass sie nach ihrer Rückkehr von dort in Köln den Martertod erleiden würden. Die Pilgerfahrt wird ausgeführt, bis Basel zu Schiffe, von dort zu Fuss, und auf demselben Wege geht der Zug zurück. Diese Partie der Legende, welche natürlich mit der britischen Sage nichts zu thun hat, geht lediglich auf missverstandene Andeutungen des Sermo zurück. Die ‚peregrinatio pro testamenti domini veritate assumpta' (c. 3,6) nahm man als Pilgerfahrt, c. 7,6 ff. schien auf die Richtung derselben nach Rom zu deuten, und aus den Worten c. 11,13 ff. ‚hanc Agrippinae Coloniae terram non ut hospitam solum modo p r a e t e r u n d o salutaverunt, sed hic martyrii victoria coronatae eam ut propriam effusione sancti sui sanguinis m a n e n d o decoraverunt' schloss man auf eine doppelte Anwesenheit der hl. Jungfrauen in Köln, eine vorübergehende vor der Pilgerreise und eine dauernde nach derselben.

Als die Jungfrauen zum zweiten Male in Köln anlegen, treffen sie daselbst die Hunnen, welche bereits Gallien, Germanien und Italien (!) verwüstet haben (c. 14,1 ff.). Diese Angabe der Legende genügt, um die auch heutzutage noch hier und da behauptete Belagerung Kölns durch die Hunnen Attilas [1]), an welche man noch über die Angaben der Legende hinausgehend die Einnahme und Zerstörung der Stadt angeknüpft hat, als durchaus unhistorisch erscheinen zu lassen. Die Hunnen fallen über die Jungfrauen, die von ihrer Anwesenheit keine Ahnung haben, her und machen sie allesammt nieder. Natürlich ist es wieder die britische Sage, welche den Hunnen die Ermordung der Jungfrauenschaar aufgebürdet hat; im Sermo fallen sie noch ‚lictorum immanitate', und selbst die Legende scheint c. 12,13 durch die Worte ‚cervices vestras persecutori dabitis' auf die ältere Ansicht von der Enthauptung der Märterinnen zur Zeit der Christenverfolgungen hinzuweisen. Eine bedeutende Schwierig-

1) Attilas Namen nennt die Legende nicht ausdrücklich; aber unter dem ‚victor totius Europae' (c. 15, 10) kann nur er verstanden werden.

keit machte dem Legendenschreiber die Veranlassung zu jenem schrecklichen Blutbade. Nach der kölnischen Ueberlieferung war es das standhafte Bekenntniss des christlichen Glaubens, welches die Jungfrauen zur Zeit der Christenverfolgung abgelegt hatten; nach der britischen Sage die Weigerung derselben, sich von den Barbaren missbrauchen zu lassen. Obgleich das letztere Motiv sehr wohl zu dem Charakter der Hunnen gepasst hätte, hat der Verfasser der Legende sich doch gescheut, es anzuwenden, offenbar aus Rücksicht auf die damals noch in Köln geltende Ansicht, und hat wie an andern kritischen Punkten auf die Angabe des Motivs einfach verzichtet. Damit aber hat er, ohne es zu wollen und zu merken, das Martyrium der Jungfrauenschaar aufgehoben und an die Stelle desselben ein Gemetzel gesetzt. Nur Ursula fällt durch einen Pfeilschuss, weil sie sich weigert, dem Hunnenfürsten ihre Hand zu reichen.

Die erste Fortsetzung der älteren Passio schildert die wunderbare Vertreibung der Hunnen von Köln, offenbar in der Absicht erfunden, um der Geschichte gerecht zu werden, die von einer Einnahme der Stadt durch dieselben nichts wusste, sowie das Begräbniss der Märterinnen durch die Kölner Bürger. Letzteres enthält eine weitere Concession der heimischen Tradition an die britische Sage, insofern gesagt wird, die Jungfrauen hätten den Tod erlitten ‚pro conservandae pudicitiae signaculo' (c. 17, 22).

Die nachfolgende Passio s. Cordulae oder besser gesagt die Selbstoffenbarung der hl. Cordula an die Nonne Elyndrud trägt, wie schon Crombach gesehen hat, deutlich den Stempel der Nachahmung an sich. Der auf einige Zeilen beschränkten Leidensgeschichte der Heiligen stehen zwei lange, geschmacklose Apologieen des Martyriums und der Offenbarung desselben gegenüber. Eine directe Nachahmung ist der Kranz von abwechselnden Rosen und Lilien, den die hl. Cordula auf ihrem Haupte trägt (c. 20, 7). Er ist entnommen der Stelle der älteren Passio c. 15, 20 ff.: Perfectus est igitur admirabilis ille domini calathus, qui, ne liliis tantum virginitatis albesceret, totidem martyrii rosis distinctus est. Während der Verfasser der ältern Passio sich jeder Motivirung enthält, wo er eine passende nicht zu finden weiss, schreckt der Schreiber der jüngern selbst vor einer unzutreffenden Begründung nicht zurück. Er lässt die hl. Cordula erscheinen, ‚quia minime eis (i. e. sanctimonialibus ad corpora nostra devote excubantibus) expedit, ut mei tantum nominis reverentia nulla sit'. Allein da Cordula, wie sie

selbst sagt, zum sacer Coloniensium virginum numerus gehört, so genoss sie auch schon bisheran mit diesem gemeinsame Verehrung, nur war ihr Name und Schicksal unbekannt, ein Loos, das sie mit Tausenden ihrer Gefährtinnen theilte. Es lag also für sie keine Veranlassung vor, eine besondere, namentliche Verehrung zu fordern.

Als Litteraturwerk betrachtet, ist, wie wir gesehen haben, die Legende ‚Regnante domino' eine ausserordentlich schwache Leistung, wenn auch die Schwierigkeit nicht verkannt werden soll, so widersprechende Ansichten, wie sie dem Verfasser über die Kölner Märterinnen vorlagen, mit einander zu vereinigen. Aber grade die Schwäche des Werkes ist für den Forscher günstig, insofern sie es demselben ermöglicht, die einzelnen Fäden aufzuzeigen, aus denen sich das Gewebe der Legende zusammensetzt.

8. Bearbeitungen der Ursulalegende.

Von der Legende ‚Regnante domino' sind mir zwei Bearbeitungen bekannt geworden, welche beide den Text paraphrasiren, ohne inhaltlich irgend etwas Neues zu bieten. Die eine, welche ich nur aus den Bollandisten kenne, ist in einer Handschrift des Cisterzienserklosters Lichtenthal in Baden erhalten [1]). Von der andern geben die Bollandisten den Anfang aus einem Gladbacher Codex [2]); ich selbst habe sie im cod. lat. 642 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek wiedergefunden. Sie ist jünger als der jüngste Theil von Regnante domino (Zeugniss für die Heiligkeit Elyndruds), da auch dieser in derselben verarbeitet ist.

Viel wichtiger ist die Bearbeitung der britischen Ursulasage im Roman de Brut des Robert Wace. Der Dichter, geboren im Anfang des 12. Jahrhunderts auf der damals zur Normandie gehörigen Insel Jersey, gestorben als Canonicus in Bayeux kurz nach 1174, setzte in dem genannten, 1150 vollendeten Werke die Historia regum Britanniae Gottfrieds in nordfranzösische Poesie um, verwerthete aber auch andere Quellen, wie schon der uns hier interessirende Abschnitt bekundet. Derselbe lautet folgendermaassen [3]):

(Maximian) France conquist et Lohéraigne 6116
Et après conquist Alemaigne;
Ne li pot pas encor sosfire,

1) Acta Sanct. Oct. IX p. 93 sq.
2) Vgl. Anmerk. 1.
3) Benutzt ist die Ausgabe von Leroux de Lincy.

Se [1]) de Rome n'eust l'empire;
6120 Dont [2]) prist à Rome son cemin
Sor Gratien et Valentin.
Lombardie et Rome conquist,
L'un en caça [3]) et l'altre ocist;
A Clionos, un sien vassal,
6125 Un gentil conte [4]) et un loial,
Avoit Engleterre livrée
Et la justice commandée;
Frère Caradoc fu puis nés.
Mais Caradoc ert jà finés
6130 Et ses [5]) fils qui fu el [6]) message,
Et Clionos tint l'iretage [7]).
Une fille avoit cil [8]), mult bèle,
Qui estoit appelée Ursèle,
Et puis fu par mer envoïe
6135 Et mainte autre desconseillie [9]),
Qui durent être mariées
En Bretaigne outre mer menées.
François qui furent resbaldi [10]),
R'ont Conant de guerre acoilli [11]),
6140 Mais Conan s'a bien desfendu,
Onques [12]) par als [13]) n'i fu venqu.
Por sa terre mix gaagnier,
Por popler et por herbergier,
Et por sa gent asséurer
6145 Valt [14]) as homes femes doner.
Ne lor valt pas doner Françoises
Ne por force ne por riçoises [15]),
Ne lor linage [16]) entremeller [17])
Ne lor tères acommuner.
6150 Ains a fait Clionos requerre [18]),
Qui en garde avoit Engleterre,
Que il sa fille li donast,
Ursèle, si li envoiast
Et des filles as [19]) vaasors [20])
6155 Qui n'avoient encore signors,
Et des filles as païsans
Et as povres et as manans [21])
Li envoiast, quanqu'il [22]) poroit,

---

1) si. 2) donc. 3) chassa. 4) comte. 5) son. 6) en le. 7) héritage. 8) celui-ci. 9) übel berathen. 10) encouragés. 11) accueilli. 12) jamais. 13) aux = eux. 14) voulut. 15) richesses. 16) lignage. 17) entremêler. 18) requérir. 19) aux. 20) invasoribus. 21) manants. 22) tant qu'il.

Et il bien les marieroit;
6160 Cascune auroit son mariage
Solonc l'ordre de son parage [1]).
Cil li a sa fille envoié
Et a grant riquèce [2]) otroié [3]),
Les meschines [4]) fist demander
6165 Qui estoient à marier;
Onze mil en a asamblées,
Totes de gentix [5]) homes nées.
Des païsans prist ansement [6])
Quarante mil communément,
6170 Que petites, que parcréues [7]),
Bien couraées et vestues;
Et nés [8]) à Londres mises furent,
A cels qui conduire les durent.
Aval [9]) Tamise sont corues
6175 Et de si à la mer venues;
Par cèle mer parfont sigloient [10]),
Lièce [11]) et bien trover quidoient [12]).
Es [13]) vous tempeste mervillose
Et une nue vint pluose,
6180 Qui fist le vent desor [14]) torner,
L'air noircir, le ciel oscurer.
Onques n'oï [15]) tant sodement [16])
Venir tempeste, ne torment [17]):
Li ciels torbla, li airs noirci
6185 Et la mers enfla et fermi [18]);
Ondes commencent à enfler
Et sor l'une l'altre monter.
En mult po d'ore [19]) nés traversent,
Maintenant afondrent [20]) et versent.
6190 Estrument [21]) ni pueent [22]) aidier,
Ne nus altre [23]) consillier.
Qui dont oïst [24]) crier meschines
Et essauchier vois fémenines,
Paumes batre, cavex [25]) tirer,
6195 Pères et mères reclamer
Et jeter grands cris et grands plains

---

1) égalité de naissance. 2) richesse. 3) concédé. 4) jeunes filles. 5) gentils. 6) aisément. 7) ausgewachsen. 8) navires. 9) a val. 10) deutsches Wort: segeln. 11) Freude. 12) gedenken. 13) en les. 14) = dès or von der Stunde an. 15) jamais on n'a ouï. 16) Wohl gleich sodiement, engl. suddenly „rapidement". 17) Seesturm. 18) gähren machen. 19) en fort peu de temps. 20) untersinken. 21) instruments. 22) pouvaient. 23) nul à l'autre. 24) Imparf. du subj. von ouir. 25) cheveux.

Et réclamer Deu et ses sains,
Qui véit [1], com eles moroient
Et com eles s'entretenoient,
6200 Jà n'éust tant le cuer [2] félon,
Il n'en éust compassion.
Onques n'oï si grant péril
De femes, ne si grant escil [3].
Mult par i ot [4] nés perilliés
6205 Et mescines à dol [5] noiés:
Alquantes qui en escapèrent
Et entre paiens arrivèrent,
Ocises furent et vendues
Et en servage retenues.
6210 Onze mil en furent menées
Et en Cologne décolées.
Ursèle fu o [6] cèles prise
Et si fu o cèles ocise:
Martyre furent, saintes sont,
6215 Cil del païs [7] grant feste font.
Mainte en ont la mer trovée,
Ivains et Melga esgarée.
Ivains estoit rois de Hongrie,
Par mer aloit à grant navie [8];
6220 Melga estoit d'Escoce sire.
Des meschines firent ocire
Pluisors quis vaurent [9] por jésir [10],
Car nel [11] voloient consantir:
Nès [12] ocioient pas por el [13].
6225 Paien estoient mult cruel.

In der Hauptsache schliesst sich Wace, wie man sieht, an Gottfried an: nur setzt er statt der 60000 Jungfrauen niedern Standes 40000 ein [14]). Die bedeutsamste Abweichung steht gegen

1) Imparf. du subj. von vedeir = videre. 2) coeur. 3) Schaar. 4) il y eut. 5) douleur. 6) avec. 7) ceux du pays = les habitants. 8) avec beaucoup de navires. 9) voulurent. 10) gésir = coucher. 11) ne le. 12) ne les. 13) aliud.

14) Unbegreiflich ist das Urtheil San Marte's über die Darstellung der Ursulalegende bei Gottfried und Wace: „Die mit der Auswanderung nach der Bretagne verknüpfte Geschichte der hl. Ursula und ihrer 11000 Jungfrauen gehört, wie es scheint, mehr der fränkischen Legende an und ist wohl erst später nach Britannien übergegangen, wie denn auch Wace im Roman de Brut entschieden den Legenden des Continents folgt“ (Neue Mitth. aus dem Gebiet histor.-antiquar. Forschungen IX S. 64).

Schluss: von den aus dem Schiffbruche geretteten Jungfrauen werden 11000, unter ihnen Ursula, nach Köln geführt und daselbst enthauptet; sie fallen, wenigstens zum Theil, als Märterinnen ihrer jungfräulichen Ehre, sind Heilige und erfreuen sich eines grossen Festes. Zum ersten Male beobachten wir hier eine Rückwirkung der kölnischen Legende auf die bretonische, von welcher jene bis dahin mehrere Jahrhunderte hindurch beeinflusst worden war. Natürlich war es eine Folge der im 12. Jahrhundert immer weiter sich ausbreitenden Verehrung der Märterinnen, dass die bretonische Sage Köln die genannte Concession bezüglich der Marterstätte derselben angedeihen liess.

Die Unzugänglichkeit der Flores historiarum des Matthaeus von Westminster (um 1377), in welchen ebenfalls unsere Sage berührt wird, erlaubt mir kein Urtheil über die Art der Darstellung derselben bei diesem Schriftsteller; hier sei nur noch kurz erwähnt, dass Johannes Maior (geb. 1469, gest. 1547) in seinen Gesta Scotorum I 14 noch mehr sich der Kölner Ueberlieferung anschliesst, indem er mit Weglassung des Schiffbruches und Unterganges zahlreicher Jungfrauen die ganze Schaar, 11000 an der Zahl, welche nach Armorika bestimmt war, durch einen heftigen Wind unmittelbar nach Köln gelangen und daselbst durch Gouanus und Elga umkommen lässt [1]).

9. Die Begräbnissstätte der Kölner Märterinnen; der ager Ursulanus.

Unsere Untersuchung ist an der Schwelle der letzten Epoche der Umgestaltung unserer Legende angelangt. Dieselbe ist bedingt durch die umfassenden Nachgrabungen, welche im Laufe des 12. Jahrhunderts nach den Gebeinen der Kölner Märterinnen angestellt wurden. Es dürfte daher hier der geeignete Ort sein, die wechselnden Ansichten über die Grabstätte derselben zusammenzustellen und zu erläutern.

Wenn auch die Clematianische Inschrift die basilica sanctarum virginum ganz ausdrücklich nur als Marterstätte der Jung-

1) Die bezügliche Stelle ist abgedruckt bei Usserius, Britannicarum ecclesiarum antiquitates p. 617.

frauen bezeichnet, so muss doch, wie wir früher gesehen haben[1], aus der Wendung ‚exceptis virginibus' zusammengehalten mit der Sitte der Zeit, in welcher die Inschrift entstanden ist, mit Nothwendigkeit geschlossen werden, dass sie von vornherein — und zwar nur sie — auch die Grabstätte derselben war. In diesem Sinne sprechen sich die Zeugnisse der folgenden Jahrhunderte einstimmig aus. Schon erwähnt wurde die Stelle der vita s. Cuniberti, welche von tumuli in der Kirche redet[2]. Eine Antiphon des Officiums der hl. Jungfrauen, welche durch ihren engen Anschluss an die Clematianische Inschrift den Stempel hohen Alters an sich trägt, preist die ‚beata virginum corpora, quae pro Christi confessione prostrata solo iacent hic (d. h. in der Kirche) sepulta'[3]. Der Sermo in natali bezeichnet die Basilika als ‚sanctorum corporum custodem ecclesiam'[4]. Selbst zu der Zeit, als schon die Zahl der Märtyrinnen auf 11 000 geschätzt wurde, hielt man noch an der Ansicht fest, dass die Basilika ihre Gebeine sämmtlich umschliesse. Durch Urkunde vom 29. Juli 927 schenkt Erzbischof Wichfrid dem Ursulastifte die nahegelegene Marienkirche ‚propter reverentiam XI milium sanctarum virginum inibi (d. h. in der unmittelbar vorher gegenannten ecclesia sanctarum virginum) requiescentium'[5]. Wenn daher in dieser frühen Zeit von Erhebungen und Uebertragungen von Reliquien der hl. Jungfrauen die Rede ist, so müssen wir annehmen, dass man sich durch Eröffnung der in der Kirche befindlichen Gräber in den Besitz derselben gesetzt hat. So enthält schon das Calendarium Binterims und das des Düsseldorfer Codex D 3 unterm 28. Februar die translatio sanctae Pinnosae, ein Fest, welches mit der Verdrängung Pinnosas aus ihrer führenden Stellung wieder verschwindet und einer translatio s. Ursulae am 28. Januar Platz macht[6].

Die Legende Regnante domino deutet zuerst — freilich nicht in ihrem ältesten Theile — auf eine Wandlung der Ansicht be-

---

1) Bonner Jahrbücher LXXXVIII S. 91.

2) Bonner Jahrbücher LXXXIX S. 108 ff.

3) Kessel a. a. O. S. 155.

4) c. 5, 17.

5) Lacomblet, Urkundenbuch I nr. 88.

6) Diese führte man ohne allen Grund auf die Bonner Jahrbücher LXXXIX S. 108 ff. erwähnte Begebenheit aus dem Leben des hl. Cunibert zurück. Vgl. den Inhalt der Inschrift Acta Sanct. Oct. IX p. 236.

züglich der Begräbnissstätte der Jungfrauen. Die Anordnung des Clematius, dass man innerhalb der Basilika keinen Leichnam bestatten dürfe, wird c. 18, 3 als gültig für den ganzen ‚ambitus virginalis sepulturae' bezeichnet. Offenbar war man sich bewusst geworden, dass 11 000 Personen unmöglich in der kleinen Basilika ihre Grabstätte haben könnten, und dehnte daher dieselbe über die nächste Umgebung — wahrscheinlich den Bezirk des Stiftes — aus [1]). Eine noch tiefer greifende Aenderung aber trat im Jahre 1105 ein. Wir kennen dieselbe durch die Schilderung eines Zeitgenossen, des Mönches R i c h e r u s aus der Abtei Waulsort in der Diöcese Namur. Obwohl das Aktenstück bei den Bollandisten abgedruckt steht [2]), ist es doch seiner Bedeutung entsprechend bisheran nicht gewürdigt worden.

Als in dem genannten Jahre Kaiser Heinrich IV. auf der Flucht vor seinem Sohne, dem spätern Kaiser Heinrich V., am Niederrhein freundliche Aufnahme fand und unter andern auch in Köln verweilte, nahmen die Kölner aus Furcht vor einer Belagerung auf die Befestigung ihrer Stadt Bedacht: man erhöhte die Mauern, besserte die Thore aus und umgab die Stadt mit einer zweiten Umwallung. Zu diesen Arbeiten hatte man Bauern gedungen. Als dieselben nun den Boden um die Stadt herum aufwühlten, erschienen ihnen plötzlich zwei Frauen von unglaublicher Schönheit und forderten sie mit sanften Worten auf, die Erdschollen etwas ehrfurchtsvoller zu entfernen. Auf die Frage der Bauern, wer sie seien, erwiderten sie, sie gehörten der Gesellschaft der 11 000 Jungfrauen an, die hier herum begraben lägen; mitten zwischen ihnen ruhe ihr Bischof, den man bald auffinden werde. Hierauf verschwanden sie. Schnell verbreitete sich das Gerücht von der Erscheinung, und die Bürger Kölns vernahmen mit Staunen, dass die 11 000 Jungfrauen an einer Stelle ruhten, w o m a n e s n i c h t v e r m u t h e t e (in quibus non sperabatur locis), und durch eine Erscheinung selbst ihre Grabstätte geoffenbaret hätten. Alles eilte hinaus, um das

1) Letzteres darf man aus der Thatsache schliessen, dass die Abtissinnen und Nonnen des Ursulastiftes auf dem Kirchhof der Maria-Ablass-Pfarrkirche begraben wurden, ‚cum penes ecclesiam XI mille virginum nulli sepultura concedatur'. (G e l e n i u s, De admir. magn. Col. p. 419.) Hierher gehört auch die Bezeichnung der Nonnen des Ursulastiftes als ‚tot caelestium gemmarum servatrices' (Regnante domino c. 22, 9).

2) Acta Sanct. Oct. IX p. 239 sq. Ueber den Verfasser vgl. p. 238.

Wunder zu schauen. Ein Priester der Cunibertskirche, welche in der Nähe der Stelle lag, wo die Erdarbeiten ausgeführt wurden (quae operi contigua erat), stahl Abends ein wenig von den ausgegrabenen Gebeinen, brachte dieselben in die Kirche und sah sie leuchten. Diese und andere als wunderbar angesehene Erscheinungen, welche an den aufgefundenen Gebeinen beobachtet wurden, hoben jeden Zweifel an der Echtheit derselben.

Der weitere Inhalt des Aktenstückes ist für unsere Untersuchung nicht von Belang. Zum ersten Male bemerken wir in demselben eine Abweichung von der bis dahin streng festgehaltenen Ansicht, die Märtyrerschaar habe lediglich aus Jungfrauen bestanden: ein Bischof befindet sich unter ihr. Die beiden Jungfrauen, welche den Arbeitern erscheinen und dadurch nach den von Alters her bekannten elf und der ebenfalls durch eine Erscheinung bekannt gewordenen Cordula zuerst persönlich auftreten, finde ich in jener Clementia und Grata wieder, welche zweimal den Namen der Elf angereiht sind [1]), und dies um so mehr, weil in der Erzählung Richers gerade die Milde und Lieblichkeit ihrer Erscheinung hervorgehoben wird [2]). Von grösster Wichtigkeit aber ist die Bemerkung, dass der Ort, welchen die Erscheinung als Grabstätte der 11000 Jungfrauen bezeichnete, nämlich die Gegend nordöstlich von der Ursulanischen Basilika in der Nähe der Cunibertskirche, bis dahin von niemand als solche betrachtet wurde. Wir besitzen darin ein klares Zeugniss für die Zeit der Entstehung des sog. ager Ursulanus, welcher von nun an mehrere Jahrhunderte hindurch der Schauplatz fieberhaft betriebener Grabungen nach den Reliquien der 11000 Jungfrauen, zugleich aber auch die Veranlassung zu einem heftigen Streite wurde.

Kaum war nämlich in Folge der angeführten Erscheinung der Anfang zu den Ausgrabungen gemacht worden, als die Mönche des Deutzer Heribertsklosters sich derselben mit besonderem Eifer annahmen. Schon 1113 übertrugen sie den Leib einer hl. Palmatia in das Kloster Weissenburg. Ein Fund folgte dem andern, und nie vorher vernommene Namen von Kölner Märterinnen tauchten auf. Auf Grund abermaliger Erscheinungen begann dann im Jahre

---

1) Vgl. S. 135.

2) ‚venusti ornatus incredibilisque speciei duae mulieres .. dulcique affatu .. dixere‘.

1155 unter Leitung der Deutzer Aebte Gerlach und Hartbern eine neunjährige, allgemeine Erhebung der Gebeine des Ursulaackers, von denen ein grosser Theil als Reliquien in alle Welt verbreitet wurde. Im 13. Jahrhundert dauerten die Erscheinungen, Funde und Verschenkungen fort, bis Papst Bonifaz IX. letztere auf den Wunsch der Kölner Bürger verbot. Noch 1640, als man im Herzen des Ursulaackers ein Massengrab, und 1642, als man in der Nähe der Ursulakirche eine im Sande begrabene Leiche entdeckte, glaubte man, Gebeine der 11000 Jungfrauen aufgefunden zu haben [1]).

Für uns ist es unbegreiflich, wie die Erscheinung des Jahres 1105 und die Aussage derselben nicht dem schärfsten Zweifel und lebhaftesten Widerspruche begegnete. Allein weder jetzt noch später hören wir etwas davon. Selbst die Klosterfrauen des Ursulastiftes, bei denen dies am meisten zu verwundern ist, erkannten sogleich die aufgefundenen Gebeine als Reliquien der hl. Jungfrauen dadurch an, dass sie den Besitz derselben, wie Richerus erzählt, den Canonici von St. Cunibert gegenüber, auf deren Grund und Boden sie gefunden worden waren, für ihre Kirche als die altbekannte Grabstätte der hl. Jungfrauen beanspruchten und sogar zu einer heimlichen Entführung von Gebeinen übergingen. Als aber bald der sog. Greesberg, wo die Ausgrabungen stattfanden, den Namen ‚Ursulaacker' erhielt [2]) und die auf demselben schon zu Erzbischof Annos II. Zeiten (1056—1075) erbaute Kirche der hl. Machabäer [3]) immer mehr, wie es scheint, an Ansehen gewann, fühlte sich Gepa, die Abtissin des Ursulastiftes, schwer verletzt, weil sie in diesen Vorgängen eine Schmälerung des Ansehens der Ursulanischen Basilika erblickte [4]). Ohne Zweifel auf ihre Veranlassung liess ihr Bruder, der damalige Erzbischof Reinald von

1) Crombach, S. Ursula vindicata p. 471.

2) Vgl. die S. 176 Anmerk. 1 angezogene Urkunde.

3) In der Urkunde bei Lacomblet, Urkundenbuch I nr. 318 vom Jahre 1134 erneuert Graf Adolf von Saffenberg die Schenkung eines Gutes in Mondorf, welches sein Grossvater durch Erzbischof Anno der Machabäerkirche als ‚dos' überwiesen hatte.

4) Die Nachrichten über diese Ereignisse siehe bei Crombach, S. Ursula vindicata p. 790 sq., der sie einem mit Hülfe des Archivs des Machabäerklosters verfassten Manuscript entlehnte. Ganz unhistorisch wird hier der Streit bis auf das 5. Jahrhundert zurückgeführt, wo Clematius die Ursulanische Basilika und gleichzeitig der Erzbischof Solinus die Kirche auf dem Greesberg erbaut haben soll.

Dassel, die Gebeine der hl. Machabäer, welche er mit denen der hl. drei Könige nach der Eroberung Mailands von Friedrich Barbarossa zum Geschenke erhalten hatte, 1163 durch die Canonici des Domstiftes in die genannte Kirche übertragen; dafür aber sollte von nun an der Name „Ursulaacker“ nur dem Bezirk des Ursulastiftes zukommen. Allein Reinalds Nachfolger, Philipp von Heinsberg, weihte trotz mancher entgegengesetzten Bestrebungen die Kirche auf dem Greesberge feierlich zu Ehren der Gottesmutter, der 11000 Jungfrauen und aller hl. Märtyrer und übergab sie 1178 Nonnen vom Orden des hl. Benediktus [1]. Den bis in das folgende Jahrhundert sich fortspinnenden Streit suchte der hl. Engelbert (Erzbischof von Köln 1216—1225) endgültig zu schlichten. Er liess an der Kirche der Benediktinerinnen einen neuen Chor erbauen und trug sich mit dem Gedanken, in diesen die Gebeine der hl. Machabäer zu übertragen und den Altar desselben zu ihrer Ehre zu weihen, damit so das Kloster und die anliegende Strasse von diesen den Namen erhalte. Indessen fand er vor der Ausführung des Planes durch die Hand eines Meuchelmörders einen allzufrühen Tod. Den Gedanken Engelberts verwirklichte sein Nachfolger Heinrich von Molenark. Er beauftragte 1228 den päpstlichen Legaten Johannes, Bischof von Mitylene, die Uebertragung der Reliquien und die Weihe des Altars vorzunehmen. Damit endigte freilich der Streit der beiden Klöster, allein der Name „Ursulaacker“ erhielt sich für die bezeichnete Gegend vor wie nach, und noch Gelenius weiss als die äussersten Punkte des ager Ursulanus St. Ursula im Westen, St. Johannes und Cordula im Osten, St. Maximin im Süden und St. Machabäer im Norden zu bezeichnen [2].

10. Die Auflösung der Legende.

Die Grabungen, welche seit 1155 auf dem Ursulaacker stattfanden, förderten neben den Gebeinen auch eine Reihe von Inschriften zu Tage. Da dieselben dem Abte Gerlach höchst ver-

1) In der bezüglichen Urkunde gebraucht Philipp selbst den Ausdruck ‚s. Ursulae ager‘: capellam in memoriam sanctarum virginum in loco, qui dicitur s. Ursulae ager, in Colonia constructam . . . sanctimonialibus ordinis s. Benedicti . . . concessimus possidendam.

2) De admir. magn. Col. p. 92.

dächtig vorkamen, so schickte er die wichtigsten an eine visionäre Nonne mit Namen Elisabeth im Kloster Schönau in der Trierer Diöcese. Die Texte der Inschriften sind erhalten in einem von dem Deutzer Mönche Theoderich abgefassten Verzeichnisse [1]), zum Theil auch in den Revelationen der Elisabeth von Schönau. Sie erweisen sich auf den ersten Blick insgesammt als plumpe Fälschungen, mit Ausnahme der Grabinschrift des Aetherius, welche alle Kennzeichen einer altchristlichen Grabinschrift an sich trägt und noch obendrein durch die merkwürdige Beschreibung des von Elisabeth und ihren Berathern nicht erkannten Christus-Monogramms als echt erwiesen wird [2]).

Elisabeth bestätigte indessen nicht nur die Echtheit der sämmtlichen ihr vorgelegten Inschriften, sondern behauptete auch durch visionäre Mittheilungen einer hl. Verena, deren Leib nach Schönau gebracht worden war, neue Aufschlüsse über die Schicksale der 11000 Jungfrauen zu erhalten, welche von ihrem Bruder, dem Abte Egbert von Schönau, aufgezeichnet wurden [3]). Hier erscheint zum ersten Male die Jungfrauenschaar begleitet von einer Menge von erdichteten Bischöfen und andern männlichen Personen, welche zu den Jungfrauen in einem verwandtschaftlichen Verhältnisse stehen. Unter den erstern ist am berühmtesten der Papst Cyriacus, der bei der Ankunft der Jungfrauen in Rom abgedankt und mit ihnen nach Köln gezogen sein soll, diesen Schritt aber mit der Streichung seines Namens aus dem Papstkatalog gebüsst habe [4]). Den oben genannten Aetherius, auf dessen Grabstein die Standesbezeichnung fehlte, glaubte Elisabeth mit Rücksicht auf das von ihr als „rex“ gedeutete Christusmonogramm für den Bräutigam der hl. Ursula ausgeben zu müssen, den die kölnische Legende namen-

1) Vgl. Acta Sanct. Oct. IX p. 243 ff.

2) Vgl. Klinkenberg, Die römisch-christlichen Grabinschriften Kölns (Progr. des Marzellengymnasiums 1891) S. 15.

3) Abgedruckt in den Acta Sanct. Oct. IX p. 163 sq.

4) Vgl. Döllinger, Papstfabeln des Mittelalters S. 45 ff. Mit Recht hebt Döllinger hervor, dass die Auffindung von Grabsteinen männlicher Personen auf dem Ursulaacker zunächst veranlasst scheint, um das Vorkommen so vieler männlicher Gebeine auf dem Felde zu rechtfertigen, wo man nur die Gebeine von Jungfrauen zu finden gedachte. Elisabeth von Schönau hat also nicht alle jene Namen erdichtet, auch nicht den des Cyriacus; sie ist vielmehr die Urheberin der Geschichte derselben.

los gelassen hatte. Auch verlegte sie im Gegensatze zu der bis dahin geltenden, auf der Legende beruhenden Anschauung, dass Attila der Anstifter des Jungfrauenmartyriums sei, letzteres in das Jahr 238 und schrieb es einem Hunnenfürsten Julius zu, der die Jungfrauen auf Befehl von zwei angesehenen Römern, Maximus und Africanus, habe niedermetzeln lassen. Die letztgenannte Datirung fand — wie überhaupt die Visionen Elisabeths — so allgemeinen Glauben, dass man sie sogar als Zusatz den meisten Handschriften von Regnante domino anhängte [1]).

Noch überboten werden die Visionen Elisabeths von denen des Steinfelder Prämonstratensermönches Hermann Joseph, welche er in den Jahren 1183 und 1187 niedergeschrieben hat [2]). Hatte schon Elisabeth die Märtyrerschaar bedeutend vermehrt, so gesellt Hermann ihr noch eine weitere Anzahl von Bischöfen, Fürsten, Prinzen, Matronen und Kindern bei, deren Genealogie und Beziehungen zu den Jungfrauen er in weitschweifigster Weise ausführt. Auch umgibt er den Zug mit einer fortlaufenden Reihe von Wundern, unter denen manche ans Triviale und Komische streifen.

Diese wenigen Züge genügen zur Charakterisirung der genannten Werke. Die auf altehrwürdigen Ueberlieferungen beruhende Legende wird in ihnen durch das denkbar subjektivste Moment, die Vision, zersetzt und ihrer Auflösung entgegengeführt; damit ist sie in ein Stadium gelangt, in welchem das wissenschaftliche Interesse an ihr erlischt.

Wir sind am Schlusse unserer Studien zur Geschichte der Kölner Märterinnen angekommen. An der Hand der Denkmäler hat der Verfasser die vielfach verschlungenen Fäden der Ueberlieferung zu entwirren, ihren Ausgangspunkt festzustellen und ihre Entwicklung klarzulegen versucht. Dass ihm dies allenthalben gelungen sei, ist er weit entfernt zu behaupten; für manche Frage musste er die Lösung, für manche Thatsache die Begründung schuldig bleiben. Indessen scheint ihm der harmonische Zusammen-

1) Mit Unrecht glauben die Bollandisten, dass dieser Zusatz schon zu Elisabeths Zeiten bestanden habe (a. a. O. p. 99).

2) Abgedruckt in den Acta Sanct. Oct. IX p. 173 sq. Ueber Hermann Joseph als Autor ebenda p. 90 sq.

schluss der gefundenen Einzelresultate eine gewisse Bestätigung für die Richtigkeit des von ihm eingeschlagenen Weges zu enthalten. Schliesslich möchte er einem doppelten Wunsche Ausdruck geben: dass durch die vorliegenden Untersuchungen die Aufmerksamkeit der Forscher dieser interessantesten Heiligengeschichte des Abendlandes von neuem zugewandt, und dass im Interesse der Aufhellung derselben ein bisheran noch unbenutzt gebliebenes Mittel verwerthet werde: die Ausgrabung der Ursulakirche. Eine solche würde Form, Grösse, Lage und Alter der ursprünglichen Basilika wie auch der spätern Bauten festzustellen und den etwaigen Spuren von Gräbern in derselben nachzugehen haben. Dass dabei auch noch mancher interessante Ueberrest römischer Kultur ans Tageslicht kommen würde, darf nach den in alter und neuer Zeit hier gemachten Erfahrungen als sicher vorausgesetzt werden.

II. Kleinere Mittheilungen aus dem Provinzial-Museum in Bonn.

Von

Josef Klein.

34.

Gräberfund aus Bonn.

Als im August vergangenen Jahres die Fundamentirungsarbeiten für den Neubau eines Hintergebäudes des Gasthofes „Zum Schwanen“ zu Bonn auf der Sternstrasse ausgeführt wurden, stiessen die Arbeiter in einer Tiefe von 2 Meter, in unmittelbarer Nähe der Grenzmauer des Hauses Nr. 56 auf zwei römische Steinsärge aus schlechtem Tuffstein des Brohlthales. Der eine derselben, der in stark beschädigtem Zustande aus der Erde gehoben wurde, ist 64 cm lang, 30 cm im Lichten breit und 29 cm hoch. Die Wandstärke beträgt 6 cm. Der Sarg ist nach dem Innern hin schön glatt gearbeitet, während die Aussenseite eine geringere Sorgfalt in der Behandlung zeigt. Im Innern befindet sich an dem einen Kopfende eine bankartige Erhöhung von 10 cm Höhe und 8 cm Tiefe. Der Sarg war geschlossen durch einen in zwei ungleiche Theile gebrochenen Deckel aus Tuffstein von 11—13 cm Höhe und 37—38 cm Breite. In dem Sarge lagen verbrannte Knochen sowie einige Scherben von Krügen und Töpfen aus weissem Thon.

Besser erhalten ist der zweite an derselben Baustelle gefundene Sarg aus Tuffstein, welcher eine Länge von 76 cm und eine Höhe von 33 cm hat. Seine Breite beträgt oben im Lichten 31 cm, unten $25^1/_2$ cm. Die Stärke der Wände an den Längsseiten beträgt 6 cm, an den beiden Schmalseiten 8 cm. Auch dieser Sarg enthielt zunächst eine Menge verbrannter Knochen, dann ein kleines völlig auseinander gefallenes Kästchen aus dünnem Bronzeblech von 14 cm Länge, 8 cm Breite und 3 cm Höhe, welches in seinem innern Raume durch eingesetzte Metallwände in Fächer eingetheilt

gewesen war. Kleine Klappdeckel, welche mit zierlichen in Ringen liegenden Griffen zum Aufheben versehen sind und deren Oberfläche eine Berandung eingravirter Linien verziert, verschliessen die einzelnen Abtheilungen, während ein Deckel in der Grösse des Kästchens als Schieber functionirt. In demselben lagen zwei kleine Würfel aus Bein. Dabei wurde ein chirurgisches Geräth aus Bronze mit flacher viereckiger Schaufel gefunden, dessen Griff zur Hälfte abgebrochen ist und das seiner Grösse halber nicht in dem Kästchen selbst aufbewahrt gewesen sein kann. Um den Sarg herum standen mehrere bauchige Krüge mit kurzem Halse und kleinen Henkeln. Als Deckel für den Sarg diente eine 91 cm lange, 34 cm breite und 14 cm dicke Platte aus Kalkstein. Dieselbe ist in späterer Zeit, wie sich bei genauerer Besichtigung ergab, oben abgesägt und glatt behauen worden, um als Deckplatte verwandt zu werden, während sie früher offenbar einem anderen Zwecke gedient hatte. Denn als dieselbe herumgedreht wurde, zeigte sie auf der dem Sarginnern zugekehrten Seite die untere Hälfte einer fünfzeiligen Inschrift, welche dem Andenken eines Verstorbenen gewidmet war. Die Buchstaben derselben, welche in allen Zeilen die gleiche Höhe von 5 cm haben, weisen noch auf eine verhältnissmässig gute Zeit, etwa das 3. Jahrhundert n. Chr. hin, wodurch wir zugleich einen Maassstab für die Zeit der Gräber gewinnen. Die Inschrift lautet:

[illegible]
IVNIA · MATERNA · COIVX
COIIVGI · KARISSIMO · ET
SIBI VIVA
HEREDE S· F· C·

Von den Buchstaben der ersten Zeile sind blos die Basen erhalten, welche jedoch eine Ergänzung dessen, was einst da gestanden hat, noch sehr wohl ermöglichen. Ohne Schwierigkeit ergiebt sich als erstes Wort *armatura*, dessen auch sonst auf rheinischen Inschriften [1]) vorkommenden Gebrauch und Bedeutung bereits Borghesi [2]) erwiesen hat. — Das nun folgende Zeichen sieht aus wie

1) Vgl. C. I. Rhen. 1178.

2) Oeuvres t. IV p. 178. Vgl. ausserdem E. Huebner, Bonner Jahrb. LXVII S. 33 f.

die Fussenden eines mit einem rückläufigen L legirten E; das unmittelbar daran sich anschliessende Zeichen kann nur G gewesen sein, dessen Rundung etwas flüchtig eingehauen war. Dann folgt der Fuss einer senkrechten Hasta entweder I oder T. Endlich der vierte Buchstabe war sicher ein M. Es wird also LEG·T·M zu lesen sein. — Den Schluss der Zeile bilden fünf Zeichen, von denen ich das zweite eher für B denn für D ansprechen möchte. Das letzte Zeichen, in welchem ich den Rest eines O sehe, ist nur sehr schwach erkennbar, da hier der Stein eine starke Abschürfung erlitten hat. Es liegt nahe, an OBITO zu denken. Wie viel der Stein oben eingebüsst hat, lässt sich schwerlich mit Gewissheit entscheiden, zumal kein Anhaltspunkt dafür vorhanden ist, ob ausser dem Namen des Verstorbenen noch seine Heimath mit der Tribus angegeben war. Z. 2 am Schlusse und Z. 3 am Anfange ist beide Male n im Worte coniux, wie häufig, ausgelassen. Auffallend ist dabei die verschiedene Schreibung eines und desselben Wortes in unmittelbarer Aufeinanderfolge, das erste Mal mit einem einfachen, das zweite Mal mit verdoppeltem I, wobei der erste Buchstabe, wie nicht selten, länger als die übrigen gebildet ist. Seltener ist das zweite I des Wortes länger. Vgl. Düntzer, Verzeichniss der röm. Alterthümer des Museums Wallraf-Richartz in Köln, Köln 1885. S. 96 n. 198 a.

Der Wortlaut der Grabschrift ist demgemäss folgender Maassen zu deuten:

...... *armatura leg(ionis) primae M(inerviae) obito Iunia Materna co(n)iux co(n)iugi karissimo et sibi viva. Heredes f(aciendum) c(uraverunt).*

In einiger Entfernung von dem oben erwähnten Aschensarg wurde beim Fortschreiten der Erdarbeiten das Bruchstück einer zweiten Platte aus Kalkstein zu Tage gefördert, welches an der linken Seite vom Beschauer abgebrochen, jetzt 28 cm hoch, 7 cm dick und oben 48 cm, unten 44 cm breit ist. Auch die Vorderseite dieser Platte trägt den Rest einer Grabschrift, deren Buchstabenzüge hinsichtlich ihres Charakters ebenfalls noch einer ziemlich guten Zeit angehören. Die Buchstaben haben in allen erhaltenen Zeilen die gleiche Höhe von 3 cm. Meine Abschrift hat folgende Lesung ergeben:

ODEFVNTO
OSXXXVIIIKECIT
\RIAKRVENDA
ᵀGIFT SIBI
V N T ARIA

Da nach Ausweis der letzten Zeile bloss drei bis vier Buchstaben im Anfange der einzelnen Zeilen fehlen, so erhellt daraus, dass der Anfang der Inschrift mit der Platte entweder oben abgesägt worden ist oder auf einer anderen Platte gestanden hat.

Die Lesung ist im Einzelnen völlig sicher. — Z. 3 ist noch zu Anfang der hintere Schenkel eines A theilweise erhalten, ebenso Z. 4 im Anfange noch der Horizontalstrich des zweiten Schenkels eines V.

In paläographischer Beziehung bietet die Inschrift einiges Bemerkenswerthe. Während Z. 1 im Worte DEFVNTO der Buchstabe F eine ganz regelmässige Form hat, ist er Z. 2 im Worte FECIT und Z. 3 im Namen FRVENDA beide Male so gebildet, dass der obere Horizontalstrich von der Mitte der Hasta des Buchstabens ausgehend, in schräger Richtung nach oben geht, während der zweite nach unten sich zieht, so dass der Buchstabe ganz das Aussehen eines K mit verkürzten Schenkeln erhalten hat, ähnlich wie auf dem im Mannheimer Museum aufbewahrten Sepulcralsteine (C. I. Rhen. 1718) aus Neckargemünd. Ferner verlängern sämmtliche A der Inschrift den rechten Schenkel etwas am Kopfe. Endlich bei E im Worte ET Z. 4 fehlt der untere Querstrich, so dass es wie F aussieht.

Grammatikalisch ist zu beachten die Schreibung *defunto* statt *defuncto*, welche auch anderweitig vorkommt (z. B. C. I. L. VIII, 2402. XII, 1416), sowie der Akkusativ [*ann*]*os* für den Genitiv [*ann*]*orum*. Denn da zu Anfang der Zeile nicht mehr als höchstens vier Buchstaben verloren gegangen sein können, wie wir oben wahrscheinlich gemacht haben, so lässt sich kein *qui vixit*, von welchem der Akkusativ *annos* abhängig zu denken wäre, als ausgefallen annehmen, sondern man wird sich für die Struktur *defun(c)to annos XXXVIII* entscheiden müssen.

Demgemäss wird die Inschrift mit beispielsweiser Ergänzung des Gentilnamens der Denkmalserrichterin folgender Maassen zu lesen sein:

.... *o defun(c)to* .... *[ann]os duodequadraginta fecit [Ianu?]aria Fruenda [coni]ugi et sibi voluntaria.*

Endlich ist man einige Monate später an derselben Baustelle in der ganz entgegengesetzten Ecke, wo die oben beschriebenen Steinsärge und Inschriften zum Vorschein gekommen sind, als man die Canalisation des Gebäudes anlegte, abermals auf einen römischen Steinsarg aus Tuffstein gestossen, welcher ebenfalls dem hiesigen Provinzial-Museum einverleibt worden ist. Derselbe, ziemlich roh behauen, hat eine Länge von $53^1/_2$ cm, eine Breite von 51 cm und eine Höhe von 41 cm. Auch er hat in seinem Innern, welches 23 cm tief ausgehöhlt ist, an der einen Seite eine Art von Bank, gerade so wie bei dem an erster Stelle erwähnten Sarge. Sein Inhalt bestand in verbrannten Knochenresten.

35.

Grabdenkmäler römischer Soldaten aus Bonn.

Schon im Jahrbuch LXXXVIII, S. 126 ist die Vermuthung ausgesprochen worden, dass wir in der heutigen von Bonn nach Köln führenden Provinzialstrasse die eigentliche Gräberstrasse der Bonner Lagerbesatzung zu sehen haben. Diese hat aufs Neue eine glänzende Bestätigung durch die Funde empfangen, welche in den Monaten December 1891 und Februar 1892 an dem der Stadt Bonn zunächst liegenden Theile der Strasse, am sog. Johanniskreuz, gemacht worden sind. Dort sind nämlich bei Aushebung der Fundamente für die von einem hiesigen Bauconsortium errichteten Häuser mehrere Gräber nebst den zugehörenden Gedenksteinen gefunden worden, welche durch die Richtung, in welcher sie dem Zuge der heutigen, die alte Römerstrasse, wie es sich an einigen Stellen deutlich gezeigt hat, bedeckenden Provinzialstrasse folgen, zeigen, dass dieselben in continuirlicher Folge jene Strasse auf der nach dem Lager hin gelegenen Seite begleiteten.

Zunächst wurde an der Ecke, wo die Kölner Chaussee und das Rosenthal zusammen stossen, eine Brandgrube mit Resten verbrannter Knochen und zertrümmerten Gefässen, einer kleinen Bronzenadel und einer fragmentirten Schnalle, welche beiden letzteren Gegenstände in Privatbesitz übergegangen sind, ungefähr 2 Meter unter dem Strassenniveau blosgelegt. Wenige Schritte davon entfernt fand sich, offenbar zu jener Brandgrube gehörig, die untere

Hälfte eines Grabmonumentes aus Kalkstein, welches wegen des ungleichen Bruches des Steines links vom Beschauer 89 cm, rechts jedoch blos 79 cm hoch, 60 cm breit und 13 cm dick ist. Die Vorderseite trägt ein von einem Leistenrande eingeschlossenes etwas vertieftes 45 cm breites Feld, in welchem die nachstehenden Reste einer auf den Verstorbenen bezüglichen Inschrift eingegraben sind:

VOL · LVUU/
LEG · T VIXIT
ANNOS · XXXX
MILITAVIT · ANNO
XV · HIC · S · E

Leider ist durch den Bruch des Steines der Name des verstorbenen Soldaten, dem der Grabstein errichtet worden ist, verloren gegangen, was um so mehr zu beklagen ist, als die Denkmäler von Soldaten der Legio I Germanica — denn um diese unter Vespasian eingegangene Legion handelt es sich auf unserm Monumente — nicht eben zahlreich [1]) sind. Gewöhnlich entbehrt sie eines Beinamens und nur in der Inschrift des Sex. Sammius Severus zu Grenoble (C. I. L. XII, 2234) heisst sie *Germanica*. Der Verstorbene stammte aus dem Orte *Lucus* oder, wie er auch vollständiger genannt wird, *Lucus Augustus* [2]), einem Hauptorte der Vocontii in Gallia Narbonensis (vgl. C. I. L. XII p. 161), der von der gleichnamigen Stadt in Gallaecia wohl zu unterscheiden ist. Denn die Heimath unseres Soldaten war in der Tribus Voltinia eingeschrieben, während die gallaecische Stadt zur Tribus Aniensis gehörte. Vgl. Kubitschek, Rom. imperium tributim descriptum p. 209. Ob hier die volle Bezeichnung des Ortes gestanden hat,

1) Vgl. Bonn. Jahrb. XXV, S. 79 ff., Rhein. Museum, N. F., XXIX, S. 178 ff.

2) Freudenberg (Bonn. Jahrb. LIII/LIV, S. 184 und LV/LVI S. 180 Anm. 3) hat meines Dafürhaltens mit Recht der obigen Form des Namens statt der herkömmlichen *Lucus Augusti*, welche auch noch Kubitschek a. a. O. S. 209 beibehalten hat, den Vorzug gegeben, weil die letztere keine inschriftliche Auktorität für sich hat. Denn die Bonner Grabinschrift des *C. Marius L. f.*, welche Kubitschek aus Versehen zu Rohr bei Blankenheim in der Eifel gefunden sein lässt, ist die einzige, auf welcher der Name der Stadt vollständig ausgeschrieben ist, während auf den übrigen Inschriften entweder blos *Luco* oder *Luco Aug.* abgekürzt sich findet.

darüber kann man zweifelhaft sein, weil der am Ende der erhaltenen ersten Zeile noch schwach sichtbare Buchstabenrest ebenso gut für den Fuss des Schenkels eines A als auch eines M in Anspruch genommen werden kann. Welche Annahme den Vorzug verdient, will ich nicht entscheiden. Sollte in dem Buchstabenrest ein M zu erblicken sein, so würde es alsdann zu dem verstümmelten Worte MIL· gehört haben.

Die Zeit des Denkmals ergiebt sich schon aus dem Schicksale der 1. Legion, welche nach Vespasian nicht weiter genannt wird; es wird also in's 1. Jahrhundert n. Chr. zu setzen sein. Damit stimmt auch die schöne schlanke Form der Buchstaben überein, welche in der ersten Zeile eine Höhe von 4 cm, in den übrigen eine solche von $4^1/_2$ cm haben.

Das Erhaltene wird also zu lesen sein:

. . . . *Vol(tinia) Luco Aug(usto)* oder *mil(es) leg(ionis) primae, vixit annos quadraginta, militavit annos quindecim; hic s(itus) e(st).*

Etwa zehn Schritt davon entfernt wurde in gleichem Abstande wie der eben besprochene von der Kölner Chaussee, der Grabstein des Reiters der ala Longiniana, Vonatorix Duconis f(ilius) ausgegraben, den Herr O. Rautert in diesem Jahrbuch eingehend beschrieben hat, weshalb ich mich begnüge, denselben hier blos zu erwähnen.

Als dann im Februar dieses Jahres die Canalisation für das von dem Eingangs erwähnten Bauconsortium gebaute Haus Nr. VI angelegt wurde, sah man sich genöthigt, im Keller noch tiefer zu graben und entdeckte abermals, ungefähr $2^1/_2$ Meter unter der Terrainoberfläche einen 2,54 Meter hohen, 74 cm breiten und 34 cm dicken gewaltigen Block aus Kalkstein, welcher sich, nachdem e[illegible] von den anhaftenden Schmutz- und Erdmassen gehörig gereinig[illegible] worden war, als das Grabdenkmal eines römischen Auxiliarsoldate[illegible] auswies.

Dasselbe zeigt zunächst in seinem oberen Theile ein mit Leist[illegible] umrändertes und mit einer Füllung von Blätterornamenten und ei[illegible] Rosette geziertes Giebelfeld, welches zu beiden Seiten auf ei[illegible] Rankenwerk je drei blatt[illegible]e Bekrönungen trägt. Darunter findet sich eine viere[illegible]4 cm im Lichten hohe und 66[illegible] breite Nische, welc[illegible] ist und, sich oberhalb[illegible] Pferderückens alb[illegible] Abs[illegible]

blos noch eine Tiefe von 5 cm aufweist. In derselben erblickt man das Reliefbild eines hoch zu Ross sitzenden Kriegers, welcher, den Kopf etwas nach rechts dem Beschauenden zugewandt, in vollem Laufe daher sprengt.

Auf dem Kopfe, dessen linke Hälfte zerstört ist, hat er einen Helm mit Stirnschild. Hals, Arme und Beine sind unbedeckt. Am Halse zeigt sich durch seinen Ausschnitt das Lederkoller, welches an seinem unteren Rande geschlitzt ist und dadurch in einem Bogen über die Oberbeine fällt. An seiner rechten Seite hängt an einem einfachen Gürtelbande das Schwert, dessen Griff mit seinem gewölbten Bügel und kugelförmigen Knauf, sowie die einfache Scheide mit ihrem unteren Querbande und dem Schlussknopfe deutlich hervortreten.

Mit der durch den Pferdehals den Blicken entzogenen Linken hält der Reiter den länglichen, wie es scheint sechseckigen Schild, von dem ein Theil hinter dem Hals und unter dem Kopfe des Pferdes sichtbar wird. In der Hand des im Ellenbogen gekrümmten rechten Armes trägt er, was die Bedeutung des Denkmales nicht wenig erhöht, ein Signum, welches mit seinem oberen Theile über die Nische hinaus bis auf das Giebelfeld reicht. Dasselbe zeigt folgende Bestandtheile. Die Fahnenstange bildet eine Lanze; an deren Schaft ist oben das Bild eines Stieres mit zum Springen erhobenen Vorderbeinen so befestigt, dass die Lanzenspitze über dem Thierkopf sichtbar wird. Das Thierbild wird eingeschlossen von einem erhabenen viereckigen Randleisten, in welchem nicht sowohl eine einfache, von Seiten des Bildhauers beliebte Einfassung, als vielmehr das bei den Feldzeichen vorkommende Querholz mit den auf den beiden Seiten herabhängenden Bändern, freilich in etwas mangelhafter Ausführung zu sehen sein dürfte. Wir haben wahrscheinlich nach den Untersuchungen, welche A. von Domaszewski[1]) über diesen Gegenstand angestellt hat, in dem Feldzeichen, welches der verstorbene Auxiliarsoldat in seiner Rechten hält, das Signum der Turma seiner Ala, welcher er angehört hat, zu erkennen, zumal wir aus den Inschriften[2]), wie bereits Cauer[3]) nachgewiesen hat,

1) Die Fahnen im röm. Heere. Wien 1885, S. 69 ff.

2) C. I. Lat. VIII, 2094: *C. Julius Dexter vet(eranus) mil(itavit) in ala eq(ues), cur(ator) turmae, armor(um) custos, signifer tur(mae), milita(vit) annis XXVI, dimis(sus) emer(itus) honesta missione.* Vgl. C. I. Lat. III 4376.

3) Ephem. epigr. t. IV, p. 363.

wissen, dass jede Turma einer Ala ihren eigenen Signifer gehabt hat. Beachtenswerth ist dabei, dass in der dem Relief beigegebenen Grabschrift der Träger des Signum blos als eques und nicht als signifer bezeichnet wird.

Unmittelbar unter dem Reliefbilde steht, umrahmt von einem Leistenrande auf einer leicht vertieften 48 cm hohen und 60 cm breiten Fläche die nachstehende zehnzeilige Inschrift:

VELLAVNVS ᐞ NONNI
F ᐞ BITVRIX ᐞ EQVES ᐞ
ALA ᐞ LONGINIANA ᐞ
TVRMA ᐞ LIVLIREGVLI
5 AN ᐞ XXXVIII ᐞ STIPENDIO
RV///M XVIII v H ᐞ S ᐞ E ᐞ
EX///////STAMENTO ᐞ FACTV
CVRAR////NT L ᐞ IVLIVS ᐞ REG
VLVSDECVRIOET ᐞ MACER ᐞ ASPADI
10 F ᐞ EIVSDE ᐞ TVRMA

Also: *Vellaunus, Nonni f(ilius), Biturix, eques ala Longiniana, turma L(ucii) Iuli(i) Reguli, an(norum) duodequadraginta, stipendiorum duodeviginti, h(ic) s(itus) e(st). Ex [te]stamento factu(m) curarunt L(ucius) Julius Regulus decurio et Macer Aspadi(i) f(ilius) eiusde(m) turma.*

Die Lesung der Inschrift ist vollends sicher und wird durch die Beschädigungen, welche der Stein an einzelnen Stellen erlitten hat, keineswegs beeinträchtigt. Z. 1 ist hinsichtlich der Schreibung des Wortes NONNI zu bemerken, dass der vordere Schenkel der beiden in einander verschlungenen N unmittelbar vor die hintere Rundung des O gesetzt ist. Ferner ist I wegen der Knappheit des Raumes so nahe an den die Inschriftfläche umgebenden Leistenrand gerückt, dass es fast mit dessen Vertiefung zusammenfällt; ausserdem überragt es unbedeutend die anderen Buchstaben. — Z. 2 ist die untere Rundung des B ausgebrochen, ebenso haben Z. 4 L und I hinter dem Worte TVRMA die obere Hälfte ihrer Vertikalstriche und Z. 6 M den ersten Schenkel durch unglückliche Schläge der Arbeiter beim Aufdecken eingebüsst. — Z. 7 ist von dem dritten und vierten Buchstaben nur noch der oberste Querstrich mit einiger Bestimmtheit erkennbar, ferner Z. 8 der Vorder-

schenkel des sechsten Buchstabens V fast ganz durch Bruch unkenntlich gemacht. — Z. 10 hat I im Worte EIVSDE Ueberlänge.

Die Buchstabenzüge sind schön und ziemlich gleichmässig, so dass, nach ihnen zu urtheilen, das Denkmal noch der besten Zeit zuzuschreiben ist, womit im Ganzen auch die Arbeit des Reliefs stimmt.

Die Höhe der Buchstaben ist in den einzelnen Zeilen verschieden; sie beträgt in Z. 1 6 cm, dann allmählig abnehmend in Z. 2 und 3 5 cm, Z. 4 $4^1/_2$ cm, Z. 5—8 4 cm, Z. 9 $2^1/_2$ cm, Z. 10 2 cm.

Was den Namen des Soldaten anlangt, so kommt derselbe hier nicht zum ersten Male vor. Vgl. Plin. nat. hist. III, 20, 137. Ptolemäus II, 7, 20. Ebenso ist er schon längst aus den zusammengesetzten celtischen Bildungen *Cassivellaunus* (Caes. b. g. V, 11), *Dumnobellaunus* (Res gestae divi Aug. c. 32), *Segovellauni* (Plin. nat. hist. III, 4, 34) und *Vellaunodunum* (Caes. l. c. VII, 11) bekannt.

Mit der peregrinen Abstammung des Verstorbenen im Einklang steht die Bezeichnung seines Namens und die Beifügung seiner Heimath. Er nennt sich *Biturix* und ist als solcher nicht der einzige seines Stammes, der in der ala Longiniana als Auxiliarsoldat gedient hat. Denn ausser ihm kennen wir noch einen anderen aus seiner Heimath, welcher dem genannten Truppentheil angehört hat, und zwar ebenfalls durch eine Bonner Inschrift (C. I. Rhen. 498). Es ist um so mehr zu bedauern, dass diese heutzutage verschollen ist, als Gründe zur Vermuthung berechtigen, dass sie nicht ganz genau abgeschrieben worden ist. Denn die ala, welche dort *Longinia* heisst, führt sonst[1]) den Beinamen *Longiniana*, wie auf unserem und dem von Herrn Rautert veröffentlichten Bonner Grabstein des Vonatorix. Ueber die Truppe selbst hat Herr Rautert die einschlägigen Zeugnisse bereits vollständig zusammengestellt, so dass ich den Leser auf seine Bemerkungen verweisen kann.

Eigenthümlich ist die Wendung Z. 7 *ex testamento factu(m) curarunt* statt *faciendum*, wofür ich augenblicklich kein analoges Beispiel habe ausfindig machen können.

Ebenso seltenen Vorkommens ist der Name, welchen der Vater des zweiten der testamentarisch mit der Errichtung des Denkmales betrauten beiden Männer führt. Er begegnet uns in der epigraphi-

1) Vgl. Mommsen, Ephem. epigr. t. V, p. 247.

schen Litteratur, soweit ich dieselbe übersehe, nur noch einmal auf einem Xantener, jetzt im Museum zu Leyden aufbewahrten Weihestein (C. I. Rhen. 220), aus dem Jahre 210 n. Chr., wo ein *M. Ulp(ius) Aspadius* genannt wird.

Endlich wurde bei den Erdarbeiten für einen Neubau an derselben Strasse auf dem Werkplatz der Steinhauermeister Weber und Rooth ebenfalls in einer Tiefe von $2^1/_2$ Meter ausser mehreren von den Arbeitern aus Unachtsamkeit zerschlagenen Geschirren aus Thon ein 1,80 Meter hoher, 64 cm breiter und 15 cm dicker Grabstein eines Freigelassenen aus Kalkstein ausgegraben. Derselbe war ursprünglich in einen Sockel eingelassen, wie dies aus dem Umstande erhellt, das er unten zu einem 21 cm hohen Zapfen verarbeitet ist, welcher sich von einer Breite von 58 cm und einer Stärke von $15^1/_2$ cm allmählich bis zu 56 cm Breite und 14 cm Dicke verjüngt. Ausserdem zeigen die oben vorhandenen Stücke in den Stein eingelassener eiserner Zapfen, dass derselbe ursprünglich mit einer Bekrönung verziert war, welche indessen trotz eifrigen Nachsuchens nicht mehr aufgefunden worden ist.

Auch die Vorderfläche dieses Denkmales ist in mehrere Felder eingetheilt. Der obere 24 cm hohe Theil trägt in der Mitte des Giebeldaches ein Palmettenornament, welches von zwei ähnlichen flankirt wird. Auf beiden Seiten desselben ist in Flachrelief ein Beil mit doppelter Schneide an einem Stiel ausgehauen, wie wir sie vielfach in den Händen der Amazonen auf antiken Kunstwerken dargestellt finden. Die beiden Ecken des Obertheils füllt die ebenfalls in Flachrelief ausgeführte Darstellung zweier Attisfiguren aus, von denen jedoch die rechts vom Beschauer befindliche durch Abscheuerung und Bruch des Steines ziemlich unkenntlich geworden ist. Beide stehen in Vorderansicht da, in jener ruhig nachdenklichen Haltung, wie sie uns auch sonst auf Sepulcraldenkmälern[1]) begegnen; beide sind bekleidet mit der phrygischen Mütze, ferner mit einem die Arme eng umschliessenden, faltigen, bis auf die Kniee herabreichenden Gewande, einem langen, über die Schulter zurückgeworfenen und bis auf die Waden im Halbkreis herabhängenden Mantel,

---

1) Vgl. Hettner, Katalog des kgl. rhein. Museums vaterl. Alterthümer S. 33 u. 84. Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidn. Vorzeit I, 10 Taf. V, 2. 3 und besonders Bonner Jahrb. LXXVII, S. 31. Taf. I, 2. 3.

sowie faltigen mit Bändern umwickelten Hosen und Schuhen. Das ziemlich ausdruckslose Antlitz mit weit geöffneten Augen ist bei beiden leicht zur Seite geneigt. Die Stellung ist bei beiden Figuren sozusagen die gleiche. Die vom Beschauer linksseitige Figur steht auf dem linken Beine, das rechte Bein übergeschlagen, den rechten Arm horizontal über den Leib gelegt, welcher dem linken Ellenbogen und der das Gesicht stützenden Hand zur Unterlage dient. Die rechts vom Beschauer stehende Figur, welche wegen der Beschaffenheit des Steines sehr verwischt ist, steht auf dem rechten Bein mit übergeschlagenem linken Bein; sie scheint sich auf den rechten von der linken Hand gehaltenen Arm mit dem Kinn zu stützen, was jedoch wegen der Beschädigung der Figur gerade an dieser Stelle nicht mit Sicherheit zu entscheiden ist. Im Uebrigen ist ihre ganze Bekleidung und Haltung die gleiche wie bei der gegenüber stehenden Attisfigur. Es liegt also hier dieselbe Darstellung des Attis vor, welche aus den Grabdenkmälern des Annaius Pravai f(ilius) aus Bingerbrück [1]) und des Firmus Ecconis f(ilius) aus Andernach [2]) bereits bekannt ist.

Ob der Wahl der Attisbilder, zu denen hier die Doppelbeile statt der sonst üblichen Amazonenschilde hinzugetreten sind, eine bestimmte Beziehung zum Denkmale selbst zu Grunde liegt, oder ob sie blos einen dekorativen Charakter haben, ist fraglich.

Unter diesen den oberen Theil zierenden Bildwerken, getrennt durch zwei breite Bandleisten, zwischen denen sich Ranken mit Früchten und einem Palmettenornament in der Mitte hinziehen, ist auf einem etwas vertieften, viereckigen, von Leisten umrandeten Felde, welches 56 cm hoch und 45$^{1}/_{2}$ cm breit ist, die auf zwei Verstorbene bezügliche Grabschrift in sechs Zeilen eingehauen, von denen die letzte, weil für sie der Platz nicht mehr ausreichte, zum Theil auf dem darunter befindlichen freien Raum des Steines untergebracht ist. Dieselbe lautet:

---

1) Jetzt in Kreuznach. Vgl. Kohl, Die röm. Inschr. u. Steinsculpturen der Stadt Kreuznach S. 16.

2) Aufbewahrt im Provinzial-Museum zu Bonn. Vgl. Klein, Bonn. Jahrb. LXXVII, S. 29 ff., Taf. I, Fig. 2 u. 3.

PVDENS
VOLVMNI
Ɔ V LIBERT
H V S V E V
ET V AVCTVS
LIB

Also: *Pudens Volumni(i) c(enturionis)*[1] *libert(us) h(ic) s(itus) e(st); et Auctus lib(ertus).*

Die Höhe der Buchstaben, deren schöne und schlanke Gestalt auf die beste Zeit hinweist, wechseln nach den verschiedenen Zeilen. In der ersten Zeile beträgt sie $9^1/_2$ cm, in der zweiten 7 cm, in der dritten $7^1/_2$ cm, in der vierten und fünften 8 cm und endlich in der letzten Zeile $6^1/_2$ cm.

Auffallend ist die für den geringen Umfang der Inschrift verhältnissmässig grosse Zahl von Buchstabenverschlingungen. Ferner ist zu bemerken, dass I am Schlusse der zweiten Zeile sowie die beiden T in den Worten der fünften Zeile Ueberlänge haben.

Der Centurio Volumnius, dessen Freigelassener der verstorbene Pudens war, ist uns aus den Inschriften der Besatzung des Bonner Lagers noch nicht bekannt gewesen. Pudens ist übrigens bereits der zweite Freigelassene, dessen Begräbniss an der Gräberstrasse des Castrums gefunden worden ist. Vor ihm war schon das von mir in diesen Jahrbüchern (LXXX, S. 157) beschriebene Grabdenkmal des P. Romanius P(ublii) l(ibertus) Modestus im Jahre 1885 zum Vorschein gekommen.

Neben Pudens nennen die beiden letzten Zeilen der Inschrift noch einen zweiten Freigelassenen, wahrscheinlich desselben Herrn, welcher in dem nämlichen Grabe seine letzte Ruhestätte gefunden hatte, nämlich einen gewissen Auctus. Dass dieser Todte jedoch nicht zu gleicher Zeit mit dem erstgenannten bestattet worden ist, zeigt die Art, wie sein Name in der Inschrift beigefügt ist, sowie die Verschiedenheit der Schriftzüge der beiden letzten Zeilen. Da dieselben aber nur sehr wenig abweichen, andererseits jedoch auch

1) Im Correspondenzblatt der Westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst, Jahrg. XI, 1892, Sp. 16 findet sich die nachstehende wunderliche Erklärung unserer Inschrift von einem Herrn E. a. W. gegeben: *Pudens Volumni f(ilius), (mulieris) libert(us), h(ic) s(itus) e(st) et Auctus lib(ertus).* Sapienti sat!

eine unverkennbare Aehnlichkeit mit denen der vorangehenden vier Zeilen zur Schau tragen, so scheint dieser zweite Freigelassene nur kurze Zeit nach dem ersten gestorben und die seine Beisetzung in demselben Grabe vermerkenden Worte *et Auctus lib(ertus)* von der Hand desselben Steinmetzen herzurühren wie jene. Die Ungleichheit in den Schriftzügen mag wohl auf Rechnung der Flüchtigkeit, mit der sie offenbar eingemeisselt sind, zu setzen sein.

Kaum waren die vorstehenden Zeilen geschrieben, als bei der Ausschachtung der Fundamentgruben für drei weitere Neubauten auf demselben Grundstücke abermals römische Grabmonumente zu Tage gefördert wurden.

Zunächst wurde das Grabdenkmal eines Reiters aus derselben ala Longiniana, welcher auch die beiden vorhergefundenen angehören, blosgelegt. Es besteht aus Jurakalk und hat an der besterhaltenen linken Seite vom Beschauer gemessen eine Höhe von 1,27 m, eine Breite von 78,5 cm und eine Tiefe von 28 cm.

Ueber der Inschriftfläche sind durch einen schrägen von der Linken zur Rechten hinabgehenden Bruch etwa zwei Drittheil der nischenartigen Vertiefung mit der Reliefdarstellung des Verstorbenen jetzt abgeschlagen. Derselbe war dargestellt, wie er zu Pferde daher sprengte. Erhalten sind jetzt blos die beiden Unterschenkel nebst dem Schwert an der Rechten, sowie der Unterleib des Pferdes mit den Hinterbeinen. Nischentiefe 3 cm, Breite im Lichten 66 cm.

Unter dem Relief steht in eingetiefter quadratischer Fläche von 70 cm Breite und 27 cm Höhe die dreizeilige Inschrift, deren Buchstaben in den beiden ersten Zeilen 4 cm, in der letzten $3^1/_2$ cm hoch sind:

RECTVGNVS · MAGILONIS · F ·
SEGONTILIESES · EQVES · ALA
LONGINIANA//// AN · L · AER · XXII

Rectug(e)nus, Magilonis f(ilius), Segonti[n]e(n)s[i]s, eques ala Longiniana ann(orum) quinquaginta, aer(um) duorum et viginti.

Die Form des Namens *Rectugnus*, wie in Wirklichkeit auf dem Steine steht, beruht wahrscheinlich auf einem Irrthum des Steinmetzen, welcher *Rectugenus* hat schreiben wollen, wie der Name auf anderen spanischen Inschriften [1]) sich findet.

1) Vgl. C. I. L. II, 2403. 2907. 6294.

Auch der Name des Vaters unseres Reiters *Magilo* erscheint hier nicht zum ersten Male. Er ist schon aus mehreren spanischen Inschriften [1]) bekannt geworden.

Einige Schwierigkeit bereitet der Name des Ortes, woher der Verstorbene stammt. Auf der Inschrift heisst er *Segontilieses*, eine Namensform, welche aus mehr als einem Grunde Bedenken erregen muss. Ist schon die Endung es statt is offenbar durch ein Versehen des Steinmetzen entstanden, so zeigt die Auslassung des n vor ses, dass derselbe entweder seine Vorlage sehr nachlässig wiedergegeben oder nicht recht verstanden hat, wie er denn auch schon e im Namen des Verstorbenen ausgelassen hat. Angesichts dieser Fehler sind wir wohl auch berechtigt, Zweifel gegen die sonstige Richtigkeit der Namensform zu erheben, zumal dieselbe sich nicht anderweitig nachweisen lässt. Höchst wahrscheinlich war *Segontia* seine Heimath und demgemäss zu schreiben *Segontinensis*. Welche von den Städten dieses Namens jedoch gemeint ist (Plin. n. h. III, 3, 27), lässt sich nicht entscheiden. Für die im Gebiete der Arevaker gelegene Stadt Segontia spricht die Thatsache, dass gerade dort der Name *Rectugenus*, welchen der Verstorbene geführt hat, inschriftlich bezeugt ist.

Mit welcher Ungeschicktheit der Steinmetz überhaupt sein Handwerk ausgeübt hat, beweist der Umstand, dass auch die Angabe des Alters und der Dienstzeit des Verstorbenen ursprünglich falsch eingehauen war. Denn dieselbe ist jetzt auf einer vertieften Fläche eingetragen, welche dadurch entstanden ist, dass die ursprünglichen Schriftzüge gänzlich getilgt sind. Bemerkenswerth ist in der Angabe der seltene Ausdruck *aer(um)* für *stipendiorum*, wofür ich auf das in diesen Jahrbüchern Bd. LXXXVIII, S. 129 Gesagte verweise, und der späte erst mit 28 Jahren erfolgte Eintritt des Provinzialen ins römische Heer, welcher freilich nicht gerade vereinzelt da steht.

Ausser diesem Grabstein fand sich ein 36 cm langes und 28 cm tiefes Gurtstück eines Gesims, sowie das Bruchstück eines grösseren Denkmals aus Kalkstein, jetzt 46 cm hoch, 27 cm breit und 32 cm tief. An der rechten Seite und unten glatt behauen, stellt es die linke Hälfte des Oberkörpers einer weiblichen (?) Figur dar. Dieselbe ist bekleidet mit einem faltigen Gewande, dessen um

1) Vgl. C. I. L. II, 809. 865. 2633. 3051.

den Unterarm geschlungenen Zipfel sie in der mit einem Ringe am vierten Finger geschmückten Hand hält. Der Kopf der Figur fehlt. Auf der Brust erblickt man eine rosettenförmige Brosche, welche mit zwei concentrischen Ringen kleiner Buckeln und einem grossen Buckel in der Mitte geschmückt ist, und noch eine zweite kleinere Fibula; am Halse sind noch die Spuren einer Halskette sichtbar. Das Bruchstück ist, wie der Augenschein lehrt, ein Theil einer grösseren Gruppe.

36.

Ein Jupiter-Tempel aus Köln.

Im verflossenen Jahre wurden in der Nähe des Griechenmarktes zu Köln bei Umbauten in einer Tiefe von $2^1/_2$—3 Meter Fundamente eines römischen Gebäudes blosgelegt. Leider wurde denselben keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und als ich von ihrer Auffindung erfuhr, war es bereits zu spät, um ein genügendes Bild ihres Grundrisses zu erlangen. Nach den Aussagen der bei dem Neubau beschäftigten Arbeiter, auf deren Erinnerung ich somit allein angewiesen war, bildeten die aufgedeckten Mauerreste ein Quadrat von ungefähr 10 Meter Länge und etwas grösserer Breite, in dessen Innerem in einem Abstande von etwa 2 bis $2^1/_2$ Meter von den umfassenden Mauern parallel mit denselben eine ebenfalls ein Viereck bildende Mauer lief, deren Länge und Breite etwa $^2/_3$ der äussern Mauer betragen hätte. Weitere Aufschlüsse über Beschaffenheit des Mauerwerks, sowie sonstige Einrichtung der baulichen Anlage im Detail waren trotz mannigfacher Hin- und Herfragen nicht mehr zu erlangen. Legen diese Angaben es schon ziemlich nahe, in den aufgefundenen Gebäudetrümmern einen kleinen römischen Tempel, freilich von sehr einfacher architektonischer Gestaltung, zu sehen, so erhält diese Annahme vollends ihre Bestätigung durch die innerhalb der Mauerreste gemachten Funde. Als nämlich die das Innere füllenden Erd- und Schuttmassen weggeräumt wurden, kamen zunächst mehrere grössere und kleinere Stücke bearbeiteten Kalksteins zu Tage, darunter eines mit Buchstaben, deren bald darauf ausgeführte Zusammensetzung zeigte, dass man ein römisches Denkmal vor sich hatte. Es ist eine vierseitige Votivara aus Jurakalk von 86 cm Höhe, 40 cm Breite und 23 cm Dicke, welche aus einem an drei Seiten — die Rückseite ist beschädigt — um 8 cm hervor-

tretenden in mehrfachen Stufen abgesetzten Sockel von 17 cm Höhe emporsteigt. Oben ist dieselbe mit einem Gesims versehen, welches sich in ähnlicher Weise wie der Sockel abgestuft erweitert bis zu einer Breite von 53 cm. Ueber dem Gesims zieht sich eine stark zerstörte Bekrönung mit Schneckenrollen an beiden Seiten hin, von denen die linksseitige vom Beschauer allein erhalten ist.

Auf dem oberen Theil der Vorderfläche der Ara steht in 7 cm hohen eleganten Buchstaben die Inschrift:

I O M

eingehauen, also *J(ovi) o(ptimo) m(aximo)*.

Auf dem unterhalb der Inschrift frei gebliebenen Raum befindet sich ein Rad mit acht Speichen von 14 cm Durchmesser in Hochrelief dargestellt, was unserem Altar ein besonderes Interesse verleiht. Denn Denkmäler, auf denen ein solches Rad mit wechselnder Zahl der Speichen bald allein bald neben einem Blitze oder wie hier neben einer Juppiterinschrift dargestellt ist, sind meines Wissens am Rhein bislang sehr selten, häufiger dagegen in Frankreich und England, wo ihrer Héron de Villefosse[1]) eine ganze Anzahl nachgewiesen hat. Wir haben es also hier mit einem Denkmal des keltischen „Gottes mit dem Rade" zu thun, welchen man in römischer Zeit mit dem Juppiter identificirt hat. Mit diesem Attribute versehen findet sich derselbe nicht blos allein, sondern auch im Vereine mit anderen römischen Gottheiten[2]) auf Denkmälern dargestellt. Leider ist sein eigentlicher Name bis jetzt noch nicht bekannt geworden.

In der Nähe dieses Altares lag die Figur eines sitzenden Juppiter. Dieselbe ist aus Kalkstein gearbeitet und hat jetzt, wo der Kopf fehlt, eine Höhe von $91^1/_2$ cm einschliesslich der Basis, welche 9 cm hoch ist; sie war daher höchst wahrscheinlich für eine erhöhte Aufstellung bestimmt. Wie bei der grossen Mehrzahl der rheinischen Juppiterstatuen sitzt der Gott, dessen Kopf, wie schon bemerkt, und beide Arme abgebrochen sind, auf einem hinten 49 cm breiten Sessel, welcher bis zur Lehne 46 cm hoch und 25 cm tief ist. Der Sessel, dessen glatte Rückwand zeigt, dass die Statue

1) Revue archéol., Nouv. Série, t. XLI p. 1 ff.
2) Vgl. Hettner, Westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst III S. 27 ff.

nicht frei stand, sondern blos von vorne sich dem Beschauenden präsentiren sollte, ist sehr einfach gehalten und nur an den beiden Seiten weist er eine Drapirung mit Tüchern auf, ähnlich wie die Trierer Statuette[1]). Der Gott, welcher in Vorderansicht dargestellt ist, ist bekleidet mit einem Himation, welches mit einem Zipfel über die linke Schulter vorne geworfen, den Rücken bedeckt und in künstlichem Faltenwurf den Unterkörper bis auf die Füsse so einhüllt, dass die Beine aus ihnen sehr deutlich hervortreten. Von diesen ist das linke etwas vorgestreckt, während das rechte zurückgezogen ist, gerade wie bei der Kölner Statuette[2]) und abweichend von den durch Duncker beschriebenen Igstädter und Trierer[3]) Juppiterfiguren, bei denen die Beine des Gottes in einer Linie stehen. Der Körper mit seiner breitgeformten kräftigen Brust und seiner starken Muskulatur verleiht der ganzen Figur das Aussehen eines in der Blüthe der Jahre stehenden Mannes. Damit stimmt es sehr wohl überein, dass seine Breite an den Hüften 24 cm und an den Schultern 42 cm beträgt. Wenngleich beide Arme jetzt unmittelbar unterhalb der Schultern abgebrochen sind, so lässt sich dennoch aus den Ueberresten einigermassen ihre Haltung feststellen. Der linke Arm war erhoben und etwas seitlich ausgestreckt; er hatte wahrscheinlich den nebenstehenden Scepter erfasst, für den sich jedoch nicht, wie dies bei der Trierer, der Kölner und einer bis jetzt noch nicht bekannt gemachten Bonner Figur der Fall ist, in der Basis neben dem Fuss ein Einsatzloch angebracht findet. Nach der Richtung des vorhandenen Armstumpfes zu schliessen, scheint der rechte Oberarm gesenkt gewesen zu sein und ziemlich nahe am Körper angelegen zu haben. Dagegen ist es schwer, über die Haltung der rechten Hand eine Entscheidung zu treffen; auf dem Schenkel wenigstens hat sie nicht geruht, wie dies bei den vielen rheinischen Juppiterbildern der Fall ist, weil sonst Spuren von ihr an jener Stelle noch vorhanden sein müssten. Als Attribut mag sie den Blitz getragen haben, der ja selten fehlt, wiewohl andere Beigaben nicht ausgeschlossen sind.

Beim Fortgange der Arbeiten kam endlich einige Zeit nach-

---

1) Annalen des Vereins f. Nassauische Alterthumskunde und Gesch. XV S. 2 ff. Taf. I Fig. 2.

2) Düntzer, Verzeichniss des Museums Wallraf-Richartz n. 119.

3) Nass. Ann. a. a. O. Taf. I Fig. 1 u. 2.

her auf derselben Baustelle ein zweiter Altar des Juppiter zum Vorschein. Derselbe besteht ebenfalls aus Kalkstein und ist 54 cm hoch, am Fusse und Sims 33 cm breit und 17 cm tief, in der Mitte 30 cm breit und 14 cm tief. Gesims und Sockel sind sehr einfach gehalten. Ueber dem Gesims erhebt sich eine Bedachung mit einer theilweise abgestossenen Giebelspitze, welche auf beiden Seiten in Schneckenrollen ausläuft. In der Mitte der Bedachung liegt ein Kranz. Auf den beiden Seitenflächen ist ein Lorbeerbaum in Flachrelief dargestellt. Auf der 40 cm hohen Vorderseite ist die folgende Inschrift mit ziemlich tiefen Buchstabenzügen eingehauen:

I · O · M
TIB · CLAV
IVSTVS

J(ovi) o(ptimo) m(aximo) Tib(erius) Clau(dius) Justus.

Die Schriftzüge, welche in der ersten Zeile 6, in den beiden anderen 5 cm hoch sind, sind keineswegs schön und stechen sehr von der Eleganz der Buchstaben des ersten Juppiteraltars ab. Ueberhaupt scheint diese Inschrift einer späteren Zeit anzugehören, wahrscheinlich dem 3. Jahrhundert n. Chr., während der Schriftcharakter des ersten Altars auf die Mitte des zweiten Jahrhunderts hinweist.

Im Einzelnen ist noch zu bemerken, dass L in der zweiten Zeile etwas Ueberlänge hat und dass der Vorderschenkel des folgenden A mit Rücksicht auf die Knappheit des Raumes in L hineingerückt ist. Aus demselben Grunde wird auch die starke Abkürzung des Geschlechtsnamens zu erklären sein.

37.

Ein Kölner Grabstein eines Veteranen der zwanzigsten Legion.

An der Aachener Strasse zu Köln ist in der Nähe des Grundstückes, auf welchem die vier von M. Ihm[1] kürzlich veröffentlichten Grabdenkmäler des Kölner Museums Wallraf-Richartz bei Erdarbeiten ausgegraben worden sind, neuerdings ein Sepulcralstein eines Veteranen zum Vorschein gekommen. Der Stein, dessen Material wie bei den meisten Monumenten aus römischer Zeit am

1) Correspondenzblatt der Westd. Zeitschrift Jahrg. X, 1891, S. 109 ff.

Rheine, aus Kalkstein besteht, ist 2,42 m hoch, 60 cm breit und 34 cm dick. Oben befindet sich ein mit Leistenrändern umgebenes und mit einer einfachen Rosette verziertes Giebelfeld, dessen beide Seiten durch je drei schneckenförmig gewundene Stirnziegel bekrönt werden. Darunter ist in dem leicht vertieften von 5 cm breiten Leisten umränderten Inschriftfelde, welches 55 cm Höhe und 49 cm Breite aufweist, die nachstehende Inschrift eingehauen:

L v M E T I L I O
P v F v F A B V E T E R
L E G v XX v S E X v
M A R C I A N V S
5 T v F v L E M v H E R E S
F A C I E N D V M
C V R A V I T

Die Höhe der Buchstaben, welche sehr schön und schlank sind, nimmt allmählich ab. In Z. 1 und 2 sind sie 7 cm hoch mit Ausnahme der beiden letzten Buchstaben ER der zweiten Zeile, welche kleiner gebildet und blos 5 cm hoch sind; in Z. 3—5 sind sie 6 cm und Z. 6 $5^1/_2$ cm hoch. Für die letzte Zeile lässt sich keine bestimmte Höhenangabe machen, weil die Basen sämmtlicher Buchstaben in ihr zerstört sind. Am breitesten sind die Buchstaben der beiden ersten Zeilen.

Die Lesung bietet keine Schwierigkeiten, da der Stein mit Ausnahme des Anfanges der vierten Zeile gut erhalten ist. Denn dort ist die zweite Hälfte des M sowie R zum Theil jetzt verstümmelt, aber doch noch so deutlich erkennbar, dass über den Namen, der dort gestanden hat, kein Zweifel entstehen kann.

Die Inschrift ist also zu lesen und zu erklären:

L(ucio) Metilio, P(ublii) f(ilio), Fab(ia tribu) veter(ano) leg(ionis) vicesimae, Sex(tus) Marcianus, T(iti) f(ilius), Lem(onia tribu), heres faciendum curavit.

L. Metilius, dem der Grabstein von seinem Erben Sex. Marcianus gesetzt worden ist, war Veteran der zwanzigsten Legion. Diese Legion ist nach der Varianischen Niederlage aus Illyrien an den Niederrhein gekommen, wo sie mehrfache Spuren ihrer Anwesenheit auf Inschriften [1]) hinterlassen hat. In Köln selbst, dem Fundorte unseres

1) Vgl. C. I. Rhen. 88. 128g. 268. 2028.

Grabsteines, sind ausser diesem noch drei Denkmäler von ihr, sämmtlich sepulcralen Charakters, gefunden worden, von denen jedoch zwei [1]) verloren gegangen sind, das dritte [2]) im hiesigen Provinzialmuseum aufbewahrt wird. Im Jahre 62 n. Chr. wird sie uns zuerst gelegentlich der Expedition des Suetonius Paullinus gegen Mona [3]) als ein Bestandtheil des britannischen Heeres genannt, welchem sie ununterbrochen bis in die späteren Zeiten der Römerherrschaft angehört hat. Sie wird demgemäss unter der Regierung des Claudius nach Britannien versetzt worden sein. Da es nicht wohl glaublich ist, dass Metilius mit der Legion dorthin gezogen und von da erst als Veteran nach Köln zurückgekehrt sei, so wird seine Entlassung kurz vor die Zeit fallen, wo die Legion das niederrheinische Germanien verlassen hat. Unsere Inschrift wird daher in die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. zu setzen sein; eine genauere Zeitbestimmung derselben lässt sich freilich nicht gewinnen.

Die Legion entbehrt hier, wie auf den übrigen in Köln zu Tage geförderten inschriftlichen Denkmälern [4]) von ihr der beiden Beinamen *Valeria Victrix*. Es ist dies constante Fehlen derselben auf den Kölner Monumenten um so beachtenswerther, als es durch andere Inschriften [5]) feststeht, dass die Legion diese Namen, welche ihr wegen der illyrischen Siege unter Valerius Messalinus [6]) verliehen worden zu sein scheinen, bereits bei ihrem Aufenthalt in Nieder-Germanien geführt hat.

38.

Ein römisches Denkmal aus Andernach.

Zu Andernach wurde auf dem Martinsberg vor einigen Jahren ein fränkisches Grab aufgedeckt. Dasselbe bestand aus einem Sarg aus Tuffstein, in welchem ein Skelett sich befand. Ob und mit welchen Beigaben der Todte der Erde übergeben war, ist nicht

1) C. I. Rhen. 377. 378.
2) Düntzer, Bonn. Jahrb. LXII, S. 59 ff.
3) Vgl. Tac. ann. XIV, 34. 37. Huebner, Hermes XVI, S. 537.
4) Vgl. S. 199 Anm. 1.
5) C. I. Rhen. 128 g. 2028.
6) Vgl. Grotefend in Pauly's Realencyclopaedie VI, S. 897.

mehr zu ermitteln gewesen. Auf der Steinkiste lag ein Deckel, welcher in zwei Hälften gebrochen und in das Innere derselben gestürzt war. Als die Stücke aus der Grube herausgehoben waren, zeigte es sich, dass sie einem römischen Monumente angehörten. Zusammengesetzt hat dasselbe eine Höhe von 2 m, eine Breite von 62 cm und eine Tiefe von 26 cm. Auf dem oberen Theile der Vorderfläche, in einer breiten und flachen, oben rund abgeschlossenen Nische, die sehr roh gearbeitete 68 cm hohe Relieffigur einer in Vorderansicht stehenden Frau, die mit einem bis über die Kniee herabfallenden Gewande bekleidet ist, an dessen Halsausschnitt ein Wulst noch schwach zu erkennen ist, und dessen Faltenwurf durch einfache senkrechte Linien im Steine in äusserst primitiver Weise bezeichnet ist. Das Gesicht sowie überhaupt der ganze Kopf ist stark verwittert. In den Händen, welche sie vor sich hinhält, trägt sie einen Vogel, der sich jedoch nicht näher bestimmen lässt.

Unter dem Bilde steht durch eine oben 9 cm, auf den Seiten 7 cm breite einfache Leistenumrahmung eingeschlosssen in einem 39 cm hohen und 47 cm breiten leicht vertieften Felde die Inschrift, welche wegen der starken Verwitterung des Steines ganz zu entziffern mir bis jetzt nicht gelungen ist. Sie lautet nach meiner Abschrift [1]:

DIR.... \AIC
Γ'VSVALENTI
NVS ....
CAF.... VΓIΛ
VΛLENΓINA

Vorab ist noch zu bemerken, dass die Schriftzüge, deren Höhe in allen Zeilen 6 cm beträgt, nicht überall gleichmässig tief eingehauen sind. Daran mag der Umstand schuld sein, dass die allenthalben den Tuff durchsetzenden kleinen Steinstücke dem Steinmetzen grosse Schwierigkeiten bereitet haben, so dass manche Buchstaben von vornherein nur schwach und undeutlich zum Vorschein gekommen sind.

Z. 1. Von dieser Zeile sind nur die beiden ersten und die

1) Meine mehrmaligen Versuche, einen Papierabdruck zu machen, sind bei der Beschaffenheit der Inschriftfläche sämmtlich resultatlos geblieben.

drei letzten Zeichen sicher erkennbar, da in der Mitte des Steines jede Spur von Schrift getilgt ist. Ob der dritte Buchstabe B oder R ist, lässt sich mit Bestimmtheit nicht entscheiden, so gerne man auch gerade hier eine Sicherheit der Lesung wünschen müsste, indem dadurch näher festgestellt werden könnte, ob dem Monumente ein religiöser oder sepulcraler Charakter innewohnt. Nach mehrmaliger Betrachtung der Stelle neige ich freilich zu der Annahme eines R hin. Trifft sie das Richtige, so liesse sich mit Berücksichtigung des freien Raumes von etwa vier Buchstaben an die Ergänzung DIRonae denken. Alsdann erhält das Monument eine erhöhte Bedeutung, weil unter der nicht sehr grossen Zahl von Votivdenkmälern dieser Gottheit das einzige mit einer vollständig erhaltenen bildlichen Darstellung bei der Belagerung von Strassburg im Jahre 1870 zerstört worden ist. — Bei den beiden letzten Buchstaben dieser Zeile ist der Horizontalstrich des L sowie der mittlere Querstrich des E nicht mehr zu sehen.

Z. 2 ist von dem ersten Zeichen blos ein Vertikalstrich nebst dem Ansatz eines Horizontalstriches am Kopfe vorhanden: es kann wohl nur R sein. Das zweite Zeichen war I, so dass das ganze Wort *Valerius* gelautet hat. Die drei auf das zweite V folgenden Buchstaben ALE schimmern nur noch schwach durch. Ueber die Lesung des ganzen Wortes *Valentinus* kann jedoch kein Zweifel obwalten.

Z. 3 ist der Rest der Zeile vollends unleserlich geworden.

Z. 4 sind die Anfangsbuchstaben sicher CA, dann folgte ein Zeichen, welches mit einem Vertikalstriche beginnt und ebensowohl E als F gewesen sein kann. Ob und wie die Buchstaben zusammen gehören, vermag ich nicht zu entscheiden. Die Mitte der Zeile ist völlig erloschen. Von den den Schluss der Zeile bildenden vier Zeichen sind nur die beiden letzten mit Gewissheit als IA zu erkennen, die beiden vorhergehenden scheinen VS zu sein.

Z. 5 bildet ein einziges Wort *Valentina*, in welchem jedoch das zweite N fast ganz verwischt ist.

Demnach dürfte vielleicht folgende Deutung der Inschrift vorzuschlagen sein:

Dir[onae] Vale[ri]us Valentinus . . . . *ca* . . . . . . *[us?]ia Valentina.*

39.

Römisch-Christliche Inschrift aus Remagen.

Bei dem Bau eines Kellers, welchen der Weinhändler Orth zu Remagen an der Fürstenbergstrasse anlegen lässt, stiess man im Mai d. J. in einer Tiefe von circa 3 Meter auf einen Begräbnissplatz aus christlicher Zeit. Es wurde eine ganze Reihe von Steinsärgen mit Skeletten gefunden, welche jedoch sämmtlich der sonst üblichen Beigaben entbehrten. Alle Särge sind aus Tuffstein hergestellt; die meisten waren wegen der schlechten Beschaffenheit des Materials durch den Druck der auf ihnen ruhenden Erdmassen in mehrere Stücke gebrochen. Deckel fanden sich nur selten auf ihnen und die vorhandenen bestanden ebenfalls durchweg aus Tuffstein. Einzelne der Gräber waren aus römischen Ziegelsteinen gemauert, aber auch diese mit grossen Platten aus Tuffstein bedeckt. Eine Deckplatte jedoch, welche 1,63 m lang, 68 cm hoch und 21 cm dick war, bestand aus Trachyt, wie ihn der Stenzelberg des benachbarten Siebengebirges liefert. Sie war durch die Gewalt der von dem nahen Bergabhange herabgeschwämmten Erdmassen von dem Sarge herabgedrückt und auf die Seite gelegt. Durch die Umsicht und das lebhafte Interesse des leitenden Baumeisters Herrn P. Vosen wurde dieselbe mit Sorgfalt aus der Baugrube gehoben und gelangte durch die freundliche Vermittelung des Herrn H. Reuleaux in Remagen in das hiesige Provinzialmuseum. Nachdem dieselbe einer gründlichen Reinigung unterzogen worden war, ergab sich das Vorhandensein einer neunzeiligen Inschrift, deren Buchstaben ziemlich flach eingehauen sind. Sie lautet nach meiner Abschrift:

HIC IACET METERIOLAMIHIDVL
CISSIMA CONIVX QVI MECVM
LABORABIT MVLTIS ET PL RIBVS A
NNIS QVE MIhI FVIT ANNVS XXIII
5 CONIVX ET ANNVS VIII ET MESES
SEPTE ET DIES XVIII SOROR IN DOMIN
ODO NOSRO hSV XPO QVI MIhI T A N ////
TIA BEATOS TENDERE VIAS SVAS QAS
EGO SEQERE POSSEM

Da die Platte, abgesehen von einigen Abschürfungen, wodurch einzelne Buchstaben etwas verwischt sind, im Allgemeinen ziemlich gut erhalten ist, so können über die Lesung keine Zweifel sich erheben. Nur der Schluss der siebenten Zeile macht einige Schwierigkeiten, weil der Stein an dieser Stelle beschädigt ist und die Buchstaben unkenntlich geworden sind. Die ersten Zeichen des letzten Wortes sind TA, dann folgt ein Buchstabe, welcher nicht mit Sicherheit bestimmt werden kann. Es scheint jedoch eher N als R zu sein. Dann hat es den Anschein, als ob noch ein paar Buchstaben da gestanden hätten. In Wirklichkeit fehlt jedoch nichts und das Wort in Verbindung mit der Silbe TI der folgenden Zeile lautet TANTI.

Demnach lesen wir die ganze Inschrift folgendermassen:

Hic iacet Meteriola mihi dulcissima coniux, qui mecum laborabit multis et pl[u]ribus annis, qu(a)e mihi fuit annus viginti tres coniux, et annus octo et me(n)ses septe(m) et dies decem et octo soror in domino nos[t]ro Jesu Christo qui mihi tanti (h)abeat ostendere vias suas, q(u)as ego seq(u)ere possem.

Die Inschrift verdient aus mehr als einem Grunde eine Beachtung. Obgleich die Härte des Materials und die vielen in demselben befindlichen Krystalle dem Meissel des Steinmetzen nicht selten grossen Widerstand entgegengesetzt haben, zeigen die Buchstaben doch noch im Ganzen den antiken Charakter und nur Einzelnes mahnt an den Verfall wie das flache C und G, F mit emporgerichtetem oberen Querstrich und die unciale Form des H mit abgerundeter zweiter Hasta in Z. 4 und 6, neben der übrigens auch noch die antike in Z. 1 sich findet.

In sprachlicher Beziehung ist sie namentlich interessant, weil sie manche der späteren Zeit angehörende vulgäre Sprach- und Schreibformen aufweist. Von Vulgärformen erscheinen in ihr neben *annus* = *annos* die Formen *meses* und *septe* statt *menses* und *septem*, wofür die Belege im Vulgärlatein nicht fehlen. Die Orthographie *qas* statt *quas* Z. 8 und *seqere* Z. 9 ohne u ist ja schon aus älteren Zeiten [1] bekannt. Zu beachten ist ferner *laborabit* Z. 3 = *laboravit* und das öfter vorkommende *qui* Z. 2 statt *quae*. Dagegen sind *plribus* Z. 3 statt *pluribus* und *nosro* Z. 7 statt *nostro* jeden-

1) Vgl. Velius Longus bei Keil. Gramm. lat. t. VII, p. 53, 20.

falls als Irrthümer zu betrachten, welche durch Unachtsamkeit des Steinmetzen entstanden sind.

Der Name *Meteriola* kommt, so viel ich das einschlägige Material überschaue, hier zum ersten Male vor, er lehnt sich mit seiner Bildung an *Meterius* an, wie ein Mann bei Ammianus (XXVIII, 6, 26) genannt wird.

Der Sinn des Ganzen ist klar und bedarf keiner näheren Erklärung.

Für die Zeitbestimmung unserer Grabschrift bietet ausser dem oben über den Charakter der Schrift Bemerkten nur die Eingangsformel *hic iacet*[1]) einigermassen einen Anhalt. Mit Rücksicht darauf und auf den noch echt römischen Namen der Verstorbenen scheint unsere Inschrift etwa der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts n. Chr. anzugehören, wofür auch die in den meisten der Gräber beobachtete Bestattungsweise spricht.

40.

Fränkische Gräber von Gondorf a. d. Mosel.

In den Jahren 1882 und 1883 hat der Antiquitätenhändler Joseph Graef zu Andernach in der Nähe des Bahnhofes von Cobern auf den dort an der von Gondorf nach Cobern führenden Strasse gelegenen Feldern Ausgrabungen veranstaltet und dabei eine beträchtliche Anzahl von Gräbern geöffnet. Von zwei der werthvollsten Grabstätten ist es dem hiesigen Provinzial-Museum gelungen, den Inhalt zu erwerben. Derselbe setzte sich nach den Aussagen des Graef, auf dessen übrigens glaubwürdigen Bericht wir allein angewiesen sind, aus folgenden Beigaben zusammen.

Das erste Grab war ein Plattengrab, gebildet aus römischen Dachziegelplatten mit hohem Rande auf den beiden Langseiten, welche senkrecht neben einander gestellt waren. Ihre durchschnittliche Länge beträgt 44 cm und ihre Breite 34 cm; eine jedoch ist blos 41 cm lang; eine andere fragmentirte jetzt blos 29 cm lang. Ob sie in diesem fragmentirten Zustande zur Herstellung der Grabstätte verwendet oder ob sie bei der Eröffnung derselben erst zerstört worden ist, war nicht mehr zu ermitteln. Interessant ist dabei die Thatsache, dass fünf der Platten mit Stempeln versehen

1) Vgl. Le Blant, Inscriptions chrét. de la Gaule t. I préf. p. XII.

sind, welche uns sämmtlich meines Wissens bis dahin unbekannte Namen von Ziegelfabrikanten [1]) liefern. Zwei tragen den vertieft eingedrückten Namen AMANTIOLVS, die dritte den Namen CONCORDIVS in rückwärts laufender Schrift, die vierte, die blos die Buchstaben CON aufweist, scheint unvollständig ausgeprägt zu sein und von demselben Fabrikanten wie die dritte herzustammen. Endlich auf der fünften Platte liest man den Namen MAVRICI.

In dem so gebildeten Grabe, welches von Westen nach Osten gerichtet war, war ein Leichnam bestattet. Da derselbe nicht mehr ganz in seiner ursprünglichen Lage sich befand, so scheint das Grab in älterer Zeit schon einmal durchwühlt worden zu sein, wobei es wohl nur dem Zufall verdankt wird, dass nicht alle Beigaben des Todten dem Berauber in die Hände gefallen sind. Von dem Skelette [2]) selbst, dessen einzelne Körpertheile sich in sehr morschem Zustande befanden und bei dem Versuche sie zu heben, auseinander fielen, konnte nur der Kopf gehoben werden. Dieser lag halb auf dem Bruchstück einer römischen jetzt 16 cm langen Ziegelplatte, in deren Mitte ein einfaches Kreuz eingeritzt ist. Schädel und Stirn waren allenthalben mit Resten feiner Goldfäden bedeckt, wahrscheinlich den Ueberresten jener kostbaren mit Goldfäden durchwirkten Stirnbinden [3]), welche das Haar der Frauen schmückten.

Weist dies unverkennbar auf ein Frauengrab hin, so wird dies durch den übrigen Inhalt vollauf bestätigt. Denn unterhalb des Kopfes etwas seitwärts fand sich eine Kette von 100 Perlen aus Thon und Bernstein in verschiedener Gestaltung, Färbung und Grösse, welche jedenfalls als Halsschmuck gedient haben.

In der Nähe der Perlen wurde dann, ohne dass jedoch die ursprüngliche Lage im Grabe festgestellt werden konnte, ein cylindrischer Behälter aus dünnem Bronzeblech in der Gestalt, wie das bei Lindenschmit a. a. O. I, S. 472, Fig. 456 a abgebildete Büchschen [4]) von Erz aus einem Grabe bei Dietersheim in Rheinhessen,

---

1) Die Inschriften sind von mir bereits in anderem Zusammenhange in diesen Jahrbüchern Bd. LXXXVIII, S. 112 veröffentlicht worden.

2) Eine Messung der Körpergrösse ist bei diesem ebenso wie bei dem im zweiten Grabe bestatteten leider unterlassen worden.

3) Vgl. Lindenschmit, Handb. der deutschen Alterthumskunde I, S. 383 ff.

4) Ein anderes Exemplar aus Andernach ist abgebildet von Koenen, Bonn. Jahrb. LXXXVI, Taf. XIII, Fig. 21.

jedoch mit dem Unterschiede, dass der unserige einer Vorrichtung zum Anhängen entbehrt. Seine Länge beträgt 2 cm. Boden und Deckel fehlen, aber von dem letzteren ist noch der Rest des Randes an der Wandung angerostet. Ueber die Bestimmung dieser Büchschen ist es schwer, ein Urtheil zu fällen, weil nur bei sehr wenigen bis jetzt der Inhalt einer Beachtung gewürdigt worden ist. Das unserige war mit Erde gefüllt, deren Untersuchung nichts hinsichtlich des früheren Inhaltes ergab. Jedenfalls ist ihr Gebrauch zur Aufbewahrung von Wohlgerüchen[1]) wahrscheinlicher als zur Bergung von Nähutensilien, wie Roach Smith vermuthet hat.

Die interessanteste Beigabe der Leiche, welche das Grab enthielt, war eine scheibenförmige Gewandnadel, welche auf der Mitte der Brust lag, in quadratischer Form mit vier angesetzten Halbkreisen. Sie besteht aus einer Unterlagsplatte aus etwa 1 mm starkem Bronzeblech, auf das ringsum ein jetzt fehlender 8 mm hoher Rand aus Bronzeblech aufgestellt war. Der so entstehende Behälter, welcher von der Grundlage aus sich leicht konisch verjüngt, ist mit einer wachsartigen Masse ausgefüllt und darauf die sehr dünne Schmuckplatte aus Gold gelegt, welche mit sieben Nägelchen auf die Bronzeplatte befestigt ist. Die Köpfchen der Nägel, welche noch sämmtlich erhalten sind, sind halbkugelig. Die Goldplatte, welche einen Durchmesser von 7,2 cm gegenüber der Unterlagsplatte von 7,5 cm Durchmesser hat, ist reich ornamentirt und von einem gewundenen starken Golddraht umzogen. In der Mitte befindet sich in breiter Goldfassung eine erhöhte kreisrunde Goldscheibe von $3^1/_2$ cm Durchmesser, deren oberer und unterer Rand mit gewundenen Goldfäden umzogen sind. Die Mitte dieses Mittelstückes nimmt ein erhaben gefasster Stein ein mit der vertieft geschnittenen Figur eines stehenden nackten nur mit dem Helm bekleideten Kriegers, von dessen linkem Arm das Gewand herab hängt, während die rechte Hand das Schwert trägt; ihn umsäumten ehemals sechs rund geschliffene Steine, wie die jetzt nur noch vorhandenen runden theilweise zerdrückten Käpselchen beweisen. Um das Ganze zieht sich dann ein Kranz von ring- und bogenförmigen Filigranfäden, zwischen denen abwechselnd in runden, drei- und viereckigen Goldfassungen blaue

1) Solche sind wenigstens in einem goldenen Büchschen, welches einem Grabe des alemannischen Friedhofes von Horburg im Elsass entstammt, nachgewiesen. Vgl. Herrenschneider, Argentovaria Horburg. Heft I S. 25 ff.

und weisse Glasflüsse, erstere rund geschliffen, letztere flach stehen. Die vier Ecken des Quadrats sind mit quadratischen Smaragden besetzt, während in den Halbkreisen runde Kapseln mit blauen halbkugelig geschliffenen Glasflüssen sich befinden, von denen jedoch blos zwei erhalten geblieben sind. Vor jeder derselben eine dreieckige Kapsel mit flachen weissen Glasflüssen. Der frei gebliebene Zwischenraum des Goldgrundes ist mit aufgelöthetem reichen Filigrangeschlinge in überaus wirksamer Weise ausgefüllt, so dass das Ganze noch jetzt trotz einzelner fehlender Steine und der Beschädigungen, welche es an den einzelnen Stellen hat, einen überaus prächtigen Eindruck auf den Beschauer macht.

Es erübrigt noch zu bemerken, dass die auf der Rückseite der Bronzeunterlage angebrachte Nadel sich in einem einfachen Scharniere bewegt und durch einen vorspringenden Steg festgehalten wird. Sie ist von Eisen, Steg und Scharnier von Bronze. Ausserdem aber war die Rückseite noch mit einem am Scharnier befestigten Bronzekettchen versehen, welches wohl zur grösseren Sicherheit beim Tragen hat dienen sollen.

Endlich trug die Leiche noch einen Fingerring aus Gold. Derselbe besteht aus einem glatten runden Stabe von 1 mm Dicke und hat einen Durchmesser von 22 mm. Derselbe trägt oben eine Platte, auf welcher in stark heraustretender Einfassung ein ovaler Amethyst ruht und an deren beiden Seiten je drei kleine Kugeln oder Perlen aus Gold angebracht sind. Der Umstand, dass der Amethyst der Länge nach durchbohrt ist, legt die Vermuthung nahe, dass der Stein ursprünglich in einer Kette seine Verwendung gefunden hatte und erst nachträglich zu dem Schmuck des Ringes benutzt worden ist.

Bei dem Reichthum des Grabinventares an Schmuckgegenständen muss es uns geradezu Wunder nehmen, dass sich in demselben weder Ohrringe noch Armbänder noch sonstige in besser ausgestatteten fränkischen Gräbern vorkommende Gegenstände gefunden haben. Diese Thatsache in Verbindung mit demjenigen, was oben über die Lage des Skelettes bemerkt worden ist, gibt unserer dort ausgesprochenen Vermuthung, dass das Grab schon in früherer Zeit einer Durchsuchung unterzogen worden ist, eine neue Stütze.

Neben dem Grabe unmittelbar, so dass die Zugehörigkeit zu demselben höchst wahrscheinlich ist, lag das Bruchstück einer 9 cm

dicken Platte aus Kalkstein, welche auf beiden Seiten und unten unvollständig jetzt 23 cm hoch und 11 bis $11^1/_2$ cm breit ist; sie scheint als Deckplatte für das Plattengrab mit einem ebenfalls in ihrer Nähe zu Tage geförderten Bruchstück einer grünlichen Marmorplatte von 38 cm Breite und 20 cm Höhe und $1^1/_2$ cm Dicke verwendet worden zu sein. Auf der Vorderseite der ersteren sind die Reste einer Inschrift erhalten, welche nach dem Charakter der Schriftzüge, welche durchweg $2^1/_2$ cm hoch sind, keineswegs auf die in diesem Grabe Beigesetzte Bezug gehabt haben kann, sondern einer älteren Zeit zugewiesen werden muss. Sie lautet nach meiner Abschrift:

ᒥISAB
/ICIRA
\ARI
ORIN
QCS

Zu bemerken ist noch, dass die einzelnen Zeilen oben und unten von Linien eingefasst sind. Auf eine Deutung des Wortlautes müssen wir leider bei der Geringfügigkeit des Erhaltenen Verzicht leisten. Ich bemerke nur noch, dass der erste Buchstabe Z. 1 eher F als S ist. Z. 3 ist der erste Buchstabe M gewesen.

Nicht minder reich an Beigaben war das zweite Grab. Auch dieses Grab war theils aus grossen Sandsteinplatten, theils aus römischen Leistenziegeln von verschiedener Grösse gebildet, von denen eine den Stempel TVINCINTIVS [1]) trägt. Am Kopfende des Grabes stand eine $22^1/_2$ cm lange und breite, 4 cm dicke Ziegelplatte, in deren Mitte der Stempel IXPI quer eingedrückt ist, dessen Anfangsbuchstaben stark verwischt sind.

Die Inhaberin dieses Grabes war ebenfalls eine Frau, wie sich dies aus ihren Beigaben ergibt. Ohrringe sind zwar nach der Aussage des Graef, an der zu zweifeln kein Grund vorliegt, auch bei diesem Skelette keine gefunden worden. Dafür hatte es ebenfalls auf der Brust eine prachtvolle goldene scheibenförmige Gewandnadel, welche eine ähnliche Grundform wie die beim ersten Grab beschriebene aufweist. Sie ist jedoch etwas kleiner; denn ihr Durchmesser beträgt bloss 6 cm. Die Fibula hat die Form eines

1) Vgl. Bonn. Jahrb. LXXXVIII S. 112 n. 10.

Viereckes, aus dessen Rahmen acht theils runde, theils ovale kapselartige Fassungen mit Steinen vorspringen, welche so geordnet sind, dass die ovalen Fassungen ein Kreuz, und die runden ein über Diagonale gestelltes Kreuz zwischen jenen bilden. In den länglichen Kapseln sind jedes Mal sich gegenüber stehend je zwei bräunliche und je zwei opalfarbige mandelförmige Glasflüsse angebracht, in den runden eine opake, weisse, zum Theil stark beschädigte Emailfüllung. Den Kern des Ganzen bildet die quadratische Goldfläche mit einem runden, flachrund geschliffenen, in breiter Goldfassung ruhenden braunen Glasfluss in der Mitte, welchen acht zu je zwei gepaarte kleine kreisrunde Kapseln umgeben, in denen kleine Steine oder Emailfüllung sich befanden. Die vier Ecken des Quadrats sind mit viereckigen grünen Glasflüssen besetzt. Zwischen ihnen stehen auf jeder Seite zwei halbkugelig geschliffene blaue Steine, während dreieckig gefasste kleine Almandinen, ein Kreuz bildend, dazwischen treten. Die ganze Fläche des Grundes, soweit sie nicht mit Steinen besetzt ist, ist in unregelmässiger Anordnung mit kleinen Kreisen aus eingekerbtem Golddrahte übersäet. Im Ganzen und Grossen zeigen die Verzierungen dieser und der im ersten Grabe gefundenen Fibula eine typische Aehnlichkeit mit anderen Schmuckstücken dieser Art, so dass man sieht, dass sie der fränkischen Kunst[1] überhaupt eigen waren.

Auch bei dieser Fibula bildet eine starke Bronzeplatte von 1 mm Stärke die Unterlage, auf der sich der 8 mm hohe Körper des Schmuckstücks erhebt. Die Randumfassung, welche oben und unten von einem kräftigen cordirten Goldfaden umzogen wird, ist nicht, wie bei der vorhin beschriebenen Gewandspange, von Bronze sondern von Goldblech, was die Wirkung des Stückes besonders erhöht.

An der Rückseite der Bronzeplatte ist die in einem Scharnier sich bewegende Heftnadel aus Eisen noch wohl erhalten. Zur Seite derselben hängt in einer auf der Platte angebrachten Oese ein Ring aus dünnem Bronzedraht von $1\frac{1}{2}$ cm Durchmesser. Vielleicht hatte er die Bestimmung, das Tragen des Zierstückes an einem Bande zu ermöglichen.

Ferner ermangelte unsere Verstorbene auch nicht des Finger-

1) Vgl. E. aus'm Weerth, B. Jahrb. XXVI S. 90 f. Schaaffhausen a. a. O. XLIV/XLV S. 141 f.

ringes. Derselbe besteht aus einem massiven 1 mm dickem Rundstab aus Gold, welcher an beiden Enden platt geschlagen in zwei Schnörkel ausläuft. Auf denselben ist als Platte ein Solidus des byzantinischen Kaisers Focas angelöthet, an dessen beiden Seiten drei kleine Kugeln angebracht sind. Auf dem Avers[1]) steht die bärtige Büste des Focas mit dem Diadem, auf dessen Mitte ein Kreuz sich befindet, in der Rechten das Kreuz tragend, und die Umschrift: D. N. FOCAS PERP. AVG. ℞ Victoria stehend in Vorderansicht, in der Rechten einen in das Monogramm Christi endigenden Speer, in der Linken eine Kugel mit einem Kreuz darauf tragend. Die ehemals vorhandene Umschrift VICTORIA AVGG ist bis auf schwache Spuren einzelner Buchstaben gänzlich abgerieben. — Im Abschnitt: CONOB.

Hier füge ich gleich ein zweites Fundstück, eine Goldmünze des Justinianus I., bei, welche zur Seite des Skelettes aufgelesen wurde. Da dieselbe ehemals mit einem Henkel aus Erzblech versehen war, so scheint sie als Hängeverzierung eines Halsschmuckes gedient zu haben, von welchem jedoch keine Spur mehr zu entdecken war. Auf dem Avers[2]) steht die Büste des Kaisers mit Diadem, in der Rechten die Kugel mit dem Kreuz darauf, mit der Umschrift: D.N.IVSTINIANVS P.P. AVG. — Auf dem Revers Victoria in Vorderansicht, in der Linken die kreuztragende Kugel, in der Rechten ein Kreuz mit dem Monogramm Christi, darum VICTO RIA AVGGG. Γ., im Felde ein Stern. — Im Abschnitt CONOB.

Andererseits fehlte auch in diesem Grabe nicht jener in fränkischen Frauengräbern so häufig begegnende cylindrische Behälter von 2 cm Länge aus Bronze. Abweichend von dem im ersten Grabe gefundenen, besteht dieser aus einem doppelten auf einander gelegten Bronzeblech und ist mit zwei verbundenen Ringen versehen, in denen ein kleiner Haken hängt.

Dabei lag ein 26 cm langes Stück eines Kettchens, dessen Glieder aus runden Erzstäbchen verschiedener Grösse gebildet sind. Es stammt wahrscheinlich von einem Gürtelgehänge[3]) her. Ueber die Lage im Grabe vermochte der Finder keine genaueren Angaben mehr zu machen.

---

1) Vgl. Sabatier, Description des monnaies byzantines pl. XXVI, 27.

2) Vgl. Sabatier a. a. O. t. I. p. 177.

3) Vgl. Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorzeit I, 4 Taf. 7, Fig. 1, 5 u. 6. Koenen, B. Jahrb. LXXXXII Taf. VI, 11.

Zwischen den Beinen des Skelettes dagegen fand sich eine kleine Zierscheibe aus Bronze von 32 mm Durchmesser, durchbrochen und flach, bestehend aus einem inneren und einem äusseren Kreisbande, welche beide durch sechs Querstreifen mit einander verbunden sind. Auf beiden Seiten der Platte sind in regelmässiger Vertheilung Θ Θ eingegraben.

An letzter Stelle sind aus dem Grabinventar noch zu erwähnen ein 43 cm langes Löffelchen aus Metall mit fünf kleinen, in Form eines Kreuzes um die Mitte seiner Schale gruppirten Oeffnungen und eine Bronzenadel, welche in ihrer unteren Hälfte abgeplattet und spitz zulaufend, in dem oberen Theile gewunden und durchbohrt ist.

Neben dem Grabe lag umgestürzt, so dass sie allem Anscheine nach durch den Druck der Erdmassen vom Grabe, dem sie wahrscheinlich als Deckplatte zugleich gedient hatte, herabgedrückt worden ist, eine fragmentirte $4^1/_2$ cm dicke Platte aus weissem Marmor, deren Höhe jetzt $29^1/_2$ cm und deren grösste Breite $25^1/_2$ cm beträgt, mit den Resten einer Inschrift:

EGOFΛ/STIC
VIVO TITVI
ΛNNORVM ...
DIMISIN . . .
5 ΛLEFI/ . . . .
RVF . . . . .
SΛ . . . .

Der Stein ist an der linken Seite vom Beschauer allein intakt, indem dort vor den einzelnen Zeilen ein freier Raum von 5 cm Breite gelassen ist. Die Buchstaben sind durchgängig 3 cm hoch, und von der vierten Zeile ab etwas näher zusammengerückt, wesshalb sie dort kleiner erscheinen. Sie haben noch ganz die antike Form, wie auch ihre Ausführung eine sorgfältige zu nennen ist. Z. 1 am Schlusse kann sowohl der Rest eines O als auch eines C sein. Da die Grabschrift wegen des folgenden *vivo* von einer Frau ihrem Manne gesetzt zu sein scheint, so möchte Letzteres vorzuziehen und *Fausti* c[*oniux*] zu ergänzen sein. Sie kann demnach nicht der im Grabe beerdigten Leiche gegolten haben, weil damit der Inhalt des Grabes nicht übereinstimmt. — Z. 3 am Schluss

ist hinter M noch der Rest eines O oder S sichtbar. — Z. 5 steht in der That *Alefia* auf dem Stein, indem vom letzten A bloss der erste Schenkel noch vorhanden ist. Ich bemerke zugleich, dass der Horizontalstrich des L seitwärts herabgezogen und dass F sowohl hier als auch Z. 1 im Worte Fausti mit emporgerichteter oberer Querhasta gebildet ist. Der zweite Schenkel des A ist überall etwas über den ersten hinausgezogen. Die Namensform *Alefia* vermag ich sonst nicht nachzuweisen. — Z. 7 ist S vor die Zeile gerückt. Das nach S schwach durchschimmernde Zeichen scheint A zu sein.

Ausser diesen beiden Gräbern gelangte das Museum auch in den Besitz verschiedener Gegenstände, welche mit Rücksicht auf die Lage, in der sie von Graef aufgefunden worden sind, als Bestandtheile eines und desselben Grabes höchst wahrscheinlich in Anspruch genommen werden dürfen. In geringer Entfernung nämlich von den eben beschriebenen beiden Gräbern stiess Graef in der gleichen Tiefe und Richtung mit diesen auf eine Anzahl zusammengestürzter und wild durcheinander geworfener grösserer und kleinerer Steinplatten. Da dieselben wegen ihrer Schwere und Grösse schwerlich ohne Absicht so an einen Ort zusammengebracht sein werden, so liegt die Vermuthung sehr nahe, dass sie zur Herstellung einer Grabkammer gedient haben, wofür auch der Umstand spricht, dass drei der Platten eine annähernd gleiche Grösse haben. Ihr wüstes Durcheinander beweist nur, dass die Grabstätte in späterer Zeit eine gewaltsame Zerstörung erfahren hat, ein Geschick, welches sie mit vielen Begräbnissen des fränkischen Kirchhofes in Cobern und Gondorf[1]) theilt. Gehören diese Platten aber zu einem und demselben Grabe, so liefern sie uns eine interessante Illustration zu der Art und Weise, aus welchem Material die Franken die Wände ihrer Grabbauten hergestellt haben.

Zunächst sind hier zu nennen zwei Platten aus gelblichem Sandstein.

Die eine derselben, welche eine Höhe von 95 cm, eine Breite von 55 cm und jetzt eine Dicke von 9 cm hat, ist der Rest eines durchgeschnittenen römischen Votivaltars. Auf der Vorderfläche desselben befand sich ehemals in einer 51 cm hohen und 39 cm

1) Vgl. E. aus'm Weerth, Bonn. Jahrb. LXIX S. 59. Ebenso hat Koenen die Beobachtung gemacht, dass in den fränkischen Gräbern des grossen Gräberfeldes am Kirchberg bei Andernach der Grabraub in grösstem Umfange geübt worden ist. Vgl. Bonn. Jahrb. LXXXVI, S. 200 f.

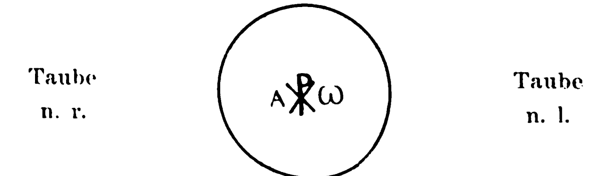
breiten nischenartigen Vertiefung in Hochrelief die Figur des Hercules, welche jetzt so abgeschlagen ist, dass nur ihre Umrisse noch eben sichtbar sind. Der Gott, welcher unbekleidet in Vorderansicht stand, stützte sich mit der rechten Hand auf die gerade am Boden neben ihm stehende Keule und hielt um den linken Unterarm das Löwenfell geschlungen, dessen Pranken tief herabhängen.

Die zweite, $92^1/_2$ cm hohe, 50 cm breite und jetzt 9 cm dicke Platte mit zu beiden Seiten vorspringendem abgestuftem Sockel gehört ebenfalls einem verstümmelten römischen Altar an. Auf den jetzigen beiden Schmalseiten der Platte lassen sich freilich nur schwach die Ueberreste von zwei männlichen Figuren erkennen, welche in Nischen stehen. Von der einen der beiden Figuren, welche einen starken fleischigen Gliederbau aufweist, ist etwas mehr als die rechte Hälfte, von der anderen bloss der linke Arm erhalten. Wahrscheinlich stammen sie von einem Viergötteraltare her, den man in mehrere Platten zersägt hat um Material für den Bau der Gräber zu gewinnen.

Ausserdem fanden sich Fragmente römischer Ziegel mit eingerissenen Wellenlinien, ein Stück einer 3 cm dicken Platte von rothem Sandstein, mit geschmackvollen Blattornamenten und eine 40 cm lange, 20 cm breite und $1^1/_2$ cm dicke Tafel von Porphyr, deren Vorderseite innerhalb einer einfachen Einfassung ebenfalls ein Blattornament ziert, nebst einigen kleineren Stücken.

Endlich eine 75 cm breite und 37 cm hohe Tafel aus gelblich-weissem Marmor, auf welcher die nachstehende sechszeilige Inschrift eingemeisselt ist:

DVRA QVIDEMFRANGIT PARVORVM MORTE PARENTES
CONDICIO RAPIDO PRVAECIPITA T A GRADV
SPES AETERNATAMEMTREBVET SOLACIA LVCTVS
AETATESTENERAS QVD PARADISVSA BET N//////
5 SEXSVPERADIECTIS AD NONVM MENSEBVS A//////
CONDITVSHoCTVM OLO DESSIDERATE IACES



Die Tafel hat mehrfache Beschädigungen erlitten, besonders die obere Seitenkante ist stark abgestossen, in Folge dessen das erste Wort der ersten Zeile zum Theil ausgebrochen ist. Der rechte Rand vom Beschauer ist stellenweise abgeblättert, wodurch einzelne Endbuchstaben der dritten bis fünften Zeile abgeschürft sind. Dies betrifft namentlich das letzte Wort der fünften Zeile, welches der Steinmetz, weil er es wegen der grösseren Länge der Zeile nicht mehr hat ganz unterbringen können, so getheilt hat, dass er die Silbe AN noch in die Zeile setzte und die zweite Silbe NVM, von der jedoch der letzte Buchstabe, wofern er überhaupt dagewesen ist, jetzt verschwunden ist, darüber einmeisselte. — Durch die Zerstörung des linken Randes der Tafel hat die eine Taube einen Theil ihres Schwanzes eingebüsst.

Die Buchstaben der Inschrift haben im Ganzen noch die antike Form, wenngleich Einzelnes wie das gequetschte O, F mit emporgerichtetem oberen Querstrich, die Formen des L und G an den Verfall erinnern. Bemerkenswerth ist ferner die verschiedene Bildung einzelner Buchstaben in einer und derselben Inschrift, wie A mit theils gebrochenem theils von der Linken zur Rechten herabgehendem Horizontalstrich, M sowohl mit bald senkrechten bald convergirenden Vertikalstrichen, als auch theils mit bis unten auf die Zeile reichenden theils mit kurzen Mittelstrichen, sowie L mit geradem und schräg angesetztem Horizontalstrich.

An Vulgarismen fehlt es auch nicht, so *mensebus* für *mensibus* Z. 5, *trebuet* für *tribuet* Z. 3. Wie weit *dessiderate* Z. 6 und *abet* Z. 4 hierzu gehört, will ich nicht entscheiden. Anderes kommt jedoch entschieden auf Rechnung des Steinmetzen, wie *tamem* Z. 3, *qud* für *quod* Z. 4 und *pruaecipitata* Z. 2. Das kleiner gebildete R, welches zwischen P und V wie es scheint nachträglich eingeschoben worden ist, zeigt, dass V einem Versehen des Steinmetzen seinen Ursprung verdankt, welches zu tilgen er nach Einfügung des R vergessen hat.

Der Wortlaut der Grabschrift ist also folgender:

Dura quidem frangit parvorum morte parentes
Condicio rapido praecipitata gradu.
Spes aeterna tamen trebuet solacia luctus.
Aetates teneras qu[o]d paradisus (h)abet.
Sex super adiectis ad nonum mensebus annu[m]
Conditus hoc tumolo dessiderate iaces.

Dem Verständniss bietet die Inschrift keine Schwierigkeiten. Sie ist einem kleinen Knaben, welcher im Alter von 9 Jahren und 6 Monaten gestorben ist, gesetzt von den Eltern, welche sich in ihrem Schmerze über den Verlust mit der Hoffnung trösten, dass seine Seele in Anbetracht seiner Jugend im Paradiese weile. Leider verschweigt uns die Grabschrift den Namen des Kindes, der, vielleicht weil er nicht in die metrische Form sich hineinbringen liess, ausgelassen ist. Denn dem Leser wird nicht entgangen sein, dass wir es mit einer in Distichen abgefassten Grabschrift zu thun haben, welche zeigt, dass in jener Zeit noch eine gewisse formale Gewandtheit bei den Gelegenheitsdichtern vorhanden war.

Was die Zeit unserer Inschrift anlangt, so bestimmt sich diese annähernd durch die Gestalt des Christus-Monogramms. Denn da die hier vorkommende Form desselben auf datirten christlichen Inschriften Galliens [1]) nicht nach dem Jahr 499 n. Chr. nachweisbar ist, so kann die Inschrift nicht über die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts hinabgerückt werden. Wahrscheinlich ist sie jedoch mit Rücksicht auf den Charakter der Schrift und die Beobachtung der antiken Verstechnik in das Ende des 4. bezw. den Anfang des 5. Jahrhunderts zu setzen.

41.

Neue Funde aus Remagen.

Bei der Fortsetzung der Fundamentirungs-Arbeiten für den Weinkeller des Herrn Orth in Remagen, welchen wir die Auffindung der auf Seite 203 dieses Jahrbuches beschriebenen römisch-christlichen Grabschrift einer Frau verdanken, sind neuerdings mehrere interessante Funde gemacht worden, deren Erhaltung den eifrigen Bemühungen des Herrn Architekten Vosen von hier gelungen ist.

Zunächst stiess man abermals auf mehrere Särge aus Tuffstein, vor deren einem ein 40 cm hoher und 15 cm dicker, an allen Seiten glatt behauener Inschriftstein aus Kalkstein umgestürzt lag. Da derselbe an der rechten Kante vom Beschauer beschädigt ist, so beträgt seine Breite oben 23 cm, unten 25 cm. Die Inschrift,

---

1) Vgl. Le Blant, Inscr. chrét. de la Gaule préf. p. XXIII und p. XII.

deren erste Zeile am Ende durch Abschleifen des Gesteins verloren gegangen ist, lautet:

DEO SİI ////////
V\·SVPERIN
F E L I X
ꟼ B F C O S
5 SACR M·PRL
TEXTATOCŌ
+INHVNCTVMOLO

Die Buchstaben, welche ziemlich flach eingehauen sind, haben in den einzelnen Zeilen verschiedene Grösse; Z. 1 sind sie $2^1/_2$ cm, Z. 2 3 cm, Z. 3 $3^1/_4$ cm, Z. 4 und 5 3 cm und Z. 6 stark $2^1/_2$ cm hoch.

Z. 1 auf S folgen zwei vertikale Hasten. Der vom Kopf der ersten Hasta schräg hinabgehende Strich ist nur zufällig, so dass aus diesem nicht auf einen Buchstaben wie N geschlossen werden darf. Was weiter da gestanden hat, ist nicht zu ermitteln, weil der Stein an dieser Stelle vollständig abgeschliffen ist. Es liegt jedoch auf der Hand, dass die Inschrift dem Mithras gewidmet war, dessen Cultus am Rhein seit dem zweiten Jahrhundert seine Verbreitung [1]) gefunden hat. Denn die vorhandenen Zeichen sind zu lesen: *Deo S(oli) i(nvicto)*. Ob noch das Wort *M(ithrae)* beigefügt war oder *invicto* statt dessen voll ausgeschrieben war, muss dahin gestellt bleiben.

Z. 2 sind die beiden Kanten des Steines bestossen, weshalb M im Anfange der Zeile seinen Vorderschenkel und N am Schlusse derselben seinen Hinterschenkel eingebüsst haben. — R ist misslungen, indem der Steinmetz ursprünglich N statt R, wie es scheint, hat einhauen wollen.

Z. 5 ist das letzte Zeichen E, dessen oberer und mittlerer Horizontalstrich fehlen. — Z. 6 hat S, welches man nach O am Schlusse der Zeile erwarten sollte, nie da gestanden. Es ist ausgelassen worden, weil es an dem nöthigen Raume auf dem Steine gebrach. Die Worte enthalten die Datirung der Inschrift. Der

---

1) Vgl. L. Urlichs, Bonn. Jahrb. LXIV, 1878, S. 13. Fabri, De Mithrae dei solis invicti cultu p. 81, wonach die Zahl der im Rheinlande gefundenen inschriftlichen Mithrasdenkmäler etwa 35 beträgt.

hier genannte Praetextatus, dessen College nicht miterwähnt ist, hiess mit vollem Namen C. Asinius Praetextatus und bekleidete im Jahr 242 n. Chr. [1]) das Consulat. Mit dieser Zeit stimmt auch der Charakter der Buchstaben der Inschrift überein.

Die in kleinerer Schrift mit vorgesetztem Kreuzzeichen unter der letzten Zeile eingemeisselten Worte *In hunc tumolo* gehören nicht zu der vorhergehenden Widmung an den Mithras, sondern sind der Anfang einer Grabschrift aus späterer christlicher Zeit, deren Fortsetzung wahrscheinlich auf einem anderen, heute allerdings verlorenen Steine eingetragen war.

Die Inschrift wird demgemäss folgendermassen zu lesen sein:

Deo S(oli) i(nvicto) [M(ithrae)] M(arcus) Superin(ius) Felix b(ene)f(iciarius) co(n)s(ularis) sacrum Pr(a)etextato co(n)[s(ule)].

Haben wir durch diese Inschrift einen neuen Beleg für die Verehrung des Mithras am Rheine um die Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. gewonnen, so geben uns zwei andere auf derselben Baustelle ausgegrabenen inschriftlichen Denkmäler einen interessanten Beitrag für unsere Kenntniss der militärischen Besatzung des Rheinlandes.

Vor den Fussenden einer aus Platten gebildeten Steinkammer nämlich lagen zwei viereckige säulenartige Fragmente aus Kalkstein, deren Obertheil anscheinend unversehrt erhalten, der untere aber abgebrochen ist. Beide haben bei einer Breite von $18^1/_2$ cm bezw. $19^1/_2$ cm und einer gleichen Dicke von 14 cm eine ungleiche Länge, indem das eine 36 cm, das andere 43 cm lang ist. Beide sind oben mit einem Pinienzapfen [2]), dessen Spitze beim ersten jedoch abgebrochen ist, gekrönt und scheinen wegen ihrer Gestalt als Eckpfeiler zur äusseren Ausschmückung der Grabkammer, vor der sie lagen, gedient zu haben, wie dies mehrfach bei Grabstätten aus der christlichen Zeit in der Rheinprovinz beobachtet worden ist. Die ursprüngliche Bestimmung der Säulenfragmente war dies aber nicht, denn die Pinienzapfen, welche sie jetzt tragen, sind offenbar erst in späterer Zeit aus dem oberen Theile derselben heraus-

---

1) Vgl. meine Fasti consulares z. d. J. 242, wo die Belege zusammen gestellt sind.

2) Ueber die Verwendung der Pinienzapfen auf Grabdenkmälern hat Braun in diesen Jahrbüchern Bd. XVI, S. 47 ff. eingehender gehandelt.

gearbeitet worden. Dies beweist der Umstand, dass durch diese Umänderung die oberen Zeilen der auf ihnen eingemeisselten Inschriften zerstört worden sind, wie aus den in der Mitte durchschnittenen Buchstaben der augenblicklich ersten Zeile beider Steine klar hervorgeht. Bei einer genaueren Betrachtung der auf den beiden Steinen vorhandenen Schriftreste hat sich ferner ergeben, dass dieselben nicht verschiedenen Inschriften angehören, sondern Theile einer und derselben Inschrift sind, welche aus der besten Zeit der Römerherrschaft am Rheine stammt. Und zwar müssen sie in solcher Weise zusammengefügt werden, dass die erste Zeile des ersten Steins mit der zweiten Zeile des zweiten Steines correspondirt, indem der erste Stein um eine Zeile mehr als der andere verkürzt worden ist.

	I.	II.
		PI//// AVG
	CHLI	HISP·E
	)VIT·P·H	! VSSV
	ᑭSIVS	P O
5	VIT	TERTVLL
	OETCLE	MENTE
	❦	COS

Wenngleich die Schriftzüge namentlich auf dem zweiten Steine so stark abgeschliffen sind, dass sie stellenweise nur noch schwach durchschimmern, so lassen sich dieselben dennoch mit wenigen Ausnahmen aus den auf der Oberfläche des Steines zurückgebliebenen Contouren mit ziemlicher Sicherheit von einem scharfen Auge unter richtiger Beleuchtung erkennen.

Bei der Herrichtung für die spätere Bestimmung als Pfeiler hat der erste Stein etwas von seiner ursprünglichen Breite eingebüsst. In Folge dessen sind in vier Zeilen die Anfangsbuchstaben weggemeisselt worden.

Z. 1 ist das dritte Zeichen vollends verwischt. Je nach der Beleuchtung, welcher die abgeschliffene Stelle ausgesetzt ist, hat es den Anschein, als wenn die Umrisse eines O noch eben zu erkennen wären, welches kleiner als die übrigen Buchstaben der Zeile gebildet war. Es kann dies jedoch ebensogut auf einer Täuschung beruhen. Es ist freilich sehr zu beklagen, dass gerade hier keine

Sicherheit in der Lesung zu erlangen ist, weil davon die Ergänzung der vorhergehenden Zeilen in gewisser Beziehung abhängt. Das in Rede stehende Wort kann nur entweder *Pio* oder *Pii* lauten. Hat *Pii* auf dem Steine gestanden, dann haben wir es mit einer Widmung an eine Gottheit zu thun und zwar für das Wohl des Antoninus Pius. Denn dieser Kaiser ist, wie sich im Verlauf der Betrachtung ergeben wird, an unserer Stelle gemeint. Alsdann ist der Ausfall von mindestens einer Zeile im Anfange der Inschrift anzunehmen und das Fehlende etwa beispielsweise *I(ovi) o(ptimo) m(aximo) pro salute imp(eratoris) Caes(aris) Antonini Pii Aug(usti)* zu ergänzen, wobei ich noch bemerke, dass der Fundort Remagen es nahe legt, die Widmung mit dem Jupiter Dolichenus und seiner Verehrung [1]) daselbst in Verbindung zu bringen. Trifft jedoch die Lesung *Pio* das Richtige, was mir jedoch weniger der Fall zu sein scheint, dann haben wir das Fehlende einfach durch *Imp. Caes. Antonino Pio* zu ergänzen, wofern nicht die ganze Nomenclatur des Kaisers gesetzt war. — Am Schlusse der Zeile ist von dem Worte AVG der Buchstabe A fast vollständig, von V die untere Hälfte und von G nur noch eine flüchtige Spur vorhanden.

Z. 2 sind die drei ersten erkennbaren Zeichen die unteren Hälften von OHO, von denen das zweite O durch einen Bruch im Steine zum Theil zerstört ist. Dann folgt eine vertikale Hasta, welche, wenn die vorhergehenden Zeichen richtig *cohors* ergänzt werden, nur der Rest eines R sein kann. Der Schlussbuchstabe des Wortes ist mit der abgebrochenen rechten Ecke des Steines verloren gegangen. Das auf HISP folgende Zeichen ist ein deutliches E. Da an der rechten Kante des Steines keine Buchstaben fehlen, so muss E zur folgenden dritten Zeile gezogen werden. Dies ergiebt die Lesung EQVIT; denn der im Anfange der Zeile vorhandene Rest eines Buchstabens ist der hintere Theil der Rundung eines Q, dessen Schleife jedoch, da auf dem Steine von ihr keine Spur mehr zu sehen ist, senkrecht hinabgegangen zu sein scheint. — Am Schluss derselben Zeile steht deutlich ein Buchstabe mit vertikaler Hasta und einem Horizontalstrich in der Mitte, also F. Daraus ergiebt sich für diese beiden Zeilen die nachstehende Lesung: *[c]ohors Hisp. e[q]uit. p. f.* Ob der hier genannten cohors

1) Vgl. C. I. Rhen. 645. Braun, Jupiter Dolichenus, Bonn 1852, S. 3 ff. Hettner, De Jove Dolicheno p. 14.

Hispanorum eine Nummer beigefügt war, ist unsicher. Die grössere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass sie keine Nummer auf dem Steine führte. Sollte dies aber dennoch der Fall gewesen sein, so kann diese nach Maassgabe des vorhandenen Raumes nur die Zahl I gewesen sein.

Z. 3. Vor VSSV ist ein Bruch im Steine, aus welchem oben und unten die Enden der Hasta eines I herausragen: also *iussu*. Ob davor noch die Praeposition EX gestanden hat, wage ich nicht zu entscheiden. Der Raum steht wenigstens der Annahme nicht im Wege. Die auf Widmungen so ungemein häufige Formel *ex iussu ipsius*, welche anzeigt, dass die Gottheit ihren Willen dem Widmenden offenbart hat, scheint mir für die Annahme zu sprechen, dass die Inschrift in ihrer Integrität zu Ehren einer Gottheit für das Wohl des Kaisers Antoninus Pius gesetzt war, also in der ersten Zeile eher Pii als Pio zu lesen sei.

Z. 7 sind die beiden vor S ehedem vorhandenen Zeichen C nebst einem darauf folgenden kleiner gebildeten O so abgerieben, dass sie kaum noch zu erkennen sind. Der Schluss der Inschrift enthält also die Datirung derselben: *Tertullo et Clemente cos.* Sie fällt daher in das Jahr 158 n. Chr., wo Ser. Sulpicius Tertullus und Q. Tineius Sacerdos Clemens [1]) Consuln waren. Dadurch erhält zugleich die oben vorgeschlagene Ergänzung des Kaisernamens ihre Bestätigung.

Die ganze Inschrift wird demgemäss mit beispielsweiser Ergänzung des Fehlenden in folgender Weise zu restituiren sein:

[I(ovi) o(ptimo) m(aximo) pro salute imp(eratoris) Cae(saris) Antonini] Pi[i] Aug(usti) [c]ohor[s] Hisp(anorum) equit(ata) p(ia) f(idelis) iussu [i]psius po[s]uit Tertullo et Clemente co(n)s(ulibus).

Endlich wurden auf derselben Baustelle hart an der Grenze des Nachbargrundstückes die Reste eines grossen in mehrere Stücke zertrümmerten Votiv-Altares aus Tuffstein zu Tage gefördert. Derselbe war oberhalb an den Seiten mit Schneckenrollen versehen, deren Vorderseiten mit Rosetten verziert waren. Die vom Beschauer linke Seite des Steines fehlt jetzt, in Folge dessen auf der linken Seite der Inschrift ein Drittheil der Zeilen verloren gegangen ist. Die Höhe des Steines an der rechten Seite gemessen beträgt 1,6 m,

1) Vgl. die Belege in meinen Fasti cons. z. d. J. S. 74.

die Tiefe 34 cm und die jetzige Breite 46 cm. Die vorhandenen Inschriftreste lauten:

E AE
/ XALI
VALEP
SSVSOP IO
5 .TM I/// F
- ESVIS·
S L M

Trotz der starken Beschädigungen, welche der Stein erfahren hat, ist die Lesung der Inschrift nicht bloss sicher, sondern auch ohne Schwierigkeiten. Der Charakter der Schrift weist auf das dritte Jahrhundert n. Chr. hin. Die Buchstaben der einzelnen Zeilen haben verschiedene Grösse, welche Z. 1 und 6 6 cm, Z. 3, 4 und 7 $5^1/_2$ cm, Z. 2 und 5 5 cm beträgt.

Z. 1 zu Anfang der Rest eines E, was auf [*D*]*eae* führt. — Z. 2 ist das erste Zeichen der rechte Schenkel eines V und das Wort zu ergänzen [*Sun*]*uxali*. Der Name der Göttin ist bereits aus anderen rheinischen, von mir in einem frühern Hefte dieser Jahrbücher[1]) zusammengestellten Weihinschriften bekannt, zu denen noch die der Errichtung eines ihr im Jahre 239 n. Chr. geweihten Heiligthumes gedenkende Inschrift[2]) aus der Kirche von Hoven bei Zülpich jetzt hinzugefügt werden muss. Sunuxalis wird jetzt allgemein als die Stammesgöttin[3]) der belgischen Sunuci angesehen, welche zwischen den Ubiern und Tungrern[4]) wohnten.

Z. 3. Da durchgängig die einzelnen Zeilen im Anfange einen Ausfall von drei Buchstaben erlitten haben, so ist vor VALEP = *Valer*(*ius*) wahrscheinlich ein Praenomen wie *Ser.*, *Sex.* oder *Tib.* ausgefallen.

Z. 4 steht im Anfang das Cognomen des Widmenden, das sich unschwer als [*Ba*]*ssus* zu erkennen giebt. Alsdann folgt deutlich auf dem Steine OPIO mit grösser gebildetem I, nämlich *optio*,

1) Bd. LXXXIV, 1887, S. 69 f.

2) Herausgegeben von Klinkenberg, Bonn. Jahrb. LXXXVII, 1889, S. 194 f.

3) Vgl. K. Klein, Zeitschr. für die Alterthumswiss. 1848, S. 1045.

4) Bergk, Bonn. Jahrb. LVII, 1876, S. 22 f.

es sei denn, dass, da I auf einer Bruchstelle des Steines steht, ursprünglich ✝ = ti eingehauen war, was nicht mehr zu entscheiden ist.

Z. 5 enthält den Namen des Truppentheiles, in welchem der Dedikant die Stelle eines optio bekleidet hat, nämlich der legio prima Minervia mit ihren Beinamen pia fidelis, von deren erstem auf dem Steine noch die Hasta des Anfangsbuchstabens P deutlich erhalten ist.

Z. 6 im Anfang der untere wagerechte Strich eines L oder E, dann E, dessen oberer jetzt ausgebrochener Querstrich wahrscheinlich nach links hinausgezogen war, um die Ligatur von ET anzudeuten, also *pro se et suis*.

Der Wortlaut der Inschrift ist demnach folgendermaassen wieder herzustellen:

[D]eae [Sun]uxali [Tib.?] Valer(ius) [Ba]ssus optio [leg(ionis)] primae M(inerviae) p(iae) f(idelis) [pro s]e e[t] suis [v(otum)] s(olvit) l(ibens) m(erito).

12. Der byzantinische Purpurstoff im Gewerbe-Museum zu Düsseldorf.

Von

Heinrich Frauberger.

(Hierzu Tafel XI.)

Gegen Ende des letzten Jahres gelang es, für das Gewerbe-Museum in Düsseldorf, das eine der grössten Textilsammlungen besitzt, einen mit einer griechischen Inschrift versehenen byzantinischen Seidenstoff zu erwerben, welcher für die Datirung mittelalterlicher Gewebe von grösster Wichtigkeit ist. Der Stoff, welcher aus einem Dome am Niederrhein herrührt, besteht aus einzelnen, mehr oder minder defecten Theilen, die nach und nach angekauft wurden und endlich hinreichten, dass eine Zeichnung danach angefertigt werden konnte. Die Zeichnung, welche auf Tafel XI abgebildet ist, hat der Zeichner des Gewerbe-Museums, Herr Richard Halenz, nach den fünf Gewebefragmenten angefertigt; die Inschrift, welche dem Texte beigegeben ist, hat Herr Geheimrath Prof. Usener in Bonn gelesen. Bevor ich mich mit diesem Stoffe eingehend beschäftige, schicke ich voraus, dass mir noch zwei andere Purpurgewebe bekannt sind, die aller Wahrscheinlichkeit nach auch im Gynaeceion in Byzanz angefertigt worden sind und eine zur Bestimmung der Herstellungszeit dienende Inschrift haben; allein der eine von beiden befindet sich im Schreine Karl des Grossen zu Aachen verschlossen, der andere im Sarge des heil. Anno in Siegburg verborgen; dieser Stoff dagegen, dem letzteren in der Zeichnung sehr verwandt, ist im Gewerbe-Museum in Düsseldorf für Gelehrte zum Studium jederzeit zugänglich.

Der Düsseldorfer Stoff ist durchweg aus Seide; der Fond ist purpurviolett, das Muster zeigt gegenüber und übereinandergestellte, grosse, vorzüglich stilisirte Löwen, die sich mit nach

vorne gewandtem Kopfe entgegenschreiten. Jeder dieser Löwen hat eine Länge von 72 cm, eine Höhe von 46 cm; sie waren aus ungefärbter, gelblichweisser Rohseide gewebt. Der en face dargestellte Kopf ist von stilisirtem Bart- und Kopfhaar saumartig eingerahmt. Augen und (wahrscheinlich auch) die Zunge wurden durch ein tiefes Blau hervorgehoben. Der Mund ist nach unten zu leicht gewölbt und zeigt im Oberkiefer sechs Zähne. Die etwas kegelförmige, von Querfurchen durchzogene Nase steht zu den gradlinigen Augenbrauen nahezu im rechten Winkel. Die Thränensäcke, welche unter den Augen halbkreisförmig angedeutet sind, sind in der Rundung durch drei als Blutadern gedachte kurze Linien mit kugeligem Abschlusse gefüllt. Die Mähne wie die knospenförmige Endigung des schwungvoll dargestellten Schweifes wird in gewissen horizontalen Abständen durch vertikale und schräge Linienführung dargestellt, welche verschieden gefärbt sind und zwar erst Naturfarbe, dann Purpur, dann blau, dann Purpur und darauf erscheint wieder Naturfarbe u. s. w. Sehr originell stilisirt sind auch der Abschluss der Mähne und die Bauchhaare. Auf dem Rücken des Löwen, gleichsam aus ihm herauswachsend, ist der Lebensbaum in gelber Seide eingewebt und verkleinert und zertheilt den sonst verhältnissmässig grossen Raum des Purpurgewandes. Denselben Zweck hat auch der dreiblättrige gelbe Lorbeerzweig an jedem der Löwenfüsse, sowie die zwischen den zwei einander gegenüberstehenden Löwen befindliche Inschrift in gelber Seide.

Die Verzierung durch Reihen übereinander befindlicher Thiere findet sich im Alterthum sehr häufig auf Marmorgegenständen, wie auf griechischen und römischen Thonwaaren, vertieft, aufgemalt und erhaben [1]). Die Anwendung einander gegenüberstehender, vornehm stilisirter Thiergestalten ist von den Assyrern auf die Meder, Perser, Sassaniden und von da auf Byzanz übergegangen. Die

1) Thiermuster waren es auch, die das klassische Alterthum an den Geweben aus Babylonien schätzte. Phantastische Gebilde aus Pferd und Hahn, Bock und Hirsch hebt Aristophanes (Frösche 937) an den 'Medischen Vorhängen' hervor. 'Babylonische Decken' (Babylonica peristroma) führt Epignomus bei Plautus Stich. 378 aus Asien in Athen ein. Auch die Alexandrinische Kunstweberei hielt trotz aller Vervollkommnung der Technik (s. Plinius n. h. 8, 196) an den alten Thiermustern fest, s. Plautus Pseud. 147 'Alexandrina beluata (mit Thiermustern) tonsilia (von Rubberstoff) tapetia'.

Löwenjagden assyrischer Könige erscheinen fast copirt auf den frühesten, in Acchmim in Oberägypten gefundenen Stoffen [1]), von denen man nicht weiss, ob sie in Aegypten (Alexandria) oder Vorderasien angefertigt worden sind, wo im dritten Jahrhundert in Syrien (Bosra) [2]) berühmte Purpurfärbereien bestanden haben. Bis in das zweite Jahrtausend hinein finden wir an Stoffen in Ovale, Kreise, Polygone eingerahmt je zwei einander gegenüberstehende Thiere Löwen, Elephanten, Adler, Pfauen u. dgl. angewendet und haben diese Stoffe als sassanidisch bezeichnet wegen der Verwandtschaft der Darstellungen mit Bautheilen und Ornamenten auf sassanidischen Denkmälern [3]).

---

1) Die Ausgrabungen von Acchmim haben eine grosse Zahl von Gewandverzierungen ergeben, die mittelst Wollfäden in Gobelinmanier hergestellt sind. Das Düsseldorfer Gewerbemuseum besitzt allein davon mehr als 500 Muster. Dagegen sind Stickereien (im Stielstich) sehr selten und ebenso selten gewebte Seidenstoffe als Verzierung auf die Gewänder aus Leinwand aufgenäht. Die Seidenstoffe zeigen entweder einfache Streumuster, wie Sterne, Blätter u. dgl. oder orientalische Schriftzeichen oder innerhalb von Kreisen aus stilisirtem Pflanzenornament Circusdarstellungen oder Jagdscenen. Biblische Darstellungen, wie die Geschichte Josephs in Aegypten, Daniels in der Löwengrube u. dgl., welche auf Gobelinwirkereien nicht selten vorkommen, habe ich in Seide noch nicht gesehen.

2) Ich habe mich im Juni 1890 vergeblich bemüht, in Bosra Erinnerungen daran zu finden, dass diese uralte Stadt, die schon zu Moses Zeit die Hauptstadt des mächtigen Königreiches Basan und Residenz des Königs Og gewesen, einstmals eine berühmte Färberstadt war. Vor dem Einbruch der Araber im 7. Jahrhundert, durch den ganz Syrien, namentlich das fruchtbare und hochentwickelte Innere des Landes so verwüstet worden war, dass es sich bis heute nicht mehr erholt hat, gab es viele gute fahrbare Strassen und war es möglich, in drei Tagereisen nach Tyrus zu gelangen. Durch Kanäle, die die Römer und Ghassaniden angelegt hatten, kam in Fülle Wasser von dem jetzt ziemlich kahlen Drusengebirge herab. Ueber Kalas Ezra hinaus ging eine Römerstrasse und machte Bosra gleich Damascus, Palmyra und Aleppo zum Stapelplatz für indische und chinesische Seidenstoffe und Seidengarn. Die Schafzucht war berühmt und man mag es auch dort, wie in Aegypten, (s. Semper, Der Stil I S. 205) verstanden haben, die lebendige Wolle mit Purpur zu färben.

3) Die in den weichen Stein aus den Steinbrüchen von Amman gemeisselten zierlichen Ornamente, welche ich in dem vom Sassaniden-König Chosroës II. erbauten Palaste zu el Mschatta (zu deutsch „Winterquartier") östlich von der Mekkapilgerstrasse fand, enthalten nicht mehr

So spärlich die Mittheilungen über die Seidenweberei in Alexandrien, Bosra, Bagdad, Damaskus, ebenso spärlich sind sie auch über diese Industrie in Byzanz. Wir wissen, dass 552 Kaiser Justinian die Seidenweberei in Europa entwickelt und eine eigene Fabrik durch strenge Ausfuhrverbote fördert. Wir wissen, dass diese kaiserliche Fabrik bis in das 14. Jahrhundert am goldenen Horn bestand; es wird mitgetheilt, dass der doppelt gefärbte Purpur, der sog. kaiserliche Purpur, nicht ausgeführt werden durfte; das ist aber fast alles im Vergleich mit den eingehenden Nachrichten, welche Hugo Falcandus über das Hotel Tiraz in Palermo giebt in einer Zeit, in welcher die Fabrik zu Byzanz ganz hervorragendes geleistet haben muss. Das macht diesen Stoff so wichtig, dass, wenn Geschichtsforscher, Archäolog, Chemiker, Weber und Färber zusammenhelfen, sich aus den wenigen Fragmenten sehr beachtenswerthe Aufschlüsse über die Hofweberei zu Byzanz entwickeln lassen, weil die Inschrift die Entstehungszeit ziemlich genau feststellen lässt.

Die Inschrift ist auf zwei Fragmenten des Stoffes enthalten; der eine Theil war gut erhalten und die Buchstaben waren deutlich, einfach und fest. Der andere Theil war sehr stark verletzt;

ЄΠΙΚωΝCΤΑΝȢΚΑΙΒΑCΙΛЄΙΟΥ
ΤωΝΦΙΛ ΟΧΡΙCΤωΝΔЄCΠΟΤωΝ

dazwischen fehlte ein Buchstabe, beziehungsweise zwei oder Theile derselben. Die genaue Lesung ergiebt, dass dieser Stoff unter der Regierung Konstantinus VIII. und Basilius II. und, weil beide Könige erwähnt werden, zwischen 976—1025 angefertigt worden ist[1]). Aus

---

Thiergestalten in spärlicher Verbindung mit pflanzlichem Beiwerk, wie es im byzantinischen Stil nicht bloss an dem besprochenen Purpurgewebe, sondern auch sonst (vergl. die Mosaiken in San Apollinare nuovo zu Ravenna) vorkommt, sondern die Thiere sind, wie es auf den sarrazenischen Stoffmustern von Almeria und Palermo zu sehen ist, zwischen Laubwerk verstreut. Näheres darüber wird mit passenden Abbildungen die Beschreibung meiner Reise durch Syrien enthalten.

1) Es ist eine äusserst schwierige Arbeit, aus defekten und abgeriebenen Stofftheilen den ganzen Rapport zuverlässig darzustellen. Der sicherste Weg, die Umrisslinien solcher textiler Ueberreste zu fixiren, besteht darin, dass man eine gummirte Glasplatte darüber legt und die

der Feinheit des Stoffes, der Grösse der Zeichnung und dem Vor-

sichtbaren Formen der Zeichnung mit Tinte nachzieht, worauf dies Chaos auf Papier übertragen und unter Beachtung der oft unscheinbarsten Anhaltspunkte mit Zuhülfenahme der auf der Rückseite des Gewebes erkenntlichen Linienführung aufgezeichnet wird. Von diesem durch den geübten Zeichner Halenz erlangten Ergebniss liess ich die Schrift und die beiden Vorderfüsse des Löwen mehrmals copiren und sandte die Copie an mehrere Gelehrte mit folgendem Begleitschreiben: „Der gelb angelegte Theil der Schrift dürfte mit Ausnahme von Nebensächlichkeiten, die sich auf dem Original nicht feststellen lassen, genau gegeben sein. Der auf einem anderen Stoffrest befindliche erste Theil der Schrift ist so defect, dass sich nur (mit Bleistift) einige fragmentare Andeutungen machen liessen. Bezüglich des dazwischen liegenden freien Raumes lässt sich ebenfalls nicht mit Bestimmtheit angeben, ob die Grösse desselben ganz genau ist, wahrscheinlich werden ein oder zwei Buchstaben fehlen.“ Schon wenige Tage nachher erhielt ich durch Vermittelung des Herrn Geheimrath Prof. Schaaffhausen nachfolgendes Schreiben des Herrn Geheimrath Prof. H. Usener in Bonn: „Die byzantinische Gewebeinschrift lässt sich trotz einiger Ungenauigkeiten der Abschrift ohne Einsicht des Originals mit vollster Sicherheit lesen und ergänzen. Ich setze dieselbe her, wie sie gelautet haben muss, indem ich auf Nachbildung der byzantinischen Schnörkel verzichte und die bis jetzt nicht gelesenen Buchstaben durch Punkte andeute (s. Textillustration). Eine genauere Nachprüfung der Schriftspuren am Original wird die buchstäbliche Bestätigung geben. In der Nachbildung ist offenbar in der zweiten Zeile der leere Raum zu gross gelassen und die Anfangsbuchstaben etwas zu weit nach links geschoben. Die Textschrift besagt: Ἐπὶ Κωνσταν(τίν)ου καὶ Βασιλείου τῶν φιλοχρίστων δεσποτῶν d. h. „Unter der Regierung des Konstantinos und Basileios, unserer allerchristlichsten Herren.“ Es ist ein wohl ganz einziger Glücksfall, dass sich ein alterthümlicher Geweberest mit Datirung vorgefunden hat und deswegen wird dieser Fund vermuthlich für die Chronologie der mittelalterlichen Gewebekunst grosse Wichtigkeit gewinnen. Hofft man, weil nach einer Doppelregierung datirt wird, die Zeit des Gewebes in enge Grenzen geschlossen zu erhalten, so erfüllt sich freilich in diesem Falle die Hoffnung nicht. Die gemeinsame Regierung von Basileios II. und Konstantinos VIII. hat die unerlaubte Dauer von etwa einem halben Jahrhundert; sie erstreckt sich vom 11. Januar 976 bis 15. December 1025. Zu besonderen Bemerkungen finde ich keinen Anlass. Die Formel ist deutlich und gut. Auffallend ist nur die Voranstellung des um drei Jahre jüngeren Konstantin; das kann persönliche Gründe gehabt haben. Es ist jetzt an den Forschern der Gewebegeschichte, die hier festgestellte Thatsache zu verwerthen“. An dieser Stelle sei dem Herrn Geheimrath Prof. Usener und den anderen Gelehrten, die später ihre Lesungen mittheilten, der Dank für ihre Mühe ausgesprochen!

handensein der Inschrift darf wohl als bestimmt angenommen werden, dass dieses Seidengewebe in der kaiserlichen Fabrik angefertigt worden ist und es darf auch angenommen werden, dass der dargestellte Purpur der sog. kaiserliche Purpur, der doppelgefärbte sei [1]). Ein anderer byzantinischer Stoff mit Reihen einandergegenüber gestellter Pferde, den ich als Hülle von Gebeinen des heil. Gregor in einer holländischen Kirche fand, hat in seinem Purpur einen viel schwächeren Glanz und eine viel geringere Tiefe. Der Stoff giebt ein Beispiel für die Art, wie gegen Ausgang des zehnten bezw. Anfang des elften Jahrhunderts Thiergestalten für Webereizwecke componirt worden sind.

Während der Düsseldorfer Stoff zwischen 11. Januar 976 und 15. December 1025 gewebt worden sein muss, ist der Stoff im Schreine der heil. Anno zu Siegburg zwischen April 921 und August 931 gewebt worden [2]). Auch dieser Stoff hat auf purpurviolettem Grunde (6) grosse Löwen in gelber Farbe paarweise stehend ein-

---

1) Trotz der vielen Abhandlungen über den Purpur der Alten (s. Semper, Der Stil I S. 207) sind wir bis jetzt noch nicht genügend aufgeklärt, weil die Verfasser blos die lateinischen und griechischen Citate als Untergrund für ihre Untersuchungen hatten. Dagegen sind heute in der Textilsammlung des Gewerbemuseums in Düsseldorf eine grosse Anzahl von purpurgefärbten Stoffen in den verschiedensten Farbtönen im Original vorhanden, altägyptische Stoffe bis zur 19. Dynastie hinaufreichend, viele spätrömische und frühchristliche (siehe Katalog frühchristlicher Textilfunde des Jahres 1886 von Dr. F. Bock, Verlag Central-Gewerbeverein Düsseldorf, Preis 1 Mark) und einige byzantinische Gewebe, welche einem in den Sprachen der Alten bewanderten Chemiker eine vorzügliche Unterlage zu einer Abhandlung „über den Purpur der Alten" abgeben würden.

2) Nach den Mittheilungen des Herrn Sauvage, jetzt Pfarrer zu Kelz bei Vettweiss, wurde auf Veranlassung des Herrn Prof. aus'm Weerth der Schrein des hl. Anno am 2. Juni 1862 geöffnet. Die Reliquien fanden sich in einem grossen Stück Seidenstoff von violetter Farbe eingehüllt, auf welchem sechs grosse Löwen in gelber Farbe, paarweise stehend, in kunstvoller Zeichnung eingewebt sind. Ebenfalls gewebt ist die Inschrift: Ἐπὶ Ῥωμανοῦ καὶ Χριστοφώρου, τῶν φιλοχρίστων δεσποτῶν. Nach vorgenommener Zeichnung (s. E. aus'm Weerth, Kunstdenkmäler des christl. MA. in den Rheinlanden B. III p. 23 N. 31) wurde der kostbare Stoff auf eine Rolle gewickelt und wieder in den Schrein deponirt. Herr Geheimrath Prof. Usener um das Alter befragt, schreibt: „Ihre Frage über Kaiser Romanos und Christophoros kann ich dahin beantworten, dass bald nachdem Romanos zum Kaiser gekrönt war (17. Dec. 920) sein

gewebt. Wie aus kleinen Fragmenten von Pausen im kgl. Kunstgewerbemuseum in Berlin hervorgeht, ist die Komposition der Mähne eine wesentlich andere [1]). Der Unterschied in der Komposition würde durch einen Vergleich der beiden Originalien manches interessante Ergebniss zu Tage fördern; aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte der Purpur derselbe sein und sich ein zweites Beispiel für die purpura dibapha (imperialis) ergeben. In eine gleiche Zeit dürfte der Löwenstoff zu Autun fallen, sofern derselbe über-

---

Sohn Christophoros zum Kaiser ernannt (April 921) und gekrönt wurde (20. Mai 921). Christophoros starb im August 931. Der Vater Romanos überlebte den Sohn; er wurde abgesetzt und verbannt um Mitte December 944."

1) An zwei Löwenköpfen des Düsseldorfer Stoffes ist der Beginn der Umrisslinien des Kammes auf eine allerdings nur kurze Entfernung vorhanden und zeigt vom Ohr ausgehend zwei kurze Bogen und im weiteren Verlauf die durch die Form des Kammes bedingte schlanke Krümmung. Die erwähnten Theile sind allerdings zu kurz und defect, um sichere Anhaltspunkte zu bieten. In unserer Annahme von der überwiegenden Wahrscheinlichkeit einer glatten Aussenkante wurden wir vielmehr bestärkt durch die Form des annähernd der gleichen Zeit angehörigen Maastrichter Löwen, welcher dem in Rede stehenden sehr ähnlich ist. Die bogenförmige Aussenkante, welche die uns übermittelte Pause des Siegburger Löwen zeigt, ist dort mit Nothwendigkeit durch das Flechtwerk der Mähne bedingt und dürfte in diesem Falle kaum am Platze sein, wenigstens bietet hierzu die Stilisirung der Mähne keinen Vorwand. Zugleich mag auch bemerkt sein, dass die auf dem Original hiervon vorhandenen Reste leider nicht mit Deutlichkeit erkennen lassen, ob die durch den vertical und schräg aufsteigenden Streifen gebildeten Querkolonnen in genau horizontaler Richtung gedacht waren oder ob eine Neigung derselben nach einer Seite hin beabsichtigt war. Wir nehmen an, dass bei der gewohnheitsmässigen möglichst streng symmetrischen Durchführung aller Formen in dieser Zeitperiode die quer laufenden Abstände genau wagerecht gedacht waren, wie diese auch auf der Zeichnung durchgeführt sind und die auf dem Original wahrnehmbaren Senkungen als die Folge der Ungleichmässigkeit der Weberei zu betrachten sind. Die auf gleiche Weise ausgefüllte büschelartige Endigung des Schweifes ist jedoch auf dem Original gut erhalten und zeigt nach der Mitte zu eine bogenförmige Senkung, welche hier anscheinend auch beabsichtigt war und eine Einbusse im ästhetischen Sinne hierdurch nicht erzeugt. Bedauerlicherweise ist auch die untere Gesichtspartie auf dem Original total unkenntlich und erfolgte die Reconstruction derselben unter Zuhülfenahme der Photographie des Maastrichter Löwen.

haupt noch vorhanden ist[1]); und eine verwandte Komposition, wenn auch technisch verschieden und ohne Inschrift, zeigt der Löwenstoff aus dem Schreine des heil. Servatius in Maastricht[2]). Der Aachener Stoff hat Elephanten dargestellt und eine verschnörkelte Inschrift unten am Rande, etwa aus der Zeit von 1250[3]).

Nach der Bilderschrift stellt der Löwe den Heiland, den Löwen am Stamme Judas vor, woraus hervorgeht, dass Stoffe mit Löwendarstellungen auch für kirchliche Zwecke sehr beliebt waren. Sie finden sich darum oft in den Reliquienbehältern unserer Dome und Klosterkirchen als Reste einer längstvergangenen Zeit, in der auch die rheinischen Bischöfe, wenn sie nach Rom reisten, dort kostbare Stoffe erwarben und nach Deutschland brachten. Dass man ein Verlangen hatte, den kaiserlichen Purpur zu besitzen, ist ebenso begreiflich, als es wahrscheinlich ist, dass man ihn von Byzanz übers Meer nach Amalfi und Rom zu schmuggeln verstand, oder aber im 10. Jahrhundert bereits wieder ausführen durfte.

---

1) In der Geschichte der Erzbischöfe von Autun wird im Kapitel 44 „de Gualdrice A. C. 918—933“ gesagt: „quoniam autem in eadem aula Dei erat pretiosissimum pallium cum leonum imaginibus, in quo erat scriptum inter leones graecis literis χριστὸς δεσπότης non destitit prius quam aliud eiusdem similitudinis pallium in venit etc. (s. Dr. Bock, Geschichte der liturgischen Gewänder I S. 16). Ob die Stephanskirche in Autun den Stoff noch besitzt, ist sehr fraglich. Es wäre aber, falls er noch vorhanden ist, der Untersuchung werth, ob die griechische Inschrift wirklich so gelautet hat, oder nur das letzte Fragment einer Inschrift wie auf dem Siegburger Stoff war und willkührlich umgeändert wurde.

2) An diesem sind die Thiere wesentlich kleiner, aber in der Form sehr verwandt den Düsseldorfer Löwen.

3) Die Inschrift ist in Mélanges d'Archéologie par N. Cahier et A. Martin II, pl. 11 abgebildet und besagt, dass der Purpurstoff, welcher Elephanten darstellt, auf Befehl des Obersten und Bewacher des kaiserl. Schlafgemaches Michael, zur Zeit als Petrus die Fabrik leitete, angefertigt worden sei. Aus der Form der Inschrift glauben Paläographen, wie Prof. Victor Gardthausen in Leipzig und Prof. Usener in Bonn annehmen zu sollen, dass der Stoff im dreizehnten Jahrhundert gewebt worden sein dürfte. Es ist kaum zu hoffen, dass sich jemals feststellen lässt, in welchen Jahren Michael Oberstkämmerer und Petrus Director der ärarischen Gewandfabrik in Byzanz, um die es sich auch bei diesem kostbaren Seidenstoff handelt, gewesen ist. Näheres hierüber sammt Abbildung in Farbendruck dürfte ein Artikel des Herrn Dr. Franz Bock im Heft 1/2 des Jahrganges 1893 der Zeitschrift des Kunstgewerbe-Vereins in München bringen.

Beachtenswerth ist auch, dass bisher solche Inschriften, welche auf die regierenden Kaiser hinweisen, nur äusserst selten und immer nur bei Stoffen mit grossen Mustern vorkommen. Diese grossgemusterten Stoffe scheinen im Auftrage der Kaiser als Geschenke zu Behängen für Kirchen gewebt worden zu sein. Und dass sie sich zur Herstellung solcher Weihgeschenke der ärarischen Gewandfabrik bedienten, ist mehr als wahrscheinlich, durch die Inschrift am Elephantenstoff in Aachen sichergestellt.

II. Litteratur.

1. Wilhelm Voege, Eine deutsche Malerschule um die Wende des ersten Jahrtausends. Kritische Studien zur Geschichte der Malerei in Deutschland im 10. und 11. Jahrhundert. 389 S., mit 46 Abb. Trier, Lintz'sche Buchhandlung 1891 (Ergänzungsheft VII zur Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst).

Von den grossen Publikationen von Bilderhandschriften, die im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte auf deutschem Boden entstanden sind, bezeichnet eine jede einen merklichen Fortschritt sowohl in der Ausbildung der Methode wie in Bezug auf den Umfang des bewältigten Materiales.

Die erste dieser Untersuchungen, die für ihre Zeit klassische Bearbeitung des Psaltereum aureum von St. Gallen durch J. R. Rahn setzte zu einer Zeit ein, als die Engländer und Franzosen schon seit einer Generation mit umfassenden und glänzenden Publikationen hervorgetreten waren, die meist eine ganze Gruppe gleichartiger Handschriften durch ausgewählte, mit allen Mitteln der vervollkommneten Technik wiedergegebene Proben illustrirten. Den technischen Höhepunkt dieser Art der Veröffentlichung erreichten hier die Bastard'schen, dort die Westwood'schen Blätter. Während in den folgenden Jahren von den dem Ausgange des Mittelalters angehörigen Handschriften in Deutschland eine ganze Reihe durch würdige Publikationen bekannt gemacht wurden — ich nenne nur die Sachsenspiegel, die Romfahrt Kaiser Heinrichs VII., die Chronik Ulrich von Richentals, das Wappenbuch Konrads von Grünenberg — dauerte es geraume Zeit, bis die Periode des frühen Mittelalters wieder mit weiteren Veröffentlichungen bedacht wurde. Die einzelnen Etappen auf diesem Wege bezeichnen vier grössere Arbeiten, die in Thema und Methode die Typen für vier Gruppen darstellen. Zuerst die Publikation des Egbertcodex durch Fr. X. Kraus, die für eine einzelne Handschrift in mustergültiger Form die Zusammenstellung der gesammten Litteratur und eine eingehende Analyse und Beschreibung der einzelnen

Scenen bot. Sodann A. von Oechelhäusers Edition der Heidelberger Bilderhandschriften, die eine Addition sorgfältiger, aber naturgemäss unter einander nicht zusammenhängender Einzeluntersuchungen nach der von Kraus gewählten Methode darstellte.

An dritter Stelle die in wahrhaft monumentalem Gewande von der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde unternommene Publikation der Trierer Adahandschrift, durch das Zusammenarbeiten einer ganzen Reihe von Gelehrten entstanden, in der H. Janitschek mit glänzendem Scharfsinn aus den Trümmern des weithin versprengten Materials die Rekonstruktion der grossen Hof- und Klosterschreibschulen des karolingischen Reiches unternahm und damit, von einem einzigen Codex ausgehend, ein Gesammtbild der ganzen gleichzeitigen Produktion aufrollte. Den Abschluss und Gipfelpunkt dieser Entwicklung bezeichnet vorläufig die uns vorliegende umfangreiche Arbeit Wilhelm Voege's, der nur eine einzige Malerschule der ottonischen Kunstaera behandelt, diese aber mit ausserordentlicher Materialkenntniss und mit völliger Erschöpfung aller Fragen, die innerhalb des begrenzten Stoffkreises überhaupt gestellt werden konnten.

Zunächst einige Worte über das herangezogene und behandelte Material. Im Vordergrunde stehen die grossen vielbewunderten Prachthandschriften der sächsischen Kaiser, die zum Theil noch in Bamberg, zum Theil in München aufbewahrt werden, das Evangeliar Ottos III., Cod. Cimel. 58 zu München, das Evangelistarium Heinrichs II., Cod. Cimel. 57 zu München, das Evangeliar Cod. Cimel. 59 und das Evangelistar Cod. lat. 23338 zu München, Cod. A. I. 47 (hohes Lied und Daniel), A. II. 42 (Apokalypse) zu Bamberg, der Hillinuscodex (Cod. XII) und der Limburger Codex (Cod. CCXVIII) der Kölner Dombibliothek, Cod. 84. 5. Aug. zu Wolfenbüttel (Evangelistar), Cod. mbr. U. I. 19 der Beverinschen Bibl. zu Hildesheim (Orationale), Cod. lat. 18005 der Bibl. nat. zu Paris (Sakramentar), Cod. Centur. IV. 4. der Stadtbibl. zu Nürnberg (Evangeliar), Cod. M. p. th. 4 ⁰ 5 der Universitätsbibl. zu Würzburg (Lektionarium), Cod. sect. XXIa 37 der Kgl. Sammlungen zu Hannover (Evangeliar), Cod. I. 2. zu Maihingen (Benediktionale), Cod. XIV. 84 der Barberina (Evangeliar), Cod. 3 des Berliner Kupferstichkabinets (Evangeliar), ausserdem der Ottonencodex zu Aachen und die Hs. der Bibliotheca Queriniana zu Brescia, beide bereits ganz publicirt, der erste durch Stephan Beissel, die zweite durch Andrea Valentini.

Zu bedauern ist nur, dass das Ansfriedevangeliar des erzbischöflichen Museums zu Utrecht, das, zumal in seinen merkwürdigen Evangelistenbildern, die engste Verwandtschaft mit Cod. Cimel. 58 zu München zeigt, nicht berücksichtigt werden konnte: es ist neuerdings — ebenso wie die von Voege S. 151 nur kurz erwähnte Hs. des Kupferstichcabinets zu Berlin — ausführlich beschrieben worden in St. Beissels letzter Ver-

öffentlichung über das Evangelienbuch des hl. Bernward zu Hildesheim; Photographien nach der Hs. hat schon vor Jahren der hochverdiente Kenner und Sammler Mynheer van Heukelum zu Jutfaas bei Utrecht anfertigen lassen.

Die ganze Schulproduktion an einem Orte, womöglich in der Schreibstube eines Klosters zu lokalisiren, war bei dem Charakter des vorliegenden Materiales unmöglich. Eine Reihe von Anzeichen weisen auf Köln, wo die eine der behandelten Handschriften, eben der Hillinuscodex, entstand. Doch zeigt der Name des einen Schreibers (Purchardus) eine entschieden oberdeutsche Form. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die meisten dieser für die Sachsenkaiser gefertigten Handschriften auch auf altem sächsischen Kulturboden, in den Klöstern in und um Hildesheim und Magdeburg, für die eine reiche Produktion bezeugt ist, entstanden. Auf eine nahe Verbindung des ersten Kunstcentrums mit dem Rheinlande weist beispielsweise der Umstand, dass das ottonische Evangeliar des Domschatzes zu Essen eine enge stilististische Verwandtschaft mit Cod. 33 des Domschatzes zu Hildesheim aufzeigt; eine Magdeburger Ottonenhandschrift enthält noch jetzt die Bibliothek des dortigen Domgymnasiums (Cod. 275). Auf der anderen Seite zeigen die Bilderhandschriften, die neben dem Hillinuscodex als in Köln entstanden bezeugt sind, in der Kölner Stadtbibliothek, in Stuttgart, vor allem auch das Sakramentar von St. Gereon in Paris (Cod. lat. 817 der Bibl. nat.) von der von Voege behandelten Gruppe durchaus abweichende Züge.

Was der vorliegenden Arbeit ihre für die geschichtliche Behandlung der Bilderhandschriften und der frühmittelalterlichen Malerei überhaupt epochemachende Stellung einräumt, liegt in der Verfeinerung und Zuspitzung der Methode, in der Uebertragung der längst für die ausgebildete Zeit und die Perioden der entwickelteren Kunst geltenden Gesichtspunkte auf die primitiven Kunstzweige und in der Ausbildung einer eigenen Kennerschaft auch für diese Frühkunst als des wichtigsten Rüstzeuges für die Forschung. Der Verfasser giebt in der That in seiner Arbeit zugleich ein Hand- und Lehrbuch zum Erwerb dieser Kennerschaft. Eine ganz neue Art zu sehen, neu eben für diese frühe Periode, die allzulange lediglich von ikonographischen Gesichtspunkten aus betrachtet wurde, bildet sich hier heraus, zum ersten Male werden im vollen Umfange an diese frühen Schöpfungen die Fragen einer künstlerischen Kritik gestellt, die Fragen nach der künstlerischen Konception und Komposition, nach dem Maasse der Ueberlegung bei der Verwendung alter, Umwerthung anderswo gebrauchter und Einführung neuer Motive, dem Grade der Lebendigkeit in Charakteristik und Ausdruck. Am deutlichsten treten diese Vorzüge der Arbeit zu Tage in der ersten Vorstudie, wo der Verfasser, scharfäugig und feinsinnig zugleich, die Handschriften Ottos III. zu Aachen und München mit den Kunstwerken der

Reichenau vergleicht und in einer glänzenden Analyse das Verhältniss der Aachener Handschrift zum Egbertcodex auseinandersetzt, und dann in der Gesammtcharakteristik, die nach der genauen Durchvergleichung der einzelnen biblischen Scenen die umfassendste Darstellung des Gemeinschaftlichen in der Produktion und die eingehendste Antwort auf die Fragen nach der Bedeutung der Individuen und das Nebeneinander disparater Vorbilder bietet, die überhaupt für diese Gattung von Kunstwerken gegeben werden kann.

Diese Charakteristik bildet das eigentliche Thema, in ihr liegt zugleich der Schwerpunkt der ganzen Arbeit. Die Herrschaft der ikonographischen Typen, ihre Provenienz, Ueberlieferung und Abwandlung werden genau untersucht, die textlichen Quellen sichergestellt, das Verhältniss zum Texte auseinandergesetzt. Die byzantinische Frage, die durch Springer — viel zu früh — zu den Todten geworfen wurde, wird hier für die Malerei aufs Neue formulirt. Das Missale Heinrichs II. zeigt in der That unleugbar byzantinischen Einfluss — die Handschrift zeigt dazu eine so ausgebildete, fast raffinirte Technik, dass sie unmöglich als Einzelerscheinung, sondern nur als Glied einer langgeübten Tradition begriffen werden kann. Ueber den Weg, den die byzantinischen Vorbilder eingeschlagen, werden wahrscheinlich die Untersuchungen Strzygowskis weiteres Licht verbreiten. Die letzten beiden Publikationen über die byzantinische Kunst, Strzygowskis verdienstvolle Bearbeitung des Etschmiadzinevangeliars, die eine ganze Serie byzantinischer Denkmälerpublikationen einleiten soll, und Heinrich Brockhaus' ausgezeichnetes Buch über die Kunst in den Athosklöstern, die von Voege nicht mehr benutzt werden konnten, bieten weiteres Material, irritiren aber in keinem wesentlichen Punkte die Voege'schen Resultate. Wie in der Malerei, so muss die Frage auch für die Goldschmiedekunst und die damit zusammenhängenden Techniken, namentlich das Email, aufs Neue erhoben werden. Charles de Linas hat für die verroterie cloisonnée in seinem dreibändigen Hauptwerk den Orient als Ursprungsland nachzuweisen sich bemüht, die Untersuchungen von Schulz über den byzantinischen Zellenschmelz, die Publikation der Sammlung Swenigorodskoi haben neues und reiches Material für die Beantwortung der Frage nach der Entstehung des deutschen Emails geliefert. Die durch Georg Humann vorbereitete grosse Publikation des Essener Münsterschatzes würde die beste Gelegenheit zur Weiterführung dieser Fragen bieten. Allem Anschein nach werden wir auf die seiner Zeit von aus'm Weerth im „Siegeskreuz des Kaisers Konstantin VII." aufgestellten Thesen zurückkommen. Und auch für die Architektur ist die Frage durchaus nicht abgeschlossen. Wenn auch der syrische Einfluss, den Viollet-le-Duc von de Vogüé entlehnte und mit Begeisterung in den spätern Bänden seines Dictionnaire vortrug, endgültig abgelehnt ist, so ist doch

der byzantinische Ursprung der aquitanischen Kuppelkirchen, der von de Verneilh behauptet worden und durch Jahrzehnte als Dogma galt, trotz der Einwendungen Ramé's, Saint-Pauls und vor allem der klaren und durchsichtigen, von den Franzosen nur noch nicht genügend beachteten Ausführungen Dehios durchaus nicht völlig widerlegt: Die These wird neuerdings von der jüngeren Archäologenschule Frankreichs mit Vorsicht wieder aufgestellt.

Der Charakteristik der ikonographischen Richtung schliesst Voege eine Charakteristik des Motivenschatzes der Schule an, die die Gebärden und Bewegungen, die Kopftypen, die Gewandung, die landschaftlichen Motive, die Architektur, die Ornamentik und Bild und Ornamentik in ihrem Zusammenhange zum Thema haben. In der Analyse der Geberden und Geberdensprache zeigt sich die glänzende Beobachtungsgabe des Verfassers auf ihrem Höhepunkte. Die Untersuchung wächst hier aus zur Materialiensammlung für eine Psychologie des 10. Jahrhunderts auf physiologischer Grundlage. Gerade hier wird das geringe persönliche Verhältniss der Kunst des 10. Jahrhunderts zur Natur in die schärfste Beleuchtung gerückt, in der Variirung der einfachen Grundmotive, ihrer Uebertragung auf eine Reihe verwandter seelischer Vorgänge, ihrer Verbindung, zuletzt ihrer weiteren Verbreitung, nachdem sie aus dem alten Zusammenhange ausgelöst, des alten Sinnes entkleidet sind, und als rein künstlerische Motive hier und dort verwandt werden.

Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, welche Fülle an Material und Beobachtung in den Abschnitten über Gewandung, Landschaft und Architektur für die Geschichte der frühmittelalterlichen Privatalterthümer, der Kulturbotanik, niedergelegt ist. Nur auf die excursartig den einzelnen Handschriftenbeschreibungen angehängten Detailuntersuchungen möchte ich aufmerksam machen, die mit erstaunlicher Litteraturkenntniss und dem Aufwand eines fast nervösen kritischen Scharfsinnes eine ganze Reihe von nicht unwichtigen Fragen ganz en passant beantworten, vor allem die nach den Dedikationsbildern der ottonischen Handschriften und nach den Elfenbeintafeln der Einbände.

In der Einleitung und im Schlussresumé sind von Voege selbst die leitenden Gesichtspunkte und die Hauptresultate zusammengefasst worden. Als ihr wichtigstes, das von entscheidender Bedeutung für die Behandlung frühmittelalterlicher Bilderhandschriftenfolgen, wie für die Auffassung des klösterlichen Kunstlebens ist, tritt das eine hervor, dass innerhalb der Schule ein unmittelbares Verhältniss zwischen Handschrift und Handschrift überhaupt nicht besteht, dass — wozu das Vorbild philologischer Handschriftenuntersuchungen leicht verleiten könnte — eine Genealogie der Codices mit Nichten aufgestellt werden kann, dass ein der Fortpflanzung der Ueberlieferung dienendes Vorbilder- und Skizzenmaterial zu Grunde lag, mit einem Worte: dass es Malerbücher gab.

Dieser Satz darf selbstverständlich nicht verallgemeinert und gleichmässig auf alle frühmittelalterlichen Handschriftengruppen angewandt werden. Für die grossen profanen Illustrationscyklen, mit denen eine Reihe der bekanntesten frühen Unterhaltungs- und Belehrungsbücher ausgestattet wurden, lässt sich das Gegentheil nachweisen, hier sind in der That, wenn auch nicht ein einziger, so doch mehrere Handschriftenstammbäume innerhalb einer Gruppe zu konstatiren, hier können Genealogien aufgestellt werden, hier wurde eine Handschrift von der anderen mit ihren Bildern kopirt. Das gilt zumal von den drei Gruppen der Handschriften des Terentius, des Aratus, des Prudentius. Die letztere durch die Anzahl der Handschriften wie durch die ikonographischen Resultate für die Kunstgeschichte werthvollste Gruppe ist durch Richard Stettiner eingehend untersucht worden: die versprochene Publikation haben wir seit drei Jahren vergeblich erwartet. Für diese profanen Handschriften lässt sich auch für die Folgezeit eine ähnliche Herstellungsart, eine direkte Ableitung von einander behaupten: für den wälschen Gast ist dies mit Erfolg durch v. Oechelhäuser geschehen. Auch für einige mit Federzeichnungen illustrirte biblische Handschriften des frühen Mittelalters lassen sich thatsächlich direkte Ableitungen nachweisen, so für die ähnlich wie die drei genannten Gruppen handwerksmässig illustrirten Handschriften der Apokalypse: die der Frühzeit der karolingischen Kunstaera angehörigen Cod. C. 31 zu Trier und Cod. 386 zu Cambrai decken sich in einzelnen Bildern vollständig — hier zeigt schon die sichere und kräftige braune Linienführung, die weit verschieden ist von den feinen skizzirenden, suchenden und tastenden rothen Entwürfen, die den ottonischen Prachthandschriften zu Grunde liegen, dass dem Künstler sein Vorbild vollständig vorlag. Wenn man zum Schlusse etwas aussetzen darf, so ist es das Fehlen genügender Sach- und Ortsregister (für die Handschriften etc.), die bei der Fülle nebensächlicher Bemerkungen und Beobachtungen unbedingt nöthig waren — nur über die neutestamentlichen Scenenbilder ist ein solches gegeben — und — auf die Gefahr hin, als kleinlicher Merker zu erscheinen — der zuweilen allzu barock verrenkte, von Pointen starrende schwere Stil: denn die Lektüre ist nicht leicht, meiner Treu.

Die Drucklegung und Illustrirung der Voege'schen Arbeit durch eine grössere Zahl nach eigenen photographischen Aufnahmen des Verfassers gefertigte Clichés wurde durch die bewährte Munificenz des ersten unter den rheinischen Mäcenen, des Herrn Geheimraths Dr. von Mevissen ermöglicht. In einem Excurs findet sich das Material zur Geschichte der Echternacher Malerschule zusammengestellt, deren intensive Bearbeitung der Verfasser zunächst ins Auge gefasst hat. Der Schule gehören ausser dem Echternacher Codex, von dem grössere Proben zuerst durch Lamprecht in dieser Zeitschrift mitgetheilt wurden (Heft LXX), eine

ganze Reihe der bedeutendsten und merkwürdigsten Bilderhandschriften des 10. und 11. Jh. an, die sämmtlich mit Ausnahme des Codex aureus im Escurial leicht erreichbar sind. Es ist dringend zu wünschen, dass dem Bearbeiter die Mittel zur Verfügung gestellt werden zur Herstellung einer würdigen Publikation, deren vornehme Ausstattung dem hohen künstlerischen und wissenschaftlichen Werthe der behandelten Objekte entsprechen würde. Die Bearbeitung dieser Gruppe durch Voege würde den grossen Vorzug haben, dass hier die paläographischen und textlichen Untersuchungen, die dem Charakter des Materiales angemessen, hier von weit geringerer Bedeutung sind, von dem gleichen Gelehrten wie die eigentlich kunsthistorischen Forschungen unternommen werden könnten, was gegenüber der Bearbeitung der Adahandschrift ein eindringlicheres Ineinanderarbeiten und Verweben der einzelnen Forschungsresultate ermöglichen würde. Die ganze Publikation würde sich der Herausgabe der Adahandschrift in der würdigsten Weise anschliessen und wie jene den einstimmigen und lautesten Dank aller Fachgenossen herausfordern.

Aus dem ungeheuren in den Bilderhandschriften aufgespeicherten Materiale treten, nachdem die Untersuchungen über karolingische Handschriften im Wesentlichen abgeschlossen sind, zwei Gattungen von Gruppen hervor, deren Bearbeitung allmählich für unsere Disciplin zu einem dringenden Bedürfniss werden wird. Auf der einen Seite die aus ikonographischen Gesichtspunkten gebildeten, unter ihnen vor allem vier: zuerst die aus dem klassischen Alterthum stammenden schon oben erwähnten profanen Illustrationscyklen, dann die Apokalypsen, die Rechtshandschriften und die Illustrationen der deutschen Epen und Liedersammlungen. Auf der anderen Seite die ihrem eigentlichen geschichtlichen Zusammenhange nach sich ergebenden, unter denen wieder vier im Vordergrunde des Interesses stehen. Zuerst die der altchristlichen Tradition am nächsten stehenden frühesten biblischen Handschriften zu Wien, Florenz, Berlin, Paris, Cambridge, von denen nur der Ashburnhampentateuch eine ausreichende Publikation erfahren hat, während die Garrucci'schen Wiedergaben für Stilvergleichung durchaus ungenügend sind. Sodann die den Echternacher Codex umschliessende Gruppe, die nach Erledigung der Bamberg-Münchener Gruppe weitaus die bedeutendste der Zeit ist. An dritter Stelle die Federzeichnungen des 12. und 13. Jh., von denen nur zwei Hauptgruppen, die Zwiefaltener und die Scheyerner, bisher herangezogen worden, während die dritte, Hirsauer mit ihren ikonographisch höchst merkwürdigen Handschriften zu Troyes, London, Köln, München, Arras, bisher überhaupt keine Beachtung gefunden hat. Endlich die grosse und für die Kultur- wie die Kunstgeschichte gleich wichtige Gruppe der süddeutschen Bilderchroniken, mit den beiden Haupt-

sitzen Constanz und Zürich-Bern-Luzern. Hoffen wir, dass die Publikation der Echternacher Codices hier den Anfang mache.

Paul Clemen.

2. Soest, seine Alterthümer und Sehenswürdigkeiten. Mit Abbildungen und Stadtplan. Soest, Druck und Verlag der Nasse'schen Buchdruckerei (1890). 121 S.

Dies Buch gilt, wie allbekannt, einem sehr ergiebigen und noch heute mit Denkmälern des Alterthums und aller Kunst reich gesegneten Boden. Es bereitet in einer verhältnissmässig (bis S. 56) weiten Uebersicht der Stadtgeschichte auf den im Titel angezeigten Hauptheil vor. Dort kommen schon die städtischen und profanen Gegenstände, hier die Kirchen und Kapellen (auch die Synagoge und das Archiv) sowie ihre Bild- und Kleinwerke zur Besprechung und mit Auswahl zur Abbildung. Man verweilt bei den Illustrationen um so lieber, als mehrere von Denkmälern beigebracht sind, von denen man bildliche Darstellungen noch entbehrte oder von denen man heute leider Nichts mehr sieht. Welche Bewandniss es dagegen mit dem Texte hat, lässt sich daraus entnehmen, dass dafür von der verhältnissmässig sehr umfassenden Litteratur, worin sich die Forschung längst des grossartigen Kunstlebens von Altsoest annahm, ein nur zu beschränkter Gebrauch gemacht ist. Soll das Unternehmen „das Interesse für mittelalterliche Kunst heben und die vielen Soester Kunstdenkmäler und Kunstschätze dem allgemeinen Verständnisse näher bringen", so werden vorab die Ergebnisse zu verwerthen sein, welche bis jetzt, abgesehen von der allgemeinen Litteratur, über Soester Kunstwerke, Kunstübung und Künstler in Zeitschriften vorliegen. Schon eine Ausbeute der im (Register-)Heft 91 dieser Jahrbücher S. 236 s. v. Soest gegebenen Verweise verspricht manche Beiträge und führt leicht auf Weiteres, was benutzt werden kann und soll. N.

3. G. Pauli, Die Renaissancebauten Bremens. Im Zusammenhange mit der Renaissance in Nordwestdeutschland. Leipzig. Verlag von E. A. Seemann 1890 (Beiträge zur Kunstgeschichte. Neue Folge XI).

Nachdem in letzter Zeit die romanischen und gothischen Baudenkmäler der altberühmten Hansestadt Bremen mehrfach das Augenmerk der örtlichen oder landschaftlichen Forschung erregt hatten, unterzog neusthin G. Pauli auch ihre vielen und schönen Renaissancebauten einer eingehenden Untersuchung und brachte mit denselben noch in Formen und Stilwandlungen gleichartige Kunsterscheinungen Norddeutschlands und der Niederlande (Friesland) in Vergleich. Dabei wurden decorative und kleinere Belebungsmittel (Cartouchen, Bandwerk) nicht minder, wie

Structurglieder und nebenher auch etwaige Musterbücher und Vorlagen, welche ja zuerst nachhaltig in die Formenwelt der Renaissance eingriffen, berücksichtigt, stellenweise auch kulturgeschichtliche Umstände und die Meister angegeben. Kurzum, es geht vor uns ein an monumentalen und decorativen Denkmälern reiches Kunstleben innerhalb und ausserhalb Bremens auf, im Einzelnen verwandtschaftlich oder örtlich gruppirt, dann und wann durch eine Illustration erläutert, dies Werk ausführlich behandelt, jenes blos eingereiht. Niemand wird der Arbeit Verdienste absprechen, zumal da manche Denkmäler noch der Oeffentlichkeit vorenthalten, andere der historischen Einreihung noch entgangen waren.

Der Titel konnte die Beziehungen zur auswärtigen Kunstthätigkeit „im Zusammenhange mit der Renaissance Nordwestdeutschlands" allerdings treffender geben, als geschehen ist. Das Rheinland spielt gar nicht hinein und wenn auch dafür der Ausblick nach den Niederlanden und nach Niedersachsen einen gewissen Ersatz bietet, so hat Westfalen fast lediglich mit der Nordhälfte und auch diese nur mit ausgewählten Monumenten an der Untersuchung Antheil. So ist der Ausdruck das eine Mal zu eng, das andere Mal zu breit bemessen, nichts aber führt Laien und Forscher, welchen eine Schrift nicht vorliegt, so sicher über deren Inhalt irre, als wenn der Titel mehr, oder, was seltener zu bemerken, weniger verspricht, als die Schrift leistet.

Jedenfalls war eine Aeusserung sowohl über die Grundsätze, wonach sich die Umschau auf auswärtige Bau- und Kunstplätze vollzog, wie über das Maass, worin diese beachtet sind, angebracht, vielleicht unerlässlich.

Die stufenweise Entwickelung des Stiles, sein Fort- und (spätes) Ableben, die Gruppirung der Schlossbauten nach den verschiedenen Grundrissen, die bezüglich der Zeitkultur so beredte Baudichtigkeit und Anderes lässt sich am Ersten übersehen und am Besten beurtheilen, je vollständiger die einschlägigen — auch die minderwerthigen — Denkmäler vorgeführt und beschrieben werden. Leider sind von Pauli viele Werke übersehen, hier prachtvolle (Schlösser), dort solche, welche noch mit einem Fusse in der Spätgothik stehen, anderwärts mehrere, welche erst nach dem westfälischen Frieden erstanden: z. B.[1]) die Rathhäuser zu Lingen, Burgsteinfurt, Werne, Schwerte und das stattliche Bürgerhaus zu Bochold, das Amtshaus zu Lüdinghausen, die „Häuser" Eckroth zu Billerbeck, die Häuser und Schlösser Diepholz, Schelenburg bei Osnabrück, Altena bei Schüttorf, Anholt, Burgsteinfurt (ein Giebel und mächtiger Winkel-

1) Unsere kurzen Angaben beziehen sich stellenweise bloss auf Theile eines Baues oder auf Nebenbauten, die Klammern () auf entstellte oder ihrer Stilzierden mehr oder weniger entkleidete Gebäude.

thurm), Gemen (und Velen), Westerholt, Herten und Bladenhorst bei Recklinghausen, (Heeren), Bodelschwing und Westhusen bei Dortmund, Schnellenberg bei Attendorn, Berleburg (ein Flügel mit den Jahreszahlen 1555, 1556, 1577, 1585); Alst, Darfeld, Vögeding, Hülshof, (Wilkinghege), Bisping, Westerhaus (bei Rinckerode), Borg, Byinck, Romberg, Senden, Vischering, Drensteinfurt (Thorhaus mit musivischem Backsteinwechsel) in der Umgegend von Münster, Vorhelm bei Beckum, Geist (und Crassenstein) bei Oelde, Assen und Overhagen (1619) um Soest, Erwitte, Eringerfeld und Störmede bei Gesecke, Eggeringhaussen, (Rietberg), und (in dessen Nähe) Holte, Rheda, Tatenhausen und Holtfeld bei Ravensberg und Nehlen bei Soest, Uhlenburg bei Löhne, (Hünnefeld und) Haddenhausen bei Lübbecke, die Jesuitengebäude zu Paderborn, in der Nähe die Wevelsburg und Hinnenburg, Schloss Dringenberg, die „Häuser" Grevenburg und Eichholz bei Nieheim, Thienhausen, Borlinghausen, Schweckhausen bei Peckelsheim, Niessen (Altbau) bei Warburg [1]), Rohden bei Arolsen; im Lippischen Schlösser und Gebäude zu Wendlinghausen, Varenholz (nur angemerkt von Pauli S. 115), Horn, Blomberg, Schwalenberg (Sternberg) [2]).

Sogar aus Münster, welchem Pauli mancherlei Beiträge entnommen hat, lässt sich noch Verschiedenes nachtragen: drei Giebelhäuser von 1693, 1668, 1665, das Portal der gothisirenden Clarissenkirche, das Arnemann'sche Haus (sechseitiger Grundriss, die vier zusammenhängenden Aussenseiten als Fronten entwickelt, die Giebel an den Rändern und in Rundnischen mit den seltsamsten Figuren belebt), ein Haus der Bäckergasse (1587) mit polygonem Treppenthurme, das Eckhaus der Rothenburg (Nr. 23) und dessen buntbeschnitzten Kopfbänder unter dem einseitig übergekragten Hauptgeschosse, der jetzt durch einen Neubau verdrängte Giebel (Ohm) Roggenmarkt Nr. 12 vielfach für die Perle des Stils gehalten [3]), weil ausgestattet mit griechischer Inschrift und allerhand Ornamenten

---

1) Laut solcher culturgeschichtlichen Bauzeugnissen umgaben also seit Mitte des 16. Jahrhunderts die Fürstenhöfe besonders die Adelssitze, die noch in gothischer Zeit meistens einfach waren, äusserst behagliche, durch die spanisch-niederländischen Einfälle, oder gar durch den dreissigjährigen Krieg kaum ernstlich gestörte, wohl durch auswärtigen Kriegsdienst erworbene Verhältnisse. Indess bei dem Bauleben der Bauer unter Fronfuhren litt (vgl. das mitleidige Eingreifen des Münster'schen Bischofs Wilh. v. Ketteler 1557 in Münster. G.-Q. III, 4), profitirten wieder die städtischen und ländlichen Gewerbsleute.

2) Der näheren Zeit- und Stilbestimmung harren noch die Schlösser Raesfeld b. Borken, Lüttinghof und Lembeck b. Dorsten, Westerwinkel, Sandforth u. Itlingen b. Lüdinghausen, Werries, Heesen (Vorhaus), Küchen b. Hamm, Laer (und Melschede) an der Ruhr, Erpernburg b. Paderborn, Suthausen b. Osnabrück, die Comthurei Mühlheim a. d. Möhne u. a.

3) Oder sollte Pauli S. 43 denselben Bau unter Haus-Nr. 10 (Roggenmarkt) behandeln?

(auf rauhem Grunde), mit Erker, Karyatiden und Zwickelfiguren, die jenen des Kölner Rathhauses nachgebildet sein mochten, die Jesuitenkirche oder doch ihr Hauptportal, ein Theil des Jesuiten-Collegs (bis 1657) das vor etwa zwanzig Jahren niedergerissene Thor des Gymnasialhofes (jetzt angeblich Schmuck des zool. Gartens zu Düsseldorf) und auf seinen beiden Seiten der zum Hofe mit Arcaden geöffnete Gang, dessen vierseitigen mit allerhand Goldschmiede-Mustern behauenen Säulchen nun in private Hauseinfassungen zerstreut sind, der einfache Giebel des Fürstenberger Hofes (Steinweg), auf dem First und den beiden Fussecken mit der Muschel im Kugelkranze besetzt und an den Fussecken noch besäumt mit Zinnen (ähnlich das Haus Frauenstrasse Nr. 18) sowie das äusserst merkwürdige Gildenhaus (schoehues, theatrum [1]).

Da Pauli mit Recht auf die Münsterische Frührenaissance Gewicht legt, hätten ihn noch andere oder gar ältere Proben derselben anziehen sollen, als das Schloss Wolbeck von 1546. Es sind am Vicarien-Kirchhofe (Dom) das Schmiesinger-Denkmal von 1548: eine viereckige Bronzeplatte umrahmt von feinem Geränk mit eingereihten Büsten, das Hörde-Denkmal aus Stein von 1545: als Mittelstück realistisch die Auferstehung, Seitenpilaster unter reichem Rundbogen, an beiden Stellen und streckenweise auf blauem Grunde allerhand Renaissance-Muster, als Schriftpredella eine von zwei Burschen gehaltene Cartouche mit rundlichen, doch noch schlichten Umfassungen und vormals am hohen Chor die mit den schüchternsten Stilkeimen an der Predella verzierte Steinballustrade des Engelganges und andere decorative Architekturmonumente; es sind ferner in dem gothischen Treppengiebel des Löwen-Clubs die Steinkugeln, Eisenanker, die umkränzten Büsten und zwei Wappen-Tafeln [2]) mit schmucken Seitensäulchen und breitem Rundbogenschlusse, mit Muscheln im Tympanum: die eine Tafel (oben) mit dem Datum 1540, die andere (unten) mit römischer Inschrift [3]); sodann der wahrscheinlich schon von den Wiedertäufern vorgefundene Erker an einem Hause im Norden der Lambertikirche, noch gothisch construirt und verziert, nur figuriren bereits in den Füllungen die (Zier-)Büsten und an Consolen vorn die mit jonisirenden Voluten bedeckten Maskenköpfe und an den Seiten flaches Geränk mit Blättern, endlich die frühste Blüthe des Stiles, das einem Pfeiler des Domes angeheftete Epitaph des Domherrn von Schade, als Retable aufgefasst: während das Figürliche, der Verblichene selbst in knien-

1) Vgl. über dessen gleichartiges Vorkommen auf dem Lande Nordhoff, Haus, Hof, Mark und Gemeinde in Nordwestfalen 1889 S. 27.

2) Darin hält oben ein Manns- unten ein Weibsbild den Schild, dessen Zeichen hier abgebröckelt, oben ein offener Flug ist.

3) Her Got alle dinge | Staen in diner macht, | Vil dit huis behoden | Vor allem ungeluke | Dach unde nacht.

der Stellung zwischen einem Ritter und dem hl. Johannes dem Evangelisten, auf dessen Wink er zur Taufe des Herrn aufblickt, und Gottvater oben noch die realistische Gesichts- und knitterige Gewandbildung sogar die Unterlage des Rahmens gothische Profilirung zeigen, folgt das Rahmenwerk mit dem (geraden) Giebel der neuen Stilweise. Auf den (Rahmen-)Pilastern windet sich ein einfaches Blattgewinde empor, die Unterschrift hat römische Züge, darin das Todesdatum 1521 und um die Wappen runde, stellenweise umbundene Kränze; in den Wappenschilden zittert eine neue Formenwelt, ja das Hauptwappen mitten im Hauptbilde rollt seine obern Spitzen einwärts und leitet dadurch die Cartoucheform ein. Das Ganze [1]) schimmert noch in einer freundlichen Polychromie.

Die decorativen Architekturen in Anschlag zu bringen, bewegt uns sowohl das Vorgehen Pauli's, der dabei von den Kleinkünsten und der Formenwelt eines Eisenhuth leider gänzlich abgesehen hat, als das einst in seinen vielen Zweigen so eng verwachsene Kunstleben, und gerade zu Münster umschlang Steinmetzen, Bildhauer und Maurer, die sich zudem von jeher vielfach über die Grenzen arbeiteten, das Band ein- und derselben Gilde.

In der That sind die decorativen Herrlichkeiten des Capitelsaales und des Friedensaales [2]) nur die edelsten Spitzen einer Reihe von fein ausgeführten Grabmonumenten, Chorstühlen, Taufsteinen, Caminen und anderen Gegenständen aus Holz und Stein. Hervorgehoben sei bloss die Orgelbrüstung von St. Maria zu Dortmund, die Ausstattung der Kapellen auf dem Schnellen- und Davensberg, der Altarrahmen zu Quernheim (c. 1555) und der Camin zu Goldschmieding bei Castrop (1597).

Nicht gerade wenige von den gesammten bisher genannten Denkmälern der westfälischen Renaissance waren bereits in Druckschriften beschrieben, erwähnt oder datirt — allein die Umschau nach Litteratur ist, offen gesagt, die schwächste Seite der Pauli'schen Untersuchung; und doch soll, so wenig wie der Richter einen Zeugen, der Forscher, wenn er seine Aufgabe löst, irgend einen litterarischen Beitrag übergehen. Hätte Pauli dies Gesetz der Geschichtschreibung befolgt, hätte er, statt einige Compendien und Aufnahmen vor sich auf den Schreibtisch zu legen, die auf westfälische Stilwerke bezüglichen Ergebnisse, Hinweise oder Daten der historischen Litteratur bedächtig benutzt, so wäre er schon auf eine Reihe von Stildenkmälern gestossen, die wir vorhin nachgetragen haben und einige seiner Ausführungen hätten im Umständlichen unzweifelhaft gewonnen.

---

1) Wohl z. J. 1523 angeführt vom Bischofe Dr. Müller: Corresp.-Bl. d. G. V. 1855. S. 28.

2) Dieser ist mehrere Male datirt mit 1577. Vgl. Correspondenzblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1890 S. 71.

Schliesst man die entlegenere Litteratur aus, so erfuhren diese oder jene Beachtung oder gar eine Abbildung Thienhausen und Dringenberg bei L. Schücking im malerischen und romantischen Westfalen 1872 S. 100, 96, 98, die Grevenburg und Eichholz bei v. Oeynhausen, Geschichte der v. Oeynhausen 1889 III, 73, 75, 328, 338 (Neuhaus und) Wevelsburg in Monumenta Paderbornensia. Ed. Elzev. p. 255, 218, 230, das Rathhaus zu Paderborn (mit allen Bauleuten) bei Greve, in den Blättern zur nähern Kunde Westfalens 1871 S. 113, die Jesuitenbauten ebendort bei Bessen, Geschichte des Bisthums Paderborn II, 95, 126. Schweckhausen (1584) und der Schnellenberg mit Schlosskapelle bei Pieler, Tagebücher Caspars v. Fürstenberg 1873 S. 378, 179 ff. und bei Brunabend, Attendorn 1878 S. 182 ff., das Backsteinschloss Assen, seine überreichen Steinhauerzierden und seine Verwandtschaft mit jenem zu Hovestadt bei v. Droste-Hülshof im Correspondenzblatte der G. V. 1855 S. 29, Hovestadt und die vielen Werkleute mit den Lohnangaben bei Herold, Gemeindewesen Herzfeld 1886 S. 25 f., das Weinhaus und Sentenzbogen zu Münster bei Topphof in der Wiener Bauzeitung 1872, ebendort das Krameramtshaus mit dem richtigen (weit späteren als bei Pauli S. 22) Datum 1589, Eggeringhausen, Holte (und Rietberg mit Ansicht) in der Zeitschrift für Gesch. und Alterthumskunde B. 35 I 85 N. 3 u. B. 14, 170), die Clarissenkirche zu Münster bei Tibus, Stadt Münster 1882 S. 306, die Jesuitenbauten bei Sökeland, Geschichte des Münster. Gymnasiums 1826 S. 77, 70, die grosse Turris sowie der Apostelgang des Domes und ferner zu Dortmund die Orgelbrüstung der Marienkirche bei Lübke, Kunst in Westfalen 1853 S. 305, 308, 401, das Rathhaus zu Bocholt (um 1618) bei Carvachi im Correspondenzbl. 1855 S. 29 und bei Lübke, Renaissance in Deutschland 1882 S. 448, Diepholz, Lingen, Altena die Schelenburg und ein Taufstein der Marienkirche zu Osnabrück bei Mithoff, Kunstdenkm. und Alterthümer im Hannoverschen V, 152, VI, 85, 153, 158, 125, die Anfänge der westfälischen Renaissance und das Schade-Epitaph (1521) zu Münster in Prüfers Archiv f. kirchl. Kunst, Berlin 1885 IX, 82[1]), das Ohm'sche Haus, ein Epitaph Buck daselbst und der Paderborner Künstler H. Gruninger (löblicher als bei Pauli S. 86) in den Bonner Jahrbüchern H. 53, 98, H. 87, 119, N. 4, H. 67, 144, das Schloss Wolbeck, das Amthaus zu Lüdinghausen, Haxthausen, Bladenhorst, Wevelsburg bei Nordhoff, Holz- und Steinbau Westfalens S. 230—336, 247, Störmede und Niessen bei Fahne, Grafen v. Bocholtz 1 I, 131 die Lippischen Werke bei Preuss, Bauliche Alterthümer des Lippischen Landes A' 1873, mehrere Hammer Epi-

1) Wo S. 74 der Schnitzkünstler des Friedenssaales richtig mit Kuper angegeben war. Pauli hat S. 19 noch Kumper und als Datum 1544—1552 statt 1544 (Inschrift)—1558. Vgl. Krabbe, Westf. Zeitschr. 24, 368.

taphien und ein stattlicher Altar (1593) zu Hemmerde in den Kunst- und Geschichtsdenkmäler d. Prov. Westfalen I, 63, 70 f., 120, Hünnefeld und Haddenhaussen bei G. v. d. Bussche, Geschichte der v. d. Bussche (1887) I zu S. 164, 170.

Die Kunde folgender baugeschichtlichen Thatsachen war vom Verfasser nicht zu verlangen: der S. 27 bloss erwähnte „speciose" Erker am Schlosse zu Burgsteinfurt zeigt in einem Saale des Obergeschosses an einer Säule, welche zwei schmucke Rundbogen aufnimmt, das Steinmetzzeichen und Datum 1558 — das Rathhaus zu Meppen von Pauli S. 77 nach einer Inschrift des Thurmes, der an niederländische Bauweise erinnern soll, anscheinend mit 1604 datirt, ist nach dortigen Acten 1600 von dem Steinmetzen Johan Kelliger aus Münster und dem Zimmermeister Bernard thon Hülze erbaut [1]).

Unterlassen wir nun zu fragen, ob und wie der Verfasser die Stilentwickelung mit dem damaligen Culturleben und Baugewerbe in Verbindung setzt, warum er die Holzarchitektur vollständig preisgab und schliessen wir mit ein paar Bemerkungen allgemeiner Natur.

1) Die niederländischen Baueinflüsse lassen sich gewiss weiter (gegen Pauli S. 37) als auf einzelne Werke ausdehnen; denn thatsächlich bestand gerade während der Renaissance ein ausserordentlicher Wechselverkehr wie in Handel und Gewerbe, so auch in den hohen und kleinen Künsten zwischen den Niederlanden und Westdeutschland [2]).

2) Was das mehrfach betonte Rollwerk und die Cartouche anlangt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass ersteres sich aus den Spruchbändern der ältern Bildwerke entwickelt hat; folgende Belege der westfälischen Kunstgeschichte erscheinen als Uebergangsformen: das Notariatszeichen einer Urkunde des Klosters Abdinghof von 1517 (im westfälischen Staats-Archive) ist ein horizontales, S-förmig geschweiftes Band, welches das übliche Motto enthält, und wie die Enden sich hier rechts schräg auf-, links schräg abwärts, rollen sich die obern Spitzen bereits beide einwärts an dem oben S. 237 erwähnten Wappenschilde von 1521, so dass letzteres fast auf eine Cartoucheform hinauskommt [3]), die später A. Eisenhuth im Porträt des Paderborner Bischofs Theodor von Fürstenberg (Kupfer von 1592) geradezu zwei symbolischen Wappen-

1) Bladenhorst seit 1575 (Westfäl. Zeitschrift 49 II, 77, 79), das Thorhaus vielleicht schon 1569 (nach dem Datum seiner Glocke). — Als Baumeister des Schlosses Horst (vgl. Pauli S. 43) werden mir von glaubhafter Seite nach Rechnungen zum Jahre genannt 1557 Arndt von Calcar und De la Cour aus Paris.

2) Vgl. z. B. Bonner Jahrbücher H. 68, 122 ff., H. 77, 158.

3) Im Bücherholzschnitte wird das Band allmählich schwächer, das Aufrollen der Enden stärker, so in Hieron. Savonarola's Meditatio pia. Wittenbergae 1523, 4°.

schildern gab. An der Holztäfelung des Capitelsaales zu Münster von 1544—1558 erscheint neben dem Bandwerke auch bereits die Cartouche, die letztere ebenso an einem Grabmale des Vicarienkirchhofes von 1545 (oben S. 236); ihre schlichteste Gestalt besitzt bereits an einem Pfeiler der Nicolaikirche zu Corbach eine kleine viereckige Tafel lediglich beschrieben mit dem Baudatum 1454 und an den beiden Seiten aufgerollt[1]).

N.

4. Geschichte des Barockstiles ... in Italien ... Frankreich, England ... Deutschland. Von Cornelius Gurlitt. . . . Stuttgart. Verlag von Ebner & Seubert (Paul Neff). 1887—89. 3 Bde. in gr. 8⁰.

Gurlitt's Geschichte des Barockstiles in Italien 1887 und der Geschichte des Barockstiles, des Rococo und des Klasicismus in Belgien, Holland, Frankreich und England 1888 folgte schnell (1889) die Geschichte des Barockstiles und des Rococo in Deutschland. Das grosse Gesammtwerk betrifft also in weitem, geographischen Umkreise die Architektur und ihre Wandlungen vom Ausgange der Hochrenaissance bis zur „modern-empirischen[2]) Kunstrichtung", also einen Abschnitt der abendländischen Baugeschichte, der lange nur in sachlichen oder örtlichen (landschaftlichen) Einzel-Partien und, wenn in weiterem Begriffe[3]), nur ungenügend dargestellt war; daher machte er auch bisher im Allgemeinen auf ein historisches, geschweige künstlerisches Verständniss, zumal bei den Laien keinen oder nur geringen Anspruch. So gewaltig der geographische Umkreis von einschlägigen Gebäuden, so schwierig war selbstredend eine treffende kunsthistorische Werthschätzung. Schon ein gelungener Versuch muss für eine erspriessliche und verdienstvolle Arbeit gelten. Verfasser bezeichnet als seine Aufgabe nicht so sehr „die Forschung in Archiven und entlegenen Litteraturwerken, nicht die Schilderung von Lebensgeschichten (d. h. der Künstler), sondern die Feststellung der kunstgeschichtlichen Entwicklung in ihren im 17. und 18. Jahrhundert so vielfach verschlungenen Wegen" — oder „einmal das im Buche behandelte Gebiet der Kunstgeschichte im Ganzen darzustellen, um den Einzelforschungen eine breitere Grundlage zu geben, als sie bisher zu ihrem Schaden hatte". Wesentlich war ihm für die Beurtheilung und Scheidung der vielen und vielgestaltigen Bauerscheinungen eine örtliche Untersuchung von Land zu Land; dabei blieben im Norden das Gebiet der Ostseeländer, im Süden Spanien und Sizilien ausgeschlossen. Die nicht

1) Vgl. Kunstchron. 1892 S. 372; dagegen Pauli S. 19, 31, NN. 44, 45.

2) Das „empirisch" bezieht sich wohl mehr auf den Baustoff, als auf den Stil.

3) Ungefähr für den nämlichen Länderbezirk und Zeitabschnitt erfolgte eine Zusammenstellung aller Künste schon 1886 von G. Ebe, Spätrenaissance. 2 Bde. Berlin.

völlig beendete Ortsforschung entschuldigt er damit, dass die Durchführung der Arbeit nicht länger verzögert werden konnte, wenn die zuerst empfangenen Reiseeindrücke noch frisch zur Schilderung kommen sollten. (Vgl. das Vorwort des Bandes I.)

Nach diesen Aeusserungen lassen sich die Vorzüge und Mängel des Werkes schon von vornherein bemessen; zu den ersteren gehören noch die massenhaft eingestreuten Illustrationen, Zierleisten u. s. w., zu den Mängeln — und fortab fassen wir lediglich den deutschen Theil in's Auge — eine ausgedehntere Enthüllung der culturgeschichtlichen Triebfedern, wodurch besonders die Baukunst der alten, volksthümlichen Uebung entrissen und den „Künstlern" und „Architekten" überantwortet wurde, indess z. B. die Sculptur noch stellenweise bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts an der mittelalterlichen Polychromie festhielt. Wir lassen dahingestellt, wie sich die zusammenfassende Gruppenschilderung zur Einzelbeschreibung verhält, ebenso, nachdem man die bezügliche Erklärung des Verfassers gehört hat, in welchem Maasse die örtlichen Quellen und die vorhandene Speciallitteratur herangezogen sind. Was die sachliche Vollständigkeit betrifft, so genüge eine Angabe jener Punkte des Rhein- und Westfalenlandes, wo Schlösser, Klöster, Kirchen u. s. w. berücksichtigt sind: Engers, Trier Kesselheim, Kärlich, Coblenz, Ehrenbreitstein, Bonn [bloss Jesuitenkirche], Brühl, Köln, Benrath; Münster [eingehender], Ahaus, Coesfeld [Jesuiten-Colleg], Nordkirchen, Cappenberg, Marienfeld, Iburg und Osnabrück [Schloss]. Da bleiben allerdings noch manche Denkmäler der „Einzelforschung" überlassen und zwar in Westfalen solche mit erklärten Structur- und Schmuckformen des Stiles wie solche (namentlich kirchliche) worin noch — gewiss beachtenswerth — gothisirende Constructionen nachwirken: so die Rathhäuser zu Soest und Hamm, die Schlösser (Bergheim), Arolsen, Pyrmont, Schötmar, (Schieder), Ovelgünne, Hüffe, Hünnefeld, Niessen (Neubau), Rheder, Vinsebeck, Godelheim, Merlsheim, Wehrden, Hinnenburg, (Fürstenberg im Sentfelde), Sudheim, Körtlinghausen, Delwig, Rocholtz, Dalhausen, Matfeld, Schwarzenraben, Herringhausen, Rheda, Vornholz, Drensteinfurt, Borg, Lütgenbeck, (Wilkinghege), Rüschhaus, Münster (gr. Schmiesinger Hof) [1]), Clemenswerth (mit der Kirche), Anholt, die Komthurei zu Lage a. d. Hase, die Klöster Corvei, Büren (mit prachvoller Kirche), Grafschaft, Liesborn, Vinnenberg, Iburg u. s. w. und unter den vielen Kirch- und Kloster-Stiftungen [2]) noch die Gotteshäuser zu (Münster Observantenkirche)

1) 1737/38 verziert von Joseph Staudacher, „Quadratur-Meister" aus Tegernsee in Baiern.

2) Z. B. der Fürstenberger im 17. Jahrhunderte (vgl. F. J. Micus, Denkmale des Landes Paderborn 1844 S. 518 ff.) — dann jene des Kölnischen Churfürsten Clemens August v. Baiern († 1761), der zugleich beinahe 40 Jahre allen westfälischen Bisthümern vorstand.

Sassenberg, Herbern, Süd- und Nordkirchen, Rinkerode, Handorf, Belecke, Altenrüthen, Berge, Rhynern (evangelisches) – zumal die Wallfahrtskapelle zu Telgte, die Ursulinerkirche zu Dorsten mit Stuckdecke, mehrere Domkapellen zu Paderborn und die Galenschen Kapellen zu Münster[1]). Von der Auskleidung der Räume mit Gobelins, Möbeln, Schnitzereien, Farbenmarmor, Spiegeln, Stuckaturen[2]), Malereien und Skulpturen[3]) (z. B. der Clemenskirche zu Münster und von der frühern Muschelgrotte (Grabkapelle) des südlichen Domthurmes, ist gar nicht, von den die Schlossarchitektur begleitenden Garten- und Parkanlagen kaum die Rede.

N.

---

1) Angeführt sind hier durchschnittlich nur die ansehnlicheren Werke oder Bautheile — ausgeschlossen dagegen die unbedeutenderen Denkmäler und von den Schlössern (Häusern) fast alle flügellosen, schwer bedachten, einförmig in Mauerfluchten und Fensterreihen geplanten — wenngleich das Einförmige und Schwere ja auch den Stil charakterisirt. Die hiesigen Denkmäler des empire (oder der Neu-Renaissance z. B. der Romberger Hof zu Münster) kommen bei Gurlitt überhaupt nicht vor. Bezüglich der anderen Stilbauten erklärt er jedoch selbst S. 364 N. 1: „Leider kenne ich das Land nur zu kleinen Theilen."

2) In einem Hause zu Dorsten sehr bildreich von He(nricus) Hansche (fecit) 1706, in der Jesuitenkirche zu Meppen von Drexler (?) aus Tyrol, zu Büren (1770) und zu Münster (bis 1799) von Johan Nepomuk Metz. Erg. Preuss, Bauliche Alterthümer des Lippischen Landes 1873 und Bonner Jahrbücher H. 88, 214 N. 7.

3) Als „prächtiges und solides Muster decorativer Steinarchitektur" war ein Werk wie das Tönishäuschen zu Füchtorf vom Jahre 1662 sicher der Erwähnung werth.

III. Miscellen.

1. Köln. Matronensteine[1]). In den ersten Junitagen des l. J. wurden bei Canalarbeiten vor dem Hause Nr. 8 der Strasse Unter Fettenhennen, gegenüber dem Ausgange des Margarethenklosters, drei merkwürdige Inschriftsteine gefunden und vom städt. Tiefbauamte dem Museum Wallraf-Richartz übergeben. Sie lagerten $1^1/_2$ m unter der jetzigen Strassenhöhe, 2 m seitwärts der alten Römerstrasse und etwa 50 m von der sog. Porta Paphia entfernt, deren Grundmauern eben jetzt, bei Abbruch der Domcurien zu Tage treten. Die Lage der Inschriftsteine — zwei standen senkrecht empor, während der dritte früher quer über ihnen gelagert hatte, bei der Ausgrabung jedoch hinabgeglitten war — deutet darauf hin, dass die Steine in nachrömischer Zeit zur Herstellung einer Kanalmündung hatten dienen müssen. Ihr Material ist Jurakalk. Der erste ist mit einem flachen, von Blattornament in Relief gefüllten Giebel bekrönt, unten und an der linken Seite abgebrochen, 57 cm hoch,

1) Die von mir in diesem Jahrbuche S. 33 veröffentlichte Inschrift ist, während meine Arbeit sich bereits im Drucke befand, auch von Keune im Correspondenzbl. der Westd. Zeitschr. X S. 262 ff. und von Ihm, Jahrb. XCII S. 258 edirt worden. Die Beschreibung, welche der Letztere von dem Steine macht, bedarf der Richtigstellung. Seine Bemerkung, dass die Platte als Deckel eines Grabes benutzt worden sei, könnte dahin missverstanden werden, dass sie bereits ursprünglich diesen Zweck gehabt, während sie erst in fränkischer Zeit auf einen zu ihr gar nicht passenden, in kleineren Verhältnissen angelegten Tuffsteinsarg gelegt wurde. Ursprünglich bildete sie die Vorderseite eines Sarkophages, von welchem sich sonst keine Spuren mehr vorfanden. Die Figuren rechts und links von der Inschrift sind keine weiblichen, sondern Flügelknaben, Amoretten, wie sie sich auf zahlreichen Sarkophagen wiederfinden, so z. B. allein im Museum Wallraf-Richartz in theilweise recht guter Erhaltung auf vieren (Düntzer, Katalog, II, 189, 204, 228, 243 a) und zwar entweder in derselben völligen Profilstellung nach der Mitte zu (Düntzer Nr. 189, 204) oder mit abgewandtem Kopfe (Nr. 243 a) oder in Vorderansicht (228). Auch die seitliche Umrahmung der von den beiden Genien gehaltenen Inschrifttafel (je zwei einwärts gehende Bogen) kehrt auf Nr. 189 und 204 wieder.

32 breit und 18 dick. — Die vollkommen klare, scharf eingemeisselte Inschrift lautet:

MATRON////
BOVDVNN////
M·NICRIN////
SERENV////
V·S·L////

„Matronis Boudunneis M. Nicrinius Serenus votum solvit libens.“

Das Schluss-N der zweiten Zeile zeigt deutlich oben den E-Ansatz. Der auf Inschriften nicht seltene Gentilname Nicrinius findet sich auch auf einem bei Vettweis gefundenen Steine, welchen ein C. (?) Nicrinius den Matronis Vesuniahenis weiht. Vgl. Brambach, C. I. Rh. 580, B. J. 20, p. 85. Der Beiname der Matronen, der „Boudunneischen“, tritt meines Wissens hier zum ersten Male auf. Hingegen lesen wir auf den beiden anderen Steinen einen Beinamen, welcher in etwas abweichender Form schon durch den bei Brambach, C. I. Rh. 333, Düntzer, Verz. der röm. Alterth. des Museums W.-R., 3. Aufl. Nr. 44 und bei A. beschriebenen Matronenstein bekannt geworden ist. Während Brambach die erste Zeile dieses Steines, welche nur in ihren unteren Theilen erhalten ist, als VALLAMNEI rekonstruirt, glaubt Düntzer an dem M eine Ligatur von A und E zu erblicken und schwankt zwischen den Lesungen VALLAMAENILI und VALLAMAENEI. (Auch Ihm spricht B. J. LXXXIII p. 25 und 34 von Matronae „Vallamaeneihiae“.) Nach wiederholter genauer Untersuchung fand ich, dass die angeblich mit M ligirten Buchstaben thatsächlich nicht vorhanden sind und blos zufällige Rauheiten des Steines Düntzer veranlassten, die richtige Lesart Brambachs abzuändern. Durch Ausfüllung jener Zufälligkeiten mit Bleistiftstrichen wurde dann freilich eine Ligatur ME hergestellt, welche die obengenannten phantastischen Namen ergab und spätere Beobachter täuschen musste, wenn sie nicht in der Lage waren, den Stein einer Reinigung zu unterziehen.

Die Inschrift auf demselben lautet vollständig:

VALLAMNEI
HIABVS
IVLIA·GENETI
F·LELLIA
EX·IMPERIO

„(Matronis) Vallamneihiabus Julia, Geneti filia, Lellia ex imperio.“ Als Fundort wird die Strasse Unter Fettenhennen und zwar das ehem. Krakamp'sche Haus angegeben, also dasselbe Terrain, auf welchem die drei neuesten Matronensteine ausgegraben wurden. Nach Mittheilung

des Herrn W. Scheben ist nämlich das gegenwärtige Haus Nr. 8 Unter Fettenhennen auf dem Grunde des ehem. Krakamp'schen Hauses erbaut. Hier befand sich demnach die Kultusstätte der sonst unbekannten Vallabnäischen Matronen.

Der zweite Stein ist 66 cm hoch, 39 breit und 15 dick, oben durch ein wagerechtes Gesims abgeschlossen und gut erhalten bis auf einige Beschädigungen an der rechten Seite. Wir lesen auf ihm:

MATRONIS
ALABNEI
ABVS·Q·PR
MINIVSAPP
VS·V·S·L·M

„Matronis Valabneiabus Q. Priminius Appius votum solvit libens merito."

Es erscheint hier also derselbe Beiname der Matronen, nur mit der Vertauschung des M durch B und Fortfall der Spirata und eines L. — Ein C. Priminius weiht den Matronis Veteranehis einen Stein des Bonner Museums, gefunden zu Embken. — Brambach, C. I. Rh. 572, B. J. 12, p. 47. Die Schrift ist deutlich und regelmässig, jedoch ist das Schluss-S der ersten Zeile schwächer eingehauen, der Anfangsbuchstabe der zweiten Zeile (V) fortgeschlagen, der untere Theil von B und V der dritten Zeile durch ein Loch zerstört, aber mit Sicherheit zu ergänzen. In der vierten Zeile ist der Bogen des letzten mit I legirten P schwächer eingehauen.

Auch der dritte Stein besteht aus Jurakalk und misst 67 cm Höhe, 31 Breite und 13½ Dicke. Das wagerechte Gesims an der Oberkante ist fast ganz abgestossen und an der unteren linken Ecke ein Stück der Oberfläche mit einigen Buchstaben abgemeisselt, die jedoch leicht zu ergänzen sind. Die scharf eingehauene Inschrift lautet (mit den Ergänzungen in Klammern):

MATRONIS
VALLABNE
HIABVS
L·ACCONIVS
CANDIDVS
PROSE·ET
SVIS·EX·IMP·)
·PPS·V·S·(L·)

„Matronis Vallabneihiabus L. Acconius Candidus pro se et suis ex imperio posuit pecunia sua votum solvens libens."

Bis auf die Vertauschung von M durch B ist der Beiname der Matronen dem auf dem Votivstein der Julia Lellia gleich. Den Namen Acconius lesen wir als Dedicanten auf einem Votivsteine Mercurs in Speyer. Brambach C. I. Rh. 1797. Von dem M der ersten Zeile fehlt die Hasta, das V der letzten Zeile ist fast ganz abgerieben.

An den Seitenflächen der Steine hat sich zum Theil Reliefverzierung erhalten. Der Stein des Nicrinius Serenus hat rechts ein aufsteigendes Ornament, dessen Einzelheiten zwar abgestossen sind, aber doch voluten- und doldenförmige Abzweigungen von einem senkrechten Stengel erkennen lassen. Die beiden anderen sind mit Oelzweigen in Flachrelief verziert. Kisa.

2. Das römische Nordthor zu Köln. Durch die Auffindung und Erforschung der unter den ehemaligen Domcurien noch erhaltenen Reste des römischen Nordthors hat sowohl unsere Wissenschaft von den Baudenkmälern Kölns zur Römerzeit wie unsere Kenntniss der antiken Vertheidigungsanlagen eine dankenswerthe Bereicherung erfahren.

Die gesammte Bauanlage dieses Thores, von welchem die östliche Hälfte aufgedeckt wurde, stellt sich in vollständiger Ergänzung als ein an Grossartigkeit und Bedeutung der Porta nigra in Trier zur Seite zu stellendes Werk dar, der es an Frontlänge mit 30,5 m (gegenüber dort 35 m) nur wenig nachsteht, die es jedoch dadurch übertrifft, dass unser Thor alles das vollendet und ausgearbeitet zeigt, was in Trier nur roh, unfertig und angedeutet erscheint.

Der Grundriss, aus dem eigentlichen mit drei Durchgängen versehenen Thorbau und den flankirenden Thürmen bestehend, lässt eine Aehnlichkeit mit einem uns bekannten, aus Augusteischer Zeit stammenden Stadtthor zu Aosta nicht verkennen. Der Thorbau, der mit seiner Vorderfront in gleicher Flucht mit der römischen Stadtmauer steht, hat eine Frontlänge von 15,3 m bei einer Tiefe von 11,5 m; die Seitendurchgänge besitzen 2,4 m, die Mitteldurchfahrt 6,3 m Breite, während die in den Frontmauern befindlichen Thore nur 1,9 m bezw. 5 m Breite haben. Die Hauptdurchfahrt war von den Seitengängen durch etwa 1 m starke Scheidewände getheilt, die äussern Seitenwände des Thores hinter den Thürmen waren nur 0,92 m stark. Es ist aus diesen Mauerstärken zu schliessen, dass die Mitteldurchfahrt nicht überwölbt war, sondern einen offenen Hof, das sog. propugnaculum, bildete, welcher von Gallerien, die über den Seitendurchgängen belegen waren, leicht beherrscht werden konnte. Die Thürme, quadratisch gestaltet mit 7,6 m äusserer Seitenlänge, springen 2,6 m vor die Front des Thores und der Stadtmauer vor und sind bei 1,18 m = 4 röm. Fuss Wandstärke so angeordnet, dass die Längenaxe der Stadtmauer mit der Mittelaxe des Thurms zusammenfällt.

Nach der Feldseite wie nach der Stadtseite sind die Vorderansichten des Thores durchweg mit hellen, gelblichen Kalksteinen hergestellt und durch je vier 0,81 m breite canellirte Pilaster gegliedert, welche auf breit vortretenden Sockelgliedern ruhen. Aus der grossen Zahl der vorgefundenen, sorgfältig bearbeiteten Architekturstücke sei ein korinthisches Capitell mit zwei übereinanderstehenden Reihen von Akanthusblättern und darüber befindlicher Schilfblattreihe erwähnt. Auch der vorhandene Thurm zeigt ein profilirtes Sockelgesims aus Kalkstein und an der Seite, mit welcher er gegen die Thorfront anstösst, die Reste der einbindenden Quaderbekleidung. Im übrigen ist das Mauerwerk des Thurms, der seitlichen Aussenwände und der Zwischenwände des Thores als Gussmauerwerk mit Grauwackeverblendung und eingelegten Ziegelschichten, jedoch in den Thordurchgängen mit einem untern Sockel aus Kalksteinquadern hergestellt. Stempel haben sich auf den zum Thorbau verwendeten Ziegeln nicht vorgefunden. Von Interesse dürfte noch sein, dass der östliche Thurmsockel 1 m tief in die anstossende Stadtmauer einbindet und dass dem Augenschein nach die Stadtmauer nachträglich gegen den Thurm angebaut ist.

Die ursprüngliche Verwendung aller gefundenen Architekturreste in den beschriebenen Bauten dürfte erst auf Grund sorgfältiger Reconstructionsversuche angegeben werden können.

Die Bauart und Austattung unseres Thores lässt darüber keinen Zweifel, dass es nicht einen eiligen Nothbau, errichtet in der augenblicklichen Furcht vor andrängenden Barbarenhorden, darstellt. Schon die Verwendung des weissen Kalksteins, welcher fern her von der Maas, aus Lothringen bezogen ist und einen schwierigen Transport erforderte, während andere Bausteine, wie der Trachyt vom Siebengebirge, unzweifelhaft näher und bequemer zu gewinnen waren, zeigt an, dass ein gewisser Aufwand in der äussern Erscheinung beabsichtigt war, der dem Charakter des glänzenden Triumphthores entspricht. Auch hierin bildet somit unser Thor ein Gegenstück zu dem düstern Wehrbau der Porta nigra. Man kann daher kein Bedenken haben, die Entstehung unseres Thorbaues dem 3. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung und wenigstens seine Vollendung demjenigen Herrscher zuzuschreiben, dessen Namen der durch einen nicht genug zu preisenden Glückszufall erhaltene mittlere Thorbogen, wenn auch absichtlich zerstört, dennoch wohl erkennen lässt, dem Kaiser Gallienus. Ebenso einleuchtend ist es jedoch, dass gerade der Charakter des Bauwerks als Triumphthor ein Grund der Zerstörung jener Inschrift für den abtrünnigen Feldherrn des Gallienus, seinen Gegenkaiser und Nachfolger Postumus, gewesen ist, der, indem er Köln zur Hauptstadt eines selbständigen gallisch-germanischen Kaiserreichs zu machen versuchte, das Wahrzeichen seiner Residenz, die Buchstaben

C. C. A. A. nicht nur auf seine Münzen prägte, sondern auch über das Thor seiner Hauptstadt setzte.

Aus den bei den Aufgrabungen des Thores und der Entfernung eines Theiles der hinderlichen Fundamente der Domcurien gemachten Beobachtungen scheint mit Sicherheit hervorzugehen, dass die alte Pfaffenpforte durch das ganze Mittelalter sich in wesentlich unveränderter Bausubstanz erhalten hat. Erst der Neubau der Domcurien im 17. Jahrhundert hat ihren Untergang herbeigeführt, denn die Quadersteine des Römerthores bilden vielfach das Material der Grundmauern jenes Baues. Dies ist für die weitere Frage der Erhaltung der Thorreste insofern wichtig, als es möglich erscheint, erhebliche Theile dieses Denkmals aus den noch vorhandenen, den Fundamenten der Domcurien zu entnehmenden Bausteinen wiederherzustellen.

Obgleich die Lage unseres Thores an seiner jetzigen Stelle für die Möglichkeit einer Erhaltung dieser ehrwürdigen Trümmer im ersten Augenblick nicht günstig erscheint, so sollte doch, sofern eine solche Möglichkeit überhaupt in Frage kommen kann, alles aufgewandt werden, das Römerthor für die Nachwelt zu erhalten, indem es freigelegt und mit einer den Uebergang in das tiefere Niveau vermittelnden Gartenanlage derart umgeben wird, dass das Ganze einen schönen und würdigen Anblick gewährt. Die jetzt noch über dem alten Fussboden 3,5—4 m hohen Reste würden sicherlich unsere Stadt um eine von vielen Besuchern geschätzte und bewunderte Sehenswürdigkeit bereichern, während bei einem Verpflanzen der Anlage an einen andern Ort, die für die Gussmauern wohl ziemlich ausgeschlossen, höchstens für einen Theil der Quaderreste in Frage kommen könnte, das historische Interesse, das an den Ort geknüpft ist, bedeutend abgeschwächt werden würde.

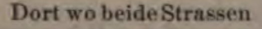
Kaum irgend einen andern Rest eines aufrechtstehenden Römerbauwerks besitzt unsere Stadt noch ausser diesem Thor; die rücksichtslose Gegenwart hat den grossartigen Schöpfungen der Vergangenheit gegenüber jedesmal ihr Recht der Zerstörung in dem Umfange geltend gemacht, dass heute die Ortskunde der Stadt Köln zur Römerzeit zu einem der umstrittensten Gebiete der Wissenschaft gehört. Erst in neuerer Zeit hat die sorgfältige Beachtung und Aufzeichnung aller bei den städtischen Canalbauten und an andern Orten gefundenen römischen Hausmauern und Strassenzüge ein Material ergeben, dessen Ausbeute in manchen Beziehungen endlich vom Boden der Vermuthungen auf den der Thatsachen führen wird.

Möge daher die Hochachtung vor den geschichtlichen Erinnerungen der Stadt Köln aus classischer Zeit in unsern Tagen den aufgefundenen Thorresten ein weiteres Bestehen und eine liebevolle, fernere Erhaltung sichern. Kölnische Zeitung 6. Juli II.

3. **Römischer Grabstein aus Bonn.** Die von Trier nach Bonn führende Römerstrasse fällt in ihrer letzten, kurzen Strecke mit der heutigen Heerstrasse und zum grössten Theile mit dem „Rosenthale" zusammen und geht an der Südseite der „castra Bonnensia" entlang bis zum Rheine [1]. Zahlreiche Gräber, mehrere Grabinschriften, ein Estrich [2]) ein Augensalbenstempel [3]) etc. wurden unter Anderem in der Heerstrasse zu Tage gefördert. Der mittlere Arm der Rheinrömerstrasse deckt sich in seinem Laufe von Hersel bis Bonn etwa mit der Kölner Chausse [4]). Die römische Strassendecke kam noch kürzlich bei einer Ausschachtung vor dem Hause Kölner Chaussee Nr. 1 zwei m unter der heutigen Strassenkrone zum Vorscheine. Oestlich der Kölner Chaussee wurden ausser zahlreichen Grabsteinen, einem Altare für die **matres domesticae**, zwischen Chaussee, dem Rheindorfer Bache und der Provinzial-Irrenanstalt ein Gräberfeld, sowie Gräber gegenüber dem Josephshofe [5]), ferner westlich der Chaussee auf der Ziegelei des Herrn Oekonomen **Schmitz** ein Gräberfeld entdeckt [6]), auf welchem man vor ca. $2^1/_4$ Jahren den interessante Grabstein des Nemeters Niger von der ala Pomponiani fand [7]).



Dort wo beide Strassen



1) Vgl. v. **Veith**, Bonn. Jahrb. LXXII S. 46.
2) v. **Veith**, Das röm. Lager i. Bonn, Winckelm.-Progr. 1888 S. 6.
3) Bonn. Jahrb. LXXXX S. 211.
4) J. **Schneider**, a. a. O. LXIII 2.
5) v. **Veith**, a. a. O. LXXXII S. 54.
6) a. a. O. LXXXX S. 196.
7) J. **Klein**, a. a. O. LXXXVIII S. 125.

sich kreuzen, nicht weit von der südwestlichen Ecke der castra (heute Ecke der Kölner Chaussee und des Rosenthales) stiess man bei einer Fundamentausschachtung wieder auf einen römischen Grabstein, welcher, von einigen Kleinigkeiten abgesehen, gut erhalten und in beigefügter Abbildung veranschaulicht ist.

Das Material ist Jurakalk. Die Länge des Steines beträgt 2,15 m, die Breite 0,91 m und die Dicke 0,265 m. Das Denkmal stand mit seinem unteren Theile, wie an der weniger sorgfältigen Bearbeitung und der helleren Färbung dieses Theiles deutlich ersichtlich ist, 0,54 m in der Erde. Ungefähr in der Mitte des Steines befindet sich auf einer ca. 0,02 m vertieften, mit Profilstreifen umrahmten Platte von 0,75 m Breite und 0,42 m Höhe folgende, sorgfältig eingemeisselte Inschrift:

VONATORIX·DV
CONIS·F·EQVES·ALA
LONGINIANA·AN
NORVM·XLV·STIPEN
DIORVM·XVII·H·S·E

Die Buchstaben sind in den einzelnen Zeilen von verschiedener Grösse; dieselbe beträgt in der ersten Zeile: 0,08 m, in der zweiten: 0,064 m, in der dritten: 0,059 m, in der vierten: 0,054 m und in der fünften: 0,053 m. An der rechten Seite ganz unten auf dem Theile, der in der Erde stand, als das Denkmal aufgestellt war, stehen die Buchstaben AI gross eingehauen, welche wahrscheinlich als Steinmetzzeichen aufzufassen sind. Die Buchstaben der Inschrift sind sauber scharfkantig eingehauen und deuten ihrem Charakter nach auf die frühere Kaiserzeit, womit auch die Formel H·S·E (hic situs est) übereinstimmt.

Vonatorix ist peregriner Abkunft, denn er führt weder ein nomen gentilicium, noch einen Tribusnamen, was allein dem civis Romanus zukommt[1]). Nach seinem Namen zu schliessen, ist er Gallier[2]). Er trat mit 28 Jahren, also verhältnissmässig sehr spät, in das Auxiliar-Reiterregiment ein. — Die ala Longiniana ist erwähnt auf dem Grabsteine des Bituriger's[3]) Faedus, der bei Bonn gefunden, je-

1) Sueton., Claudius 25.

2) Herr Dr. A. Holder in Karlsruhe bestätigte auf meine Anfrage, dass die Namen Vonatorix und Ducu (gen. Duconis) celtisch sind. Ueber den Namen Vonatorix habe ihm Herr Whitly Stokes in London, der hervorragendste lebende Kenner des Celtischen geschrieben: „The vonato in Vonatorix, I should be inclined to connect with the skr. √van, the as. wanum (from * vonomos) the Ir. fine (from veniâ) and other words collected by Fick [4] 547 s. v. 1. ven." — Holder deutet ferner an, dass vielleicht der Stamm ducon mit dem gallischen Pflanzennamen δουκωνέ zusammenzustellen sei.

3) Völkerschaft im aquitanischen Gallien.

doch nicht mehr erhalten ist [1]). In Châlon sur Saône förderte man den Grabstein des Remer's [2]) Samorix, Reiters der ala Longiniana, zu Tage [3]). Wir begegnen ihr ferner auf einem marmornen Grabstein, der sich im August 1614 in Toulon fand [4]); auf dieser Tafel wird eines Praefecten (der Name ist nicht erhalten) unserer ala gedacht, der in das Priestercolleg des Augustus(?)-Tempels zu Narbo aufgenommen wurde [(sacerdoti) TEMPLI-DIVI (aug. quod est Nar)BONE]. In Nîmes entdeckte man den Grabstein eines anderen Praefecten dieser ala, des Fulvius Lupus Servilianus aus der Voltinischen tribus, der vom Kaiser Vespasian inter praetorios, d. h. in den Senatorenstand aufgenommen wurde und der die Aemter eines Quatuorvir ad aerarium, eines Pontifex und eines Praefectus vigilum bekleidete [5]). Die Voltinische tribus wird vor Allem in Gallia Narbonensis angetroffen.

Was die Rekrutirung der Auxiliartruppen anbelangt, so wurden die Leute aus den kaiserlichen und senatorischen Provinzen ausgehoben und in andere Provinzen versetzt, wo sie jedoch häufig nicht lange blieben. Daher konnte später die Nationalität der Abtheilung nicht unvermischt erhalten bleiben, namentlich findet man Leute aus dem Garnisonsorte der Truppen vor [6]). Der Umstand aber, dass alle bis jetzt bekannten equites unserer ala Gallier sind [7]), dass zwei ihrer Praefecten in Gallia Narbonensis ansässig waren, dass ferner die tribus Voltinia, welcher der eine Praefect angehört, zumeist in Gallia Narbonensis vorkommt, könnte es als wahrscheinlich hinstellen, dass die ala Longiniana aus Gallien rekrutirt hat. Unsere ala war wohl, was wahrscheinlich ist, in Bonn stationirt (vgl. auch Anm. 7). — Die Beinamen der alae bezeichnen die Nation, das Land in welchem sie standen oder sich besonders ausgezeichnet hatten, zuweilen auch den Stifter der Truppe; sie führen auch seit Caracalla den Namen des regierenden Kaisers [8]). Der Beiname ‚Longiniana' rührt bei unserer ala von dem ersten Organisator bezw. Stifter derselben, einem Longinius her, von welchem jedoch meines Wissens nichts Näheres bekannt ist.

Ueber der Inschrift, durch eine ca. 0,057 m breite Leiste getrennt, befindet sich das Reiterrelief des Verstorbenen, welches 0,75 m hoch und 0,829 m breit ist. Am unteren Rande ist es 0,13 m, am oberen nur

---

1) C. I. R. 498: ‚Bonnae ad Rhenum frag.' Campius, periit.
2) Belgische Völkerschaften zwischen Marne und Aisne.
3) Ephem. epigr. V, 238.
4) C. I. L., vol. XII, 392.
5) C. I. L., vol. XII, 3166.
6) J. Marquardt, Römische Staatsverwaltung, Leipzig 1876, S. 458.
7) Vor wenigen Tagen wurde in Bonn nicht weit von der Fundstelle ein dritter Grabstein eines Reiters unserer ala, des Bituriger's Vellaunus gefunden.
8) Marquardt, a. a. O. S. 457.

0,065 m vertieft. Vonatorix sprengt im Gallopp mit zum Stosse erhobener Lanze von links nach rechts. Das rechte Bein, dessen Stützpunkt in dem vom Boden sich erhebenden dreieckigen Sockel noch vorhanden ist, sowie der untere Theil des Schwertes sind abgebrochen und das Gesicht zum Theile zerstört; sonst aber ist das Relief sehr gut erhalten, sodass man die Einzelheiten der Rüstung deutlich erkennen kann. Der Reiter ist bartlos und ohne Helm dargestellt, er trägt die lorica squamata, welche von Prof. L i n d e n s c h m i t noch nicht auf Grabdenkmalen der Rheinprovinz beobachtet worden ist [1]). An den Achseldecken kommen unter der lorica die befransten Lederstreifen der tunica zum Vorscheine. Das um den Hals befestigte Brustschild trägt eine armilla. Der Fuss scheint mit dem glatt anliegenden calceus bekleidet zu sein. An Waffen trägt Vonatorix in der Rechten die zum Stosse geschwungene hasta und am einfachen cingulum den gladius, auf dessen vagina zwei Wellenlinien als Ornament angebracht sind. In der Linken hält er den ellipsenförmigen, an den Kurzseiten gerade abgeschnittenen Langschild, wie er auch auf dem Reiterrelief des C. Romanius [2]) dargestellt ist.

Das Pferd trägt den Vonatorix auf einer viereckigen, am unteren Theile mit Fransen besetzten Satteldecke (ephippium) [3]), welche vorne buchtig ausgeschnitten ist. Sie erhebt sich kaum über den Rücken des Pferdes, kann also kein Sattelgestell, wie unsere Sättel als Unterlage gehabt haben. Die Satteldecke ist gepolstert nach Art unserer Sattelkissen und vorne und hinten mit Bauschen versehen [4]). Dieses weist unter anderen auch deutlich die untere Abbildung auf dem Grabsteine des Treverers C. Julius Primus [5]) auf. Dass hier auf der Fransendecke kein anderes Sattelkissen aufliegen kann, die Bauschen also mit der Decke zusammenhängen müssen, zeigt uns deutlich der Umstand, dass der Bauchgurt, der mit der vordersten Kante der über ihm liegenden Satteldecke abschneidet, an dieser befestigt ist und in seiner Verlängerung nach oben den Hals des Pferdes v o r der Vorderbausche trifft, also ein aufliegendes Sattelkissen nicht halten kann. Dasselbe zeigt uns der Grabstein des Nemeters Niger [6]), doch sieht man hier unter der Satteldecke noch mehrere Enden einer Decke, etwa wie des bei unserer Artillerie und Cavallerie gebräuchlichen, mehrmals zusammengelegten Woilachs.

---

1) L i n d e n s c h m i t, Die Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres, S. 7 und Taf. XII, 10.
2) L i n d e n s c h m i t, Die Alterthümer unserer Vorzeit, Band III H. VIII, T. IV.
3) Caesar, bell. Gall. IV, 2.
4) Der schwarze Halbkreis auf der Abbildung über der hinteren Bausche hat mit der Skulptur nichts zu thun, sondern liegt in der Struktur des Steines.
5) F i e d l e r, Römisches Antiquarium des Königlich Preussischen Notairs Houben in Xanten, Tab. XLIV.
6) Im Provinzial-Museum zu Bonn.

Sättel mit Gestellen, wie die des Reliefs des Silius[1]), des C. Romanius[2]) und des Andes[3]) zeigen, treten nach Major Schlieben[4]) im zweiten Jahrhundert n. Chr. neben den ephippia auf. — An dem Brustriemen, welcher an der Vorderbausche befestigt ist, befinden sich auf der Brust eine und an den Seiten je eine grosse Zierscheibe (phalerae), von welch' letzteren je ein Schmuckriemen herabhängt. Ebenso zeigt der Riemen, welcher nach Art des Umganges bei Zugpferden von der Hinterbausche über der Kruppe unter dem Schwanze hergeht, auch auf beiden Seiten je eine grosse Zierscheibe, von welcher wieder je ein Schmuckriemen herabhängt. Der Brustriemen sowohl, als der Umgang dienten hier, wie bei vielen Reiterdarstellungen[5]), eher zum Zierrath, zur Aufnahme der phalerae, als zur Regulirung des Sitzes der Satteldecke, zu welchem Zwecke die Riemen straff angezogen sein müssten. Wir finden auch Darstellungen[6]), auf welchen ein zweiter straff angezogener Brustriemen über dem mit phalerae und lunulae geschmückten Riemen angebracht und mit dem Vorderzwiesel verbunden ist, also zur Regulirung der Sattellage diente. — Der hintere Riemen musste durch einen Schwanzriemen, welcher an ihm auf beiden Seiten befestigt ist und dicht am Schwanze über die Hüften geht (wie auf dem Grabstein des Andes) vor dem Herabrutschen bewahrt werden. Brust- und Hinterriemen sind straff angezogen bei dem Relief des C. Marius[7]). Bei den zwei Reiterreliefen, die Lindenschmit, „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit" Band I, Heft III, Taf. VII, Nr. 1 und 2 abbildet, sind solche Schwanzriemen nicht angebracht, weshalb hier die Umgänge tiefer herabhängen. — Das Kopfgestell des Zaumzeuges hat in der Mitte des Stirnriemens eine und an beiden Seiten, wo Stirn- und Kehlriemen zusammenstossen, je eine kleinere Zierscheibe. Das Backenstück besteht aus einem gespaltenen Riemen; wo dasselbe mit dem Nasenriemen zusammentrifft, befindet sich wieder eine kleine Zierscheibe. Das Pferd ist auf Trense gezäumt.

Auf der 0,905 m breiten und ca. 0,09 m hohen Leiste über dem Relief gehen von einer in der Mitte aufrecht stehenden Blume Ranken mit Blüthen aus, die von oben gesehen dargestellt sind. — Die Bearbeitung des Steines ist eine saubere, doch ist es nach den fehlerhaften Pro-

---

1) Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung etc. Taf. VIII, 2.

2) a. a. O. T. VII, 3.

3) Lindenschmit, Die Alterth. uns. Vorzeit, Bd. I, H. XI, Taf. VI, 2.

4) Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde, B. 21, S. 27.

5) Vgl. die Reliefs des Niger (Anm. 6), des C. Romanius (Anm. 2) und in Lindenschmit, a. a. O. Bd. I, Heft III, Taf. VII, 1 u. 2.

6) Vgl. die Grabsteine des C. Julius Primus (Anm. 5) und des Andes (Anm. 3).

7) Vgl. Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung etc. Taf. VII, 1.

portionen und der etwas steifen Bearbeitung des Reliefs nicht zu verkennen, dass das Denkmal, wie die meisten römischen Grabsteine, sich nicht über das Niveau der Arbeiten eines Kunsthandwerkers erhebt.

Leider war es trotz der Bemühungen des Herrn Prof. Klein unmöglich, dieses interessante Stück für das Provinzial-Museum zu erwerben, da Herr Kaplan Bodewig zu Bonn, welcher Antiquitäten sammelt, um dieselben zum Zwecke der Stiftung eines indischen Missionshauses möglichst theuer zu verkaufen, den Stein für eine dem Kenner viel zu hoch erscheinende Summe angekauft hat.

Oskar Rautert.

4. Karolingische Brandschicht bei Meckenheim. Im Sommer 1890 unternahm ich mit Herrn Constantin Koenen einen archäologischen Ausflug nach Meckenheim. In der Sandgrube des Herrn Johann Fey nördlich von der Stadt und westlich von der Strasse nach Lüftelberg waren vier Skelette in einer ungefähren Tiefe von ca. 1 m bis 1,20 m gefunden worden, bei welchen karolingische Gefässscherben lagen, darunter zwei Gefässböden mit Wellenplatte. Etwa drei Meter westlich von dem zunächst nach Westen gelegenen Skelette und ca. 0,45 m höher liegend, kam eine Brandschicht zum Vorscheine, welcher wir einige karolingische Gefässscherben entnahmen. Unser Fundort liegt östlich vom Schwistbache, welcher die Grenze zwischen dem Bonner Gau und dem Schwistgau bildete (vgl. Koenen, „Aufdeckung einer vorgeschichtlichen Niederlassung und eines fränkischen Gräberfeldes in Meckenheim“, Bonner Jahrbücher Heft XCII, Seite 201), gehörte also dem Bonner Gau an. Das Gelände steigt von Süden, Westen und Norden zu unserer Fundstelle hin an, während es sich von derselben nach Osten hin allmählich erhöht.

Im März 1891 liess ich die Brandschicht, soweit sie auf dem Gebiete des Herrn Fey lag [1]), welcher mit grosser Bereitwilligkeit seine Sandgrube und Zeit zur Verfügung stellte, systematisch abtragen und untersuchte sie auf ihren Inhalt. In ihrer Ausdehnung von Osten nach Westen, die wohl nicht mehr wie ca. 6—7 m beträgt [2]), lag sie ca. 0,30 m unter der Oberfläche und war ca. 0,42 m dick; auf der von Süden nach Norden gerichteten Strecke, die ca. 10 m lang ist, bleibt die Lage unter

---

1) Unter einem Nachbaracker ist die Fortsetzung der Brandschicht nach Westen hin zu suchen; doch reicht sie nicht weiter in denselben hinein, als bis auf höchstens 1,70 m, da sie in einer aufgeworfenen Grube von ca. 1,75 m Entfernung von der Grenze des Ackers nicht mehr angetroffen wurde. Leider konnte ich das betreffende Grundstück aus verschiedenen Gründen nicht abtragen lassen.

2) Die Ausdehnung von Osten nach Westen war nicht mehr genau festzustellen, da die Brandschicht an der Ostseite schon zum Theile abgebrochen war.

der Oberfläche und die Dicke der Brandschicht nach Norden hin auf 8 m dieselbe, wie oben angegeben; von da ab wird im Verlaufe der letzten zwei Meter nach Süden hin der Abstand des oberen Randes der Brandschicht von der Oberfläche grösser und sie selbst dünner, so dass sie am südlichsten Ende ca. 0.60 m unter der Erde liegt und ca. 0.15 m dick ist.

Als Inhalt der Brandschicht sind ausser Thierknochen, darunter ein Wildschweinzahn, einige Pferde- und Ochsenzähne, verschiedenen Klumpen geschmolzenen Eisens, wenigen eisernen Nägeln, Stücken von Dachziegeln und einigen Mörtelklumpen, folgende Fundstücke hervorzuheben:

1. Ein Gewand-Schmuck von Bronze in Gestalt eines Kreuzes, ähnlich dem sogenannten eisernen Kreuze von Leipzig, von einer Länge und Breite von 0.033 m. Die Länge der Kreuzbalken beträgt 0.011 m, deren Breite am äussersten Ende 0.010 m. In der Mitte des Kreuzes ist ein rundes Stück blauen Glases von 0.008 m Durchmesser in einem Bronzerand gefasst, während die Kreuzbalken grüne Glasstückchen in länglicher Trapezform auf dieselbe Weise gefasst zeigen, von denen jedoch nur zwei erhalten sind. Die Reste der eisernen Nadel sind an der Rückseite angerostet, wo auch der noch unversehrte Nadelhaft von Bronze sitzt.

2. Eine bronzene Fibula von 0.053 m Länge mit schwach geschweiftem Bügel, der oben zwei Bündel Querrippen zeigt, während er unten auf dem grösseren Theile der Länge nach gerippt ist. Es ist zweifelhaft, ob sie in der Brandschicht lag, da sie vor der Aufdeckung derselben vom Besitzer der Sandgrube gefunden wurde.

3. Eine Anzahl Gefässscherben, welche mehr oder weniger fest gebrannt sind und sich nach Randprofilen und Ornamenten in folgende Arten theilen lassen:

a) Drei Scherben von blau-schwarzer Farbe, von denen zwei mit gitterartiger, flach eingeglätteter Strichverzierung versehen sind; sie rühren von Gefässen, welche wahrscheinlich die Form des in Duisburg gefundenen, in diesen Jahrbüchern zum Aufsatze: „Alterthümer der Umgegend von Duisburg von M. Wilms", Heft LII, Tafel VI und VII unter Nr. 2 abgebildeten Topfes hatten. Identische, unverzierte Scherben fand Koenen in dem karolingischen Steinbau (Warte) zu Gohr[1], welcher durch den Normannenzug vom Jahre 881 n. Chr. zerstört wurde (cfr. Bonner Jahrb. Heft LXIII. S. 170).

b) Drei Scherben von grau-gelbem Thone, die unter zwei breiten, scharf eingeglätteten Linien drei Wellenlinien zeigen, wie sie zum Aufsatze Koenen's Bonn. Jahrb. Heft XCII, Tafel X Nr. 1 und Nr. 20 ab-

1) In der Scherbensammlung von C. Koenen und der des Verfassers.

gebildet sind und genau, wie sie die Duisburger Gefässe zeigen. Gefässform, wie Bonn. Jahrb. Heft LII, Tafel VI und VII, Nr. 4.

c) Zwei dickwandige Scherben von grauem Thone, der im Innern röthlich ist, und von etwas gekörnter Oberfläche. Das Gefäss hat nach der grössten Scherbe eine eckige Bauchung, ähnlich wie das Profil in den Bonn. Jahrb. Heft XCII, Taf. X, p., jedoch oben und unten gewölbter; es erinnert in der Form an Merowingertöpfe, wie dies Koenen in der „Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst" in seiner Abhandlung: „Zur karolingischen Keramik" Jahrg. VI, S. 355 unter Nr. 2 von den Duisburger Gefässen sagt.

d) Fünf ziemlich dickwandige Scherben von röthlich gelbem, rauhem Thone, die nach dem scharfen Randprofile und den zwei Bodenstücken wohl auf die Form des in den Bonn. Jahrbüchern Heft LII, Taf. VI und VII, Nr. 7 abgebildeten Duisburger Gefässes weisen. Ferner ein flaches, breites Henkel- und ein Bodenstück von gelblicher Farbe, sowie ein röthliches Bodenstück von derselben Gefässform. — In der Technik sind sie identisch mit den in beraubten Merowingergräbern in Meckenheim gefundenen Scherben (cfr. Koenen, a. a. O. Heft XCII, S. 206).

e) Ein Randstück mit gedrungenem, flachem, breitem Henkelansatze mit flach eingedrückten, viereckigen Grübchen auf dem wulstigen Rande und verschiedene dünnwandige, hartgebrannte, gelbliche Scherben mit ganz flachen, scharf gerandeten Verzierungen, wie sie in beraubten Todtengruben des Meckenheimer Frankengräberfeldes vorkommen und a. a. O. Heft XCII, Tafel X, Nr. 30 abgebildet sind. Gefässform, wie a. a. O. Heft LII, Tafel VI und VII, Nr. 8.

f) Ein Randstück von weisslich gelbem Thone mit fünf Reihen Grübchen, von denen die zwei obersten sich je auf und an dem Rande befinden und wie die vierte und fünfte flache, längliche Vierecke aufweisen (vgl. a. a. O. Heft XCII, Taf. X, Nr. 30), während die dritte Reihe Dreiecke zeigt (vgl. a. a. O., Taf. X, Nr. 26). Die Gefässform ist wohl ähnlich dem in diesen Jahrbüchern Heft LII, Taf. VI und VII, Nr. 2 abgebildeten Duisburger Gefässe. Der Brand ist ein fester. Ferner dünnwandige, weisse Scherben mit theils sehr flach eingedrückten Grübchen, wie a. a. O. Heft XCII, Taf. X, Nr. 30, theils mit tieferen, die so gestellt sind, wie a. a. O. Nr. 27 zeigt. — Dieselben Gefässreste fand Koenen in der karolingischen Warte zu Gohr.

g) Ein Bodenstück, sowie mehrere Scherben von gelbem, glattem Thone, welche auf eine Kugelform der Töpfe schliessen lässt, die Koenen in der „Westdeutschen Zeitschrift" a. a. O. S. 355 unter 3 b bespricht und wie er einen solchen a. a. O. Taf. XI, Fig. 4 abgebildet hat. Doch fehlt jede Spur von Bemalung, auch ist der Boden unten etwas abgeplattet, während die a. a. O. S. 355 unter 3 b angegebenen Kugeltöpfe unten völlig rund sind. Auch ist die Wandung dicker und

nicht ganz so hart gebrannt, sie nähert sich mehr der Wandung der gelben, merowingischen Gefässe.

h) Zwei Scherben von gelblichem und eine von röthlichem Thone mit Reliefbandschmuck, wie Koenen eine solche in den Bonn. Jahrb. Heft XCII, Taf. X, Nr. 31 und ein ganzes Gefäss in der „Westdeutschen Zeitschrift" etc. a. a. O. Taf. XI, Fig. 1 abgebildet hat. Es sind dies Scherben von drei verschiedenen Reliefbandschmuck-Amphoren. Die röthliche Scherbe zeigt auf dem Bande keine Grübchen, die möglicher Weise dem ganzen Gefässe gefehlt haben können. Identische Gefässreste wurden auf dem Meckenheimer Frankengräberfelde (wie bei d angegeben) und in dem Steinbau zu Gohr (cfr. bei a) angetroffen.

i) Ein wulstig abgerundetes Randstück aus röthlich braunem steingutartig hart gebranntem Thone mit oberem Profile des Charakters, wie in den Bonner Jahrbüchern Heft XCII, Taf. X, n; ferner ziemlich grosse Scherben von demselben Thone.

k) Ein ziemlich dünnwandiges Randstück mit einem Randprofile ähnlich wie a. a. O. Taf. X, e, doch muss man sich bei letzterem den unteren Wulst wegdenken. Aehnliche Profile kommen bei späteren, fester gebrannten Erzeugnissen der Meckenheimer Töpferei vor.

l) Ein Randstück von grau-blauem Thone mit scharfkantigem, ausladendem, oberem Profile des Charakters, wie a. a. O. Taf. X, h. Das Gefäss scheint sich den Erzeugnissen der, wie ich mit Koenen annehme, durch den Normannenzug im Jahre 881 zerstörten, fränkischen Töpferei zu Meckenheim (cfr. Westdeutsche Zeitschrift a. a. O. S. 363) zu nähern, die Koenen a. a. O. S. 356 unter 4 bespricht; auch könnte es, was mit Sicherheit nicht angegeben werden kann, eine Wellenplatte gehabt haben. Nicht klar ersichtlich war es, ob das Randstück in der Brandschicht oder oberhalb derselben gelegen hat.

m) Verschiedene oben profilirte Randstücke, ähnlich wie in den Bonner Jahrbüchern Heft XCII, Taf. X, a, g, h, i angegeben, sowie eine Anzahl Gefässscherben von blau-grauem, hellgelbem, grauem, röthlichem und bräunlichem Thone, der theils glatt, theils rauhwandig ist. Von letzterer Beschaffenheit ist der Thon einiger grauen Scherben, die den Eindruck machen, als seien sie mit einem Sandbewurfe versehen, und die steinhart gebrannt sind.

Diese Fragmente haben sämmtlich den Typus der von a bis k beschriebenen.

Alle diese Scherben, vielleicht mit Ausnahme von i, lagen in der vollständig unberührten Brandschicht eingeschlossen, sind also zu ein und derselben Zeit in dieselbe gerathen. Die Gefässe, von welchen diese Scherben stammen, waren daher wohl zugleich als Hausrath in Gebrauch.

Welcher Zeit nun gehören unsere Gefässe an?

Als die Reliefbandschmuck-Amphoren in der romanischen Stiftskirche St. Quirin zu Neuss zu Tage gefördert waren, wandten sich die Neusser an Herrn Rector Aldenkirchen in Viersen mit der Bitte, doch die Zeit anzugeben, in welche die Fundstücke zu setzen seien. Dieser befragte darum verschiedene Museumsdirektoren. Prof. L. Lindenschmit kannte weder unter den römischen Gefässen des Mittelrheines noch unter denen der merowingischen Zeit analoge (cfr. Westd. Zeitschr. etc. a. a. O. S. 354), Prof. Dr. Hettner meinte, man würde sich wegen der Technik dieser Gefässe wohl für den römischen Ursprung aussprechen, aber der Eindruck, den die rundbogige Umspinnung auf den Beschauer hinterlasse, sei der, sie gehörten ins zehnte oder elfte Jahrhundert (Bonn. Jahrbücher Heft LXXIV, S. 194 und Westdeutsche Zeitschrift a. a. O. S. 354), während Prof. Dr. E. aus'm Weerth diese Gefässe entschieden für spätrömisch hielt (Bonn. Jahrb. Heft LXXVI, S. 63 ff.). — Koenen nimmt jedoch an, dass die Reliefbandschmuck-Amphoren (cfr. oben h) „zuerst in der frühkarolingischen Zeit auftreten" und dass die Neusser Gefässe in Folge „eines abergläubischen Gebrauches im Jahre 825 der Erde übergeben worden sind" (cfr. Westd. Zeitschr. a. a. O. S. 354 und 362). — Mehrere unserer beschriebenen Gefässreste sind identisch mit den Duisburger Gefässen (cfr. a, b, d), welche Koenen in die Zeit von 690—785 n. Chr. setzt (cfr. a. a. O. S. 361, 362), andere wieder mit den ältesten Gefässresten, welche bei der karolingischen Warte zu Gohr, die 881 zerstört wurde, zusammen mit einem Stachelsporn aus der Zeit Karls des Grossen zum Vorscheine kamen (cfr. a, f, h und Bonn. Jahrb. H. LXIII, S. 170). — Ferner wurden bei der vom Bonner Provinzial-Museum vorgenommenen archäologischen Aufdeckung des merowingischen Gräberfeldes zu Meckenheim in beraubten Todtengruben Scherben gefunden, die theils in der Technik (cfr. d), theils in der Verzierungsweise (cfr. e) oder auch völlig (cfr. h) mit einigen unserer Gefässarten übereinstimmen, während die Gefässreste, welche in einer alten Culturschicht oberhalb der Gräber lagen, gänzlich in dem aufgewühlten Boden der beraubten Todtengruben des Gräberfeldes, wie auch in unserer Brandschicht fehlten (cfr. Westd. Zeitschr. a. a. O. S. 358 unter 13). Diese letzteren Scherben aber gehören in das Ende des neunten Jahrhunderts n. Chr. (cfr. a. a. O. S. 356 unter 4 und S. 362). — Die bei g erwähnten Kugeltöpfe sind im Charakter älter, als die am „Landsegnungswege" zu Andernach gefundenen. Ferner fehlen bei unserem Funde „die kannenartigen Becher, welche das erste Auftreten wellenförmig ausgebogener Standplatte zeigen (a. a. O. S. 355 unter 3b). Daher ist unser Fund etwas älter, als der Andernacher, für welchen die Zeit um 800, oder sagen wir das Ende

des achten oder der Anfang des neunten Jahrhunderts n. Chr. angesetzt ist (a. a. O. S. 362).

Danach würden unsere Gefässe und die Entstehung unserer Brandschicht dem Ende des achten Jahrhunderts n. Chr., also der Regierungszeit Karls des Grossen angehören.

Demnach lässt sich zum Aufsatze Koenen's: „Zur karolingischen Keramik" (a. a. O.) ergänzend hinzufügen, dass die Reliefbandschmuck-Amphoren, welche Koenen in der Zeit von 690—785 n. Chr. sich entwickeln und in der Rheinprovinz zuerst in frühkarolingischer Zeit auftreten lässt (vgl. a. a. O. S. 355 unter 2, S. 354 und S. 362) und im Jahre 825 erst als thatsächlich vorkommend nachweist (a. a. O. S. 362), wirklich schon zu Ende des achten Jahrhunderts n. Chr. in Gebrauch sind, vielleicht zuerst auftreten.

Was aber war die Veranlassung zu der Brandschicht?

Auf der Brandschicht war höchst wahrscheinlich ein Karolingerbau errichtet, dessen Fundamente vielleicht aus Mauerwerk und dessen Oberbau möglicher Weise aus einer Holzconstruction bestand, da ausser der günstigen, topographischen Lage auch noch die in der oberen Lage der Brandschicht gelegenen Ziegel- und Mörtelreste, sowie die fünf seitwärts beigesetzten Todten darauf hinweisen.

An eine Zerstörung dieses Baues als Ursache zu unserer Brandschicht ist wohl schon deshalb nicht zu denken, weil 1) die Brandschicht von ziemlich gleichmässiger Stärke ist und 2) der Boden, auf welchem sie ruhte, glatt abgestochen war. Dies und die meisten übrigen Funde: die grosse Anzahl Scherben, kein einziges, halbwegs ganzes Gefäss, die Thierknochen, lassen eine grosse Aehnlichkeit mit den Fundumständen, wie sie am „Landsegnungsweg in Andernach" beobachtet wurden, keineswegs verkennen. Dort traf man „zwischen Bausteinen auf Stücke ausgeglühter Holzkohlen, vermischt mit einer grossen Anzahl von Gefässscherben, oder wenigstens, mit seltenen Ausnahmen, nicht vollständig erhaltenen Gefässen. . . . . . Ausserdem fanden sich hier und da Eischalen und Geflügelknochen. Der Boden, auf welchem das Gemäuer ruhte, war völlig geebnet und wiederum mit einer dünnen, schwarzen Brandlage, die mit Scherben vermischt war, bedeckt" (a. a. O. S. 363, 364). Koenen hat nun (a. a. O. S. 364 ff.) auf den Gebrauch jener Zeiten, die Erde durch allerlei Opfer zum Tragen des Baues willfährig zu machen, hingewiesen und die darauf bezüglichen Stellen angegeben. Da opferte man vor Errichtung eines Baues allerlei Thiere, wie Lämmer, Hahnen, Pferde, ja sogar Menschen, warf Scherben in die auflohende Gluth und setzte von Brand rauchende, meist zerbrochene Gefässe in oder unter das Fundament des zukünftigen Baues. War doch das Feuer eine läu-

ternde Macht schon nach altheidnischer Vorstellung und „Scherben bedeuten Glück!“, wie der Volksglaube lehrt.

Demnach verdankt unsere Brandschicht ihr Entstehen vielleicht dem abergläubischen Gebrauche des „Bausegens“!

Oestlich von der Brandschicht waren vor Untersuchung derselben in einer Entfernung von ca. 3 m bis zu ca. 12 m vier Skelette in einer Tiefe von ca. 1 m bis ca. 1,30 m gefunden, welche alle durch den Besitzer aufgedeckt worden sind. Leider war von keinem der Schädel erhalten. Die Ueberreste des von den vieren zuletzt entdeckten Skelettes sah ich kurz nach ihrer Herausnahme. Herr Fey hatte die Knochen in dieselbe Lage wieder gebracht, wie er sie in der Erde gefunden hatte. Danach lag der Todte mit dem Gesichte nach Osten; auch die übrigen Skelette, so versicherte der Finder, hätten in derselben Richtung gelegen. Bei zwei Skeletten, wobei auch das letztere, fanden sich karolingische Scherben, darunter als spätestes Stück je ein Gefässboden mit Wellenplatte. Letztere Gefässreste gehören den Erzeugnissen der im Jahre 881 durch die Normannen zerstörten Meckenheimer Töpferei an. Diese Gefässe sind in die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts zu setzen (vgl. Koenen, Westdeutsche Zeitschr. a. a. O. S. 362). Demnach sind die beiden Todten in dieser Zeit beigesetzt worden.

Vor ungefähr fünf und einem halben Monate wurde ca. 17 m östlich von der Brandschicht und 1,17 m tief ein fünftes Skelett entdeckt, welches ich persönlich bloslegen liess. Das Gesicht war genau nach Osten gerichtet; das ganze Skelett ist ca. 1,75 m lang. Der kleine wohlgebildete mesocephale Schädel, der an den Augen abgebrochen, dessen Decke aber noch erhalten ist, gehörte nach Geh.-Rath Schaaffhausen einer Greisin an. Dicht bei dem linken, oberen Rande des Beckens hob ich zwei Scherben auf, von denen die eine ein Randstück von gelbrother Farbe und festgebranntem, dickwandigem Thone ist. Das Profil desselben ist an der Innenseite scharfkantig und nach Aussen hin ladet es etwas wulstig aus; unter dem Rande befinden sich scharf eingedrückte Viereckchen, wie die auf den Reliefbandschmuck-Amphoren (vgl. Bonn. Jahrb. Heft XCII, T. X, 31); das Randstück scheint einem grossen Topfe mit weiter Oeffnung angehört zu haben. Das andere Stück ist dünnwandig und von derselben Farbe, doch von fester gebranntem Thone. Ein anderes Randstück von gelblicher Farbe und dünnwandigem, festgebranntem Thone mit einfachem, wenig gebogenem Profile lag am linken Unterschenkel. Ferner kamen noch sechs weitere Scherben von blauem, blau-schwarzem, grauem und gelblich-grauem Thone zu Tage, welche theils zwischen den Schenkeln, theils an den Füssen lagen. Alle diese Scherben, sowie neun in der Skelettgrube ca. 0,90—0,80 m über dem Boden derselben gefundenen Scherben von grauem und gelbem Thone,

darunter eine solche von einer gelben, dickwandigen Reliefbandschmuck-Amphora, stimmen vollkommen mit den in der Brandschicht angetroffenen überein, so dass es klar ist, dass dieser Karolinger in der Zeit um die Entstehung der Brandschicht, resp. kurz nachher, also gegen das Ende des achten Jahrhunderts, bestattet worden ist.

Nördlich von dem letzten Skelett wurden in einer ca. 7 m breiten, bis zu 2,20 m tiefen Grube, die von dem Grabe durch eine schmale ca. 0,77 m über dem Boden desselben sich erhebende, unberührte Sandsäule getrennt ist, ein Randstück von röthlichem Thone, dessen Profil dem in den Bonn. Jahrb. Heft XCII Taf. X. q abgebildeten ähnlich, jedoch weniger wulstig ist, und eine Scherbe von dünnwandigem, grauen Thone mit gekörnter Oberfläche, letzteres Stück in einer Tiefe von ca. 1,70 m, ferner verschiedene Scherben in einer südlich des Grabes, von diesem durch eine ca. 0,52 m über dessen Boden sich erhebende, schmale Sandbank getrennten Grube ca. 0,50—0,60 m tief angetroffen. Alle diese Scherben gehören ebenfalls dem Ende des achten Jahrhunderts an.

Wir werden nicht fehl gehen in der Annahme, dass die hier Beigesetzten Bewohner des Hauses waren, dessen Grundlage die Brandschicht bildete.

Da in den Gräbern und deren Umgebung keine späteren Gefässreste vorkommen, als die Erzeugnisse der Meckenheimer Töpferei aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, so ist es höchst wahrscheinlich, dass der Karolingerbau um diese Zeit aufgegeben wurde, vielleicht das Schicksal der durch die Normannen zerstörten Meckenheimer Töpferei theilte. Demnach hätte das Karolingerhaus von dem Ende des achten bis in die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts bestanden.

Auch der Umstand, dass sich bei einem friedlich Bestatteten frühkarolingische, den in der Brandschicht vorkommenden identische Scherben, ferner in zwei unberührten Gräbern, welche ebenfalls friedlich Bestattete bargen, Erzeugnisse aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts (Gefässboden mit Wellenplatte) fanden, während die Brandschicht nur solche aus dem Ende des achten Jahrhunderts aufweist, bestätigt die oben ausgesprochene Ansicht, dass die Brandschicht nicht das Produkt einer Zerstörung, sondern als „Bausegen“ aufzufassen ist.

Die Erschliessung unserer Brandschicht ist für die Chronologie der karolingischen Keramik von grosser Bedeutung, indem wir speciell die Gefässe kennen lernen, welche zu Ende des achten Jahrhunderts n. Chr., also unter Karl dem Grossen den Hausrath des rheinischen Franken bildeten. Auch bestätigt unser Fund die von Koenen auf Grund historischer Nachrichten und durch

Vergleiche gefolgerten, chronologischen Schlüsse in seinem Aufsatze: „Zur karolingischen Keramik“ (a. a. O.).

Vor nicht langer Zeit waren die karolingischen Gefässe als solche unbekannt, ja vor kurzer Zeit beliebte man dieselben in der Regel sogar für altgermanisch zu halten. Auch heute noch kennen sie Wenige. Ebenso sind die Gefässe der auf die Karolingerzeit folgenden, mittelalterlichen Perioden in den wenigsten Fällen erkannt. Um aber weitere Bestätigung und Klarheit zu gewinnen auf dem Gebiete, das man eben erst zu sondiren begonnen hat, ist es unerlässlich, dass alle Funde aus der Zeit des Mittelalters, ja jedes Scherbchen, nach den Fundumständen genau untersucht und so immer mehr Bausteine zum festen Aufbau der Chronologie der so sehr vernachlässigten, mitttelalterlichen Keramik beigebracht werden. Oskar Rautert.

5. Merkenich. Römische Inschrift. Bei Gelegenheit der vorigjährigen Manöver fand ich im Pfarrhause zu Rohr bei Blankenheim an der Ahr ein römisches Bildwerk, das im Besitze des dortigen Pfarrers Herrn L. Beck ist. Nach Angabe dieses Herrn befand sich der hierbei abgebildete Stein in zwei Theile getheilt in die Fundamente der alten Kirche zu Merkenich am Rhein eingemauert und kam beim Neubau derselben im Jahre 1885 ans Licht und in die Hände des Herrn Beck. An der oberen Hälfte ist der breite Rand ringsum abgehauen, jedoch glücklicher Weise so, dass wir voraussichtlich keinen Verlust an der Schrift zu beklagen haben. Die Darstellung selbst ist durch sich klar: ein bärtiger römischer Kriegsmann, nach links ausschreitend, ist im Begriffe, einen zu Boden liegenden mit einer Keule bewaffneten Feind, in dem wir ohne Zweifel einen Germanen zu erkennen haben, zu erschlagen. Der Centurio



ist mit dem Panzer und dem darüberhängenden Kriegsmantel bekleidet und schwingt in der hocherhobenen Rechten das kurze Schwert zum tödtlichen Streich; die Linke greift in die Haare seines Feindes. Den Kopf bedeckt kein Helm, so dass das Profil des Hauptes noch deutlich zu erkennen ist. Irren wir nicht, so schmückt die Brust eine phalera. Die Ausführung zeugt von wenig künstlerischer Fertigkeit, auch hat sie im Laufe der Zeit sehr gelitten. Das Material ist der am Rhein gewöhnliche Haustein; die jetzige Höhe ist 40, die Breite der unteren Hälfte 28 cm. — Geweiht ist das Werk an den Jupiter und zwar, wie die Darstellung ohne Zweifel erkennen lässt, nach glücklicher Rückkehr des Maternus aus einem germanischen Feldzuge. Die Schrift ist scharf (schärfer als auf umstehender Abbildung) und schön gezeichnet, so dass wir den Stein zeitlich werden ziemlich hoch hinaufrücken müssen. — Der Fundort Merkenich liegt an der römischen Strasse Köln-Neuss, die am Rhein entlang führt[1], und hat uns schon einige Funde geliefert (vgl. Jahrb. 53 S. 293, 89 S. 56).

Andernach. Dr. F. Knickenberg.

6. Aufdeckung eines römischen Castells bei Werthausen am Niederrhein[2]. Im Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Mörs, Gemeinde Homberg, befindet sich gleich nördlich von Hochemmerich und westlich von Werthausen, in der Ecke nördlich des Weges nach Asterlagen und westlich des heute vom Rheindamme begrenzten, alten linken Rheinufers, und zwar etwa ½ Meile südwestlich des klassischen Bodens von Asberg eine Ebene, welche durch spärlichen Wuchs der Halmfrüchte eine grössere bauliche Anlage verrieth, deren Fundamente nur von einer geringen Humusdecke eingeschlossen sein konnten. Der Volksmund sagt, hier habe „Schloss Steinbrink“ gestanden. Das Grundstück, welches zu Werthausen gehört, ist zum grössten Theile im Besitze des Herrn Verwaltungssecretärs H. Maassen in Rheinberg.

Im verflossenen Winter liess Herr Landrath Haniel von Moers unter der Aufsicht des Herrn Obersteigers Wiedelmann aus Homberg die Fundamente aufdecken, untersuchen, aufzeichnen und zuwerfen. In dem Fundberichte ist von einer altrömischen Mauerung die Rede, deren Breitseiten von Westen nach Osten liegend, zwei Thore zeigen sollen. Man habe innerhalb der Mauerung eine Leichenstätte offen gelegt mit drei Lagen übelriechender Leichenasche, gekrönt von einem sieben Striche zeigenden dreieckigen Leichensteine.

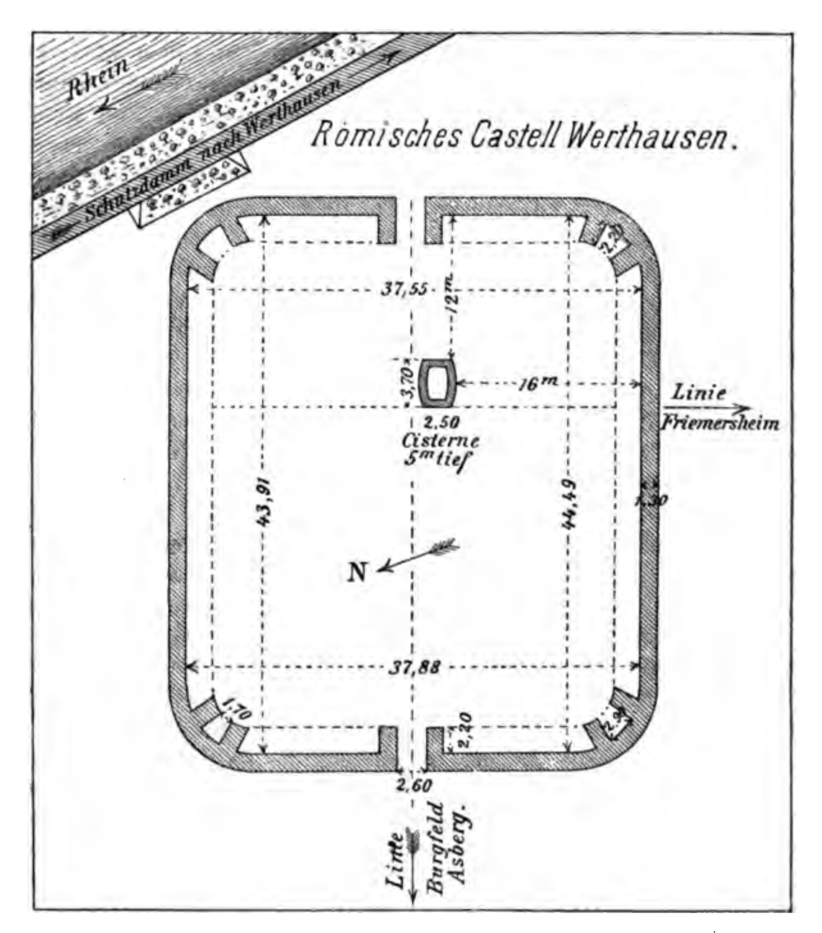
---

1) Siehe Jahrb. Bd. 60 S. 4; 68 S. 2.

2) Die Mittheilung, welche Herr Dr. phil. Siebourg im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift, Jahrg. XI, Nr. 1, S. 18—20 über denselben Gegenstand gebracht hat, dürfte hierdurch eine Berichtigung und Ergänzung finden. Dass der Rhein dort den von mir im Hefte 90 d.

Aus einer von mir an Ort und Stelle vorgenommenen sachlichen Untersuchung und genauen Aufnahme ersah ich bald, dass Wiedelmann das von ihm genommene Längenmaas der Mauerung mit dem der Breite verwechselt und so die von ihm in der Himmelsrichtung richtig angegebenen Thore an die Breitseiten gelegt hatte. Die Leichenstätte ist wohl nur eine mit verschiedenen Brandschuttlagen gefüllte Cisterne.

Auf dem untenstehenden Plane habe ich die Aufnahme wieder-



gegeben, welche ich unter freundlichem Beisein des Herrn Oscar Rautert, anfertigte. Wir haben es danach mit einem kleinen römischen Castelle

---

Jahrb. beschriebenen Lauf in vorgeschichtlicher Zeit gehabt haben muss, beweise ich durch die, des besagten Rheinbettes Alluvionen durchschneidende, Asberger Römerstrasse und deren frührömische Gräberfunde.

zu thun, das allen theoretischen Voraussetzungen, welche man an ein solches stellt, Rechnung trägt.

Die Mauerung bildet ein längliches Viereck mit abgerundeten Ecken. In jeder Ecke ist ein trapezförmiger Thurm zu sehen und die beiden Schmalseiten der Befestigungen zeigen je ein Thor.

Der Innenraum des Castells hat eine Länge von 44.49 bis 43.91 und eine Breite von 37.55 bis 37.88 m. Die Eckthürme zeigen an der Castellmauer eine lichte Breite von 2,90 m und eine Tiefe von 2,20 m; die nach dem Castellinnern befindliche Oeffnung ist 1,70 m weit. Die beiden Thorwege sind 2.60 m breit; sie werden von zwei Flügelmauern begrenzt, deren Tiefe derjenigen der Thürme entspricht, also wieder 2.20 m beträgt. Die Fundamente sind 1 m bis 1,20 m, an den Thoren und Eckthürmen 1,50 m bis 1.60 m tief, bei durchschnittlicher Stärke von 1.30 m. Sie bestehen aus faustgrossen Rheinkieseln, aus Bruchstein, Lehm und Thon. In dem Fundamente der Thürme und Thoreingänge fanden sich auch einige Sandsteinplatten, welche wie auch die grösseren der übrigen Bausteine auf die Schmalseite gestellt sind. Von dem eigentlichen Aufbaue liegen nur hier und da Stücke von Tuffstein und Mörtelreste.

Die Schmalseiten des Castells liegen nach Ost und West, sodass nach dem feindlichen Germanenlande die Front hin gerichtet ist, der decimanus die Linie von Westen nach Osten verfolgt und durch die Mitte der beiden Thore reichend, das Castell seiner Länge nach in zwei gleich breite Hälften theilt. In dem vorderen, der Front zunächst gelegenen Theile, der im Legionslager praetentura genannt wird, sehen wir, 12 m von dem inneren Rande der Vordermauer und 16 m von der inneren Seite der Südmauer entfernt, die genannte, im Grundriss achtseitige Cisterne. Dieselbe ist bei einer Länge von 3,70 m in der Mitte 2.50 m und an der vorderen und hinteren Seite 2.10 m breit; sie zeigt eine Tiefe von 5 m. Die Wände sind aus gestampftem gelblichem Thon hergestellt und haben eine Breite von 0.50 m.

Hat die Cisterne an der Querstrasse des Castells gelegen, was an und für sich nicht unwahrscheinlich ist, dann würde der cardo näher der vorderen Lagerfront gelegen haben als der hinteren, eine Erscheinung, der wir in der That nicht nur bei dem Hygin'schen Etappenlager, sondern auch bei sämmtlichen Legions- und Cohortenlagern begegnen, welche im Grundriss ein längliches Viereck zeigen.

Innerhalb des Castells lagen zahlreiche römische Dachziegelstücke und Scherben von römischen irdenen Ess- und Trinkgeschirren, dann die offenbar von den Speiseresten herrührenden Thierknochen, ferner einige Schmuckstücke, Nadeln, Waffenstücke und Münzen, während ausserhalb des Castells, vor dem Westthore mehrere römische Leichen-

brandgräber angetroffen worden sind. Die meisten keramischen Reste deuten auf die Zeit der Flavier und Antonine.

Was die Besatzung selbst betrifft, so würde diese nach der von Cohausen'schen Berechnung (Grenzwall S. 336—341) der der Limescastelle Hunnenkirchhof und Eulenbach (= 160 und 162 m Umfang) gleich zu stellen sein; für diese nimmt v. Cohausen zwei Manipeln an; allein im Legionslager von Novaesium ergeben die thatsächlich festgestellten Lagerungsverhältnisse eine andere Auffassung. Hier braucht ein einziger Manipel inclusive seinen beiden Centurionen einen Lagerraum von 2080 Quadratmeter. Da nun zweifellos auch Raum für Wege und Verpflegungsanstalten im Castell erforderlich war, so würde das Werthauser Castell, nach Abzug des vom Lagerwalle eingenommenen Raumes, bei 1200 Quadratmeter Flächeninhalt als Besatzung eine Centurie oder zwei Turmen gehabt haben, falls nicht andere Gesichtspunkte entschieden.

Ein besonderes Interesse gewinnt das Castell Werthausen durch sein Verhältniss zum Alenlager Asbergs. Verlängert man nämlich die Linie des decimanus vom Werthauser Castell, dann erreicht man in westlicher Richtung über Asterlagen hinaus, in einer Entfernung von 3240 m die Römerstrasse, welche das durch seine römischen Funde bekannte Asberger Burgfeld theilt und zwar an der Stelle, an der dieselbe ein Knie bildet. Es ist auffallend, dass der decimanus zu dem südlichen, über Trompett und Kaldenhausen führenden Theile der Römerstrasse im rechten Winkel liegt Die Linie des cardo unseres Castells führt südlich über Emmerich nach Friemersheim. Nach letztgenanntem Orte zielt auch eine südliche Verlängerung des nördlichen Theiles der beschriebenen Asberger Römerstrasse. Sowohl diese Strassen-, als auch die cardo-Linie wird heute noch durch sehr alte Wege bezeichnet.

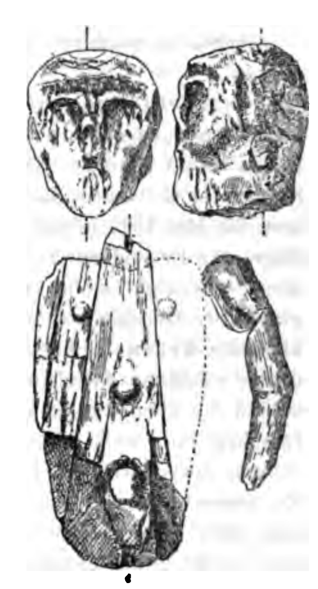
Es kann schwerlich Zufall sein, dass der Abstand vom Castell Werthausen bis zum Burgfeld Asbergs, wo das Alenlager gesucht wird, gleich ist der Entfernung vom Castell Werthausen bis zu der Stelle bei Friemersheim, wo sich beide alten Wege begegnen und die Oertlichkeit den Namen „auf'm Caess“ führt. Die doppelte Entfernung führt nach Uerdingen, dessen Ursprung der Sage nach auf ein Castell zurückgeführt wird. Von Uerdingen begleitet uns die weitere Uebertragung nach dem Orte Gellep, dem römischen Gelduba. In ferneren Uebertragungen gelangen wir zu den Orten Nierst, Langst, Strümp, Brühl, Ober-Lörik, dann nach Nieder- resp. Obercassel, wo dem Namen und den Alterthümer-Funden nach auch ein Castell nicht unwahrscheinlich erscheint. Weiter werden wir nach einer Stelle bei Heerdt geführt, wo römische Baufundamente in Begleitung einer Strasse zu Tage treten, dann nach dem „Kaiser“ unterhalb Neuss; von hier nach dem Orte Neuss selbst, wo Spuren eines Castells von mir nie recht erklärt werden konnten, und von dieser Stelle nach dem Römerlager bei Grimlinghausen. Man braucht nur die General

stabskarte zur Hand zu nehmen, um festzustellen, dass auch die gleichen Entfernungen oberhalb des Römerlagers wieder auf klassische Punkte stossen. So erreichen wir zunächst den durch römische Baufundamente und Grabfunde bekannten „Reckberg“ oberhalb Grimlinghausen, um dann, nachdem wir bei zweimaliger Uebertragung die römische Rheinstrasse weggeschwemmt finden, das Castell Bürgel mit den Denkmälern einer vexillatio zu begrüssen, so geht es weiter bis über Bonn hinaus!

Ausdrücklich muss ich allerdings hervorheben, dass es nur eine Möglichkeit ist, an genannten Stellen Castelle in jenen regelmässigen Abständen zu finden; denn das freilich sehr auffallende Zusammentreffen jener röm. Alterthümer mit der Entfernung vom Castell Werthausen nach dem Castell Asberg kann auf reinem Zufall beruhen. Ich möchte nur die Freunde unserer Bestrebungen auf die Wichtigkeit des für die rheinische Forschung, Dank der Veranlassung des Herrn Landrath Haniel, gewonnenen neuen Castelles aufmerksam machen und zu weiteren Unternehmungen dieser Art anregen. Immerhin bleibt jedoch auch die Thatsache zu berücksichtigen, dass die Limescastelle Deutschlands im allgemeinen 800 Meter von einander entfernt liegen, dass jedoch auch solche von 5500 bis 6500 m Abstand vorkommen. Letztere Castellentfernung stimmt mit der des Römer-Walles Britanniens überein. Dahingegen liegen die sogenannten Meilencastelle des genannten Walles, welche allerdings bei 24,50 zu 15,50 m Seitenausdehnung kleiner sind als das Castell Werthausen, in Abständen von 1473 m zwischen den grösseren Castellen angeordnet. Ausserdem sollen noch zwischen den Meilencastellen je vier Wachthürme, also mit 375 Schritten Abstand zu einander gestanden haben (v. Cohausen, Grenzwall, S. 311), die ein Quadrat von 4,25 bis 4,90 m Seite mit 91 cm starken Mauern bilden (4,14—5,50 m beträgt die Seitenlänge der Limes-Wartthürme). Am meisten würde die Entfernung zwischen Castell Werthausen und Asberg übereinstimmen mit den, durchschnittlich freilich 2400 m, jedoch auch 3- bis 4000 m Abstand zeigenden, 66 zu 90 m und 150 zu 150 m Seite vorführenden Castellen des Piüs-Walles. Constantin Koenen.

7. Ein vorgeschichtliches Menschenbild aus Mammuthzahn. Herr Prof. Makowsky sandte mir im December 1891 einen zu Brünn $4^1/_2$ m tief im Löss gefundenen Menschenschädel, der mit grösserer Wahrscheinlichkeit der Rennthierzeit oder gar der neolithischen Periode als der Mammuthzeit zuzuschreiben ist. Bei dem Schädel lag eine aus Mammuthzahn geschnitzte menschliche Figur von 20 cm Grösse, die für ein Idol zu halten ist, welches als Anhängsel getragen wurde, denn sie ist in der Längsachse durchbohrt. Diese Durchbohrung muss für eine künstliche gehalten werden, weil nur am obern Theile des Mammuthzahnes, der in der Alveole steckt, sich eine Höhlung befindet, die bei

einem nicht ganz ausgewachsenen Mammuth der Bonner Sammlung 30 cm tief ist und sich nach unten wie ein Hohlkegel zuspitzt; der übrige Theil des Stosszahnes ist in der Mitte dicht und hat keine Spur einer Höhlung. Die Figur ist nackt, wie die auf dem Rennthierknochen von la Madelaine, an ihr sind als vorspringende Knöpfe die Brustwarzen, der Nabel und das Membrum virile mit der Glans penis zu sehen. Der Kopf derselben lässt im Profil merkwürdiger Weise dieselbe rohe Stirnbildung mit der Einsenkung über der Glabella erkennen, wie sie der Schädel besitzt, welcher Umstand beweist, dass es sich um eine typische Bildung des Menschen der damaligen Zeit handelt. Auch die breite Nasenwurzel ist dargestellt. Der untere Theil des Gesichtes ist übermässig gross. Der allgemeinen Kopfform hat der Künstler wohl keine Beachtung geschenkt. Sie ist in hohem Maasse brachycephal. Auf dem Scheitel sind drei Kreise sichtbar, es sind die getrennten Lamellen des Zahnbeins. Auch ein abgebrochener und wohl modellirter Arm der Figur ist erhalten. Mit den sehr rohen, plastischen Darstellungen der Menschengestalt, wie sie in Frankreich und Belgien aus quaternärer Zeit gefunden worden sind, hat das Idol von Brünn keine Aehnlichkeit. R. Forrer hat in grosser Vollständigkeit die primitiven menschlichen Statuetten der Stein- und Bronzezeit Europas in der Antiqua, 1887 S. 75, 1888 S. 2, 20 und 48, 1889 S. 51, 1890 S. 62 zusammengestellt und abgebildet. Die ältesten Bilder des Menschen sind nackt und die Schaamtheile sind meist besonders hervorgehoben; so ist es auch noch bei den phönizischen Bronzestatuetten von Ellora in Portugal. Wir dürfen glauben, dass sie aus einer Zeit stammen, wo er unbekleidet war. Bei denen der nordischen Bronzezeit sind sie, wie Forrer bemerkt, aber schon bedeckt. Die thönernen Idole von Troja und Tiryns, aus Siebenbürgen, vom Mondsee und aus dem Laibacher Moor sind viel unvollkommener gestaltet, sie verrathen aber ihr jüngeres Alter wie die von Troja und Laibach durch die Bekleidung und deren Ornamente. Nur die von R. Klebs, der Bernsteinschmuck der Steinzeit u. s. w. Königsb. 1882, beschriebenen Bernstein-Amulette von Schwarzort auf der kurischen Nehrung können damit verglichen werden, wenn sie auch in der künstlerischen Darstellung gegen die Figur von Brünn zurück bleiben. Die Idole von Schwarzort sind mit Steinwerkzeugen



Das Idol nach einer Zeichnung von Makowski in ½ Grösse.

verfertigt. Klebs glaubt, dass die Steinzeit des Ostbalticum an den Beginn des ersten Jahrhunderts v. Chr., wenn nicht noch früher zu setzen ist. Noch eine Uebereinstimmung zeigt sich in den Funden von Schwarzort und dem von Brünn. Dort fanden sich zahlreiche durchbohrte Scheiben von Bernstein, darunter eine, bei Klebs Taf. VII 7, am Rande gekerbt, bei dem Schädel von Brünn lagen in derselben Schicht 14 kleine Scheiben, nach Makowski fünf aus Mammuthzahn, sechs aus Rhinoceroszahn oder -knochen, drei aus Stein; sie sind 62 bis 32 mm im Durchmesser gross, zwei sind am Rande gekerbt, zwei haben in der Mitte ein Grübchen, nur eine ist durchbohrt. Man kann sie vielleicht für religiöse Symbole halten, für Bilder der Sonnenscheibe und in Beziehung bringen zu der im Alterthum so verbreiteten Verehrung dieses Gestirnes. Makowski schreibt den Fund der Mammuthzeit zu, da in Mähren Rennthierreste und Mammuthreste mit Artefacten aus den Knochen beider Thiere zusammen vorkommen. Vgl. Mittheil. d. Wiener anthrop. Ges. XII 1892, S. 73.

Sitzgsb. d. niederrh. G. v. 11. Jan. 1892. H. Schaaffhausen.

8. **Erklärung des Vorsitzenden, ein Nachtrag zu der Abhandlung „die Kelten“ in der Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des Vereins.** Die Besprechung meiner Arbeit durch den Herrn Salomon Reinach in der Revue critique d'histoire et de littérature vom 30. Mai 1892 nöthigt mich wegen Berichtigung falscher Angaben zu folgender Erwiederung. Der Verfasser nennt mich einen Polygraphen, wie es wenige giebt, zugleich Naturforscher, Archaeologe, Sprachgelehrter, Geschichtsforscher u. s. w. Wenn ich in einer Untersuchung über die Kelten die Ergebnisse der neuesten keltischen Sprachforschung durch wörtliche Anführung des Urtheils von Sachverständigen mittheile, so bin ich ebensowenig ein Sprachforscher als ich deshalb ein Geschichtsforscher bin, weil ich die bei einer solchen Arbeit unerlässlichen Ansichten der Schriftsteller des Alterthums über die Kelten zusammenstelle. Er bemerkt dann, die Mannigfaltigkeit meiner Kenntnisse, die durch eine sehr grosse Zahl verschiedener Arbeiten bezeugt sei, entspreche aber nicht der Genauigkeit meiner Angaben. Die vorliegende Schrift behandle einen der schwierigsten Gegenstände, wimmele aber von Irrthümern aller Art; auch gründe sie sich, vielleicht von dem anthropologischen Theile abgesehen, nur auf Arbeiten zweiter Hand, von denen die einen vollständig veraltet seien, die anderen ohne Werth. Ich kann versichern, dass ich unter den Schriftstellern über die Kelten eine vorsichtige Auswahl getroffen habe, der willkürlichen Behauptung Reinach's fehlt jeder Nachweis. Er fügt dann noch hinzu, dass die Composition und der Styl meiner Abhandlung an die ungeordneten Schriften Bastian's erinnerten und schliesst seine Berichterstattung mit den Worten: „nous

n'y insisterous pas". Von dem eigentlichen Inhalte meiner Arbeit spricht er mit keinem Worte. Wenn alle die Fehler, von denen er in einer Note 14 anführt, wirklich vorhanden wären, so beträfen sie doch nur Nebensächliches und würden an dem wesentlichen Inhalt meiner Untersuchung gar nichts ändern. Wir wollen aber sehen, wie es sich mit den angeblichen Irrthümern verhält.

Auf Seite 67 meiner Abhandlung steht: der Name Galater kann von gala, Milch kommen. Diese Meinung hat von Becker a. a. O. S. 12 geäussert. Dieselbe ist nicht so werthlos, wie es scheint. Becker sagt: Der erste Schriftsteller über die Donaugallier im dritten Jahrhundert, Timaeus, lässt dieselben von einem Cyclopen und von der Galatea abstammen, vielleicht um durch den Cyclopen die Gottlosigkeit der delphischen Tempelräuber und durch die Galatea die milchweisse Hautfarbe des Volkes zu bezeichnen, denn gala heisse Milch und auch die Römer redeten von milchweissen Hälsen der Gallier, Virgil Aeneis VIII 661: lactea colla auro innectuntur. Man kann gegen diese Ableitung einwenden, dass das Wort dann Galactea heissen müsste, wie γαλάκτινος und viele andere. Aber in Pape's Wörterbuch der griech. Eigennamen I 237 wird γαλαθεία oder γαλαθείη zuerst mit Weissling, Milchweiss übersetzt, er sagt S. 231, die Grammatiker führten auch einen Genitiv γάλατος an. Im griechischen Wörterbuch von Pape kommt γαλακτόχρως und γαλατόχρως, γαλακτοθρέμμων und γαλατοθρέμμων vor. Wenn Reinach a. a. O p. 76 die lactea colla des Virgil auf das Elfenbein griechischer Sculpturen beziehen will, so ist das ganz unstatthaft. Virgil beschreibt den Schild, welchen Vulkan, durch die Venus bewogen, dem Aeneas gefertigt hatte, auf dem Schicksale und Thaten des künftigen Roms dargestellt waren. Zu einem Schilde wird Vulkan kein Elfenbein verwendet haben. Wie Virgil an dieser Stelle von gelben Haaren und gestreiften Mänteln spricht, weil die Gallier solche trugen, so schildert er auch die Hälse als milchweiss, weil sie solche hatten und nicht weil ihm griechische Sculpturen der Gallier in Elfenbein vorschwebten. Diodor, Tacitus, Ammianus M. u. A. schildern die weisse Haut der Gallier. — Unter dem biblischen Sesostris S. 68 ist nur der in den Mosaischen Büchern mehrfach angeführte Aegypterkönig zu verstehen, der hier immer nur Pharao, aber seit Herodot im ganzen griechischen Alterthum Sesostris genannt wird. Man leitet diesen Namen von einem auf ägyptischen Monumenten vorkommenden Beinamen des Ramses: Sestesu her. Da die Bibel keine Namen der Könige nennt, ist mit Sicherheit nicht zu sagen, unter welchem Joseph nach Aegypten kam, unter welchem Moses geboren wurde und die Juden Frohndienste leisten mussten. Man glaubt, dass Joseph unter Apepi I. nach Aegypten kam, Lepsius setzt ihn später, in die Zeit des Seti I., er hält Ramses II. für den Bedrücker der Juden und lässt unter seinem Sohne Merenptah ihren Auszug geschehen. Während Bunsen

in Sesostris eine Combination zweier Herrscher des alten Reiches sehen wollte, wies Lepsius nach, dass Sesostris dem Ramses II. gleichzusetzen sei. Wie die heutige ägyptische Forschung diese Frage beantwortet, fasst Wiedemann, Geschichte von Altägypten 1891 S. 123 in folgenden Worten zusammen: Ramses II. ist es vor allem, an den die Sage von Sesostris anknüpft. Sesostris ist freilich nicht einfach Ramses II., er ist überhaupt keine historische Persönlichkeit im strengen Sinne des Wortes. Man hat die wirklich vorhanden gewesene Person eines Herrschers benutzt, um ihr alle Thaten und Erfolge zuzuschreiben, welche ägyptische Fürsten überhaupt je errangen. Rosellini hatte in der Erklärung seines a. a. O. Vol. I T. 79 erwähnten Bildes Ramses III. als den Sesostris bezeichnet. Die grichischen Exegeten nennen Sesostris nicht und haben sich mit der geschichtlichen Individualität der betreffenden Pharaonen gar nicht befasst. — Dass die blonden Bewohner des Atlas Nachkommen der Vandalen seien, hält Reinach für einen Irrthum. Schon Prichard führt die Meinung an, dass die blonden Berbern des Gebirges Auress die Ueberreste der von Belisar besiegten Vandalen seien a. a. O. II S. 30. An einer anderen Stelle, III 126 sagt er, Vandalen drangen im Anfang des fünften Jahrhunderts mit Sueven und Alanen in Gallien ein, verliessen Spanien und zogen nach Afrika. Auch neuere Reisende haben über diese blonden und blauäugigen Kabylen berichtet. Moritz Wagner fand einen solchen, welcher sagte: deine und meine Väter waren Brüder. Die Bewohner von Algier nannten die Deutschen in der Fremdenlegion französische Kabylen. Rohlfs sah in Marokko einen blonden Berber und hörte eine ähnliche Bemerkung wie Wagner. Er leitet die in Algerien und Tunesien vorkommenden Blonden von den in Nordafrika sitzen gebliebenen nordischen Völkern, den Vandalen, Gothen u. a. ab. Es giebt auch Zeugnisse für einen viel älteren Ursprung derselben. Faidherbe berichtete zuerst auf der Anthropologen-Versammlung in Brüssel C. r. 1872 p. 406 über die zahlreichen Dolmen Nordafrika's, die sich von denen des westlichen und nördlichen Europas nicht unterschieden, er maass die Skelette aus 14 Gräbern und fand eine grosse, dolichocephale Rasse, er sieht sie abgebildet in der blonden blauäugigen Rasse der ägyptischen Grabgemälde, die in das 15. Jahrhundert vor Chr. gesetzt werden. Die Tuaregs schienen ihm der reinste Stamm dieser Rasse und ihrer Sprache zu sein, diese nennen ihre Sprache: tamahoug. Faidherbe berichtet 1874 in der Bull. de la Soc. d'Anthrop. p. 141, dass Maspero ihm mittheilte, die Tamahu würden i. J. 3000 vor Chr. zuerst genannt, aber erst in einer späteren Schreibart als Männer des Nordens bezeichnet. Vélain schildert ebendaselbst p. 125 die blonden Kabylen in Algerien, zumal in der Provinz Oran und sagt, dass Mac-Carthy diese Rasse, die sich in allen Stämmen der Kabylen finde, geradezu als germanisch bezeichne. Brinton beobachtete sie unter den Kabylen von

Algier, Walter B. Harris unter den Gebirgsbewohnern von Marokko, Quedlinfeldt, Zeitschr. f. Ethnol. 1888 S. 115 bemerkt, dass sie vollkommen dem nordgermanischen Typus gleiche. In den Bull. 1889 p. 458 werden die Tamahu, deren Reste unter den Berbern leben, als die nordeuropäischen Eroberer Libyens bezeichnet. Die Ansichten Faidherbe's sind in Frankreich nicht widerlegt worden, wie aus dem Necrolog des verdienten Forschers von Laborde hervorgeht, vgl. Bull. 1889 p. 452. Daniel G. Brinton fasst, Races and peoples, New York 1890 p. 118, die blonden Berbern des Atlas, die Rifians in Marokko, die Kabylen in Algerien unter dem Namen des libysch-teutonischen Typus zusammen. — Wenn Reinach es in Abrede stellt, dass die Regenbogenschüsselchen, wie ich S. 69 sage, den asiatischen Ursprung der Cultur der Kelten bezeugen, so muss er wiederlegen, was Streber, Abh. der K. Bayr. Akad. d. W. B. IX und ich Rh. Jahrb. LXXXVI, S. 1 darüber gesagt haben und die Uebereinstimmung des Triquetrum auf jenen Münzen und auf denen Lyciens auf andere Weise erklären, vgl. Sir Charles Fellows, Coins of ancient Lycia London 1855. — Reinach bezweifelt, dass die Bronzeaxt, S. 70, Kelt genannt worden sei, weil man sie den Kelten zuschrieb. Die Mittheilung des Herrn von Becker über die Geschichte des Wortes Celt im Archiv f. Anthrop. X ist vom December 1876. Er führt an, dass Schreiber 1839 den Celt die Nationalwaffe der Kelten genannt, es aber unbestimmt gelassen habe, ob das Volk von der Waffe oder diese von jenem den Namen führe. Er sagt nicht, woher er die Angabe hat, dass das lateinische Wort celtis aus einem Schreibfehler des Wortes celte statt certe in der lateinischen Uebersetzung der Stelle Hiob c. 19 v. 23 entstanden sei. Am ausführlichsten hat J. Evans, The ancient Bronce-Implements of Great Britain and Ireland, London 1881 p. 27 über den Ursprung des Wortes celt geschrieben. Er führt an, dass Beyer vor 200 Jahren schon angegeben habe, dass einige Handschriften der Vulgata an der betreffenden Stelle certe statt celte schrieben und dass diese wahrscheinlich die ältesten und besten seien. Beyer bildet in seinem Thesaurus Brandenburgensis 1696 einen celt ab unter der Benennung Celtes. Er glaubt, dass derselbe ein Werkzeug des Bildhauers sei. Später hielt man die Celte für römischen, britischen oder gallischen Ursprungs. Pogge leitete 1787 den Namen Celt nicht von celtis, sondern vom celtischen Volke her. Evans glaubt, dass man diese Instrumente möglicher Weise Celte genannt habe, weil es nahe lag, sie mit den Celten in Verbindung zu bringen. Aus dieser Ursache hätten französische Forscher einen neuen Plural des Wortes, Celtae gebildet. Ebenso habe man sie in England allgemein den alten Celtae zugeschrieben. — Auf Seite 73 sage ich, die Alten kannten in vorrömischer Zeit das Ziegelbrennen nicht. Dieser Satz ist freilich nur für Europa richtig. Es ist bekannt, dass die Mauern von Babylon im Innern aus Luftziegeln gebaut waren, nach Menant, Baby-

lone et la Chaldée p. 184 waren sie aber nach aussen mit gebrannten Ziegeln bedeckt. Schon Herodot berichtet I 179, dass die 50 Ellen breite und 200 Ellen hohe Umfassungsmauer Babylons aus in Oefen gebrannten Ziegeln und aus heissem Erdpech gebaut sei. In Theben ist eine kleine Mauer aus der 21. Dynastie in ihren Trümmern erhalten, die aus gebrannten und gestempelten Ziegeln errichtet ist. Die Umfassungsmauern der Tempel in Aegypten bestanden aus ungebrannten Ziegeln oder waren nur Erdwälle. Auch fertigten die Aegypter aus gebranntem Thon glasirte Platten zum Verzieren der Wände an. Ernest de Sarzec, Découv. en Chaldée Paris 1887 berichtet, dass sich in den Bauten von Goudea rohe und gebrannte Ziegel finden, die letztern tragen den Namen eines Gottes. Doch giebt es auch in Asien kein grösseres Gebäude aus dem Alterthum, welches ganz aus gebrannten Ziegeln errichtet wäre. Man ging mit denselben, wie Kaulen glaubt, sparsam um, weil es im Lande an Brennmaterial fehlte. In der Bibelstelle, Moses 11, 3, kann das hebräische Wort für Brennen nach ihm nur auf künstliche Gluht bezogen werden. Schliemann sagt, Troja p. 60 und 76, dass Tempel- und Festungsmauern daselbst aus Ziegeln gebaut sind, die erst nach Errichtung der Mauern gebrannt worden seien. Das zu beiden Seiten der Mauer angezündete Feuer konnte um so stärker wirken, als dieselbe der Länge und Quere nach von Kanälen durchzogen war, die mit Holz gefüllt waren, das im gebrannten Thon Eindrücke hinterlassen hat. Die Thonschichten zwischen den Ziegeln sind ebenso stark gebrannt wie diese selbst. Je näher die Ziegel bei den Kanälen waren, um so stärker sind sie gebacken. Bilder veranschaulichen den Bau der Mauer. Diese Bauweise war sicher das Vorbild unserer Ziegelöfen. Nach Sayce a. a. O. p. 180 war der von Nebuchadnezzar gebaute Tempel Birs-i-Nimrud ebenso gebaut. Im Globus B. XIII S. 353 ist über Lejeans Reise nach Babylonien im Jahre 1866 berichtet. Dieser spricht von verglasten Blöcken auf dem Gipfel des Hügels, auf dem der Birs Nimrud steht. Auch er glaubt, dass sie die Bekleidung des Denkmals bildeten und verspottet die Meinung, dass ein Blitzstrahl den Thurm getroffen habe. Die verglasten Burgen Schottlands sind ein weiteres Beispiel dieser Bauweise. Butler hat ihr Vorkommen in Amerika, Daubrée in Frankreich beschrieben, sie sind im Elsass und in Böhmen bekannt. Virchow hat verschlackte Mauern in Sachsen und Schlesien, ich selbst eine solche bei Kirn-Sulzbach im Rheinland beschrieben, Anthropologen-Versammlung in Regensburg 1881 S. 143 u. Verh. d. Naturh. V. 1882 Stzb. S. 7. Die Beweisstücke der von mir selbst ausgegrabenen Mauerreste sind in meiner Sammlung. Dörpfeld, Der antike Ziegelbau u. s. w. Festschr. f. Curtius Berlin 1884, bestätigt, dass die sämmtlichen Mauern von Ilion, auch die von Mykene, Tiryns, Eleusis, wie die der Städte in Mesopotamien aus Luftziegeln gebaut sind. Er scheint aber abweichend von Schlie-

mann zufälligen Brand als Ursache der Verschlackung anzunehmen und bemerkt, dass die Ziegel und die Lehmschichten dazwischen zu hartem Stein gebrannt seien. Noch heute würden in Griechenland die Luftziegel gebraucht und heute würden zur Verstärkung der Mauern Längen- und Querhölzer horizontal in dieselben eingelegt. Es ist wenig wahrscheinlich, dass bei oberirdischem Brande die Fundamente in der Tiefe der Erde sollten vollständig verschlacken können. — Ich hatte auf S. 76 gesagt, dass der Gallier der Gruppe Ludovisi einen Halsring trage, weil de Baye a. a. O. S. 12 so berichtet hat. In einer neueren Zuschrift hält derselbe es für möglich, dass man Falten des Gewandes für einen Torques gehalten habe. — Wenn Reinach sagt, es giebt keinen Gallierkopf in Marmor zu Bologna, so wird jeder Leser glauben, dass eine solche Büste dort nicht vorhanden sei. Ich habe aber nur das Versehen begangen, einen Marmorkopf daselbst anzuführen, während die Büste aus Kalkstein, calcaire, gefertigt ist. Reinach selbst führt sie S. 6 als Porträt eines keltischen Häuptlings an. — Gegen meine Behauptung S. 77, dass der Torques für einen Schmuck der Männer, nicht der Weiber zu halten sei, macht er den Einwurf, dass die Abwesenheit des Torques in den männlichen Gräbern der Champagne eine ausgemachte Sache sei, als wenn dieser Umstand, gegen die Zeugnisse der Schriftsteller, die bildlichen Darstellungen und andere Gräberfunde irgend Beachtung verdiente. Baron de Baye stellt, sur l'usage du torques chez les Gallois, in den Bull. d. trav. hist. 1885 Nr. 2 zahlreiche Grabfunde zusammen, die beweisen, dass der Torques ein Schmuck der Männer war. — Ich sage in meiner Abhandlung, man glaubt, dass der Sarkophag von Ammendola die Schlacht bei Telamon vorstelle, was Reinach in der bestimmtesten Weise verneint. Ich bezog mich auf die Ansicht Nibby's, die von Braun getheilt war. In dem Worte: man glaubt, war von mir das Unsichere der Deutung bezeichnet. Reinach hat in dem angeführten Aufsatze Revue archéol. 1889 diesem Alterthum eine sehr ausführliche Betrachtung gewidmet, welche die Unmöglichkeit von Nibby's Ansicht begründen soll. Ich stelle in Abrede, dass Reinach einen vollgültigen Beweis für seine Ansicht beigebracht hat. Wie er selbst erzählt, haben schon 1830 Raoul-Rochette und Amati in dem genannten Relief andere Darstellungen gesehen, jener die Schlacht bei Delphi, dieser eine Niederlage der Galater in Kleinasien. Nibby vermuthete 1840, dass ein Nachkomme des Consuls Atilius Regulus in dem Sarge bestattet gewesen sei, und dass sich die Darstellung auf den Tod des letzteren in der Schlacht bei Telamon beziehe. Auch der Gallierkönig Aneroestus, der sich selbst tödtete, sei dargestellt, wie der zweite Keltenkönig Concolitanus, der gefangen genommen wurde. Diese Beziehungen kann man für sehr fraglich halten und doch annehmen, das in Rom gefundene Relief sei eine Darstellung der in Etrurien gelieferten, von Polybius, II 27—31 so lebhaft be-

schriebenen Schlacht bei Telamon. Dass Aneroestus nach Polybius sich erst nach der Niederlage der Gallier tödtete, hier während der Schlacht, ist nicht entscheidend für das Gegentheil. Die neuere Forschung hat festgestellt, dass der Styl des Reliefs dem zweiten Jahrhundert n. Chr. angehört und dass die einzelnen Gruppen in Kunstwerken der Pergamenischen Schule wiedergefunden werden. Dass der Künstler, der die Schlacht bei Telamon darstellen wollte, griechische Vorbilder benutzt hat, ist sehr natürlich und zeigt sich schon in dem einer phrygischen Mütze gleichenden Helme eines Kriegers; auch berichtet Plinius, dass mehrere Künstler die Kämpfe des Attalus und Eumenes gegen die Gallier dargestellt hätten. Dieser Umstand beweist für den Gegenstand unserer Darstellung gar nichts. Auch Brunn hat, was Reinach nicht anführt, J doni di Attalo, Ann. del Instit. 1870 p. 301 auf den Einfluss der Kunstwerke von Pergamon auf die Darstellung von Galliern aufmerksam gemacht und Gruppen des Sarcophags von Ammendola mit solchen Bildern verglichen. Dass man Sarcophage mit Gallierschlachten, wie die mit mythologischen Darstellungen, im Voraus für den Verkauf gearbeitet haben soll, ist viel weniger wahrscheinlich, als dass ein Künstler zur Zeit der Antonine noch für die Schlacht bei Telamon sich begeistern konnte. Auf römischen Sarcophagen sollen niemals Scenen aus der römischen Geschichte dargestellt sein, aber solche sind auf dem Triumphbogen des Titus und dem von Orange, wie auf der Trajansäule in Rom dargestellt! Dass man auf den beiden letzteren Kunstwerken auch Beziehungen zu den Skulpturen von Pergamon findet, zeigte Lenormant. Warum sollen Nero und Sueton sich geirrt haben, wenn sie auf einem Grabmal der Via Appia einen römischen Krieger sahen, der einen Gallier an den Haaren schleift? Es kommen ähnliche Darstellungen auf römischen Münzen vor. Auf einer Münze der Familie Sergia ist ein Reiter mit dem abgeschnittenen Kopfe eines Galliers zu sehen. Alle Gründe, mit denen Reinach seine Meinung vertheidigt, können bestritten werden. — Ich führe S. 101 an, dass die Cimbern, wie auch Prichard annimmt, Gallier waren. Auch Livius bezeichnet sie als solche und Tacitus nennt sie Germanen. Warum läugnet dies Reinach? Wie kann Reinach sich in solchen Fragen ein Urtheil beimessen, die so weit ab vom Gebiete seiner Studien liegen? Es ist um so auffallender, dass Reinach die Cimbern nicht für Celten halten will, weil gerade die französischen Forscher nach dem Vorgange von Thierry diese Ansicht verbreiteten. — Meine von Reinach angegriffene Behauptung auf S. 104, dass im Gebiete der Garonne im fünften Jahrhundert noch keltisch gesprochen worden sei, habe ich von Becker a. a. O. S. 59 entlehnt. Dieselbe ist wohl begründet. Ammianus Marcellinus sagt um 400, von Lugdunum an nördlich werden die Strassen nicht mehr nach römischen Millien, sondern nach gallischen Leugen gemessen. Auch Prichard sagt III S. 56, wir haben allen Grund zu glauben,

dass die keltische Sprache in einigen Theilen Galliens fast bis zum Ende der römischen Herrschaft fortgesprochen wurde. De Ranse erwähnt Bull. de la Soc. d'Anthrop. 1866 p. 487, dass nach Sidonius Apollinaris, der im fünften Jahrhundert lebte, die Gebildeten in den Städten damals lateinisch schrieben, während das Volk noch das Keltische beibehalten hatte. — Ich bedauere, dem Herrn Reinach nicht einmal das Verdienst zuerkennen zu können, zwei Druckfehler meines Textes entdeckt zu haben. Auf Seite 76 steht Vincetorix statt Vercingetorix und Arminium statt Ariminum. Es ist ihm viel angenehmer, mir diese Druckfehler als Irrthümer anrechnen zu können. Er schreibt: ich kenne keinen Vincetorix und Arminium ist nicht das alte Rimini!

Das Urtheil des Herrn Reinach über meine Schreibweise schlage ich sehr gering an. Hat doch der verdiente B. Pomerol in würdigerer Weise meine Schriften seinen Landsleuten empfohlen. Ich scheue mich nicht, den Verunglimpfungen Reinach's gegenüber seine Worte aus den Materiaux pour l'hist. prim. et natur. de l'homme 2. Sér. XI 1880 p. 48 hier mitzutheilen: „Les travaux du Dr. Schaaffhausen, que nous venons d'analyser, montrent à chaque instant le vaste savoir de l'auteur, sa méthode vraiment scientifique, la rectitude de son jugement et l'on ne saurait trop en recommander la lecture à ceux, qui veulent éviter les écueils, dont est semé, de nos jours encore, le champ de l'anthropologie.“ In fast allen vorgeschichtlichen Fragen ist Herr Reinach mein Gegner. Wie unzuverlässig und unvollständig die Angaben des Herrn Reinach in solchen Untersuchungen sind, möge man daraus entnehmen, dass er, Antiquités nation. I p. 309 den Neanderthaler Schädel in Würtemberg gefunden sein lässt. Meine Abhandlung über den Neanderthaler Fund vom Jahre 1888 verlegt er p. 133 in das Jahr 1878. Ich soll p. 176 die Lartet'sche Platte mit dem Mammuthbilde mit einer andern verwechselt haben. Neben dem von mir restaurirten Kopfe des Neanderthalers, den er p. 139 nur der Curiosität wegen wieder giebt, bildet er einen Schädel ab, der damit gar keine Gemeinschaft hat. Auf p. 131 führt er den Angriff Hölders auf meine Forschungen im Ausland 1885 Nr. 15 an, verschweigt aber meine Antwort in demselben Jahrgang dieser Zeitschrift Nr. 30. Das sind einige der Fehler des Herrn Reinach, die ich berichtigen will. Er hat aber, anstatt die von ihm gerügten zahlreichen Irrthümer in meinem Aufsatze nachgewiesen zu haben, nur ein wahres Probestück einer leichtfertigen Berichterstattung geliefert.

Schaaffhausen.

9. Zu Jahrbuch XCII S. 145 f. Auf Wunsch des Herrn Archiv-Directors Dr. Wolfram, der sich eine eingehende Replik gegen die Ausführungen des Herrn Dr. Clemen vorbehält, und im Einverständniss mit Herrn Dr. Clemen bringen wir hiermit das im Jahrbuch 92

S. 145 f. erwähnte, von Metz, den 10. Februar 1892 datirte, an Herrn Dr. Wolfram gerichtete Schreiben des Herrn Baurath Tornow, unter Fortlassung einiger unwesentlicher, die in Frage stehende Angelegenheit nicht weiter berührender Stellen, im Wortlaute zum Abdruck:

„Sehr wider meinen Willen sehe ich mich durch Hineinziehen meiner Person von Ihrer Seite aus in die Polemik über das Alter der Reiterstatuette Karl's d. Gr. (Jahrbuch der Gesellschaft für lothr. Geschichte und Alterthumskunde, Jahrgang III Seite 336 ff.) zu nachstehender Entgegnung gezwungen ....

Zunächst will ich gern annehmen, dass die in der von Ihnen gewählten Form der Begründung des Werthes meines Gutachtens gelegene Zweideutigkeit eine unbeabsichtigte ist. Mag die gewählte Fassung, besonders wegen Benutzung von Gänsefüsschen bei zwei Worten, wozu, im Interesse textlicher Deutlichkeit allein, eine begründete oder zwingende Veranlassung jedenfalls nicht vorlag, auf den unbefangenen Leser auch im ersten Augenblick den Eindruck machen, als ob in derselben implicite eine Herabsetzung des Werthes meiner eigenen Meinung ausgedrückt sei, so liegt andererseits eine zwingende Nothwendigkeit zu einer solchen Schlussfolgerung deswegen nicht vor, weil eine andere Deutung immerhin möglich ist ....

Zur Sache selbst bemerke ich, dass aus der Fassung meines, übrigens keineswegs für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesenen Berichtes deutlich hervorgeht, dass es sich um eine nur vorläufige Mittheilung handelt, auch beweist das Datum desselben, dass dieser Bericht erstattet wurde vor Abgabe des Gutachtens des Professors aus'm Weerth, zu welch' letzterem derselbe auf meinen Antrag hin im Auftrage Sr. Excellenz des Herrn Staatssecretärs durch mich eingeladen war, und dass in dieser Mittheilung meinerseits nichts weiter enthalten ist als eine vorläufige, vor Abschluss seiner Arbeit enthaltene Vermuthung aus'm Weerths, die sich ferner nicht auf seine oder meine Wahrnehmungen, sondern auf diejenigen dem letzten bekannter französischer Archäologen stützt. Diese, in dieser Gestalt ausgedrückte Vermuthung hatte naturgemäss nicht den geringsten bindenden Zwang auf den thatsächlichen Ausgang des endgültigen Ergebnisses der von aus'm Weerth angestellten Untersuchungen, und wie Ihrerseits geschehen, Schlüsse so sehr weit tragender Bedeutung gerade hieraus zu ziehen, scheint wahrlich mehr als gesucht und gewagt. Vollends unverständlich aber ist es, wie Sie hieraus und bei dieser offenkundigen Lage der Sache einen Widerspruch herzuleiten vermögen zwischen einer vermeintlich nachträglich geänderten Meinung meinerseits gegenüber einem von mir abgegebenen ersten Gutachten.

Am meisten jedoch bedauere ich, dass Ihre Behauptung, ich zuerst in Deutschland hätte auf die karolingische Herkunft der Figur aufmerk-

sam gemacht, eine Unrichtigkeit enthält. Schriftstellerischem Gebrauche gemäss lässt die von Ihnen gewählte Ausdrucksform die Deutung zu, als ob ich jene Mittheilung öffentlich gemacht hätte, was thatsächlich nicht der Fall ist, da ich gleich von vornherein das Beschreiten dieses Weges in dieser Frage als einer solchen, die keineswegs auf meinem Specialgebiete liegt, als nicht für angemessen erachtet habe. Da aber der herrschende Gebrauch allein nicht die Nothwendigkeit des Schlusses einer dementsprechenden Deutung des Wortlautes Ihrer Behauptung bedingt, so nehme ich Abstand, die Begründung für meine am Eingange dieses Absatzes ausgesprochene Bemerkung hieraus herzuleiten, vielmehr geschieht dies in zwingender Weise an der Hand der Thatsache, dass auch nicht einmal als der Verfasser meines ersten, wie bemerkt nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Berichtes an die mir vorgesetzte Behörde, in welchem also meine erste schriftliche Aeusserung in dieser Sache vorliegt, ich desswegen nicht als, wie Sie behaupten, der erste in Deutschland gelten kann, der auf die Statuette aufmerksam gemacht hat, weil gerade in diesem Berichte ich meine erste Kenntniss vom Vorhandensein derselben auf eine Notiz in Stacke's deutscher Geschichte zurückführe. Bin ich auch gern geneigt, den Ausdruck der somit in Ihrer obigen Behauptung liegenden Unrichtigkeit für einen unbewussten zu halten, so kann ich doch andererseits nicht umhin, aus dem mehr als geringen Maass der Gründlichkeit, mit welchem Sie hiernach von der Befassung meinerseits mit dieser Frage Kenntniss genommen haben, einen Schluss zu ziehen auf den Werth der von Ihnen Ihrerseits hergeleiteten Schlussfolgerungen in dieser Angelegenheit."

IV. Berichte.

I. Generalversammlung des Vereins am 29. Juli 1892.

Der Vorsitzende, Geh.-Rath Schaaffhausen begrüsst die anwesenden Mitglieder und verliest folgenden Jahresbericht:

„Die Zahl der Mitglieder des Vereins betrug mit Einschluss der Ehrenmitglieder, der Schulanstalten und des Vorstandes nach dem Jahresbericht vom 26. Juni 1891: 661.

Gestorben sind seit der Generalversammlung des vorigen Jahres folgende 11 Mitglieder:

Herr Professor Dr. Mosler in Trier,
„ Oberpfarrer Nagelschmidt in Zülpich,
„ General von Veith in Bonn,
„ General Freiherr von Rosen in Wiesbaden,
„ Freiherr von Liebieg zu Reichenberg in Böhmen,
„ Banquier Trinkaus in Düsseldorf,
„ Canonicus Straub in Strassburg,
„ Gymnasialdirector Dr. Binsfeld in Coblenz,
„ Professor J. de Wal in Leyden,
„ Gutsbesitzer Wilh. Mendelsohn in Bonn,
„ Banquier Joseph Goldschmidt in Bonn."

Die Mitglieder erheben sich zum ehrenden Andenken an die Verstorbenen von ihren Sitzen. Der Vorsitzende bemerkt:

„Unter den Hingeschiedenen betrauern wir ein um den Verein hochverdientes Mitglied, das eine lange Reihe von Jahren uns ein treuer Mitarbeiter, vielen von uns ein lieber Freund gewesen ist und in unsern Jahrbüchern zahlreiche Arbeiten niedergelegt hat, die von seinem sorgfältigen Fleisse und seiner Begeisterung für die archäologische Forschung ein rühmliches Zeugniss ablegen. Er war

durch seine militärische Laufbahn insbesondere dazu befähigt, über Wege, Befestigungen und Kriegszüge der Römer uns neue Aufschlüsse zu geben und seine Arbeiten durch von ihm selbst gezeichnete vortreffliche Karten zu illustriren. Ihm verdanken wir die Beschreibung des Bonner Castrums. Es ist General von Veith. Wir werden ihm ein treues Andenken bewahren.

Ausgetreten sind für das Jahr 1892 9 Mitglieder, so dass der Verein mit den 11 Gestorbenen einen Gesammtverlust von 20 Mitgliedern erfahren hat. Diesem Verlust steht ein Gewinn von 20 neuen Mitgliedern gegenüber. Die Mitgliederzahl ist sich also gleich geblieben.

Die neu eingetretenen Mitglieder sind die Folgenden:

Herr Rechtsanwalt Dr. Landwehr in Königswinter,
„ Dr. Götz Martius in Bonn,
„ Sebastian Mertz, Rentner in Köln,
„ Schunk, Kaufmann in Bonn,
Das Bischöfliche Priesterseminar in Trier,
Herr Professor Dr. Zitelmann in Bonn,
„ Professor Dr. Bender in Bonn,
Frau Wittwe Wilde in Bonn,
Herr Landgerichtsrath Hubert Schaaffhausen in Köln,
Die Bibliothek des akademischen Kunstmuseums in Bonn,
Frau Wittwe Firmenich-Richarz in Bonn,
Herr Müllenmeister, Kaufmann in Aachen,
„ Professor Reinhold Koser in Bonn,
„ Director Beger in Ehrenfeld bei Köln,
„ Pfarrer Dr. Norrenberg in Süchteln,
Freifrau Angelica Liebieg zu Reichenberg in Böhmen,
Herr H. Seyffardt in Crefeld,
Se. Excellenz, Geheimrath Dr. Huyssen in Bonn,
Herr Bürgermeister Friedrich Kreitz in Königswinter.

Seit der letzten Versammlung ist das von Herrn Dr. Bone verfasste Register II für die Hefte LXI bis XC als Heft XCI erschienen, ferner die Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum, die einen Aufwand von Mk. 1678.94 verursacht hat, ferner wurde Heft XCII mit 11 Tafeln und 22 Textbildern ausgegeben. Das Heft XCIII wird in einigen Wochen fertig gestellt sein.

Ich lege mit unseren Sitzungs-Protokollen die Jahresrechnung

für 1891 mit den zugehörigen Belegen vor und theile wie gewöhnlich einige Hauptposten aus derselben mit:

Die Gesammteinnahme betrug 1891: Mark 6561.58 gegen 6505.50 im Jahre 1890, die Ausgabe betrug Mark 6245.22 gegen 5846.92, sodass am 31. Dezember 1891 ein Kassenbestand von Mark 316.36 verblieb gegen Mark 658.58 im Vorjahre.

Der Bestand unserer Kasse ist heute Mark 1703.02 gegen 1616.58 am 26. Juni 1891.

Es betrugen die Ausgaben:				im J. 1890:
für Drucksachen, einschliesslich der Festschrift . .	Mark	3605.52	gegen	2410.78
für Zeichnungen und die Herstellung von Tafeln . .	„	382.83	„	424.30
für Honorare	„	599.25	„	1356.—
für die Bibliothek	„	688.35	„	455.75
für Buchbinderarbeit . . .	„	395.20	„	578.46
für Kassenführung, Porto und verschiedene Ausgaben .	„	554.92	„	553.59

Von den im vorigen Jahre gewählten Herren Revisoren Dr. Hauptmann und Hauptmann Würst ist der erstere auf Reisen abwesend, der andere von Bonn weggezogen und hat der Vorstand, um sie zu ersetzen, Herrn Major von Claer und Herrn Wilhelm Georgi gebeten, für sie die Prüfung der Rechnung zu übernehmen. Der Vorstand bittet, die Wahl der beiden Herren nachträglich zu genehmigen.“ Dies geschieht. „Die Revisoren haben die Rechnung richtig befunden und der Vorstand bittet dem Herrn Rendanten, Rechnungsrath Fricke die Entlastung zu ertheilen.“ Sie wird ertheilt.

Der Vorsitzende dankt den genannten Herren für ihre Mühewaltung und schlägt vor, die Herrn Dr. Hauptmann und Herrn Oberstlieutenant Heyn als Revisoren für das nächste Jahr zu wählen. Beide Herren werden gewählt und nehmen die Wahl an.

Sodann wird zur Neuwahl des Vorstandes geschritten. Der bisherige Vorstand wird durch allgemeinen Zuruf wieder gewählt. Der Vorsitzende dankt für das dem Vorstand bewiesene Vertrauen und fährt fort:

„Ich erlaube mir noch folgende Mittheilungen zu machen: Der Bau des neuen Provinzial-Museums ist in erfreulicher Weise vollendet worden, die innere Ausstattung wird in diesem Herbste fertig, so

dass dann mit der Ueberführung der Alterthümer begonnen werden kann. Zur Einweihung des Museums ist der nächste Mai in Aussicht genommen. Die letzte Generalversammlung hat den Vorstand ermächtigt, die Bedingungen endgültig mit der Provinzialverwaltung festzustellen, unter denen der Verein seine Sammlungen dem Museum übergiebt. Mit diesen Bedingungen hat sich der Provinzial-Ausschuss laut Schreiben vom 2. Mai 1892 einverstanden erkärt. Das Schreiben lautet:

Düsseldorf, den 2. Mai 1892.

Euerer Hochwohlgeboren beehre ich mich mit Bezug auf das gefällige Schreiben vom 2. Juli 1891 ergebenst mitzutheilen, dass ich dem Provinzialausschuss in seiner Sitzung vom 26./27. April cr. von den seitherigen Verhandlungen, betreffend die Ueberweisung der dem Alterthums-Verein angehörigen Sammlung von Kunstsachen und Alterthümern an das Provinzial-Museum in Bonn, Mittheilung gemacht habe, und dass derselbe sich mit den gestellten Bedingungen, unter welchen die Ueberweisung der Sammlung erfolgen soll, einverstanden erklärt hat.

Diese Bedingungen lassen sich aus den geführten Verhandlungen zusammenfassen, wie folgt:

1. Die Vereinssammlung bleibt Eigenthum des Vereins und die ihr zugehörigen Gegenstände sind thunlichst durch besondere Etiquetten zu bezeichnen;
2. die freie Benutzung des gesammten Provinzial-Museums zu wissenschaftlichen Zwecken wird dem Vereine gewährleistet, ebenso der ungehinderte Gebrauch der von dem Vereinsvorstande verwalteten Vereins-Bibliothek, die in einem besonderen Raume eine geeignete Aufstellung und Einrichtung finden wird;
3. dem Vereinsvorstand wird ein passender Raum für seine Sitzungen und die Generalversammlungen des Vereins zur Verfügung gestellt;
4. die Sammlungen des Provinzial-Museums sind den Vereinsmitgliedern an noch zu bestimmenden Tagen und Stunden unentgeltlich zugänglich.

Anlangend den in dem gefälligen Schreiben vom 6. März 1891 ausgesprochenen Wunsch, bei der Aufstellung der Vereinssammlung in den Räumen des Museums mitzuwirken, resp. hinzugezogen zu werden, so stelle ich Euer Hochwohlgeboren ergebenst anheim, sich in dieser Beziehung mit dem Museumsdirector Herrn Professor Dr.

Klein in Verbindung zu setzen, welcher diesseits ersucht ist, jenem Wunsche thunlichst zu entsprechen.

Der Landesdirector der Rheinprovinz.
In Vertretung:
Adams.

Die Sammlung des Vereins war wie im vorigen Jahre in den Sommermonaten in ihrer provisorischen Aufstellung Donnerstags von 11 bis 1 Uhr dem Publikum geöffnet.

Unsere Bibliothek ist für die Mitglieder bis auf Weiteres jeden Montag von 2 bis 4 Uhr geöffnet. Dieselbe hat sich im vorigen Jahre um etwa 250 Bände vermehrt. Geschenke hat sie erhalten von den Herren Breitner, Düntzer, Heger, von Mirbach, Schaaffhausen, Urlichs, Wiedemann und Wieseler. Neuer Tauschverkehr ist mit dem Kaiserl. deutschen archaeologischen Institut in Athen angeknüpft worden.

Am 25. October 1891 wurde das 50jährige Jubiläum in einer alle Theilnehmer befriedigenden Weise gefeiert. Das Heft 92 unserer Jahrbücher hat darüber berichtet wie auch über die am 9. December abgehaltene Winckelmannsfeier.

Für die Herstellung der Festschrift zu unserem Jubiläum hat uns der Provinziallandtag auf unsere Bitte einen Zuschuss von 500 Mark bewilligt, wofür ich unsern verbindlichsten Dank hiermit öffentlich wiederhole.

Auch im verflossenen Jahre wurden die Verhandlungen wegen eines staatlichen Schutzes der geschichtlichen Denkmäler des Landes fortgesetzt. Am 18. März d. J. fand in Coblenz eine Versammlung von Sachverständigen statt, die Herr Oberpräsident Nasse auf Veranlassung des Kgl. Ministeriums berufen hatte, um ein Gutachten darüber abzugeben, auf welche Weise für die Erhaltung der Denkmäler des Landes die geeigneten Maassregeln zu treffen wären. Die Ansicht ging dahin, der Provinzial-Verwaltung diese Aufgabe unter Zuziehung von Sachkundigen zu übertragen, schon aus dem Grunde, weil ihr die Bewilligung der Geldmittel obliegen würde. Unter dem 10. Juli 1892 versandte der Verwaltungsausschuss des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine einen Fragebogen, in welchem er, bezugnehmend auf die Beschlüsse dieses Vereins zu Schwerin im Jahre 1890 die einzelnen Vereine auffordert, der Absicht der Königl. Regierung entsprechend, mitzuwirken, ein Verzeichniss der erhaltungswerthen Denkmale zu Stande

zu bringen und gewisse Fragen zu beantworten, um eine Uebersicht über den Stand der Frage in ganz Deutschland zu erhalten. Der Vorsitzende hat dieser Aufforderung entsprochen. Seine Excellenz der Herr Finanzminister hat in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 15. März 1892 seine Bereitwilligkeit erklärt, der Frage wegen Erhaltung der alten Denkmale in der ganzen Monarchie näher zu treten und rechnet zu diesem Zwecke auf eine festorganisirte Mitwirkung der Verbände der historischen Vereine. Wenn diese hergestellt sei, werde der Staat die ihm dabei zufallende Mitwirkung nicht versagen.“

Der Vorstand.

---

2. Die XXII. allgemeine Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Danzig vom 3. bis 5. August 1891.

Dieselbe wurde Montag, den 3. August, im Sitzungssaale des Landeshauses um 9 Uhr vom Vorsitzenden, Geheimrath Virchow eröffnet. Er begrüsste zuerst den anwesenden Oberpräsidenten Staatsminister v. Gossler, als den Mann, dem die anthropologische Wissenschaft seit der Begründung des Deutschen Reiches am meisten zu verdanken habe, der als Zeugniss seiner Theilnahme das Museum für Völkerkunde in Berlin hinterlassen habe. Er habe alle Kreise mit in die Arbeiten für unsere Wissenschaft gezogen, wozu die feste Gliederung unserer Provinzialverwaltungen ein förderndes Mittel war. In alter Zeit knüpft die Geschichte unserer Wissenschaft überall an die kleinen Höfe unserer Fürsten an. Das Museum von Danzig ist ein wahrer Stolz der Provinz, wozu Herr v. Winter die Grundlage geschaffen hat. Beklagenswerth ist bei älteren Funden der fehlende Nachweis von der Herkunft der Alterthümer. So anerkennenswerth die ältere historische Methode für die Alterthumsforschung war, so hat diese doch eine andere Form angenommen, seit die naturwissenschaftliche Art der Untersuchung Platz gegriffen hat. Hier im Lande haben der Landes-Geolog Berendt und die Herren Lissauer und Tischler, zwei Männer der naturwissenschaftlichen Richtung, die Arbeit in die Hand genommen. Er schildert den grossen Verlust, den die Wissenschaft durch den Tod Tischlers erlitten. Die Technik und die methodische Herstellung des Geräthes und Schmuckes, der Metalle und Thonsachen war seine Meisterschaft. Er stellte die Chronologie der preussischen Gräberfelder seit dem 4. bis 5. Jahrhundert vor Christus bis zur Völkerwanderung fest. Virchow gedenkt der jüngst verstorbenen Provinzialdirectoren Pinder in Kassel und Handelmann in Kiel, dessen Nachfolgerin in der Direction des Kieler Museums Fräulein Mestorf, die beste Kennerin Skandinaviens, geworden ist. Als er das Hinscheiden des einzigen Ehrenmitgliedes Heinrich Schliemann erwähnte, erzählt er, wie er Dank der Gesichtsurnen mit ihm in Berührung gekommen sei, die in keiner deutschen Gegend so häufig vorkommen, wie im Weichselgebiet, sie sind freilich ein Jahrtausend oder mehr jünger, wie die von Troja. Auf denselben befindet sich der Bronzeschmuck der Hallstattzeit.

Er spricht dann über die richtige Wiedergabe organischer Formen von Menschen und Thieren in der Vorzeit im Gegensatz zu der Ungeschicklichkeit unserer Hände, die durch ein planmässiges systematisches Zeichnen ausgebildet werden. Die Renthiere zeichneten die alten Künstler so gut, weil sie nicht in Zeichenschulen gegangen waren. An den Gesichtsurnen geben ein paar Striche eine klare Darstellung. Schliemann verdanken wir die Thatsache, dass die griechische Cultur auf orientalischer Grundlage ruht. Wir haben den inneren Zusammenhang aller menschlichen Cultur erkannt; dass ein Volk die Arbeiten des anderen aufnimmt, das wird die Grundlage für alle Richtungen der Forschung sein. Die trojanischen Gesichtsurnen bezogen sich auf Athene und die Eule.

Virchow lässt eine Betrachtung über die prähistorische Periode folgen. Von Alters her betrachtete man Troja als die Stelle, von der alle europäische Cultur hergekommen sei. Die Auswanderung der Trojaner brachte sie zuerst nach Italien und von dort in ferne Länder. Diese Vorstellung hat sich bis in's Mittelalter erhalten. Noch sitzen in Mitteleuropa die Nachkommen von drei grossen Völkern neben einander: Kelten, Germanen und Slaven. Die Funde im gallischen Alesia und in La Tène am Neuenburger See sind identisch. La Tène war eine gallische Niederlassung. Jetzt sind auch La Tène-Funde in Noricum bekannt, wo v. Hochstetter sie leugnete. Sie sind auch im Weichselgebiet bei Graudenz und Kulm gefunden. Wunderbar ist, wie mit der Tène-Zeit auf einmal die volle Eisenzeit da ist. Wo sind die Gothen hergekommen, deren erstes Erscheinen noch mit der Tène-Zeit zusammenhängt? Hallstatt gehört noch mehr der Bronzezeit an, als La Tène. Waren die Hallstätter und die Leute der Bronzezeit Germanen? Virchow warnt vor voreiligen Schlüssen. Ein Hinderniss der Untersuchung der Bronzezeit ist der Leichenbrand. Thier- und Pflanzennamen sollen beweisen, dass die Arier nicht aus Asien gekommen, sondern in Mitteleuropa entstanden seien. Aber welche Thatsachen besitzen wir aus dieser Urzeit? Sind die Wohnplätze der Steinzeit zu Tolkemit gleichzeitig mit den dänischen Kjökkenmöddinger? Virchow bezweifelt es. Nach Fraas und v. Hölder soll der Schädel von Cannstadt kein hohes Alter in Anspruch nehmen können. Der Neanderthaler soll unter Umständen gefunden sein, welche die genaue geologische Bestimmung seiner Lage ausschliessen. Er meint, weil das Gesicht fehle, sei der Phantasie ein ungemessener Spielraum gelassen. Im Museum von Danzig soll ein Schädeldach aus Gross-Morin aus einem Grabe der Steinzeit vorhanden sein, welches sich dem Neanderthaler an die Seite stellt, wegen seiner grossen Stirnhöhlen, seines langgestreckten Hinterhauptes, und welches gleichfalls den Vorzug hat, dass kein Gesicht da ist und keine Basis cranii. Franzosen und Engländer hätten den Neanderthaler mit den Australiern zusammengestellt und ge-

schlossen, dass zu der Zeit dieses Schädels Europa von Australiern bewohnt gewesen sei. Der Berichterstatter bemerkt hierzu, dass die Herren Fraas und v. Hölder Beweise für ein jüngeres Alter des Cannstadter Schädels durchaus nicht erbracht haben und dass der Neanderthaler in seiner geologischen Lagerung auf das Genaueste bestimmt ist. Huxley hat diesen Schädel zwar den Australiern verglichen, hat aber nicht behauptet, dass Europa von Australiern bewohnt gewesen sei. Der Berichterstatter verweist auf seine Schrift: Der Neanderthaler Fund, Bonn 1888. Aus der neolithischen Zeit sind wenig menschliche Ueberreste vorhanden. Die Schädel von Lengyel in Südungarn sind arisch, nicht mongolisch. Ob es Germanen oder Kelten waren, will er nicht entscheiden. Er meint, dass das Wissen des Menschen von seiner Herkunft für die ganze Auffassung der menschlichen Entwickelung von grösster Bedeutung sei, auch für das Staatsleben und das gesellschaftliche Leben der Gegenwart.

Oberpräsident v. Gossler vergleicht das Jahr 1880, in dem der Congress in Berlin tagte, mit 1891 und bezeugt die mächtigen Fortschritte der Gesellschaft. Neue Museen sind entstanden und neue Methoden, die Funde zu conserviren, auch sind prähistorische Karten entstanden. Durch die Ausdehnung anthropologischer Studien sehen sich andere Disciplinen in ihrem Besitzstande bedroht. In der letzten Zeit ist es ausgesprochen worden, dass die Wissenschaft in ihren Schlüssen die grösste Vorsicht üben soll, die menschliche Forschungskraft reicht nur bis zu einem gewissen Punkt, die letzte Wahrheit kann auf dem Wege der sogenannten exacten Forschung nicht erreicht werden; es ist die Einbildungskraft, welche die Kluft überspringt. Die grösste aller Fragen, welche die Anthropologie beschäftigt, ist die, wo und wie der Mensch in die äussere Erscheinung getreten ist. Wir können nicht leugnen, dass auf diesem Gebiete, nicht ohne Verschulden der Wissenschaft selbst, Missverständnisse eingetreten sind, Ueberspannungen und Uebertreibungen. Zwei Thatsachen aber sind gewonnen: Die Wissenschaft besitzt in sich selbst die Kraft, ihre Wege zu erkennen, und keine religiöse Ueberzeugung braucht sich vor dem Streben nach Wahrheit zu fürchten. Diese zwei Sätze sind unbestritten, sie berechtigen aber nicht zu den voraufgehenden Worten, in denen der Mann, dem die Angelegenheiten der Wissenschaft so lange in Preussen anvertraut waren, sein Missfallen den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung gegenüber zu erkennen giebt, die er masslose Ueberspannungen nennt, weil sie zu seinen vorgefassten Meinungen nicht passen. Wie konnte Gossler der Vertheidiger Darwins im preussischen Abgeordnetenhause sein? Auf den Ort der Versammlung eingehend, sagte er: Sie betreten die fabelreiche Bernsteinküste und es ist ein wunderbares Schauspiel, dass dieses unscheinbare Baumharz ein Mittel geworden ist, um die Fackel der Cultur durch die ganze damals bekannte Welt zu tragen. Auch kommen

Sie in Berührung mit dem deutschen Orden, der die Aufgabe hatte, die Ungläubigen für das Christenthum zu gewinnen. Er hat die Prähistorie hier im Lande vernichtet, die tausend Jahre weiter in die Gegenwart herabreichte, als in den Gebieten Deutschlands, die unter römische Herrschaft gekommen waren. Hier sassen die alten Preussen, Litthauer, Letten und Kuren, und später die Slaven. Manche Probleme sind hier noch durch die Archäologie und Sprachforschung zu lösen.

Der Landesdirector der Provinz Westpreussen, Herr Jäckel, versichert, dass der Provinzialausschuss die Bestrebungen der Gesellschaft zu fördern bemüht sei, und weist auf die durch Herrn Dr. Lissauer verfasste Festschrift hin, welche von Seiten der Provinz der Versammlung zur Begrüssung dargeboten werde.

Herr Oberbürgermeister Baumbach sagt, dass in der Handelsstadt Danzig auch für Kunst und Wissenschaft Verständniss vorhanden sei und erinnert an die berühmten Worte des Sophokles, die er dem Chor in der Antigone V. 332 in den Mund legt. Er hofft, dass die Anthropologen nicht nur an den prähistorischen Gesichtsurnen, sondern auch an den jetzigen Menschenkindern Gefallen finden mögen.

Der Director der seit 148 Jahren bestehenden naturforschenden Gesellschaft Prof. Bail hebt hervor, dass in Danzig auch ohne Universität oder ein ähnliches Institut alle Zweige der Naturforschung gefördert worden seien. Die genannte Gesellschaft hat ihre umfangreichen Sammlungen dem Provinzial-Museum übergeben, dessen Interesse von dem früheren Oberbürgermeister v. Winter kräftigst gefördert wurde.

Für den westpreussischen Geschichts-Verein sprach Geheimrath Dr. Kruse; er bezeichnet als Aufgabe der Anthropologie, die Entwickelung des Menschengeschlechtes durch alle Zonen und Zeiten zu erforschen. Jenes alte Lied des Sophokles: „Vieles Gewaltige giebt es, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch“ sei ein rechtes Bundeslied der Anthropologen, es sei ein Umriss von dem weiten Forschungsgebiet dieser Wissenschaft. Die Geschichte dieses Landes, das der deutsche Orden cultivirt hat, spiegele die Entwickelung der Menschheit in einem ganz eigenartigen Bilde. Wenn man aber den Blick aus der Vergangenheit zurücklenke zur Gegenwart, so habe das Kaiserthum der Hohenzollern den Vergleich mit jenen Zeiten nicht zu scheuen.

Der Geschäftsführer Dr. Lissauer beklagt den Tod des unvergesslichen Freundes Tischler, für den er eingetreten sei, nachdem Danzig für Königsberg gewählt worden sei. Der Reichthum des Bodens an Ueberresten vorgeschichtlicher Cultur habe frühe schon das Interesse geweckt. Die ältesten Funde sind kufische Münzen, die schon 1592 von K. Schütz beschrieben worden sind. Sie waren bei Danzig gefunden. 1722 wurde ein grösserer Fund bei Steegen gemacht. Bayer schrieb in demselben Jahre über römische Münzfunde in Preussen und deutete

die Münzfunde schon als Zeugnisse des alten Bernsteinhandels. In Königsberg sammelte Lilienthal. Reusch schrieb 1724 über preussische Grabhügel und Urnen. Die naturforschende Gesellschaft gründete auch eine ethnologische Sammlung, indem die Begleiter Cooks, Bank und Solander, ihr Waffen und Geräthe von den Südsee-Inseln zum Geschenke machten. Erst 1850 beginnt ein neuer Aufschwung in der Erforschung des Landes durch Förstemann, der das erste Museum für vaterländische Alterthümer hierselbst begründete. Die Bestrebungen gewannen erst einen gemeinsamen Mittelpunkt, als 1872 sich im Schoosse der naturforschenden Gesellschaft ein anthropologischer Localverein gebildet hatte. Es fehlte an den nöthigen Mitteln, bis die neue Provinzialverwaltung, zumal ihr Vorsitzender, Herr v. Winter, dieselben bereitstellte. Die Sammlungen kamen nun unter die Leitung des Museumsdirectors Professor Conwentz. Die ältesten Zeichen des Menschen reichen hier bis in die jüngere Steinzeit, das ist bis tief in das zweite Jahrtausend vor Christus. Hierher gehören die Küchenabfälle bei Tolkemit am frischen Haff; sie enthalten Steingeräthe und Gefässscherben mit Schnurornament. Häufig sind die Funde von Bernsteinschmucksachen, welche mit Feuerstein bearbeitet sind. Gegen Ende der Steinzeit tritt schon der Leichenbrand auf. Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts vor Christus dehnte sich der Bernsteinhandel, der sich von der Nordsee aus schon früher entwickelt hatte, immer mehr nach Osten aus und zog auch unseren Strand in sein Gebiet. Da finden wir auch die Werkzeuge der Bronzezeit, welche in der Festschrift beschrieben sind. Es zeigen sich Anfänge einer selbständigen Metallindustrie. Es gab drei alte Handelswege, einen durch Pommern und Mecklenburg bis zur Elbe und weiter, einen durch Posen, die Lausitz und Sachsen zum Rhein, endlich einen die Weichsel entlang nach dem Donaugebiet und Ungarn. Der letztere wurde später der wichtigste. Im jüngsten Abschnitt der Bronzezeit werden Steinkistengräber ohne Aufschüttung allgemeine Sitte. Ihre grosse Zahl erweckt die Vorstellung, dass das Land dicht bevölkert war. Die Keramik dieser Zeit hat sich in den Gesichtsurnen ein Denkmal gesetzt, die nirgends in solcher Fülle gefunden werden, zumal in den Kreisen Putzig, Neustadt und Danzig, deren Strand am ergiebigsten für den Bernsteinfund sein mochte. Erst in der nun folgenden La Tène-Periode wird das Eisen in grosser Menge eingeführt, wie die Gräberfelder von Oliva und Rondsen zeigen. Das Provinzial-Museum enthält auch glänzende Ueberreste aus der Zeit des Handels mit den römischen Provinzen, das ist vom 1. bis 4. Jahrhundert nach Christus. Mit dem Ende des 4. Jahrhunderts versiegen die Funde. Zur Zeit der Völkerwanderung scheint die ganze alte Bevölkerung ausgewandert zu sein. Vereinzelte oströmische Münzen reichen bis zum Jahre 641. Im 5. Jahrhundert entwickelt sich ein Verkehr mit den Arabern, welche ihren Handel vom Kaspischen Meere die Wolga hinauf bis in die Gegend des heutigen

Kasan ausdehnten, um dort mit den Warägern oder den Normannen ihre Waaren gegen die Produkte des Nordens auszutauschen. Diese Zeit ist durch schöne Funde in unserer Provinz vertreten. Der Handel mit dem Orient wird dann am Ende des 10. Jahrhunderts allmählich von dem mit den deutschen Reichsstädten, mit England und Dänemark abgelöst, wie man aus Münzfunden schliessen kann. Dieser Zeit gehören die slavischen Reihengräber mit den Schläfenringen und die vielen Burgwälle an. Mit dem Anfange unseres Jahrtausends beginnt die historische Forschung mit ihren geschriebenen Quellen.

Herr Professor Ranke beginnt seinen wissenschaftlichen Jahresbericht mit dem Ausdruck des tiefen Schmerzes über das Hinscheiden von Schliemann und Tischler. Er giebt sodann eine Uebersicht über die wissenschaftlichen Arbeiten des letzten Jahres, die er eintheilt in Beiträge zur prähistorischen Archäologie, zur Kenntniss der älteren Metallperioden, der römischen Periode Deutschlands, der Periode der Völkerwanderung, zur Volks- und Landeskunde, zur Ethnologie, Kraniologie, Entwickelungsgeschichte, Zoologie und prähistorischen Botanik. Auf allen Gebieten herrscht eine kaum übersehbare Thätigkeit.

Herr Weissmann erstattet den Rechenschaftsbericht. Die Zahl der Mitglieder betrug 1739, die Einnahmen 15 294.46 Mk., die Ausgaben 14 529.88, Bestand der Kasse ist 764.58 Mk.

In der zweiten Sitzung am 4. August macht Dr. Lissauer Mittheilung eines Briefes des Herrn Förstemann, worin dieser zu Grabungen auf der vor der Weichselmündung liegenden Halbinsel Hela auffordert, deren Name ihm mit der heidnisch-germanischen Bestattung der Todten auf Inseln zusammenzuhängen scheint. Virchow ladet zu dem am 1.—6. October 1892 in Spanien tagenden internationalen Amerikanisten-Congresse ein, welches Land wegen der 400 jährigen Jubelfeier der Entdeckung Amerikas gewählt worden sei, auch legt er Einladungen zur Naturforscher-Versammlung in Halle, sowie zu dem vom 13.–20. August 1892 in Moskau stattfindenden internationalen prähistorischen Congresse vor. Nachdem Professor Jentzsch einen Ueberblick über die Geologie Westpreussens gegeben, spricht Montelius über die Chronologie der jüngeren Steinzeit in Skandinavien. Schon 1874 erklärte er die freistehenden Dolmen ohne Gang für die ältesten Grabdenkmale der Steinzeit, jünger seien die Ganggräber, noch jünger die Steinkisten, die noch in den Hügeln der ältesten Bronzezeit vorkommen. Da die Dolmen schon Alterthümer von speciell skandinavischem Typus enthalten, können sie nicht in den Anfang der Steinzeit gesetzt werden. Ihnen entsprechen die Feuersteinäxte mit spitz ovalem Querschnitt; die Aexte mit Schmalseiten sind jünger. Auch liegen in den ältesten Dolmen Bernsteinperlen von jüngeren Formen. Erst später werden die Kisten mit Erde bedeckt. Gleichzeitig sind unterirdische Gräber ohne Kisten.

Die skandinavischen Gräberformen kommen auch im westlichen Europa vor. Skandinavische Thongefässe mit Zickzacklinien verziert und Rhomben, die sich mit den Spitzen berühren und abwechselnd glatt und mit Strichen geziert sind, kommen auch in Südeuropa, ja auf Cypern vor. Es muss ein Verkehr stattgefunden haben. Auch die becherförmigen mit horizontalen Ornamentstreifen versehenen Thongefässe sind in allen europäischen Ländern von Sicilien bis England und Ungarn zu finden. In Skandinavien und Norddeutschland kommen sie in Gräbern der letzten Periode der Steinzeit vor. Schwedische und dänische Kupferäxte von 99 % Kupfer stimmen mit den ungarischen ganz überein. Montelius glaubt, dass die hohe Cultur der Steinzeit in Skandinavien wie der Bronzezeit nur durch den Einfluss der Culturländer des Mittelmeers zu erklären sei. Montelius glaubt, dass der Bernsteinschmuck sich in späteren Gräbern deshalb vermindert, weil man früher den Werth desselben nicht erkannt habe. Kleinschmidt meint, dass man den Todten früher deshalb mehr Beigaben ins Grab gelegt habe, weil das Erbrecht noch nicht entwickelt war und der Begriff des Familieneigenthums sich erst später ausgebildet habe. Virchow macht auf andere Beobachtungen aufmerksam, die auf einen Verkehr in der Steinzeit deuteten. In einem megalithischen Grabe auf dem linken Weichselufer wurde ein ornamentirtes Falzbein aus Knochen gefunden, das mit denen zweier Schweizer Höhlen genau übereinstimmt. Virchow macht in Bezug auf die Thongefässe die Bemerkung, dass es Orte gebe, wo sich gewisse Muster der Verzierung durch Jahrhunderte bis in unsere Zeit erhalten haben; die neolithischen Gefässe mit erhabenen Leisten, die mit Fingereindrücken besetzt sind, kommen schon in einer älteren Periode vor. Im Orient hat sich das Wellenornament in allen Perioden bis jetzt erhalten. Im Kaukasus und in Aegypten sind noch gegenwärtig Dinge im Gebrauch, die an Fundstücke unserer alten Gräber erinnern. Aus der gleichen Form kann man nicht mit Sicherheit die Gleichzeitigkeit der Herstellung folgern. Flinders Petrie hat gezeigt, dass die gemuschelten Feuersteingeräthe unserer neolithischen Zeit der ganzen ägyptischen Cultur angehören und noch in Gräbern der 20. Dynastie gefunden werden. Vielleicht sind sie in späthistorischer Zeit hier noch gefertigt worden. Herr Helm berichtet über die Analyse westpreussischer Bronzen und ihren Antimongehalt. Diesen sieht er nicht als eine zufällige Beimischung an. Er fand darin 0,82 bis 3,87 % Antimon. Einige der von ihm untersuchten Bronzen waren ein Gemisch von 6—8 Metallen. Er glaubt, dass man bei Beginn der Bronzezeit mit allen möglichen Zusätzen zu Kupfererzen experimentirte, um die leichter schmelzbare und goldig glänzende Bronze zu erhalten. Virchow bemerkt dazu, dass Antimon und Kupfer in der Natur nicht in der Mischung vorkommen, die in einigen Bronzen der alten Zeit nachgewiesen sei. Der Berichterstatter erinnert daran, dass

die nach der Zusammensetzung alter Bronzen gefertigte Stahlbronze des Freiherrn v. Uchatius aus 89,5 % K., 5,9 Z., 2,6 Antimon und 2,1 Nickel besteht (Anthrop. V. in Constanz 1877, S. 153).

Hierauf spricht Virchow über transkaukasische Bronzegürtel. Die Thiere darauf sind phantastisch dargestellt, z. B. Pferde mit Vogelkrallen, Einhufer mit Hörnern, Thiere mit Doppelköpfen. Der assyrische Löwe und die Sphinx fehlen. Andere Gürtel sind mit Linien und Punkten verziert, in der sorgfältigsten Zeichnung. Der Ursprung dieser Kunst möchte in Persien oder Turkestan zu suchen sein. Es ist altarmenische Cultur, die mit der assyrischen und kaukasischen vielleicht eine gemeinsame Quelle hat. In den Gräbern dieser Gegend sind viele Schmucksachen aus Antimon, zumal die Ueberzüge von Spiegeln, die nicht rosteten. W. Waldeyer giebt eine Darstellung der Insel des Gehirns der Anthropoiden, die vom Hylobates angefangen durch den Orang zum Chimpansen und Gorilla sich weiter entwickelt und beim Menschen ihre höchste Ausbildung findet. In Bezug auf diesen Hirntheil ist die Kluft zwischen Mensch und Gorilla grösser als die, welche die einzelnen Anthropoiden von einander scheidet. Lissauer stellt danach eine Zwergenfamilie vor. Der Mann ist 124 cm gross und 42 Jahre alt, das älteste Kind Ida, 9 Jahre alt und 73,6 cm gross, hat allein die Zwerggestalt des Vaters geerbt, während die späteren vier Kinder von acht Jahren bis vier Wochen sich bisher normal entwickeln. Szombathy will zwei Arten des Zwergwuchses von einander unterschieden wissen, der, wobei der Körper in den Proportionen des Kindes bleibt, und der, wo innerhalb der geringen Körperhöhe doch die Proportionen des Erwachsenen erreicht werden.

In der dritten Sitzung am 5. August demonstrirt Professor Rabl den Schädel eines Riesen und einen Thurmkopf. Dann spricht Ranke über Beziehungen des Gehirns zum Schädelbau. Virchow hat vor 34 Jahren in seiner Arbeit über den Schädelgrund gezeigt, dass eine gewisse Bewegung des Keilbeins und der gesammten Schädelbasis die Form des Schädels und des Gesichts beherrscht. Die Basis, auf der Virchow die Winkel maass, war der Gaumen, der mit der Frankfurter Horizontale nahe übereinstimmt. Seit 1882 berechnen wir alle Winkel des Schädels als Neigungswinkel zur Horizontale. Ranke bezieht sich auf seine 1883 und 1887 demonstrirten Apparate zur Winkelmessung. Durch eine Vergrösserung des Hirnschädels können wir uns den Affenschädel in den menschlichen umgewandelt denken. Je jünger der Affe ist, um so menschlicher ist die Schädelform, weil das Gehirn auch relativ menschlicher ist. Bei gewissen Hunderassen, z. B. dem Spitz, bleibt der Schädel auf der kindlichen Stufe, die Nähte bleiben länger offen und das Hirn kann sich deshalb mehr entwickeln. Warum zieht Ranke aus seinen Untersuchungen nicht den naheliegenden Schluss, dass der mensch-

liche Schädel durch das Wachsthum des Gehirns aus dem thierischen sich entwickelt hat, was er bisher stets bestreitet? Es ist erfreulich, dass seine Messungen längst bekannte Verhältnisse bestätigen, seine Erklärung der menschlichen Schädelform ist aber ungenügend, weil er eine wichtige Ursache derselben, den aufrechten Gang, gar nicht beachtet. Schon Daubenton erkannte ihn (Mém. de l'Acad. des Sc. Paris 1764) als die Ursache des mehr nach vorn geschobenen Hinterhauptloches beim Menschen. Auch sagt er schon, dass die Ebene desselben bei ihm mehr horizontal, bei den Thieren mehr vertikal stehe. Sömmering sagte 1784, dass das Hinterhauptloch bei den Thieren und beim Neger mehr nach hinten liege. Virey war derselben Ansicht. R. Owen und Prichard bestritten letztere, wie sie gegen jede im Bau des Menschen behauptete Affenähnlichkeit auftraten. Owen sagte, der vordere Rand des Hinterhauptloches liegt beim Weissen und beim Neger in der Mitte der Basis cranii, der vor und hinter dieser Stelle liegende Abschnitt der Schädelbasis sind gleich, Prichard, Naturg. d. M. Leipzig. I. 1840. S. 341. Broca zeigte aber (Bullet. de la Soc. d'Anthrop. 1862. p. 525), dass die von Prichard gegebenen Bilder gerade das Gegentheil erwiesen und bestätigte die Thatsache durch genaue Messung an 60 Europäern und eben so viel Negerschädeln, dass bei diesen der hintere Abschnitt kleiner ist. Von der steileren, nach vorn aufgerichteten Ebene des Hinterhauptloches beim Europäer gab dann Ecker eine genaue Darstellung in seiner Schrift: Ueber die Krümmung des Schädelrohrs, Braunschweig 1871. Auch Lucae schilderte den Unterschied der Ebene des Hinterhauptloches bei Mensch und Affe (Anthrop.-Vers. in Stuttgart 1872). Beim ersteren findet eine stärkere Knickung der Schädelbasis statt, die er auf den Druck des grösseren menschlichen Gehirns bezieht. Auch Huxley führt an, die Ebene des Hinterhauptloches mache mit der Achse der Schädelbasis bei prognathen Schädeln einen kleineren Winkel. Dass der kindliche Schädel der Anthropoiden menschenähnlicher sei, haben Owen, Osteol. of the Chimp. and Orang, London 1835, und Prichard a. a. O. S. 338, hervorgehoben. Lucae zeigte, dass Mensch- und Affenschädel nach entgegengesetzter Richtung sich entwickeln. Nach dem Vortrage Ranke's erinnert Lissauer daran, dass er in seiner Schrift: Ueber die sagittale Krümmung des Schädels, dessen Entwickelungsgesetz nach strenger geometrischer Methode mittelst des Sectors für das Grosshirn dargestellt habe. Er beklagt die geringen Ergebnisse unserer Messungen nach der deutschen Horizontale. Auch der Berichterstatter hat sich in diesem Sinne ausgesprochen und seine Bedenken gegen das vereinbarte Messverfahren schon 1875 bei der Anthropologen-Versammlung in München, B. S. 58, in die Worte gefasst: „Warten wir es ab, welche neue Erkenntniss uns die neuen Messmethoden des Schädels bringen werden.“ Die Gleichartigkeit der Messungen wurde freilich für eine Reihe von Arbeiten erreicht,

was hoch anzuschlagen ist, aber die Eile und Hast, womit die Vereinbarung zu Stande kam, zeigte sich daran, dass an dem ursprünglichen Plane bald Veränderungen nöthig wurden. Die Reform der Craniometrie begann mit Iherings Vorschlag (Ges. f. Ethnol. V. 1873, S. 134), als Horizontale die Linie von der Mitte der äusseren Ohröffnung zum unteren Rande der Orbita anzunehmen. Damit wurde die viel richtigere, in Göttingen empfohlene Horizontale, die dem oberen Rande des Jochbogens entsprach, aufgegeben. Eine kleine Verbesserung erhielt die Ihering'sche Linie dadurch, dass man den Anfang der Linie in den oberen Rand des Ohrloches verlegte, wodurch das nach unten gerichtete Profil des Schädels etwas gehoben wurde. Diese Horizontale wurde von der Conferenz in München 1877 angenommen (vergl. Correspondenzbl. d. Anthrop. Ges. 1878, S. 59), wo mein Name irrthümlich unter den Beitretenden steht. Auch in Berlin wurde sie (Anthrop.-Vers. 1880, S. 104) festgehalten, ebenso in Frankfurt (1882, S. 102 und Correspondenzbl. d. Anthrop. Ges. 1883, Nr. 1). Ich habe mich wiederholt gegen diese Horizontale, auf der die meisten europäischen Schädel nach vorn geneigt sind, ausgesprochen, aber auch gegen die Annahme einer Horizontale für alle Schädel (A.-V. in München 1875, S. 56, in Kiel 1878, S. 111; Archiv für Anthrop. XI. 1879, S. 178, und XII. S. 108; Anthrop.-Vers. in Frankfurt 1882, S. 124, in Wien 1889, S. 169). Die niederen Schädel haben eine andere Horizontale, wie die der Culturrassen. Für jeden Schädel ist die Horizontale ein seine Entwickelung bezeichnendes Merkmal, auf das die Craniometrie nicht verzichten soll. Garson hat (Journal of the Anthr. Inst. 1884, p. 64) von den Maassen der Frankfurter Vereinbarung fünfzehn verworfen, auch, wie der Berichterstatter, die Beziehung der Schädellänge auf die Horizontale. Topinard und Flower haben mit allgemeinem Beifall die Grenzen der Dolichocephalie und Brachycephalie auf eine einfachere Weise festgestellt, die Mesocephalie beginnt mit 75, die Brachycephalie mit 80. Die Frankfurter Verständigung ist mancher Verbesserung fähig. Von der Ebene des Hinterhauptloches spricht sie nicht. Auch Szombathy spricht über Mängel des Frankfurter Messverfahrens. Virchow will die Untersuchung eines individuellen Schädels getrennt wissen von einer mehr generellen Betrachtung der Schädel und Köpfe. Pathologische Schädel müssten genauer gemessen werden, als in der Ethnologie nöthig sei. Es empfehle sich z. B. für unsere Reichscolonien für die Schädelmessung ein Schema anzuwenden, das auch auf Lebende passt. Wenn aber Virchow sagt, die Stellung in der der Mensch den Kopf halte, sei nur eine Sache der Gewohnheit, eine Näherin habe eine andere Haltung des Kopfes, als eine Frau, welche ihre Last auf dem Kopfe trägt, so ist er im Irthum. Der Mensch kann allerdings dem Kopfe die verschiedenste Stellung geben, aber alle Menschen können dem Kopfe ein und dieselbe Stellung geben, wenn sie bei aufrechter Körperhaltung

geradeaus sehen. Ihering glaubte, dass seine Horizontale, von der die Frankfurter sich wenig unterscheidet, diesem Blick entspreche, was aber nicht der Fall ist. Die Iheringsche Horizontale ist die der Idioten. Herr Mies zeigt einen Apparat von Schellong zur Messung des Profilwinkels und spricht dann über Bertillon's Verfahren zur genauen Bestimmung und sicheren Wiedererkennung von Personen. Er hat in der Strafanstalt von Moabit an einer grösseren Zahl von Personen entsprechende Messungen gemacht. Die wichtigsten Maasse, die von Seiten der zu Untersuchenden keine Täuschung zulassen, sind fünf: die Länge und Breite des Kopfes, die Länge des linken Fusses, des Mittel- und kleinen Fingers der linken Hand. Später hat Bertillon statt der Länge des kleinen Fingers, die Länge des Vorderarms mit der Hand gewählt. Veränderlicher sind die übrigen sechs Maasse: Höhe des ganzen Körpers und des Oberkörpers, Armspannweite, Höhe und Breite des linken Ohres und Länge des linken Vorderarms nebst Hand. Die elf Maasse in je drei Gruppen nach ihrer Grösse getheilt, lassen 177.147 Zusammenstellungen zu, und nimmt man noch 7 verschiedene Farben der Iris hinzu, so steigt diese Zahl auf 1240.029. Bertillon glaubt, dass besondere Kennzeichen, wie Muttermäler, Narben und dergleichen noch sicherer als das anthropometrische Signalement seien. Mies macht darauf aufmerksam, dass der Verbrecher solche Kennzeichen künstlich verändern könne. Da die Körpergrösse während des Tages wechseln kann, empfiehlt er, die Leute Morgens, Mittags und Abends zu messen und das Mittel zu berechnen.

Es wird nun als nächster Versammlungsort Ulm und als Geschäftsführer Herr Dr. Leube daselbst gewählt. Die Zeit des Congresses wird mit Rücksicht auf den im August stattfindenden internationalen Congress in Moskau und den Amerikanisten-Congress in Huelva im October vom Vorstande noch näher bestimmt werden. Als erster Vorsitzender wird Ober-Medicinalrath Dr. v. Hölder gewählt, als seine Stellvertreter Waldeyer und Virchow.

Es folgt ein Vortrag von Herrn Szombathy über die Göttweiger Situla und figural verzierte Urnen von Oedenburg. Derselbe ist im Correspondenzblatt 1892, Nr. 2 und 3, gedruckt. Der folgende Vortrag von Montelius über die Bronzezeit im Orient und Südeuropa ist im Archiv für Anthrop. XXI. 1892. Heft 1 und 2, erschienen.

Virchow spricht über Schädel, die Ohnefalsch-Richter aus Gräbern der ältesten Periode in Cypern gesammelt hat. Wie im Kaukasus und dem armenischen Hochlande es keine Brandgräber giebt, so findet sich in Deutschland und Polen während der neolithischen Zeit nur Bestattung; für die Einführung des Leichenbrandes lässt sich keine sichere Zeit bestimmen. Er erwähnt eine kupferne Doppelaxt aus der Mark Brandenburg, wie deren in der Schweiz und Ungarn gefunden sind.

Bei den ungarischen stehen die Schneiden über Kreuz zu einander, bei der brandenburgischen stehen sie aber symmetrisch, und zwar horizontal. Auf mykenischen Bildern kommt diese Axt vor. Eiserne mit über Kreuz stehenden Schneiden kommen im Kaukasus vor. Während die Bogenfibel im Westen in Verbindung mit dem Bronzekelt auftritt, ist in den Gräbern von Koban nicht ein einziger Kelt gefunden. Die Fibel kann also nicht von Westen her eingeführt sein. Spiralornamente sind im Kaukasus zu einer Zeit entwickelt, wo es weder in Griechenland noch in Hissarlik Parallelen giebt. Die alte kaukasische Cultur ist von der europäischen scharf getrennt, die menschliche Gestalt kommt in der Kunst des Kaukasus kaum vor. Hier kann die Bronze nicht ihren Ursprung haben, weil das Zinn fehlt. Montelius bemerkt, dass der Leichenbrand im Norden viel älter sei, als die Hallstattzeit. Grempler macht zur Geschichte der Fibeln und über die Beziehungen der Krim zum Merowingerstyl folgende Mittheilung. Er fand in Wien und Pest Fibeln mit zwei und mit drei Rollen, die durch Münzen der Kaiserin Herennia, das Claudius Gothicus und des Probus (259—282) bestimmt waren. In der Eremitage zu St. Petersburg fand er zwei Zweirollenfibeln und in Odessa eine Menge derselben, genau im Typus von Sakrau. In Kertsch fand er nicht nur diese, sondern auch soche mit fünf Knöpfen, die als Merowingerfibel beschrieben sind, und Schmückstücke mit Glaseinsatz, die wir fränkische nennen. Die fünf Knöpfe sind ein Schmuck der Rollenden. Später bleibt nur eine Rolle, aber fünf Knöpfe als Ornament. In Speier ist eine Fibel mit sieben Knöpfen. In Kertsch, dem alten Panticapaeum, kamen die Gothen mit der antiken Kunstindustrie in Berührung. Eine Weiterentwickelung hat dieser Styl in der Krim und in Südrussland nicht genommen, wohl aber im Westen, während sich in Russland im 9. Jahrhundert byzantinischer Einfluss erkennen lässt. Germanische Völker brachten diese Stylform in das Donaugebiet, nach Norditalien, an den Rhein, nach Frankreich, Spanien, Nordafrika, England und Skandinavien. Der Styl, den die Gothen (493—555) vor den Longobarden (568—774) nach Italien brachten, stammt also aus der Krim und Südrussland. Schon Hampel hat bei Beschreibung der ungarischen Goldfunde den südrussischen Einfluss nachgewiesen. Die Cycadenfibel im Grabe Childerichs kommt bereits in griechischen Gräbern Südrusslands vor. Den Ursprung dieses Styls sah Undset in Italien, die Franzosen nannten ihn skytho-byzantinisch. Die Ein-, Zwei- und Drei-Rollenfibel entstand aus der römischen. Im 2. bis 4 Jahrhundert wohnen in Südrussland Gothen; die byzantinische Kunst entwickelt sich erst unter Justinian (527—565). Wir haben es mit germanischer, von der antiken beeinflussten Cultur zu thun, wie auch H. Hildebrand und Pulsky annehmen. Montelius stimmt dieser Ansicht bei und sagt, dass sie schon vor zwanzig Jahren in Schweden ausgesprochen sei. Buchan demonstrirt seine Sammlung prähistorischer

Culturpflanzen. Hierauf schildert Professor Dorr die Steinkistengräber bei Elbing. Er entdeckte hier sieben Steinkistengräberfelder in den Jahren 1886 bis 1888. Die Steinkisten enthielten Aschenurnen vom ostpreussischen Typus, sie gehören dem Ende der Hallstattzeit an. In Elbing wurde auch eine Münze von Hiero II. von Syracus gefunden. Auch in der Umgebung von Elbing fanden sich solche Gräber, hier war wohl eine Raststelle an der alten Handelsstrasse nach dem Bernsteinlande. Die Stelle des Plinius, wo er den Pytheas erzählen lässt, die Gothen seien Anwohner des Aestuarium oceani, von wo man die Bernsteininsel Abalus zu Schiffe in einem Tage erreiche, könne sich nur auf Samland beziehen. Lissauer schildert den Formenkreis der slavischen Schläfenringe. Sie sind bezeichnend für die Gebiete, in welchen Slaven wohnten. Oestlich der Weichsel und nördlich der Ossa, im Lande der alten Preussen werden keine gefunden. Bei der gewöhnlichen Form ist das eine Ende des runden Drahtes gerade abgeschnitten, das andere in eine S-förmige Schlinge zurückgebogen. Es giebt auch solche aus kantigem und aus gedrehtem Drahte. Zuweilen ist ein Ende zugespitzt, selten ist ein Ende ösenförmig umgebogen. Die Ringe der Merier zeigen keine S-förmige Krümmung. Andere sind an beiden Enden S-förmig umgebogen. Zuweilen windet sich ein Ende S-förmig und dann noch einmal spiralig um. Sie gehören dem 5. bis 6. Jahrhundert an. Oesterreich-Ungarn erscheint als die Wiege dieser Ringform, deren ergiebigste Fundquelle die Reihengräber sind. Die meisten sind von Bronze, man hat sie auch von Blei, Zinn und Kupfer, auch von Silber und Gold gefunden. In vielen Reihengräbern hat man auch dolichocephale Skelette gefunden. Baier bemerkt, dass auf Rügen mehr hohle als massive Schläfenringe gefunden würden; in einem fand sich ein Holzstäbchen als Kern. Dr. Jakob schildert die Waaren beim nordisch-baltischen Handelsverkehr der Araber. Die zahlreichen Funde kufischer Münzen aus dem 8. bis 10. Jahrhundert in Russland und an den Ufern der Ostsee veranlassten ihn, die gleichzeitigen arabischen und persischen Quellen zu untersuchen, um Näheres über den alten Handelsverkehr in diesen Gegenden zu erfahren. In Schweden sind 200 Fundstellen bekannt, in Gotland wurden 13,000 Münzen gefunden, ein russischer Fund zählte 11,077 Stück. Am häufigsten sind die der Samaniden, welche in Bukhara residirten. Arabische Schriftsteller bezeugen zunächst eine grosse Sklavenausfuhr aus den Ländern der Slaven, die theils die Wolga herunter und dann nach Khiwa, theils durch das Land der Franken nach Spanien gebracht wurden. Mehrfach werden ihr röthlich blondes Haar und ihre blauen Augen erwähnt. Ibrahim ibn Jaqub, Gesandter am Hofe Ottos des Grossen, sagt von Prag: Waräger und Slaven kommen dahin von Krakau und aus türkischem Gebiet, Muslims, Juden und Türken mit Waaren und Münzgewichten und nehmen dafür Sklaven, Zinn und Bleiarten. In der Vita des heiligen Adalbert, der 997

erschlagen wurde, wird erzählt, dass er christliche Sklaven den Juden abzukaufen pflegte. Der hebräische Geograph Benjamin von Tudela erzählt, dass die Bewohner Böhmens ihre Söhne und Töchter allen Völkern verkauften. Dasselbe thaten die Bewohner von Russland. Ibn Rosteh, ein Geograph des 10. Jahrhunderts, sagt von den Waräger Russen: Sie unternehmen Razjas gegen die Slaven, indem sie auf Schiffen fahren und dann landen, Gefangene machen und diese nach Khazaran und zu den Bulgaren zum Verkauf bringen. Istakhri berichtet von den Bewohnern Khiwas: ihr ganzer Reichthum stamme von dem Handel mit den Turk und dem Viehbesitz. Man importirt zu ihnen den grössten Theil der slavischen und türkischen Sklaven und Pelze von Korsak, Zobel, Füchsen, Biber und andere Pelzarten. Ausdrücklich werden noch kastrirte slavische Sklaven erwähnt. Das Kastriren besorgten die Juden. Auch Sklavinnen bezogen die Araber aus den nördlichen Gegenden. Sie wurden in Bulgar zu Markte gebracht. Der persische Dichter Nasir-i-Khusro preist ihre Schönheit; für eine Sklavin zahlte man 1000 Goldstücke und mehr. Nach Abu Hamid bezog man im 12. Jahrhundert auch Mammuthzähne die in Khiwa theuer bezahlt wurden. Die wichtigste Ausfuhr aus dem Norden waren Pelze, mit denen die reichen Araber damals ihre Kleider verbrämten. Sie kamen bis ins Land der Franken und nach Spanien. Am werthvollsten war der Schwarzfuchs. Es soll sogar das Fell des Eisfuchses nach Süden gelangt sein. Ibn Batuta sagt, dass Vehe und Hermelin durch stummen Handel aus dem Lande der Finsterniss gekommen seien. Die westliche Strasse dieses Verkehrs ist nicht durch Münzfunde belegt, weil der Westen bereits eigenes geprägtes Geld besass. Bei den Burtas dienten Marderfelle als Geld. Im Wogulischen heisst der Rubel schet-lin = 100 Eichhörnchen. Auch das Bibergeil der Araber stammte aus den slavischen Ländern. Auch Fischleim und Wallrosszahn, Honig, Wachs und hartes Khalengholz kamen aus dem Norden. Der Bernstein kam aus den Ländern der Rus und Bulgar. Auch Blei, Zinn und eiserne Waffen lieferte der Markt von Bulgar. Nach dem Norden brachten die Araber Baumwolle und Seide, Glasperlen und Kaurimuscheln, die man mit kufischen Münzen zusammen findet, aber nicht mehr westlich der Oder. Ueber die Harpunen zum Walfischfang berichtet Abu Hamid: Die Kaufleute gehen von Bulgar nach dem Land der Ungläubigen Isu und bringen Schwerter dahin und kaufen dafür Biber. Die von Isu verkaufen diese Schwerter am Schwarzen Meer für Zobelfelle. Hier werfen die Bewohner die Klingen ins Meer, dann lässt Allah für sie einen Fisch herauskommen. Kleinschmidt spricht über den Krummstab, Krivule, der in Litauen noch von Haus zu Haus geschickt wird, um die Gemeindeversammlung zu berufen. Jeder macht einen Kerb hinein. Club hiess ursprünglich der Vitenstock, der im Stab der Constabler noch fortbesteht. Der Herrscherstab der Pharaonen, der griechische

Hirtenstab, das lateinische Pedum, der Vitenstab im Altnordischen sind mit dem Stab des Krive identisch.

Waldeyer schliesst hierauf die letzte Sitzung mit dem Dank an Alle, die dazu beigetragen haben, die Versammlung so erfolgreich zu gestalten, an die Excellenz v. Gossler, den Landesdirector Jäckel, den Bürgermeister Baumbach, die Localgeschäftsführung. Jentzsch spricht den Dank für die Herren Vorsitzenden aus.

H. Schaaffhausen.

V. Verzeichniss der Mitglieder[1])

im Jahre 1892,

aufgestellt am 29. Juli 1892.

Vorstand des Vereins von Pfingsten 1891 bis 1892.

Geh. Rath Prof. H. Schaaffhausen, Präsident,
Prof. J. Klein, Vicepräsident,
F. van Vleuten, } Secretäre,
Prof. A. Wiedemann, } Secretäre,
Dr. P. E. Sonnenburg, Bibliothekar.

Rendant: Rechnungsrath Fricke in Bonn.

Ehren-Mitglieder.

Düntzer, Dr., Professor und Bibliothekar in Cöln.
Falk, Dr., Excellenz, Staatsminister a. D. und Oberlandesgerichts-Präsident in Hamm.
Greiff, Dr., Excellenz, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rath und Ministerial-Director in Berlin.
Helbig, Dr., Professor in Rom.
Philipp Krementz, Dr., Erzbischof von Cöln.
Lindenschmit, L., Professor und Director des Röm.-Germ. Centralmuseums in Mainz.
Schöne, Dr., Geh. Ober-Reg.-Rath und Gen.-Director der Königl. Museen in Berlin.

Ordentliche Mitglieder.

Die Namen der auswärtigen Secretäre sind mit fetter Schrift gedruckt.

Abel, Chr., Dr. iur., Präsident d. Ges. f. Archäol. u. Gesch. d. Mosel in Metz.
Achenbach, Dr. von, Exc., Staatsmin. a. D. u. Oberpräsid. in Potsdam.
Achenbach, Berghauptmann in Clausthal.
Adler, Geh. Ober-Baurath, Prof. in Berlin.
Aegidi, Dr., Geh. Rath u. Professor in Berlin.
Aldenkirchen, Domcapitular in Trier.
Alterthums-Verein in Mannheim.
Alterthums-Verein in Worms.
Alterthums-Verein in Xanten.
Altmann, Bankdirector in Cöln.
Andreae, Dr. Hans, in Burgbrohl.
Andreae, Otto, Fabrikbesitzer in Mülheim a. Rhein.
Andreae, Professor und Historienmaler in Sinzig.
Antiquarisch-historischer Verein in Kreuznach.
Archiv der Stadt Aachen.
Archiv, Kgl. Staats-, in Düsseldorf.
Arndts, Max in Cöln.
Arnoldi, Dr., pract. Arzt in Winningen a. d. Mosel.
Asbach, Dr., Director in Prüm.
Badeverwaltung in Bertrich.
Baedeker, Carl, Buchh. in Leipzig.

---

1) Der Vorstand ersucht, Unrichtigkeiten in den nachstehenden Verzeichnissen, Veränderungen in den Standesbezeichnungen und den Wohnorten gefälligst dem Rendanten, Herrn Rechnungsrath Fricke, schriftlich mitzutheilen. Die seit der letzten General-Versammlung verstorbenen Mitglieder sind mit einem * bezeichnet.

Balzer, Regier.- u. Baurath in Cöln.
Baron, Dr., Professor in Bonn.
Beck, Dr., Seminardirect. in Brühl.
Becker, Dr., Archivrath u. Staatsarchivar in Coblenz.
Beger, Otto, Director in Ehrenfeld.
Beissel von Gymnich, Graf auf Schloss Schmidtheim, Eifel.
Bemberg, von, Rittergutsbesitzer in Flamersheim.
Bender, Dr., Prof. in Bonn.
Berlepsch, Frhr. v., Staatsminister in Berlin.
Bettingen, Justizrath in Trier.
Bibliothek der Stadt Barmen.
Bibliothek der Universität Basel.
Bibliothek des akadem. Kunstmuseums in Bonn.
Bibliothek des Lyceums Hosiana in Braunsberg.
Bibliothek, Ständ. Landes- i. Cassel.
Bibliothek der Stadt Cleve.
Bibliothek der Stadt Cöln.
Bibliothek der Stadt Crefeld.
Bibliothek, Fürstl. in Donaueschingen.
Bibliothek der Stadt Düren.
Bibliothek der Stadt Düsseldorf.
Bibliothek der Stadt Duisburg.
Bibliothek der Stadt Emmerich.
Bibliothek der Stadtgemeinde Essen.
Bibliothek der Stadt Frankfurt a. M.
Bibliothek der Universität Freiburg i. B.
Bibliothek der Stadt M.-Gladbach.
Bibliothek der Univers. Göttingen.
Bibliothek der Universität Halle a. d. S.
Bibliothek der Stadt Hamburg.
Bibliothek der Universität Heidelberg.
Bibliothek der Universität Königsberg i. Pr.
Bibliothek der Universität Löwen.
Bibliothek der Universität Lüttich.
Bibliothek der Stadt Mainz.
Bibliothek, Gräfl. v. Mirbach'sche zu Harff.
Bibliothek der Akademie in Münster.
Bibliothek, Stifts- in Oehringen.
Bibliothek der Universität Parma.
Bibliothek der Universität Prag.
Bibliothek der Stimmen aus Maria Laach, Exaeten bei Baexem, Holländ. Limburg.
Bibliothek der Stadt Stralsund.
Bibliothek der Stadt Trier.
Bibliothek der Univ. Tübingen.
Bibliothek, Königl. in Wiesbaden.
*Binsfeld, Dr. Gymn.-Dir. i. Coblenz.
Binz, Dr., Geh. Rath und Professor in Bonn.
Blanchard-Surlet, Baron de, Schloss Lexhy b. Texhe.
Blank, Emil, Kaufmann in Barmen.
Blank, Gust., Fabrikant in Elberfeld.
Blank, Willy, Rentner in Elberfeld.
Blümner, Dr., Professor in Zürich.
Boch, von, ausw. Secret., Geh. Commerzienrath u. Fabrikbesitzer in Mettlach.
Bock, Adam, Dr. jur. in Aachen.
Boecking, G. A., Hüttenbesitzer zu Abenteuerhütte b. Birkenfeld.
Boecking, K. Ed., Hüttenbesitzer zu Gräfenbacherhütte b. Kreuznach.
Boeddinghaus, Wm. sr., Fabrikbesitzer in Elberfeld.
Boetzkes, Dr. in Düsseldorf.
Bone, Dr., Gymn.-Oberl. i. Düsseldorf
Borret, Dr. in Vogelensang.
Bracht, Eugen, Prof. der Kunstakademie in Berlin.
Brambach, Dr., Prof. und Oberbibliothekar in Karlsruhe.
Brühl, Graf v., Landrath in Coblenz.
Brunn, von, Dr., Prof. in München.
Bücheler, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Bürgers, V., Kaufm. in Plittersdorf.
Bürgerschule, Höhere in Düsseldorf.
Bürgerschule, Höh. in Hechingen.
Burkhardt, Dr., Pastor in Blösjen.
Caesar, Aug., Dr., Landger.-Präsident a. D. in Bonn.
Cahn, Carl, Bankier in Bonn.
Cappell, Landger.-Dir. i. Wiesbaden.
Carnap, von, Rentner in Elberfeld.
Caron, Alb. Heinrich, Gutsbesitz. auf Haus Heisterberg bei Königswinter.
Carstanjen, Adolf v., in Godesberg.
Chrzescinski, Pastor in Cleve.
Civil-Casino in Coblenz.
Civil-Casino in Cöln.
Claer, Alex. von, Lieutenant a. D. und Rentmeister in Bonn.
Claer, Eberhard, von, Gutsbesitzer, Haushof in Vilich bei Bonn.
Claer, Ernst von, Major a. D. in Bonn.
Clemen, Dr. Paul in Bonn.
Conrady, Kreisrichter a. D. in Miltenberg.
Conservatorium d. Alterthümer, Grossherzogl. Badisch. in Carlsruhe.
Conze, Gottfried, Provinzial-Land-

tags-Abgeordneter in Langenberg (Rheinl.).
Cornelius, Dr., Prof. in München.
Courth, Assessor a. D. in Düsseldorf.
Cüppers, Conr., Dr., Real-Gymnasiallehrer in Cöln.
Cuno, Regierungs- und Baurath in Coblenz.
Cuny, Dr. v., Geh. Justizr. in Berlin.
Curtius, Dr., Geh.-R., Prof. in Berlin.
Dahm, Dr. GeorgCarl, Rentn. i. Bonn.
Deichmann, Theodor, Commerzienrath in Cöln.
Deiters, Dr., Geh. Regierungsrath in Coblenz.
Deppe, August, Dr. in Heidelberg.
Diergardt, Frhr. von, Morsbroich.
Dilthey, Dr., Prof. in Göttingen.
Dobbert, Dr., Prof. in Berlin.
Doetsch, Oberbürgermeist. in Bonn.
Donsbach, cand. phil. in Boppard.
Dungern, Frhr. von, Präsid. d. herz. nass. Finanzkammer in Wiesbaden.
Dutreux, T., Rentn. in Luxemburg.
Eichhoff, Otto, in Sayn.
Eick, Carl Alfred, Rechnungsführer in Mechernich.
Elter, A., Professor in Bonn.
Eltester, von, in Coblenz.
Eltz, Graf, Excellenz in Eltville.
Eltzbacher, Moritz, Rentn. in Bonn.
Endert, Dr. van, Pastor in Zülpich.
Engelskirchen, Architect in Bonn.
Erlenmeyer, Dr. Albr., in Bendorf am Rhein.
Eskens, Frl. Jos., Rentnerin in Bonn.
Esser, Dr., Kreisschulinspector in Malmedy.
Evans, John zu Nash-Mills in Engl.
Eynern, Ernst von, Kaufmann in Barmen.
Finkelnburg, Prof., Dr., Geh. Rath in Godesberg.
Firmenich-Richartz, Frau, in Bonn.
Flandern, Kgl. Hoheit Gräfin von, in Brüssel.
Fleckeisen, Dr., Prof. in Dresden.
Flinsch, Major a. D. in Immenburg b. Bonn.
Follenius, Geh. Bergrath in Bonn.
Fonk, Landrath in Rüdesheim.
Forst, W., Baumeister in Cöln.
Franks, Aug., Conservator am British-Museum in London.
Fricke, Rechnungsrath und Obergamtsrendant in Bonn.
Friederichs, Carl, Commerzienrath in Remscheid.
Friedländer, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rath in Königsberg i. Pr.
Frings, Frau, Commerzienr. Eduard, auf Marienfels b. Remagen.
Frowein, Aug., Kaufm. in Elberfeld.
Frowein, Landrath in Wesel.
Fröhlich, Stephan, Notar in Cöln.
Fuchs, Pet., Professor und Dombildhauer in Cöln.
Fürstenberg, Graf von, Erbtruchsess auf Schloss Herdringen.
Fürstenberg-Stammheim, Graf von, Stammheim b. Mülheim a. Rh.
Fuss, Dr., Gymn.-Dir. zu Strassburg im Elsass.
Gaedechens, Hofrath, Dr., Professor in Jena.
Gandtner, Dr., Curator, Geh. Ober-Reg.-Rath in Bonn.
Georgi W., Univ.-Buchdruckereibesitzer in Bonn.
Gewerbeschule (Realschule) in Saarbrücken.
Goebbels, Stiftsherr am Collegiatstift in Aachen.
Goebel, Dr., Gymn.-Dir. in Fulda.
Gothein, Dr., Professor in Bonn.
*Goldschmidt, Jos., Bankier i. Bonn.
Goldschmidt, Rob., Bankier i. Bonn.
Goldschmidt, Walter, Bankier in Bonn.
Grafe, Dr., Professor in Bonn.
Grand-Ry, von, Rittergutsbesitzer in Bonn.
Greef, F. W., Commercienr. in Viersen.
Grüneberg, Dr., Commerzienrath in Cöln.
Guilleaume, Frz., Fabrikbesitzer in Bonn.
Gurlt, Dr. Adolf, in Bonn.
Gymnasium Kaiser Karl in Aachen.
Gymnasium zu Birkenfeld.
Gymnasium in Bochum.
Gymnasium in Bonn.
Gymnasium in Bruchsal.
Gymnasium in Carlsruhe in Baden.
Gymnasium in Cassel.
Gymnasium in Cleve.
Gymnasium in Coblenz.
Gymnasium an St. Aposteln in Cöln.
Gymnasium, Kaiser Wilhelm- in Cöln.
Gymnasium an Marzellen in Cöln.
Gymnasium in Düren.
Gymnasium zu Düsseldorf.
Gymnasium in Duisburg.
Gymnasium in Elberfeld.
Gymnasium in Emmerich.
Gymnasium in Essen.

Gymnasium in Freiburg in Baden.
Gymnasium in M. Gladbach.
Gymnasium in Höxter.
Gymnasium in Kempen (Rhein).
Gymnasium in Mannheim.
Gymnasium in Montabaur.
Gymnasium in Münstereifel.
Gymnasium in Neuss.
Gymnasium in Neuwied.
Gymnasium in Rheine.
Gymnasium in Rinteln.
Gymnasium in Saarbrücken.
Gymnasium in Siegburg.
Gymnasium in Tauberbischofsheim.
Gymnasium in Trier.
Gymnasium in Wesel.
Gymnasium in Wetzlar.
Haass, Eberh., Apotheker in Viersen.
Habets, Jos., Reichsarchivar, Mitgl. d. Königl. Akad. d. Wissensch. in Mastricht.
Hanstein, Peter, Buchhändler in Bonn.
Hardt, A. W., Kaufmann u. Fabrikbesitzer in Lennep.
Haug, Ferd., Professor u. Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Mannheim.
Hauptmann, Rentner in Bonn.
Hauptmann, Carl, Maler in Bonn.
Hauptmann, Felix, Dr. in Bonn.
Heckmann, Fabrikant in Viersen.
Heereman, Frhr. von, Regierungsrath a. D. in Münster, Westf.
Heinsberg, von, Geh. Regierungsrath in Wevelinghoven.
Helmentag, Hauptmann u. Comp.-Chef in Düsseldorf.
Henry, Buch- und Kunsthändler in Bonn.
Herder, August, Kaufmann in Euskirchen.
Herder, Ernst, in Euskirchen.
Herfeld, Frau Josephine, geb. Bourette in Andernach.
Herstatt, Eduard, Rentner in Cöln.
Hettner, Professor, Dr., Director des Provinz.-Museums in Trier.
Heuser, Robert, Stadtrath in Cöln.
Heydinger, Pfarrer in Schleidweiler bei Auw, Reg.-Bez. Trier.
Heydt, von der, Freiherr August, Bankier in Elberfeld.
Heydt, von der, Carl, Rentner in Berlin.
Heyl, C. W., Freiherr von, Geh. Commerzienrath in Herrnsheim b. Worms.
Heyn, Oberstl. in Bonn.
Hilgers, Freih. von, General der Infanterie z. D. in Darmstadt.
Hillegom, Six van, in Amsterdam.
Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark in Dortmund.
Historischer Verein für die Saargegend in Saarbrücken.
Höstermann, Dr., Arzt in Andernach.
Hoeting, Bernhard, Dr., Bischof von Osnabrück.
Höpfner, Dr. Geh. Regierungsrath im Cultusministerium in Berlin.
Hompesch, Graf Alfr. von, zu Schloss Rurich.
Hübner, Dr., Professor in Berlin.
Hueck, Gustav, Bankier in Elberfeld.
Hüffer, Dr., Professor u. Geh. Rath in Bonn.
Hüffer, Alexander in Bonn.
Hütwohl, J., in Steeg b. Bacharach.
Hultsch, Dr., Oberschulrath in Dresden.
Humbroich, Justizrath u. Rechtsanwalt in Bonn.
Hupertz, Gener.-Direct. in Mechernich.
Huyssen, Dr., Wirkl. Geh. Rath, Excellenz in Bonn.
Huyssen, Ingenieur in Niederbreisig.
Ihm, Max, Dr. phil. Privatdocent in Halle a. Saale.
Isphording, Reg.-Baumeister in Bonn.
Jaehns, Max, Major im Gr. Generalstab in Berlin.
Jenny, Dr. Sam., in Hard b. Bregenz.
Joerres, Dr., Rector, in Ahrweiler.
Jörissen, Pastor in Alfter.
Joest, Frau August, in Cöln.
Joest, Eduard, Kaufmann in Cöln.
Isenbeck, Julius, Rentner in Wiesbaden.
Kahl, W., Dr., Professor in Bonn.
Karsch, Paul, Königl. Eisenbahn-Bau- u. Betriebs-Inspect., in Essen (Ruhr).
Kaufmann, Oberbürgerm. a. D. in Bonn.
Kaulen, Dr., Professor in Bonn.
Klein, Dr. Jos., Professor in Bonn.
Klerings, Gastwirth in Bertrich.
Klingholz, Rentner in Bonn.
Knaben-Pensionat, kath., Kemperhof bei Coblenz.

Knebel, Landrath a. D., Geh. Regierungsrath in Cöln.
Koch, Heinr. Hub., Militär-Oberpfarrer, Divisionspfarrer in Frankfurt a. M.
Koenen, Constant., Archäologe in Neuss.
Koenig, Fritz, Rentner in Dresden.
Koerte, Dr., Professor in Rostock.
Kohl, Dr., Professor u. Gymnasial-Oberlehrer zu Kreuznach.
Kohtz, Hauptmann, Bezirks-Offizier in Lennep.
Kosbab, Jos., Rgs.-Bauinspector in Cöln.
Koser, Reinhold, Professor in Bonn.
Krafft, Dr., Geh. Consistorialrath und Prof. in Bonn.
Kramer, Franz, Rentner in Cöln.
Kraus, Dr., Professor in Freiburg i. B.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Bonn.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Coblenz.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Cöln.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Crefeld.
Kreis-Ausschuss in Daun.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Düsseldorf.
Kreis-Ausschuss, Landkreis in Essen a. d. Ruhr.
Kreis-Ausschuss in Euskirchen.
Kreis-Ausschuss in Gummersbach.
Kreis-Ausschuss in Lennep.
Kreis-Ausschuss in Malmedy.
Kreis-Ausschuss in Meisenheim.
Kreis-Ausschuss in Merzig.
Kreis-Ausschuss in Mülheim a. Rhein.
Kreis-Ausschuss in Mülheim a. d. Ruhr.
Kreis-Ausschuss in Neuss.
Kreis-Ausschuss in Ruhrort.
Kreis-Ausschuss in Saarburg, R.-B. Trier.
Kreis-Ausschuss in Saarlouis.
Kreis-Ausschuss in Schleiden.
Kreis-Ausschuss in Siegburg.
Kreis-Ausschuss Mettmann in Vohwinkel.
Kreis-Ausschuss in Wetzlar.
Kreis-Ausschuss in Wittlich.
Kreitz, Friedrich, Bürgermeister in Königswinter.
Krupp, Geh. Commerzienrath in Essen.
Kühlen, B., Inhaber einer artistisch. Anstalt in M.-Gladbach.
Kur-Commission in Bad-Ems.
Landau, H., Commerzienrath in Coblenz.
Landrathsamt, Königl. in Aachen.
Landrathsamt, Königl. in Adenau.
Landrathsamt, Königl. Ahrweiler.
Landrathsamt, Königl. in Altenkirchen.
Landrathsamt, Königl. in Erkelenz.
Landrathsamt, Königl. in Geilenkirchen.
Landrathsamt, Königl. in M.-Gladbach.
Landrathsamt, Kön. in Grevenbroich.
Landrathsamt, Königl. in Heinsberg.
Landrathsamt, Kön. in Kempen.
Landrathsamt, Königl. in Rheinbach.
Landrathsamt, Kön. in Simmern.
Landrathsamt, Königl. in Solingen.
Landrathsamt, Königl. in Wesel.
Landsberg, Dr. Ernst, Professor in Bonn.
Landsberg-Steinfurt, Freih. von, Engelbert, Gutsbes. in Drensteinfurt.
Landwehr, Dr., Rechtsanwalt in Königswinter.
Langen, Eugen, Commerzienr. in Cöln.
Langenberg, Franz, Baumeister in Bonn.
Lasaulx, von, Bürgermeister in Remagen.
Lautz, Geheimer Justizrath in Bonn.
Lautz, Justizrath und Notar in Elberfeld.
Leber, Gymnasiallehrer in Bonn.
Leemans, Dr., Dir. d. Reichsmuseums d. Alterthümer in Leiden.
Leiden, Hans, Consul in Cöln.
Lemme, Dr., Professor in Heidelberg.
Lempertz, H. Söhne, Buchhdlg. in Cöln.
Lennep, van, in Zeist.
Leverkus-Leverkusen, Rentner zu Bonn.
Lese- und Erholungs-Gesellschaft in Bonn.
Leydel, J., Rentner in Bonn.

Leyen, von der, Emil in Bonn.
Liebenow, W., Professor, Geh. Rechn.-Rath in Berlin.
Lieber, Regier.-Baurath in Düsseldorf.
Liebieg, Angelica, Frau Baronin von, zu Reichenberg in Böhmen.
Linden, Anton, in Düren.
Lindenschmidt, Carl, Rechtsanwalt in Elberfeld.
Lintz, Jac., Verlagsbuchh. in Trier.
Loë, Frh. von, General, Excellenz in Coblenz.
Loeschke, Dr., Professor in Bonn.
Loersch, Dr., Geh. Justizrath und Professor in Bonn.
Lohaus, Ober-Verwaltungsgerichts-Rath in Berlin.
Lübke, von, Dr., ausw. Secr., Professor in Carlsruhe.
Martin, Historienmaler in Bonn.
Märtens, Baurath in Bonn.
Marcus, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Martius, Georg, Dr., Privatdocent in Bonn.
Marx, Aug., Civil-Ingenieur in Bonn.
Mehlis, Dr. C., Prof., ausw. Secr., Studienlehrer in Dürkheim.
*Mendelssohn, Wilh., Rentner in Bonn.
Menzel, Professor Dr. in Bonn.
Merkens, Franz, Kaufmann in Cöln.
Mertz, Sebastian, Rentner in Cöln.
Mevissen, von, Dr., Geh. Commerzienrath in Cöln.
Meyer, Dr., Regierungsrath in Cöln.
Michaelis, Dr., Professor in Strassburg.
Michels, F., in Andernach.
Michels, G., Kaufmann in Cöln.
Mirbach, Freiherr Magnus von, Hauptmann a. D. in Bonn.
Mörner v. Morlande, Graf, in Roisdorf.
Mommsen, Dr., Professor in Charlottenburg.
Mooren, Dr. Albert, Geheimer Medicinalrath in Düsseldorf.
Mosler, Dr., Professor a. Seminar in Trier.
Müllenmeister, Th., Kaufmann in Aachen.
Müller, Dr. med., Sanitätsrath in Niedermendig.
Müller, Dr. Albert, Gymnasial-Director zu Flensburg in Schleswig.
Münz- und Antiken-Cabinet, Kais. Königl. in Wien.
Musée royal d'Antiquités, d'Armures et d'Artillerie in Brüssel.
Museen, die Königl. in Berlin.
Museum Wallraf-Richartz in Cöln.
Museum, Fürstlich Hohenzollernsches in Sigmaringen.
Museum in Nymwegen.
Musiel, Laurenz von, Gutsbesitzer zu Schloss Thorn bei Saarburg.
Nell, von, Joh. Pet., Gutsbesitzer in Trier.
Nellessen, Theodor, in Aachen.
Neufville, W. von, Baron in Bonn.
Neuhäuser, Dr., Geh. Reg.-Rath und Professor in Bonn.
Neuhoff, Dr. Robert, Chemiker in Elberfeld.
Niessen, C. A., Bankier in Cöln.
Nissen, Dr. H., Prof. u. Geh. Rath in Bonn.
Nitzsch, Dr., Gymn.-Dir. in Bielefeld.
Nordhoff, Dr., ausw. Secr., Professor in Münster i. W.
Norrenberg, Dr., Pfarrer in Süchteln.
Oberbergamt, Königl. in Bonn.
Oberschulrath, Grossherzoglich Badischer, in Carlsruhe.
Oechelhäuser, von, Dr., Prof. in Heidelberg.
Oidtmann, Heinrich, Dr., Inhaber einer Glasmalerei in Linnich.
Oppenheim, Albert, Freiherr von, k. Sächs. General-Consul in Cöln.
Oppenheim, Eduard, Freiherr von, k. k. General-Consul in Cöln.
Ort, J. A., Kirchmeister in Leiden.
Overbeck, Dr., ausw. Secr., Prof. in Leipzig.
Papen, von, Prem.-Lieut. im 5. Ulanen-Regiment in Werl.
Paris, E., Apotheker in Bedburg.
Paulus, Prof. Dr., Conservator d. k. Württ. Kunst- u. Alterthumsdenkmale, ausw. Secr. in Stuttgart.
Pauly, Dr., Oberpfarrer in Montjoie.
Pflaume, Baurath in Cöln.
Pick, Rich., Stadtarchivar in Aachen.
Plassmann, Landesrath a. D. zu Münster i. W.
Pleyte, Dr. W., auswärt. Secr., Director des Reichs-Museum der Alterth. in Leiden.
Polytechnicum in Aachen.
Prieger, Dr., Rentner in Bonn.

Priester-Seminar, Bischöfliches in Trier.
Proff-Irnich, Freiherr Dr. von, Landgerichts-Rath a. D. in Bonn.
Progymnasium in Andernach.
Progymnasium in Dorsten.
Progymnasium in Eschweiler.
Progymnasium in Euskirchen.
Progymnasium in Malmedy.
Progymnasium in Rheinbach.
Progymnasium in Sobernheim.
Progymnasium in Trarbach.
Progymnasium in St. Wendel.
Progymnasium in Wipperfürth.
Provinzial - Verwaltung in Düsseldorf.
Prüfer, Theod., Architect in Berlin.
Quack, Rechtsanwalt u. Bankdirector in M.-Gladbach.
Randow, von, Kaufm. in Crefeld.
Rath, Emil vom, Comm.-Rath in Cöln.
Rath, vom, Frau Eugen, in Cöln.
Rautenstrauch, Eugen, in Cöln.
Rauter, Oskar, Director der rheinischen Glashütte in Ehrenfeld.
Rautert, Oskar, in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Barmen.
Real-Gymnasium in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Elberfeld.
Real-Gymnasium in Mülheim a. d. R.
Real-Gymnasium in Ruhrort.
Real-Gymnasium in Trier.
Real-Progymnasium in Bonn.
Real-Progymnasium in Eupen.
Real-Progymnasium in Saarlouis.
Real-Progymnasium in Solingen.
Real-Progymnasium in Viersen.
Realschule in Aachen.
Realschule, Obere, in Cöln.
Realschule in Essen.
Recklinghausen, von, Wilh., in Cöln.
Remy, Jul., in Neuwied.
Renesse, Graf Theod. von, Schloss Schoonbeeck b. Bilsen, Belg.-Limburg.
Rennen, Geh. Rath, Eisenbahn-Directions-Präsident in Cöln.
Reuleaux, Heinrich, Techniker in Remagen.
Reuleaux, F., Geh.-R. u. Prof., in Berlin.
Reusch, Gutsbesitzer, Gut Idylle bei Kruft.
Rieth, Dr., Rechts-Anwalt in Cöln.
Rieu, Dr. du, Secretär d. Soc. f. Niederl. Litteratur in Leiden.
Rigal-Grunland, Frhr. von, in Bonn.
Ritter-Akademie in Bedburg.
Roeber, Friedrich, Bankier in Elberfeld.
Roettgen, Carl, Rentner in Bonn.
Rolffs, Commerzienrath in Bonn.
Rohlfs, Generalconsul, in Godesberg.
Rosbach, Gymn.-Lehrer in Trier.
Saemisch, Dr., Geh.-Rath und Professor in Bonn.
Salm-Salm, Durchlaucht Fürst zu, in Anholt.
Sandt, von, Dr. juris, Landrath in Bonn.
Sauppe, Dr., Geh. Reg.-Rath u. Prof. in Göttingen.
Schaaffhausen, Dr. H., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Schaaffhausen, Hubert, Landgerichtsrath in Cöln.
Schady, Dr., Bibliothekar in Baden-Baden.
Schallenberg, Pet. Jos., Bierbrauereibesitzer in Cöln.
Schenk, Justizrath in Cöln.
Scheppe, Oberst a. D. in Boppard.
Schickler, Ferd., in Berlin.
Schierenberg, G. A. B., Rentner in Luzern.
Schlumberger, Jean, Fabrikbes. u. Präsid. d. Landesausschusses f. Elsass-Lothringen in Gebweiler.
Schmithals, Rentner in Bonn.
Schneider, Dr., ausw. Secr., Professor in Cleve.
Schneider, Dr. R., Gymnas.-Director in Duisburg.
Schneider, Friedr. Dr., Domcapitular in Mainz.
Schneider, Landger.-Director in Bonn.
Schnock, Heinrich, Pfarrer in Aachen.
Schnütgen, Dr., Domherr in Cöln.
Schorn, Kammerpräs. a. D. in Bonn.
Schoeller, Guido, Kaufmann in Düren.
Schoeller, Edgar in Düren.
Schoeller, Julius, Frau, in Düren.
Schönaich - Carolath, Prinz, Berghauptmann a. D. in Potsdam.
Schoeningh, Verlagsbuchhändler in Münster i. Westf.
Schroers J. H., Dr., Prof. in Bonn.
Schultz, Franz, Director in Deutz.

Schunck, Josef, Bergwerks- und Weinguts-Besitzer in Bonn.
Schwan, städt. Bibliothekar in Aachen.
Schwann, Dr., Sanitätsrath in Godesberg.
Seligmann, Moritz, Bankier i. Cöln.
Sels, Dr., Fabrikbesitzer in Neuss.
Seminar in Boppard.
Seminar in Cornelimünster.
Seminar in Elten.
Seminar in Neuwied.
Seminar in Odenkirchen.
Seminar in Siegburg.
Seminar in Soest.
Seyffardt, Heinr., Kaufm. i. Crefeld.
Seyffarth, Geh. Regier.-Rath in Trier.
Simrock, Dr., Francis in Bonn.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der k. Akad. der Wissensch. zu Amsterdam in Arnheim.
Solms, Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Sonnenburg, Dr., Gymnasiallehrer in Bonn.
Spies-Büllesheim, Freih. Ed. von, k. Kammerherr und Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, von, Generallieutenant, Director im Kriegs-Ministerium in Berlin.
Springorum, Wilh., Director der Vaterl. Feuer-Vers.-Aktienges. in Elberfeld.
Stadtkreis Elberfeld.
Stadt (Oberbürgermeisteramt) Coblenz.
Stadt (Bürgermeisteramt) Oberhausen.
Stadt (Oberbürgermeisteramt) Remscheid.
Stader, Dr. juris, in Bonn.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Diöc.-Archit. in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Stier, Hauptmann a. D. in Fürstenwalde a. d. Spree.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth bei Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
Stoll, General z. D. in Bonn.
Straeter, Gottfr., senr., Gutsbesitzer, Haus Petersthal bei Niederdollendorf.
Strauss, Verlags-Buchhändler in Bonn.
Stremme, Heinrich, Kaufmann in Crefeld.
Strubberg, von, General der Infanterie, Gen.-Inspect. des Militär-Erziehungs- u. Bildungswesens in Berlin.
Studien-Anstalt in Speier.
Stumm, Carl, Baron von, Geh. Commerzienrath, zu Schloss Hallberg b. Saarbrücken.
Török, Dr. Aurel von, Prof. in Budapest.
Tornow, Kaiserl. Baurath in Metz.
*Trinkaus, Chr., Bankier in Düsseldorf.
Ueberfeldt, Dr., Rendant in Essen.
Urlichs, Dr., H. L., in München.
Usener, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Geheimerath und Professor in Berlin.
Valette, de la, St. George, Freiherr Dr., Professor in Bonn.
Veit, Dr., Geh. Ober-Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Verein für Alterthumskunde im Fürstenthum Birkenfeld zu Birkenfeld.
Verein für Erdkunde in Metz.
Verein für Urgeschichte in Siegen.
Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Voigtel, Geheimer Regierungsrath und Dombaumeister in Cöln.
Voss, Theod., Geheimer Bergrath in Düren.
*Wal, Dr., de, Professor in Leiden.
Waldeyer, Carl, Realprogymnasiallehrer zu Bonn.
Wandesleben, Friedr., Hüttenbesitzer zu Bad Kreuznach.
Weber, Pastor in Wernigerode.
Weckbekker, Fräul., in Düsseldorf.
Wegehaupt, Gymn.-Dir. in Kiel.
Weiss, Professor, Geh. Regierungsrath, Director d. kgl. Zeughauses in Berlin.
Wendelstadt, Frau, Commerzienräthin in Godesberg.
Werner, H., Hauptmann u. Komp.-Chef im 1. Grossh. Hess. Inf.- (Leibgarde) Rgt. 115 in Darmstadt.
Wied, zu, Durchlaucht, Fürst, in Neuwied.
Wiedemann, Dr., Prof. in Bonn.
Wieseler, Dr., ausw. Secr., Geh. Rath und Professor in Göttingen.
Wiethase, k. Baumeister in Cöln.

Wilde, Frau Wittwe, in Bonn.
Winckler, von, erster Staatsanwalt in Köln.
Wings, Dr., Rentner in Aachen.
Wirtz, Hauptmann a. D. in Harff.
Wiskott, Friedr., Bankier in Dortmund.
Wittenhaus, Dr., Direct. in Rheydt.
Wittgenstein, F. von, in Cöln.
Wolf, General-Major z. D. in Deutz.
Wolfers, Jos., Rentner in Bonn.
Wolff, F. H., Kaufmann in Cöln.
Wülfing, Frau, Gutsbesitzerin auf Burg Kriegshoven.
Wuerst, H., Hauptmann a. D. und Rechnungsrath in Bonn.
Wulff, Oberst a. D., Oberkassel b. Bonn.
Zangemeister, Hofrath, Prof. Dr., ausw. Secr., Oberbibliothekar in Heidelberg.
Zartmann, Dr., Sanitätsrath in Bonn.
Zitelmann, Dr., Prof. in Bonn.

Ausserordentliche Mitglieder.

Arendt, Dr. in Dielingen.
Fiorelli, G., Senator del Regno, Direttore generale dei Musei e degli Scavi in Rom.
Gamurrini, Francesco, in Florenz.
Heider, k. k. Sectionsrath in Wien.
Hermes, Dr. med. in Remich.
Lanciani, R., Professor in Rom.
Lucas, Charles, Architect, Sous-Insp. des travaux de la ville in Paris.
Michelant, Bibliothécaire au dept. des Manuscrits de la Bibl. Imper. in Paris.
Noüe, Dr. de, Arsène, Rentner in Malmedy.
Rossi, J. B. de, Archäolog in Rom.
Schlad, Wilh., Buchbindermeister in Boppard.
L. Tosti, D., Abt in Monte-Casino.

Verzeichniss

sämmtlicher Ehren-, ordentlichen und ausserordentlichen Mitglieder nach den Wohnorten.

Aachen: Bock. Goebbels. Gymnasium. Landrathsamt. Müllenmeister. Nellessen. Pick. Polytechnicum. Realschule. Schnock. Stadtarchiv. Startz. Wings.
Abenteuerhütte: Boecking.
Adenau: Landrathsamt.
Ahrweiler: Landrathsamt. Joerres.
Alfter: Jörissen.
Altenkirchen: Landrathsamt.
Amsterdam: van Hillegom.
Andernach: Frau Herfeld. Höstermann. Michels. Progymnasium.
Anholt: Fürst zu Salm.
Arnheim: Baron Sloet.
Baden-Baden: Schady.
Barmen: Blank. E. von Eynern. Real-Gymnasium. Stadtbibliothek.
Basel: Universitäts-Bibliothek.
Bedburg: Pauls. Ritter-Akademie.
Bendorf am Rhein: Erlenmeyer.
Berlin: Adler. Aegidi. v. Berlepsch. Bracht. v. Cuny. Curtius. Dobbert. Gen.-Verwalt. der k. Museen. Greiff. von der Heydt. Höpfner. Hübner. Jaehns. Liebenow. Lohaus. Prüfer. Reuleaux. Schickler. Schoene. v. Spitz. von Strubberg. Vahlen. Weiss.
Bertrich: Badeverwaltung. Klerings.
Bielefeld: Nitzsch.
Birkenfeld: Gymnasium. Verein für Alterthumskunde.
Blösjen b. Merseburg: Burkhardt.
Bochum: Gymnasium.
Bonn: Baron. Bender. Bibliothek des Kunstmuseums. Binz. Bücheler. Caesar. Cahn. Alexander von Claer. Ernst von Claer. Clemen. Dahm. Doetsch. Elter. Eltzbacher. Engelskirchen. Fräulein Eskens. Frau Firmenich-Richartz. Fricke.

Schunck, Josef, Bergwerks- und Weinguts-Besitzer in Bonn.
Schwan, städt. Bibliothekar in Aachen.
Schwann, Dr., Sanitätsrath in Godesberg.
Seligmann, Moritz, Bankier i. Cöln.
Sels, Dr., Fabrikbesitzer in Neuss.
Seminar in Boppard.
Seminar in Cornelimünster.
Seminar in Elten.
Seminar in Neuwied.
Seminar in Odenkirchen.
Seminar in Siegburg.
Seminar in Soest.
Seyffardt, Heinr., Kaufm. i. Crefeld.
Seyffarth, Geh. Regier.-Rath in Trier.
Simrock, Dr., Francis in Bonn.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der k. Akad. der Wissensch. zu Amsterdam in Arnheim.
Solms, Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Sonnenburg, Dr., Gymnasiallehrer in Bonn.
Spies-Büllesheim, Freih. Ed. von, k. Kammerherr und Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, von, Generallieutenant, Director im Kriegs-Ministerium in Berlin.
Springorum, Wilh., Director der Vaterl. Feuer-Vers.-Aktienges. in Elberfeld.
Stadtkreis Elberfeld.
Stadt (Oberbürgermeisteramt) Coblenz.
Stadt (Bürgermeisteramt) Oberhausen.
Stadt (Oberbürgermeisteramt) Remscheid.
Stader, Dr. juris, in Bonn.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Diöc.-Archit. in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Stier, Hauptmann a. D. in Fürstenwalde a. d. Spree.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth bei Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
Stoll, General a. D. in Bonn.
Straeter, Gottfr., senr., Gutsbesitzer, Haus Petersthal bei Niederdollendorf.
Strauss, Verlags-Buchhändler in Bonn.
Stremme, Heinrich, Kaufmann in Crefeld.
Strubberg, von, General der Infanterie, Gen.-Inspect. des Militär-Erziehungs- u. Bildungswesens in Berlin.
Studien-Anstalt in Speier.
Stumm, Carl, Baron von, Geh. Commerzienrath, zu Schloss Hallberg b. Saarbrücken.
Török, Dr. Aurel von, Prof. in Budapest.
Tornow, Kaiserl. Baurath in Metz.
*Trinkaus, Chr., Bankier in Düsseldorf.
Ueberfeldt, Dr., Rendant in Essen.
Urlichs, Dr., H. L., in München.
Usener, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Geheimerath und Professor in Berlin.
Valette, de la, St. George, Freiherr Dr., Professor in Bonn.
Veit, Dr., Geh. Ober-Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Verein für Alterthumskunde im Fürstenthum Birkenfeld zu Birkenfeld.
Verein für Erdkunde in Metz.
Verein für Urgeschichte in Siegen.
Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Voigtel, Geheimer Regierungsrath und Dombaumeister in Cöln.
Voss, Theod., Geheimer Bergrath in Düren.
*Wal, Dr., de, Professor in Leiden.
Waldeyer, Carl, Realprogymnasiallehrer zu Bonn.
Wandesleben, Friedr., Hüttenbesitzer zu Bad Kreuznach.
Weber, Pastor in Wernigerode.
Weckbekker, Fräul., in Düsseldorf.
Wegehaupt, Gymn.-Dir. in Kiel.
Weiss, Professor, Geh. Regierungsrath, Director d. kgl. Zeughauses in Berlin.
Wendelstadt, Frau, Commerzienräthin in Godesberg.
Werner, H., Hauptmann u. Komp.-Chef im 1. Grossh. Hess. Inf.- (Leibgarde) Rgt. 115 in Darmstadt.
Wied, zu, Durchlaucht, Fürst, in Neuwied.
Wiedemann, Dr., Prof. in Bonn.
Wieseler, Dr., ausw. Secr., Geh. Rath und Professor in Göttingen.
Wiethase, k. Baumeister in Cöln.

Wilde, Frau Wittwe, in Bonn.
Winckler, von, erster Staatsanwalt in Köln.
Wings, Dr., Rentner in Aachen.
Wirtz, Hauptmann a. D. in Harff.
Wiskott, Friedr., Bankier in Dortmund.
Wittenhaus, Dr., Direct. in Rheydt.
Wittgenstein, F. von, in Cöln.
Wolf, General-Major z. D. in Deutz.
Wolfers, Jos., Rentner in Bonn.
Wolff, F. H., Kaufmann in Cöln.
Wülfing, Frau, Gutsbesitzerin auf Burg Kriegshoven.
Wuerst, H., Hauptmann a. D. und Rechnungsrath in Bonn.
Wulff, Oberst a. D., Oberkassel b. Bonn.
Zangemeister, Hofrath, Prof. Dr., ausw. Secr., Oberbibliothekar in Heidelberg.
Zartmann, Dr., Sanitätsrath in Bonn.
Zitelmann, Dr., Prof. in Bonn.

Ausserordentliche Mitglieder.

Arendt, Dr. in Dielingen.
Fiorelli, G., Senator del Regno, Direttore generale dei Musei e degli Scavi in Rom.
Gamurrini, Francesco, in Florenz.
Heider, k. k. Sectionsrath in Wien.
Hermes, Dr. med. in Remich.
Lanciani, R., Professor in Rom.
Lucas, Charles, Architect, Sous-Insp. des travaux de la ville in Paris.
Michelant, Bibliothécaire au dept. des Manuscrits de la Bibl. Imper. in Paris.
Noüe, Dr. de, Arsène, Rentner in Malmedy.
Rossi, J. B. de, Archäolog in Rom.
Schlad, Wilh., Buchbindermeister in Boppard.
L. Tosti, D., Abt in Monte-Casino.

Verzeichniss

sämmtlicher Ehren-, ordentlichen und ausserordentlichen Mitglieder nach den Wohnorten.

Aachen: Bock. Goebbels. Gymnasium. Landrathsamt. Müllenmeister. Nellessen. Pick. Polytechnicum. Realschule. Schnock. Stadtarchiv. Startz. Wings.
Abenteuerhütte: Boecking.
Adenau: Landrathsamt.
Ahrweiler: Landrathsamt. Joerres.
Alfter: Jörissen.
Altenkirchen: Landrathsamt.
Amsterdam: van Hillegom.
Andernach: Frau Herfeld. Höstermann. Michels. Progymnasium.
Anholt: Fürst zu Salm.
Arnheim: Baron Sloet.
Baden-Baden: Schady.
Barmen: Blank. E. von Eynern. Real-Gymnasium. Stadtbibliothek.
Basel: Universitäts-Bibliothek.
Bedburg: Pauls. Ritter-Akademie.
Bendorf am Rhein: Erlenmeyer.
Berlin: Adler. Aegidi. v. Berlepsch. Bracht. v. Cuny. Curtius. Dobbert. Gen.-Verwalt. der k. Museen. Greiff. von der Heydt. Höpfner. Hübner. Jaehns. Liebenow. Lohaus. Prüfer. Reuleaux. Schickler. Schoene. v. Spitz. von Strubberg. Vahlen. Weiss.
Bertrich: Badeverwaltung. Klerings.
Bielefeld: Nitzsch.
Birkenfeld: Gymnasium. Verein für Alterthumskunde.
Blösjen b. Merseburg: Burkhardt.
Bochum: Gymnasium.
Bonn: Baron. Bender. Bibliothek des Kunstmuseums. Binz. Bücheler. Caesar. Cahn. Alexander von Claer. Ernst von Claer. Clemen. Dahm. Doetsch. Elter. Eltzbacher. Engelskirchen. Fräulein Eskens. Frau Firmenich-Richartz. Fricke.

Follenius. Gandtner. Georgi. *J. Goldschmidt. R. Goldschmidt. W. Goldschmidt. Gothein. von Grand-Ry. Grafe. Guilleaume. Gurlt. Gymnasium. Hanstein. P. Hauptmann. Carl Hauptmann. F. Hauptmann. Heyn. Henry. Alexander Hüffer. Herm. Hüffer. Humbroich. Huyssen. Isphording. Kahl. Kaufmann. Kaulen. Klein. Klingholz. Koser. Krafft. Kreis-Ausschuss. Landsberg. Langenberg. Lautz. Leber. Lese- und Erholungs-Gesellschaft. Leverkus-Leverkusen. von d. Leyen. Leydel. Loersch. Loeschke. Märtens. Marcus. Martius. Marx. Martin. Menzel. *Mendelsohn. von Mirbach. von Neufville. Neuhäuser. Nissen. Oberbergamt. Prieger. v. Proff-Irnich. Realprogymnasium. von Rigal. Roettgen. Rolffs. Saemisch. Dr. von Sandt. H. Schaaffhausen. Schmithals. Schneider. Schorn. Schroers. Schunck. Simrock. Sonnenburg. Stader. Stoll. Strauss. Usener. de la Valette St. George. Veit. van Vleuten. Waldeyer. Wiedemann. Wilde. Zartmann. Zitelmann.

Boppard: Donsbach. Seminar. Scheppe. Schlad.

Braunfels: Prinz Solms.

Braunsberg (Ostpr.): Bibliothek des Lyceums Hosiana.

Bruchsal: Gymnasium.

Brühl: Beck.

Brüssel: Gräfin von Flandern. Musée Royal.

Budapest: von Török.

Burgbrohl: Andreae.

Carlsruhe: Brambach. Conservatorium d. Alterth. Gymnasium. von Lübke. Oberschulrath.

Cassel: Ständ. Landesbibliothek.

Charlottenburg: Mommsen.

Clausthal: Achenbach.

Cleve: Chrzescinski. Gymnasium. Schneider. Stadtbibliothek.

Coblenz: Becker. *Binsfeld. Graf v. Brühl. Civil-Casino. Cuno. Deiters. v. Eltester. Gymnasium. Kreis-Ausschuss vom Landkreis. Landau. von Loë. Stadt Coblenz.

Cöln: Altmann. Aposteln-Gymnas. Arndts. Balzer. Civil-Casino. Cüppers. Deichmann. Düntzer. Forst. Fröhlich. Fuchs. Grüneberg. Ed. Herstatt. Robert Heuser. Frau August Joest. Ed. Joest. Kaiser-Wilhelm-Gymnas. Knebel. Kosbab. Kramer. Kreis-Ausschuss. Krementz. Langen. Leiden. Lempertz. Marzellen-Gymnasium. Merkens. Mertz. von Mevissen. Meyer. Michels. Museum Wallraf-Richartz. Niessen. Albert, Frhr. v. Oppenheim. Eduard, Frhr. von Oppenheim. Pflaume. Emil vom Rath. Frau Eugen vom Rath. Eugen Rautenstrauch. Ober-Realschule. von Recklinghausen. Rennen. Rieth. Schaaffhausen. Schallenberg. Schenk. Schnütgen. Seligmann. Stadtbibliothek. Statz. Stedtfeld. Voigtel. Wiethase. von Winckler. von Wittgenstein. Wolff.

Cornelimünster: Seminar.

Crefeld: Gymnasium. Kreis-Ausschuss vom Landkreis. von Randow. Seyffarth. Stadtbibliothek. Stremme.

Darmstadt: von Hilgers. Werner.

Daun: Kreis-Ausschuss.

Deutz: Schultz. Wolf.

Dielingen: Arendt.

Donaueschingen: Fürstl. Bibliothek.

Dorsten: Progymnasium.

Dortmund: Hist. Verein. Wiskott.

Drensteinfurt: Frhr. v. Landsberg.

Dresden: Fleckeisen. Hultsch. Koenig.

Düren: Städt. Bibliothek. Gymnasium. Linden. G. Schöller. E. Schoeller. Frau J. Schoeller. Voss.

Dürkheim: Mehlis.

Düsseldorf: Staats-Archiv. Boetzkes. Bone. Bürgerschule. Courth. Gymnasium. KreisAusschuss für den Landkreis. Lieber. Mooren. Provinzial-Verwaltung. Rautert. Real-Gymnasium. Stadtbibliothek. *Trinkaus. Frl. Weckbekker.

Duisburg: Gymnasium. Schneider. Stadtbibliothek.

Ehrenfeld b. Cöln: Beger. Rauter.

Elberfeld: Blank Gustav. Blank Willy. Boeddinghaus. von Carnap. Frowein. Gymnasium. von der Heydt, Freiherr August. Hueck. Lautz. Lindenschmidt. Neuhoff. Realgymnasium. Roeber. Springorum. Stadtkreis.

Elten Regb. Düsseldorf: Seminar.

Eltville: Graf Eltz.

Emmerich: Gymnasium. Stadtbibliothek.

Ems (Bad): Kur-Commission.
Erkelenz: Landrathsamt.
Eschweiler: Progymnasium.
Essen: Bibliothek d. Stadtgemeinde. Gymnas. Karsch. Kreis-Ausschuss vom Landkreis. Krupp. Realschule. Ueberfeld.
Eupen: Real-Progymnasium.
Euskirchen: A. Herder. E. Herder. Kreis-Ausschuss. Progymnasium.
Exaeten bei Baexem: Bibliothek der Stimmen aus Maria Laach.
Flamersheim im Rheinland: von Bemberg.
Flensburg in Schleswig: Müller.
Florenz: Gamurrini.
Frankfurt a. M.: Koch. Stadtbibliothek.
Freiburg in Baden: Universitäts-Bibliothek. Gymnasium. Kraus.
Fürstenwalde a. d. Spree: Stier.
Fulda: Goebel.
Gebweiler: Schlumberger.
Geilenkirchen: Landrathsamt.
M.-Gladbach: Gymnasium. Kühlen. Landrathsamt. Quack. Stadtbibliothek.
Godesberg: von Carstanjen. Finkelnburg. Rohlfs. Schwann. Wendelstadt.
Göttingen: Dilthey. Sauppe. Universitäts-Bibliothek. Wieseler.
Gräfenbacher Hütte: Boecking.
Grevenbroich: Landrathsamt.
Gummersbach: Kreis-Ausschuss.
Hall (Haus) b. Erkelenz: von Spies.
Hallberg (Schloss) b. Saarbrücken: von Stumm.
Halle: Ihm. Universitäts-Bibliothek.
Hamburg: Stadtbibliothek.
Hamm: Falk.
Hard b. Bregenz: Jenny.
Harff, Schloss, Kr. Bergheim: Bibliothek von Mirbach. Wirtz.
Hechingen: Höhere Bürgerschule.
Heidelberg: Deppe. Lemme. von Oechelhäuser. Universitäts-Bibliothek. Zangemeister.
Heinsberg: Landrathsamt.
Haus Heisterberg bei Königswinter: Caron.
Herdringen (Kreis Arnsberg): Graf Fürstenberg.
Herrnsheim bei Worms: Freiherr von Heyl.
Höxter: Gymnasium.
Idylle, Gut bei Kruft: Reusch.
Immenburg: Flinsch.
Jena: Gaedechens.
Kempen (Rheinl.): Gymnasium. Landrathsamt.
Kemperhof b. Coblenz: Knaben-Pensionat.
Kiel: Wegehaupt.
Königsberg i. Pr.: Friedländer. Universitäts-Bibliothek.
Königswinter: Kreitz, Landwehr.
Kreuznach: Antiquarisch-historischer Verein. Dr. Kohl. Wandesleben.
Kriegshoven bei Weilerswist: Wülfing.
Langenberg (Rheinland): Conze.
Leiden: Leemans. Ort. Pleyte. de Rieu. *de Wal.
Leipzig: Baedeker. Overbeck.
Lennep: Hardt. Kohtz. Kreis-Ausschuss.
Lexhy (Schloss): de Blanchard Surlet.
Linnich R.-B. Aachen: Oidtmann.
Löwen: Universitäts-Bibliothek.
London: Franks.
Lüttich: Universitäts-Bibliothek.
Luxemburg: Dutreux.
Luzern: Schierenberg.
Mainz: Städt. Bibliothek. Lindenschmit. Schneider.
Malmedy: Esser. Kreis-Ausschuss. de Noüe. Progymnasium.
Mannheim: Alterthums-Verein. Gymnasium. Haug.
Marienfels b. Remag.: Frau Frings.
Mastricht: Habets.
Mechernich: Eick. Hupertz.
Mayen: Kreis-Ausschuss.
Meisenheim: Kreis-Ausschuss.
Merzig: Kreis-Ausschuss.
Mettlach: von Boch.
Metz: Abel. Tornow. Verein für Erdkunde.
Miltenberg: Conrady.
Montabaur: Gymnasium.
Monte-Casino: Tosti.
Montjoie: Pauly.
Morsbroich, Poststation Schlebusch: Frhr. von Diergardt.
Mülheim a. Rhein: Andreae. Kreis-Ausschuss.
Mülheim a. d. R.: Kreis-Ausschuss. Realgymnasium.
München: von Brunn. Cornelius. Urlichs.
Münster: Bibliothek der Akademie. von Heereman. Nordhoff. Plassmann. Schoeningh.
Münstereifel: Gymnasium.
Nash-Mils: Evans.
Neuss: Gymnasium. Koenen. Kreis-Ausschuss. Sels.

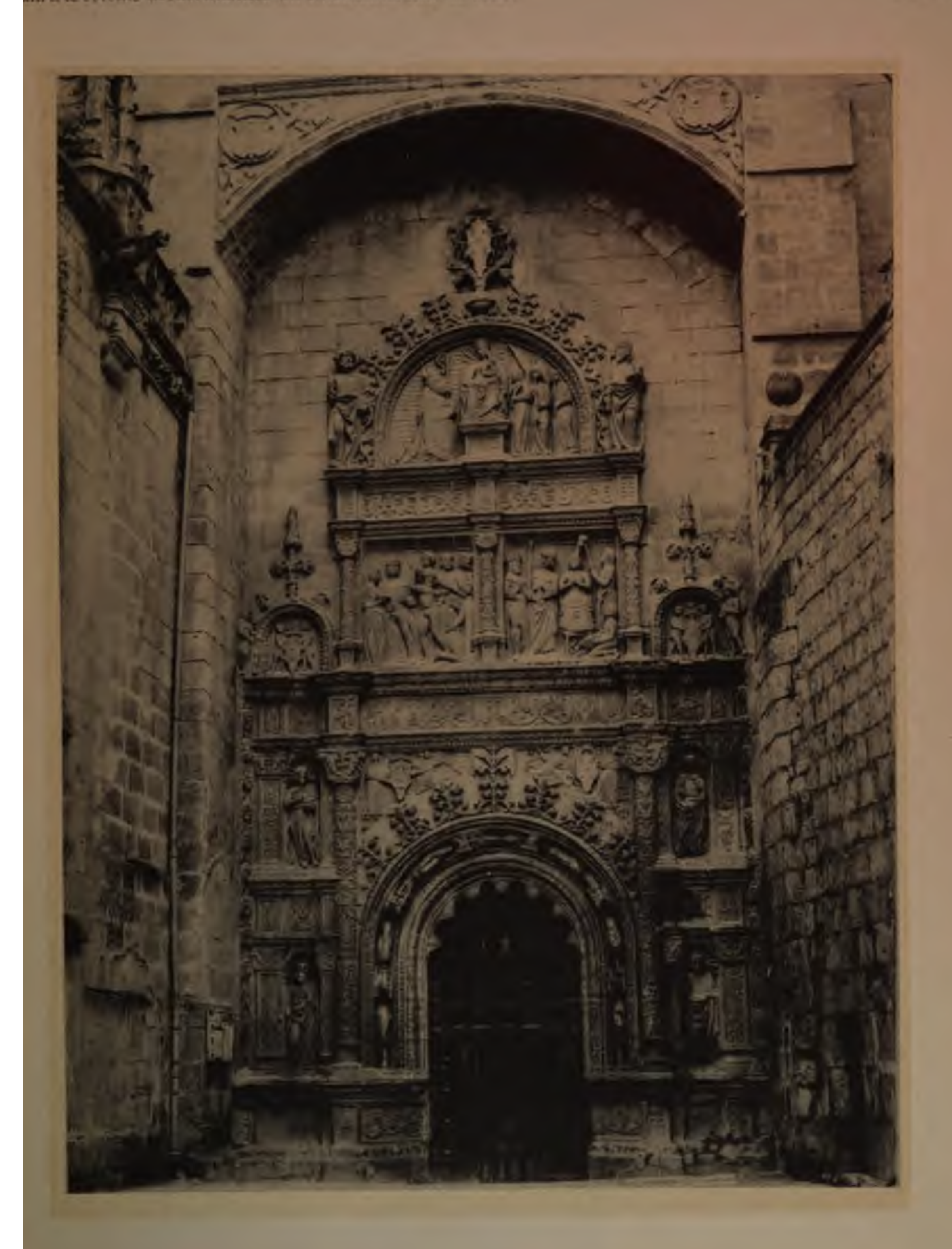


Die Kathedrale von Burgos nach einem alten Stich

DRUCK VON CARL GEORGI IN BONN.

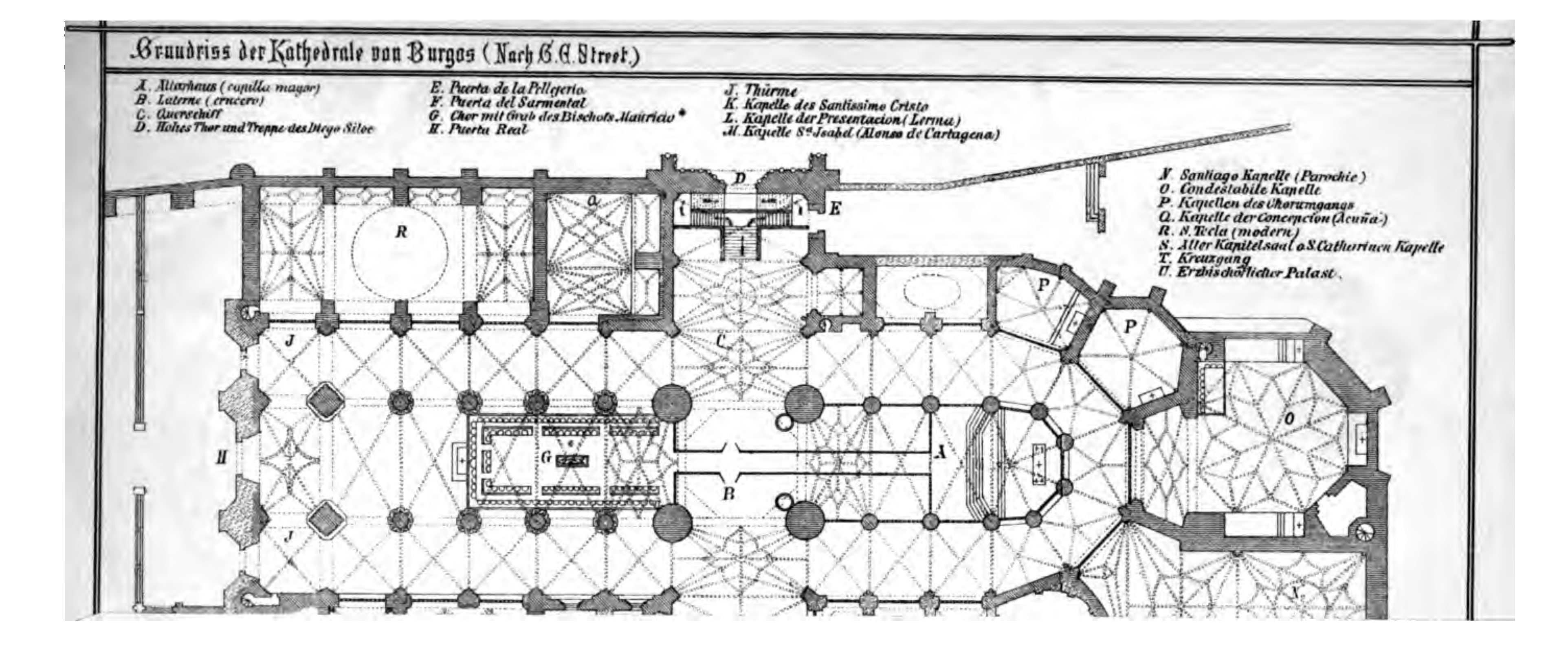


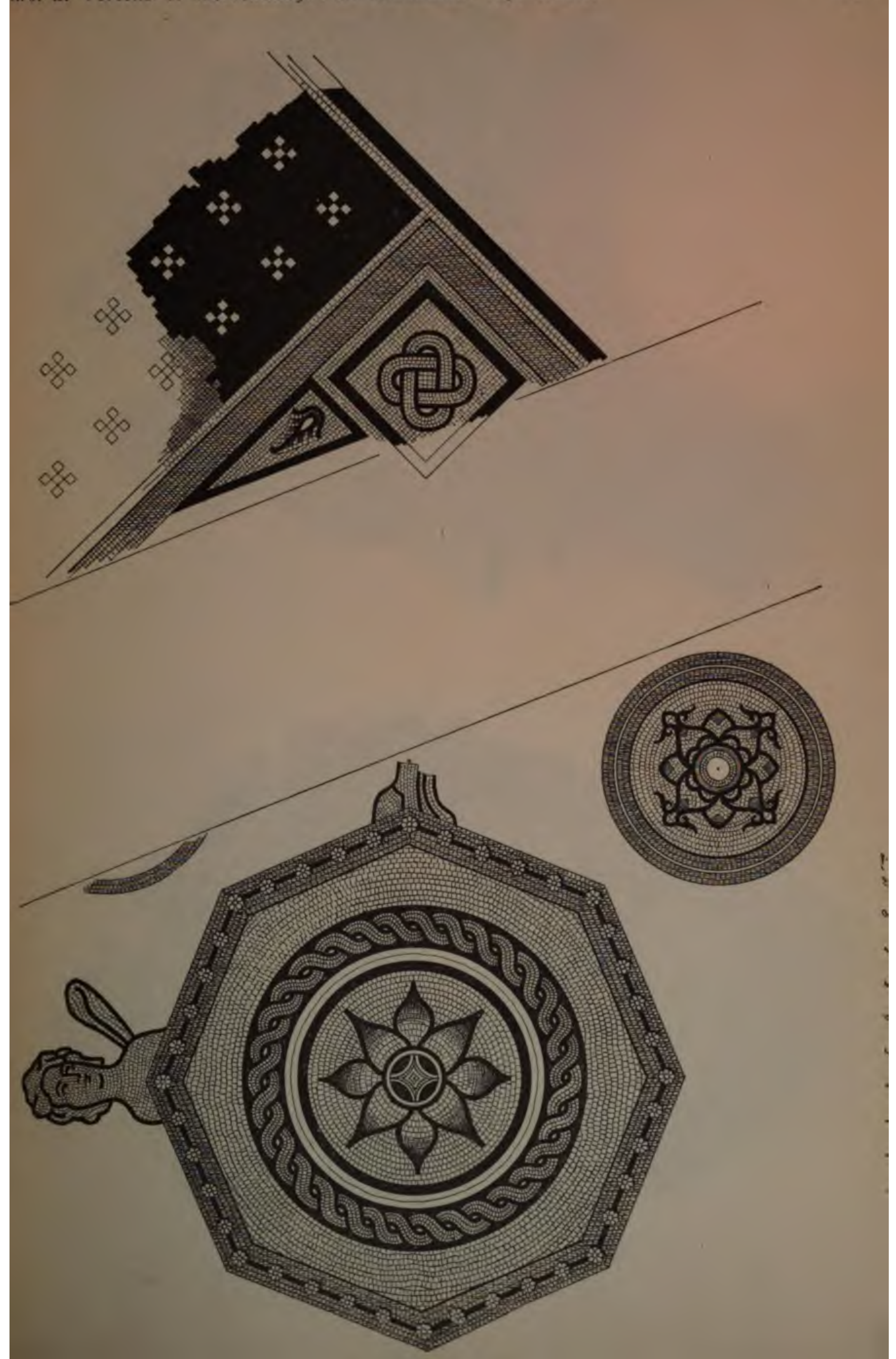
Ansicht der Kathedrale von Burgos von Nordost.

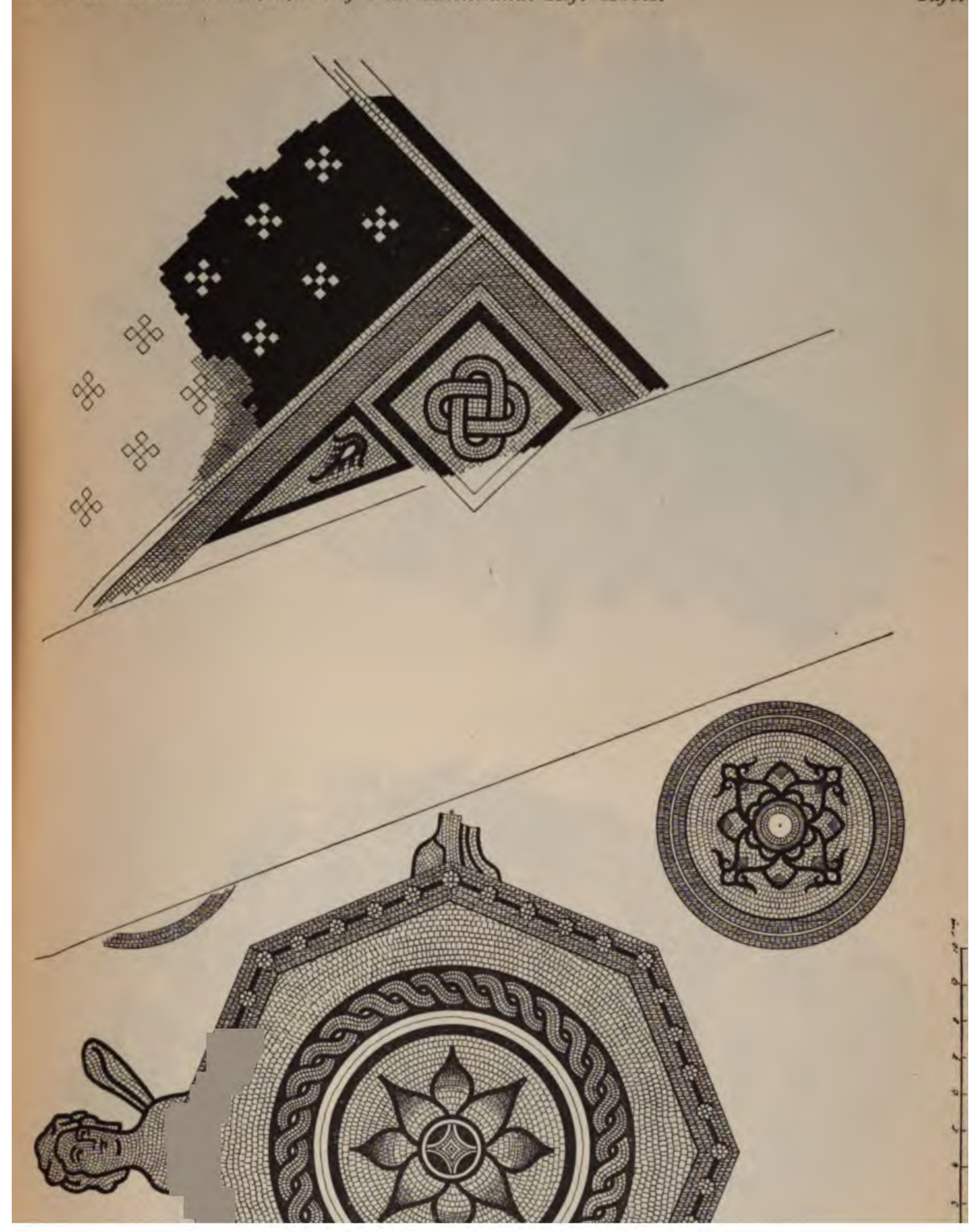


Portal im nördlichen Querschiff der Kathedrale von Burgos.

Phototypie B. Kühlen, M. Gladbach.


Grundriss der Kathedrale von Burgos (Nach G. E. Street.)
A. Altarhaus (capilla mayor)
B. Laterne (crucero)
C. Querschiff
D. Hohes Thor und Treppe des Diego Siloe
E. Puerta de la Pellegeria
F. Puerta del Sarmental
G. Chor mit Grab des Bischofs Mauricio *
H. Puerta Real
J. Thürme
K. Kapelle des Santissimo Cristo
L. Kapelle der Presentacion (Lerma)
M. Kapelle Sta Isabel (Alonso de Cartagena)
N. Santiago Kapelle (Parochie)
O. Condestabile Kapelle
P. Kapellen des Chorumgangs
Q. Kapelle der Concepcion (Acuña)
R. S. Tecla (modern)
S. Alter Kapitelsaal o. S. Catharinen Kapelle
T. Kreuzgang
U. Erzbischöflicher Palast.
A
B
C
D
E
G
H
J
O
P
Q
R











Broncebüste im Museum zu Speier.



Lichtdruck von Anselm Schm

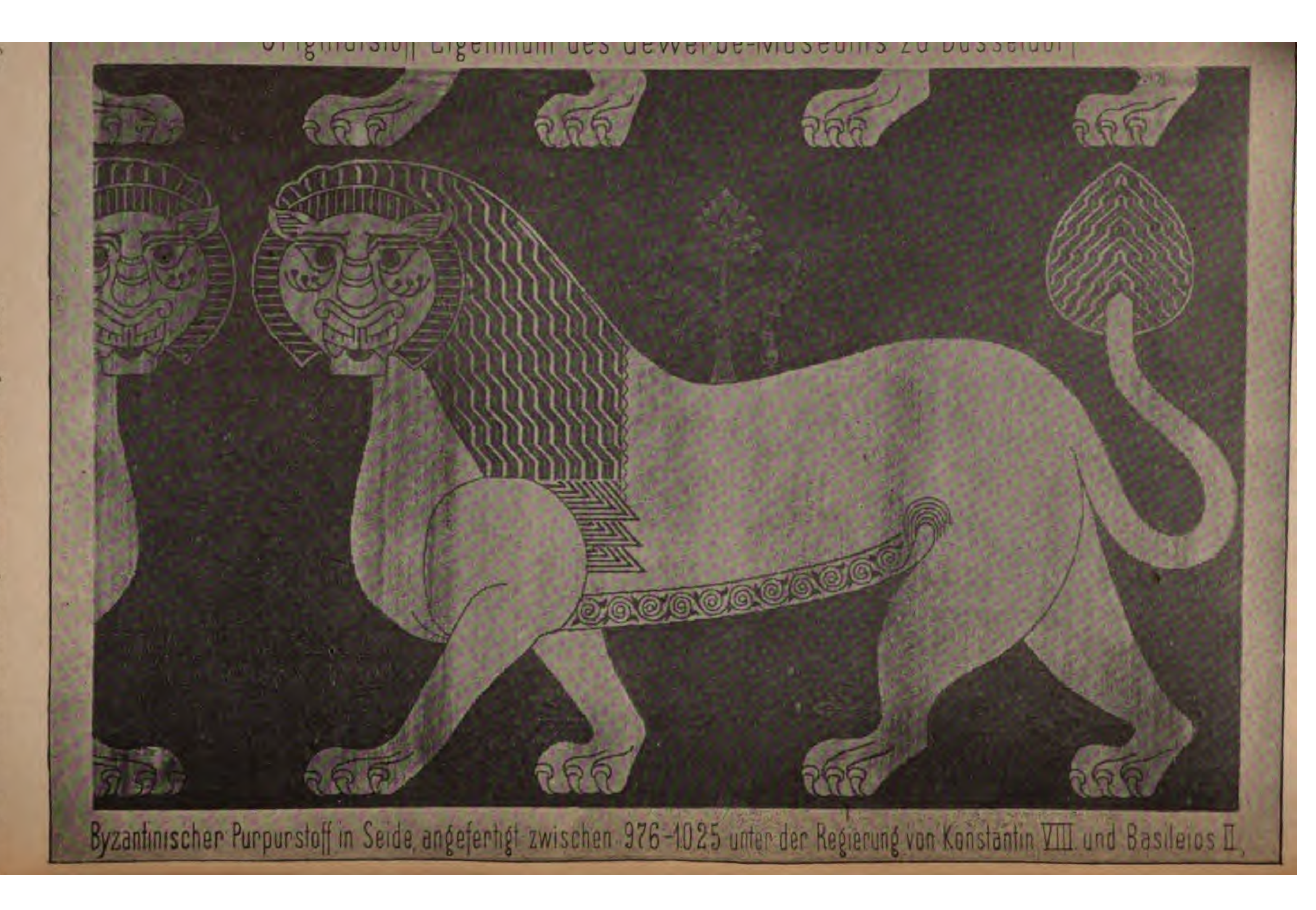
Gruppe des Aeneas im Wallrafschen Museum zu Köln



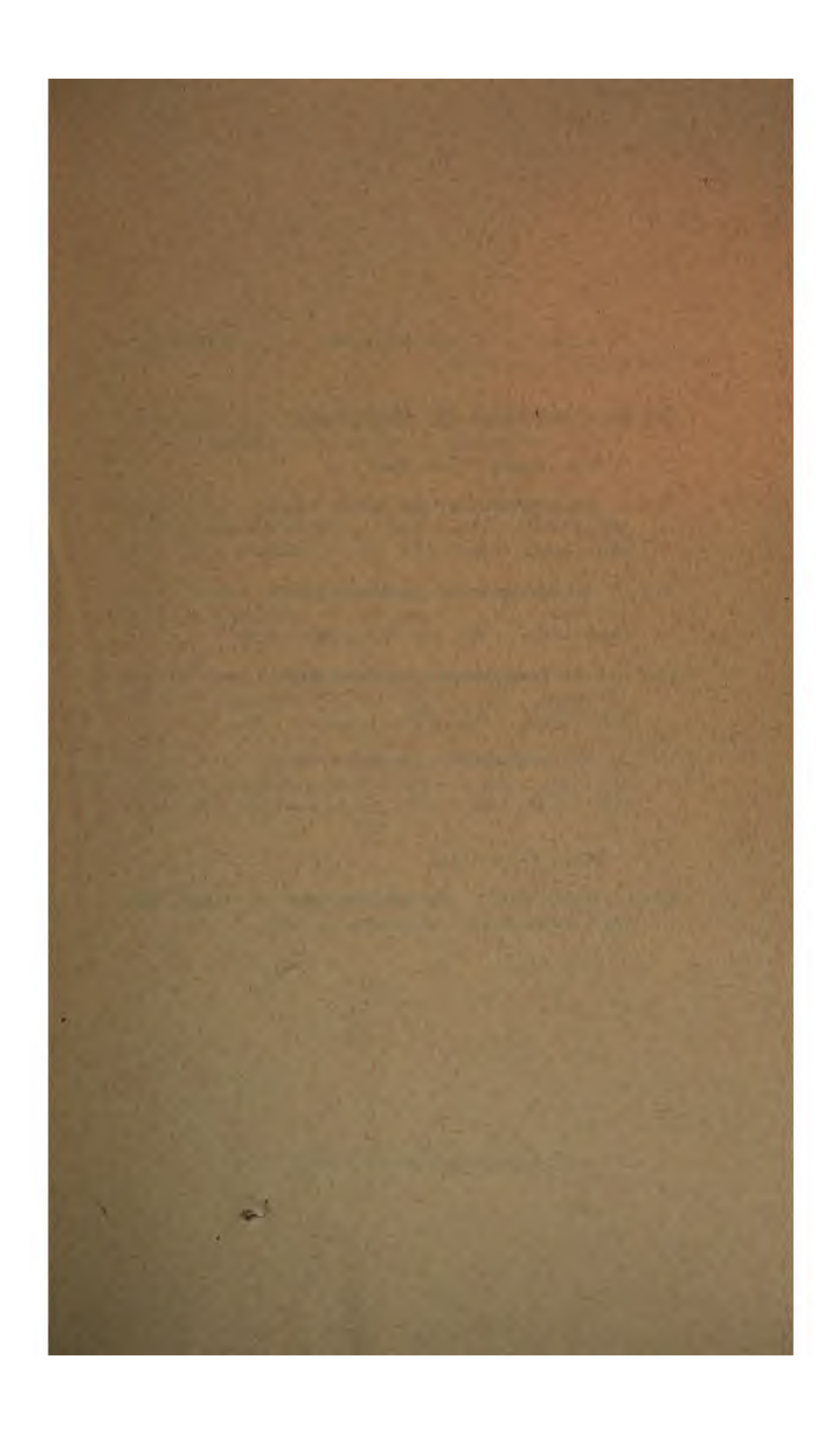
Lichtdruck von Anselm Schmitz, I

Gruppe des Aeneas im Wallrafschen Museum zu Köln.

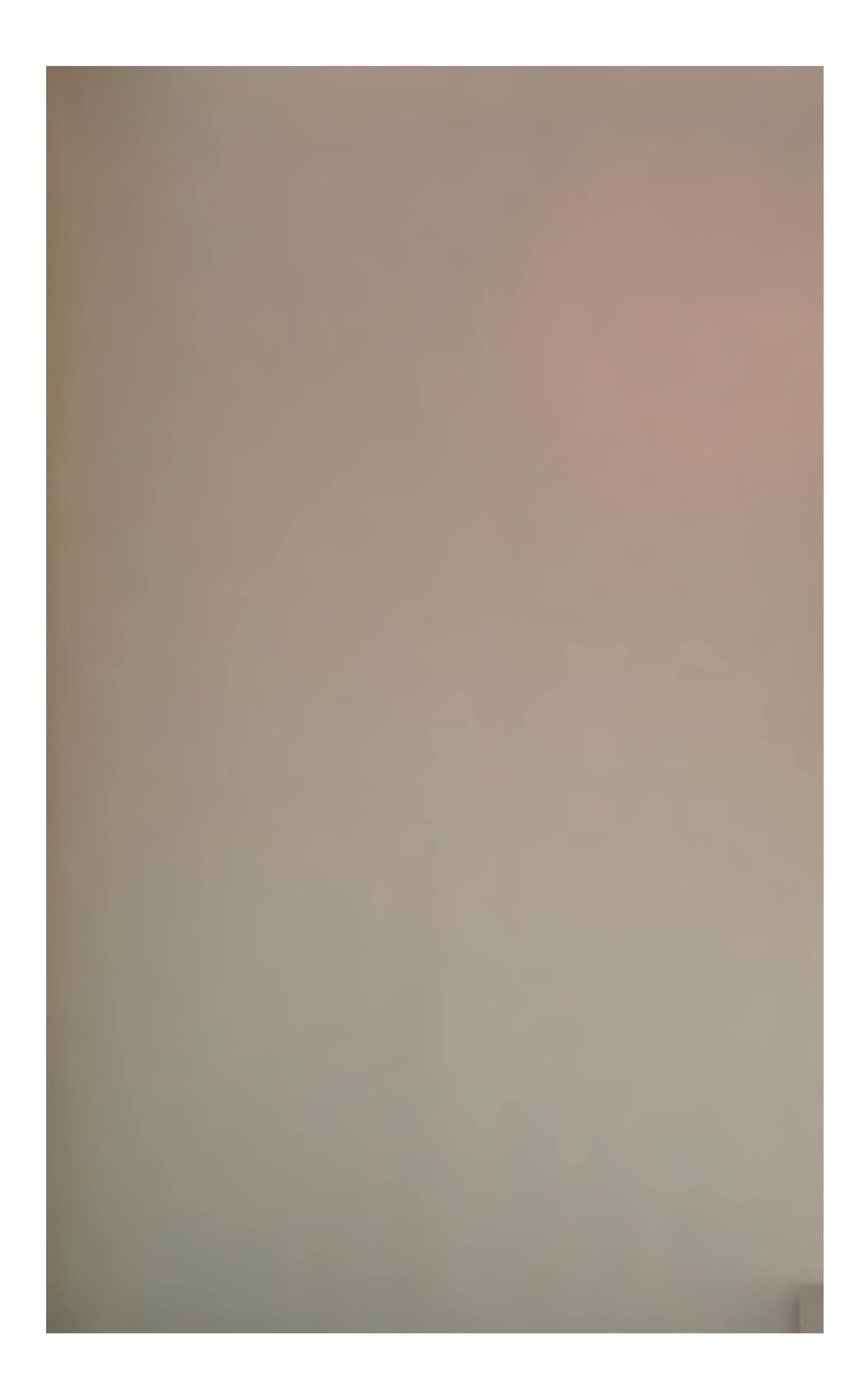
Originalstoff Eigenthum des Gewerbe-Museums zu Düsseldorf



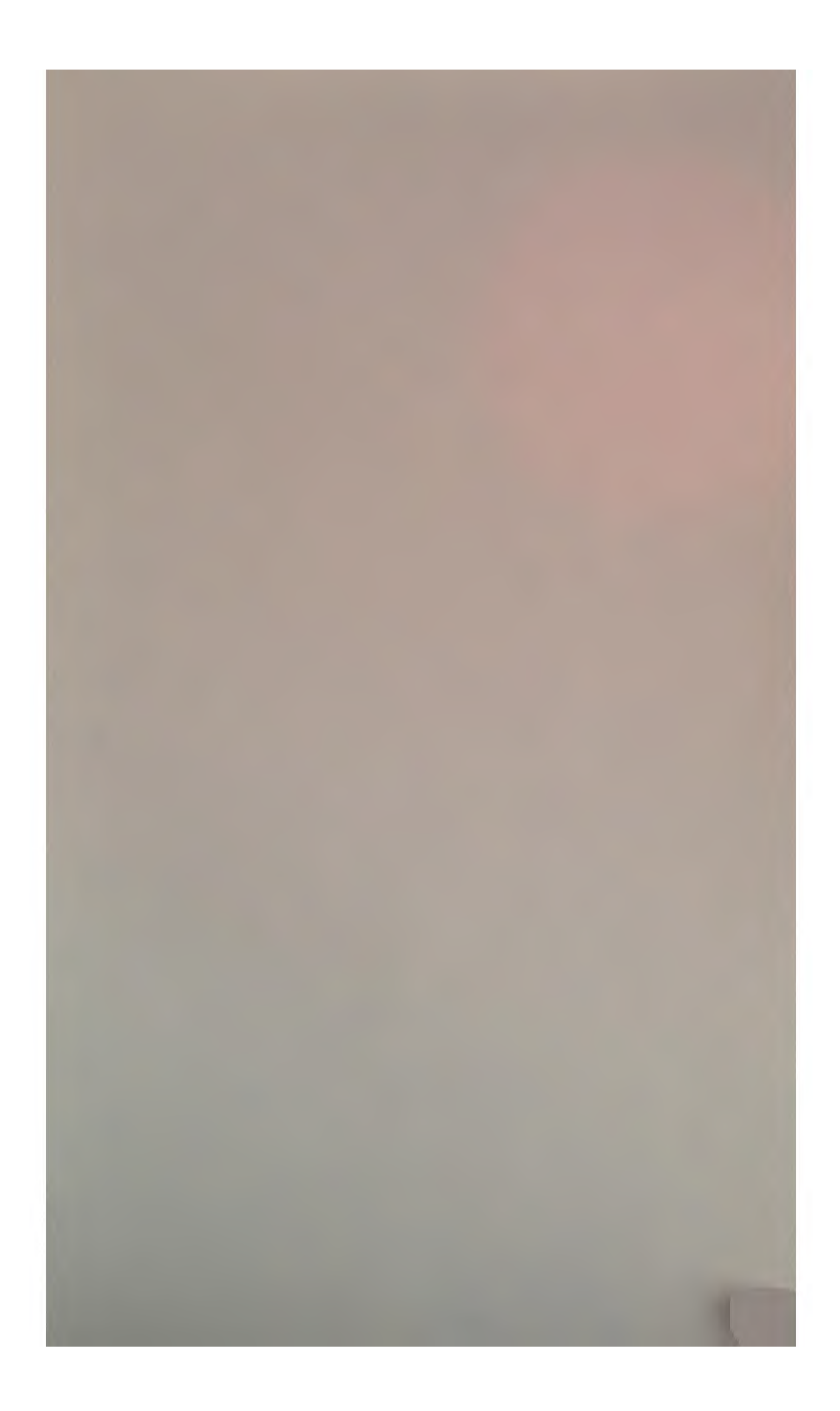
Byzantinischer Purpurstoff in Seide, angefertigt zwischen 976–1025 unter der Regierung von Konstantin VIII. und Basileios II.



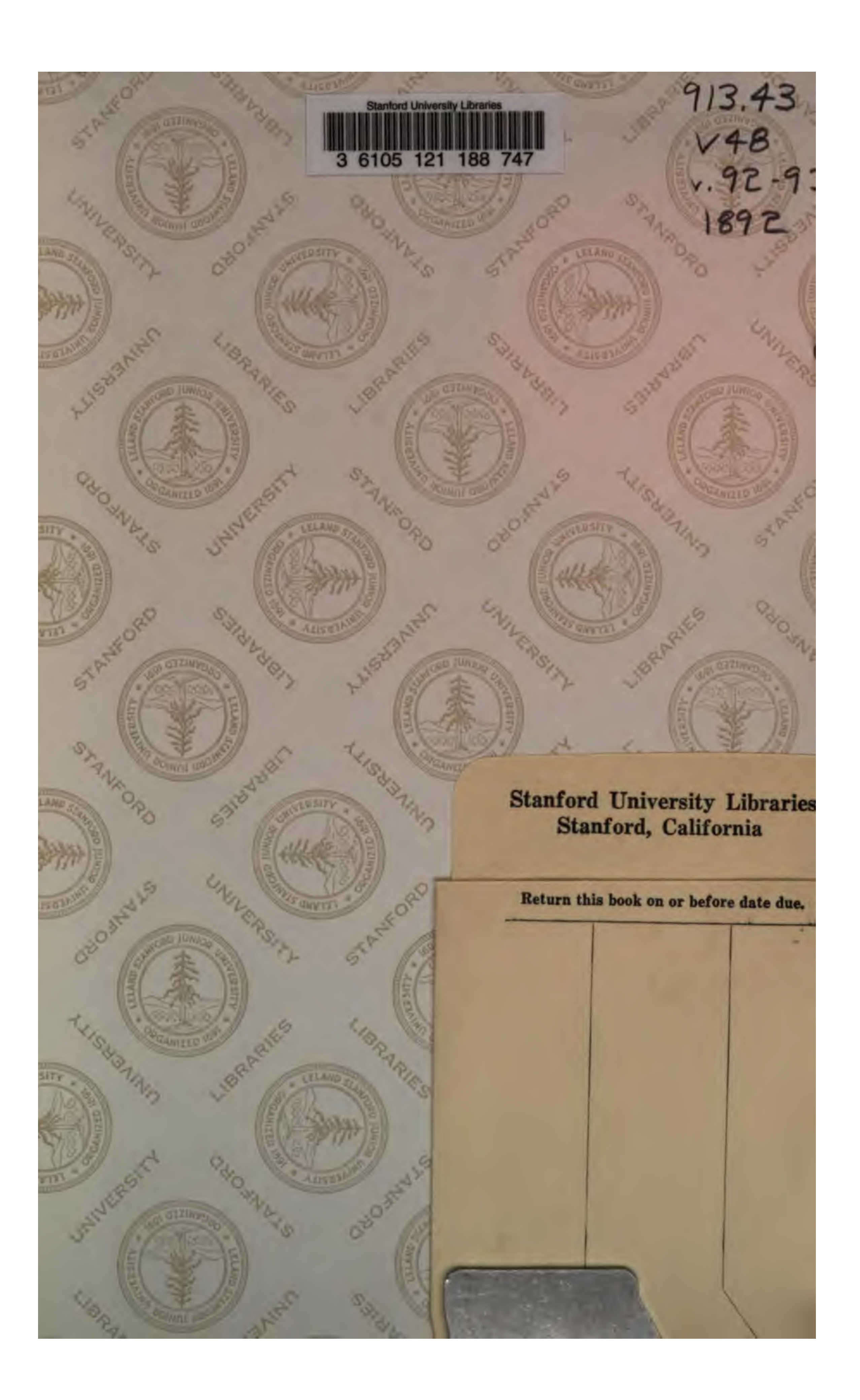
Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.








STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891



Stanford University Libraries
3 6105 121 188 747
913.43
V48
v.92-9
1892
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

